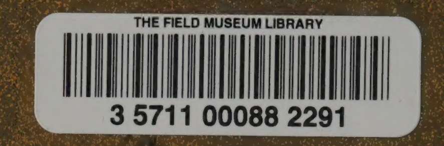


H. MEERWARTH u. K. SOFFEL

LEBENSBILDER aus der TIERWELT

·Säugetiere·


THE FIELD MUSEUM LIBRARY
3 5711 00088 2291


Edward E. Ayer
Library
Field
Museum of
Natural History
C.F.Gronemann.



Lebensbilder aus der Tierwelt

Herausgegeben von

H. Meerwarth und K. Soffel

Dritter Band

Erste Folge: Säugetiere III

Herausgegeben von

Karl Soffel

Mit 519 photographischen Aufnahmen und 13 Zeichnungen



R. Voigtländers Verlag in Leipzig

Einbandzeichnung von Karl Soffel, München.

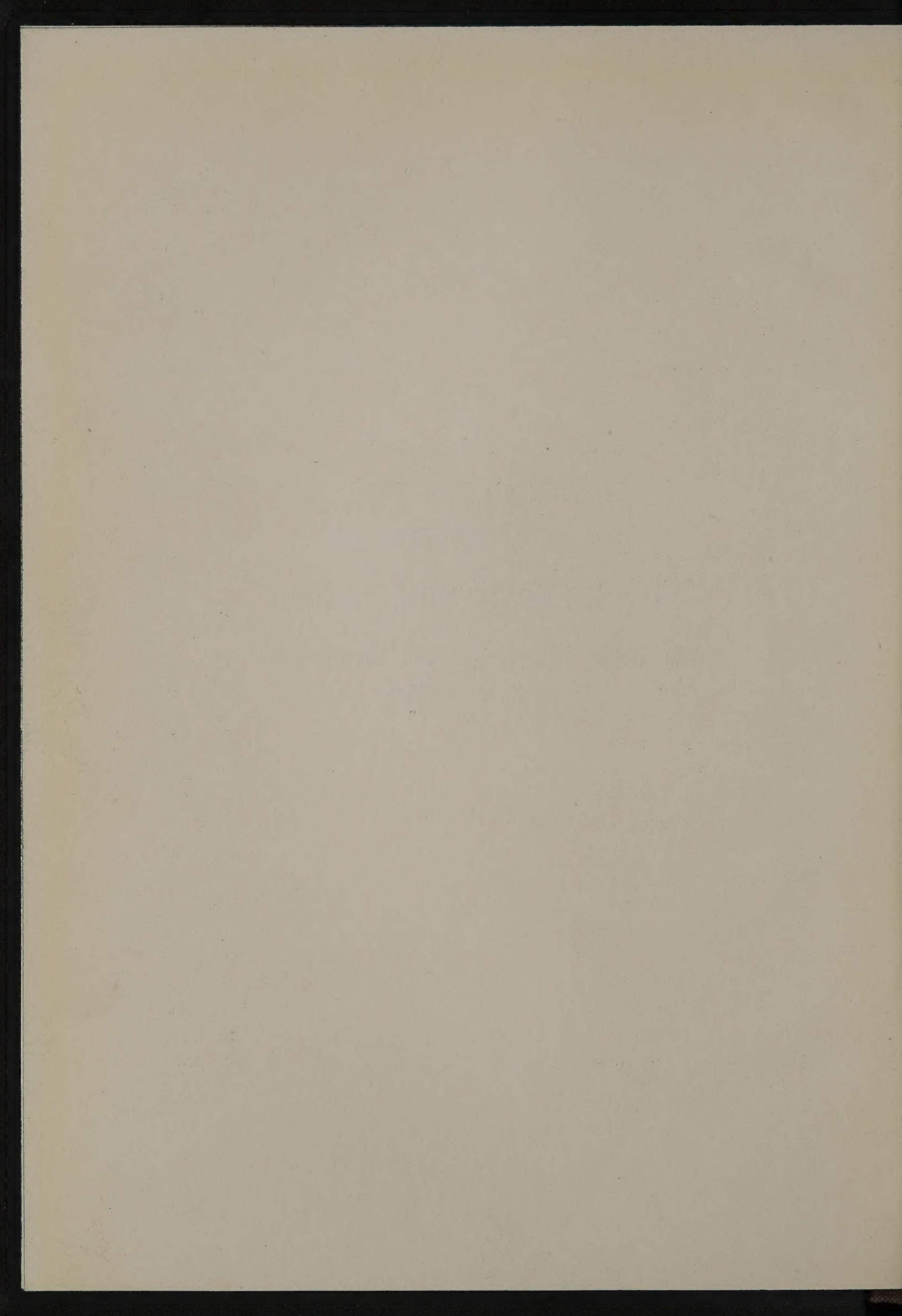
Säugetierreihe Band I erschien mit 295 photographischen Aufnahmen.
Säugetierreihe Band II erschien mit 347 photographischen Aufnahmen.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Seiner Königlichen Hoheit
dem Großherzog

Wilhelm Ernst von Sachsen

dem weidgerechten Jäger und Naturfreund
in Ehrfurcht gewidmet



Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorbemerkungen.

Im wesentlichen gilt für den vorliegenden 3. Säugerband das schon im Vorwort zum 3. Vogelband Gesagte:

Treu dem Programm, ist mit Anspannung aller Kräfte versucht worden, die gesamte Säugerfauna Europas im Urkundenbild vorzuführen. Da, wo Serien von Divarienbildern (auch als solche teils selten) an Stelle der Naturkunden haben treten müssen, war es bis heute nicht bloß uns, sondern auch andern nicht möglich, solche zu schaffen. Vielleicht ist es späteren Auflagen beschieden, diese Lücken auszufüllen.

Ähnlich wie in dem 3. Vogelband ist ein ergänzender wissenschaftlich-systematischer Teil beigefügt. Im engen Anschluß an Trouessart habe ich versucht, in gedrängtester Kürze eine vollständige Übersicht (mit eingestreuten biologischen Notizen und zeichnerischen Darstellungen seltenerer Arten, von Gehörnen usw.) über sämtliche bekannt gewordenen Säugerformen Europas zu geben. Ich hoffe damit die Brauchbarkeit des Buches – auch als Nachschlagewerk – nicht unbedeutend zu erhöhen. Es ist selbstverständlich, daß eine solche Arbeit, zu der eine Menge Literatur herangezogen werden mußte, und die in sehr beschränkter Zeit zu leisten war, nicht fehlerfrei sein kann. Es mag manche Unrichtigkeit mit übernommen worden, mancher Fehler beim Lesen der Korrektur stehen geblieben sein. Ich empfehle sie deshalb einer wohlwollenden Kritik.

Zuletzt gedenke ich der unveränderten Opferfreudigkeit und tatkräftigen Unterstützung des Verlags und der treuen Begleitung aller Mitarbeiter, unter denen ich, auch Herrn Fritz Bley an erster Stelle für seine Bearbeitung der Capra-Arten des systematischen Teils, zu Dank verpflichtet bin.

Weiters sage ich herzlichen Dank den Direktoren Behm-Stockholm, Grabowsky-Breslau, Vosseler-Hamburg, die mir in liebenswürdigster Weise bei Beschaffung einer Reihe von Divarienbildern entgegenkamen, Herrn

Dr. Karutz, Direktor des Völkerkunde-Museums zu Lübeck für Überlassung einiger reizvoller Bilder von seinen Forschungsreisen, Herrn Grevé in Riga, dem deutschen Konsul in Sevilla, Herrn Engelhardt, und Herrn Dr. Krüper-Athen für Übersendung wertvoller statistischer und biologischer Notizen.

Herrn Friedrich Falz-Fein in Askania Nova (Südrußland), durch dessen großzügige Förderung das Zustandekommen einzelner Artikel erst ermöglicht wurde, drücke ich an dieser Stelle ebenfalls nochmals besonderen Dank aus.

Burg Lauenstein, im Herbst 1912.

Karl Soffel.





A. B. Wilse. *Jotunheim (Norwegen).*

Renherde.

Das Ren.

Von Fritz Bley.

Das verlorene Paradies.

Vor Jahrtausenden! Wo heute die Quellflüsse der Loire, Dordogne, Rhone und Durance gen Nord, West und Süd sich donnernd scheiden und reiche Rebengelände sich an sonnige Höhen schmiegen, liegen damals noch die eisigen Moossteppen, das Jägerparadies! Keine Früchte milden Südens reifen dort zu Füßen der unermeßlichen Gletscherwelt. Aber die Johannisbeere bietet an niedrigen Sträuchern ihre herben roten und schwarzen Beeren. Im Moorboden, den die Sonne kaum in der Spanntiefe einer menschlichen Hand zu erwärmen vermochte, wurzelt eine flach verästelte Himbeerstaude, die zur Sommersonnwendzeit die gelben würzigsüßen Schellbeeren trägt; auf den Moosen sitzen gleich Korallen die grellen Bündel der Preißelbeeren, leuchten weiß und tiefrot die säuerlich bitteren Moosbeeren; die Rauschbeere reift und die schwarze Krähenbeere gibt süßliche Speise. Um die Zelte, in denen am Fuße des Gipsberges die Horde lagert, seit sie beim ersten Locken des Föhnsturmes die Winterhöhlen verlassen hat, blühen und duften weißer Wasserstern, rosafarbene Nelken, dunkelrote Wicken, blaue Glockenblumen und Moorfuchsschwanz. Bei Sumpfporst und Rosmarinseide sonnt sich am Stein ein blasses Röslein, und darüber kriecht der Wacholderstrauch hin, strotzend von grünen Beeren.

An Schluchten und Hängen, wo die Mittagssonne am besten anwärmen konnte, reckt sich schier manneshohes uraltes Gehölz hin, oft vom Schneesturme gerüttelt und doch immer wieder zum Lichte strebend: Birken und Werftweiden in breiten, weitausgreifenden Büschen. Von struppigen Kronen erstorbener Kiefern hängen bärtige Astflechten herab, an denen die Flöckchen der im sanften Winde segelnden Wolle des Sumpfgrases sich fangen. Zur Dämmerstunde sogen sie sich satt am Labsale der Nebel, die aus dem Moor aufstiegen und dann tropften sie in eintönigem Gleichmaße, bis die Mittagssonne mit mildem Scheine sich über das weite Moor lagerte und nun die Welt in traumseligen Schlaf versinkt. Nur die Alpenlerche stimmt noch ihr Lied an, und zuweilen jagt eine Schwalbe aus ihrem Nistloche im Torfe auf. Sonst Stille, feierliche Stille ringsum! Moorhühner und Schneeammern stübern im trockenen Torfsande, auf den Blänken halten die Scharen der Enten, Gänse und Schwäne stille Rast, die Eule blockt mit blinzelnden Lichtern im Weidicht. Selbst der unermüdliche Rabe schweigt; selbst der unersättliche Vielfraß liegt, behaglich den Raub des Morgens verdauend,

zusammengerollt zwischen trockenen Mooskaupen; selbst der hungrige Wolf trabt jetzt nicht mehr umher, und der Lemming hat Frieden in seinem Verstecke.

Zwischen den Zelten an einem Herde aus zusammengesetzten Feldsteinen hocken spielende Kinder. Sie haben Dürrholz von den Weidensträuchern herbeigeschleppt, das sie mit Riemen aus Renfell*) umschnürt hatten. Jetzt blasen sie tüchtig in die Aschenglut und jubeln laut, als die Flamme lichterloh aufschlägt und die Rauchsäule schnurgerade durch die über dem Feuer erzitternde Luft zum Himmel aufsteigt: das bedeutet Heil und guten Fang für die am Rande des großen Stromes auf dem Moossumpfe jagenden Väter und Brüder.

Die Kinder laufen nackt herum in dieser Zeit, in der das Wasser ohne Eiskruste offen steht und man die Fische mit der Hand fangen kann. Heute haben die Buben und Mädchen sich im Tauchen geübt und einige stramme Fische gegriffen, die nun in dem Netze neben dem Zelte zappeln. Das Netz ist aus Rensehnen gestrickt, die mit Pfriemen aus Rengeweih zerfasert und dann geknüpft sind. Jetzt kommt die Mutter und gibt den Mädchen die Fische zur Zubereitung. Mit scharfem Schaber aus Feuerstein schuppt jede einen Fisch und nimmt ihn aus, um ihn der Mutter zum Rösten auf

---

*) Unser nordländisches Wild (Rangifer tarandus) heißt **Ren**, das männliche **Renhirsch**, das weibliche **Rentier**. Die Schreibweise **Renn**, die Brehm gebrauchte, fände Rechtfertigung im altnordischen „hreinn". Der Name deckt sich aber im Klange mit dem schwedischen „ren". Englisch rane oder ranedeer, auch rein-deer, angelſ. hrân oder hrân-deor. In Amerika wird es **Karibu** genannt. Sein Verbreitungsgebiet umfaßt den ganzen Gürtel der hochnordischen Breiten, in Amerika von den Nordgrenzen der Vereinigten Staaten bis zu den Parry-Inseln. Südwärts geht es in Amerika selten unter den 59. Grad nördl. Breite herab; doch sind im Jahre 1856 zahlreiche Rudel bis zum Huronen-See in 47 Grad nördl. Breite herabgewandert. In Rußland reicht das Verbreitungsgebiet des wilden Ren von Novaja Semlja bis hinab nach Kasan, im Uralgebiete sogar bis hinab zum 52. Breitengrade. Es ist bezeichnend für die zurückgebliebene Artentwicklung dieser am meisten südlich stehenden Rener, daß die weiblichen Tiere der Kasanrasse noch kein Geweih haben.

In Island ist das Ren im Jahre 1710 aus Skandinavien wieder eingeführt.

In der letzten Eiszeit reichte das Gebiet des Ren hinab bis an die Seealpen. Dagegen müssen Cäsars Angaben, daß zu seiner Zeit im Herkynischen Walde ein Wild gelebt habe, dem aus der Stirn ein Einhorn entsprungen sei und das ein reich verzweigtes Geweih getragen habe, wie die meisten Mitteilungen dieses Römers in das Gebiet der Fabeln verwiesen werden. Es ist klar, daß mit dem geschilderten Wilde nur das Ren gemeint sein konnte, von dessen Augensprossen häufig nur einer stark entwickelt ist, der dann auf der Mitte der Stirn aufliegt; dies ganz richtig gekennzeichnete Ren war aber zu Cäsars Zeit bereits seit Jahrtausenden aus dem Gebiete Germaniens verschwunden, das Cäsar als das des Herkynischen Waldes bezeichnet. Es war immer nur ein Bewohner der Randgebiete des Inlandeises oder der Eismeere gewesen. Die Renfunde von der Schussenquelle in Oberschwaben beweisen ebenso wie die Höhlenfunde in der Dordogne, daß die Renzeit mit der des Eiszeitmenschen sich deckt. D. Verf.



Herde zahmer Rener.

den heißen Steinen zu reichen. Die kleinste holt auf Befehl der Mutter den Birkenbesen und säubert den Platz von Schuppen und Fischblasen, die sie in die Kehrichtgrube wirft zu zerschlagenen Markknochen und sonstigen Speiseresten.

Dann werden einige Fische verspeist, und der Rest wird auf Weidenstäbe gesteckt und im Zelte aufgehängt, wo kein frecher Vielfraß sie stehlen kann. Die Buben laufen dann wieder hinaus, um junge Schneehühner zu fangen. Die Mädchen aber setzen sich zur Großmutter ans Feuerchen und helfen ihr warme Winterkleider aus Bärenhaut und gegerbter Rendecke zu nähen. Die Augen der Alten sind noch immer hell und scharf, wenn sie in die Ferne blickt, aber das Einfädeln der dünnen Sehne in das Öhr der feinen aus Rengeweih geschabten Nadel will ihr doch nicht so flink von der Hand gehen wie den Kindern. Wißbegierig schauen diese zu, wie Großmütterchen die Achsel in Vaters neuen Langrock aus weißem Renkalbfell einpaßt und wie sie den Vorderstoß mit Otter verbrämt. Dann wird ein Frauenrock aus Bärenpelz bewundert, der mit Hermelin gesäumt ist. Dazu das herrliche Gehenk aus glitzernden Seemuscheln. Und dann die eigenen nagelneuen Kleidchen, die Mutter zugeschnitten hat, und die alle noch genäht, und wenn es falsch war, wieder aufgetrennt werden müssen, damit sie weich und bequem anliegen, wenn der Schneesturm wieder um die finstere Felsgrotte braust.

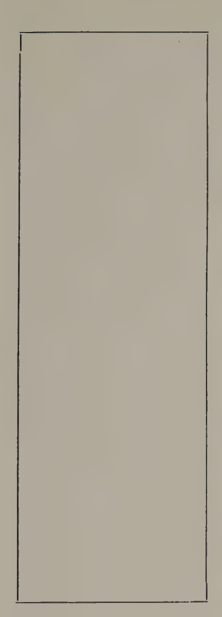
Auch dort oben gibt es jetzt noch viel zu tun! Es muß frisches Heu zur Lagerstätte eingetragen und zuvor der alte Unrat ausgefegt werden. Denn sauber und wohnlich soll der Felsensaal bezogen werden, wenn das Unwetter zur Nebelzeit dazu zwingt. Dann wird vor den Eingang ein Fell gehängt, das nur soviel Luft herein läßt, um dem Rauche Abgang zu gestatten. Mit fröhlichem Geplauder besorgen Frauen und Mädchen dort oben diesen Dienst. Sie schichten Weidenholz in Bündel auf, schütten Grasheu auf die trockensten Stellen des Höhlenbodens und mustern dabei voller Freude die schönen Malereien, die mit geschabten Stücken von Farberde an den Wänden an-

1*

gebracht sind. Da ist ein grimmer Bär eingeritzt, dort ein Ren von sechsundsechzig Enden, dort ein langhaariges Mammut mit geschweiften Stoßzähnen.

Noch viel schöner aber ist der große Hordenschmuck, der in einem Höhlenschreine verborgen wird. Kristalle, die wie Eis funkeln in stockfinsterer Nacht, Goldgestein und gelber Bernstein neben blauen Amethysten und buntem Achat. Und dazu Speerspitzen, Äxte und Schaber aus Feuerstein, wie die Jäger sie aus weiter Ferne zusammengeschleppt oder den wollköpfigen Braunen geraubt hatten, die vordem diese Gegend bewohnten aber weichen mußten, als die helläugigen Langschädel aus Norden einrückten. In ihrer Hand wurde der Schaber und das Steinmesser zum Künstlerwerkzeuge. Sie schnitzten damit aus Knochen oder Mammutzähnen herrliche Tierköpfe und sonstige Verzierungen, die später der nordischen Tierornamentik zum Ausgangspunkte ihrer Entwickelung gedient haben. Diese Lust zur darstellenden Kunst war ja auch verständlich genug bei einem Volke, dessen schöpferische Phantasie durch die Erinnerung an bestandene wilde Gefahren und den Kampf mit tobenden Naturgewalten so stark befruchtet wurde. Die Freude an dieser ursprünglichen Kunst teilte sich selbstverständlich allen Mitgliedern der Horde mit und erklärt die fröhliche Schaulust unserer mit dem Höhlenputze beschäftigten Mädchen. Sorgfältig wird der Schrein nach Besichtigung der Schätze wieder mit der Steinplatte verschlossen. Dann werden die gesonnten Felle wieder über die Lagerstätten gebreitet, und singend ziehen die Mädchen in das Zeltlager zurück. Eine von ihnen spielt eine bald eintönig schwermütige, bald schrill klingende Weise auf einer Pfeife, die aus einem Vogelknochen geschnitzt ist, in den Löcher eingebohrt sind.

Unten bei den Zelten ist inzwischen reges Leben eingezogen. Die Männer kehren von der Jagd zurück. Voran die Jünglinge mit den zottigen Wolfsspitzen, die Ren und Bär verbellen. Heute gab es für diese treuen Gefährten der Jäger grobe Arbeit, halb tot vor Müdigkeit strecken sie neben den Zelten sich nieder und schlafen, nur zuweilen laut werdend, wenn sie im Traume des wilden Kampfes mit dem Hauptbären gedenken, der mit Steinen nach seinen Verfolgern warf und wie rasend um sich schlug, als er endlich sich stellen mußte. Mit der schweren Steinaxt am Wacholderstiele hat ein Jäger ihn dann erschlagen. Dort tragen ihrer sechs jetzt sein Wildbret herbei. Andere schleppen selbander an Stangen die in Fallgruben getriebenen und dort erschlagenen Renhirsche, deren vielendige Geweihe nun über Rücken und Flanken des Wildes gespannt sind. Der Tag hat reiche Beute gegeben, drüben in den mit Weidenzweigen und Moos verblendeten Eisgruben und bei der Bärenhatz auf dem offenen Moore! Die Hunde haben dort das Eingeweide und den Schweiß des Bären verschlungen. Jetzt werden am Feuer die Rener zerwirkt, und die Schädelschale kreist mit dem frischen schäumenden Blute als feierlichem Trunke.





Junger Renbock.

Alles an dieser köstlichen Beute wird verwertet. Selbst die Därme, die getrocknet und gedreht werden, um leichte Stricke zu liefern. Die Haut wird am Boden angepflöckt und mit dem Hirne eingerieben und gegerbt, die Sehnen werden für die Bogen aufgespart, aus dem Geweih schnitzen Männer und Kinder Harpunen und Angelhaken zum Fischfange, sowie scharfe Lanzenspitzen.

Das Ren ist ihr ein und alles. Sie würden ohne dies Wild zur Winterszeit, wenn der Fischfang durch Eis und Schneestürme unmöglich gemacht wird, verhungern oder gleich dem Vielfraße vom ekelhaften Wildbret der Lemminge leben müssen. Aber der Jäger empfindet dieses Leben als den Inbegriff menschlicher Seligkeit. Sein stolzer Hirsch ist der adelvolle Sohn einer freien Wildnis und er selbst deren gewaltiger Beherrscher. Wird es, ja kann es jemals auf Erden ein herrlicheres Wildnis=Paradies geben, als dies hier am Fuß der unabsehbaren Gletscher? — — —

Jahrtausende sind dahingezogen. Die Vereisung hat sich in ihren Folgen als der große Segen für das Land erwiesen. Die Gletscherablagerungen haben den Boden unerschöpflich fruchtbar gemacht. In den Tälern, die zur Gironde und zum Mittelmeer abwässern, funkelt an breitsilbernen Bändern stolzer Ströme der Reichtum üppiger Traubenpracht und lebt die Erinnerung an die reichste Geschichte und die schönsten verführerischesten Frauen der

Menschheit; aus dem Dufte von Jasmin und Rosen flüstern die Lieder der Betran de Borne, Raimund von Toulouse und Richard von Poitou. O, prouvenco, pais dei troubaire, toun doux parla pout pas mouri! Ist nun dort der Traum des Paradieses von Schönheit und Liebe, von Wein und Liedern vollbracht, das Reich irdischer Glückseligkeit erreicht? Es sieht wenig danach aus. Inmitten des üppigen Reichtums einer verschwenderischen Natur steigt aus dem hungernden Magen der Massen der Wahnsinn verzerrter Begehrlichkeit empor!

In den Höhlen von Cro Magnon und Aurignac aber graben Gelehrte die Gebeine der Renjäger aus und bestaunen das edele Ebenmaß der Schädel und den hohen Wuchs dieser schönen Nordlandrasse, die mit der Erwärmung des Klimas auswandern mußte, weil das ihr unentbehrlich gewordene Ren vor der lästigen Hitze zurückwich.

Durch das Gebiet des heutigen Belgien und Niederdeutschland zogen die Jägerhorden bis zu den kimbrischen und skandinavischen Halbinseln, wo im Moore nun ihre Gebeine vereinigt liegen mit Äxten und Speeren aus Rengeweih. Allmählich, mit der durch den Golfstrom bewirkten Erwärmung fand der Mensch dort andere Nahrung in den Fischen und Muscheln des Meeres, an Eiern und an dem Wildbret von Strandvögeln, sowie an dem von Hirsch, Reh und Wildschwein. Mit den früher bereits geübten Fertigkeiten schuf er nun dort die neusteinzeitliche Kultur, die sich auswuchs zur Kultur der Menschheit und ihre höchste Blüte erreichte im sonnigen Süden, seiner einstigen Heimat — bis das versklavte Volk der Mittelmeerrasse in seinem germanischen Adel die letzten Reste der abermals erobernd vorgedrungenen Eiszeitrasse ausmerzte und sich nun nicht mehr selbst zu beherrschen vermag.

Das Ren aber, dessen der Mensch nun dort längst nicht mehr bedarf, ist davon gezogen zu den eisigsten Grenzen der nordischen Erde!

In der Winternacht.

Der Sturm hat die hohen schwarzen Felsblöcke am steil abfallenden Ufer des Fischflusses vom Schnee befreit. Jetzt trägt der trotzigste von ihnen eine lebendige Strahlenkrone. Wie eine feurige Himmelsschlange mit blaßroten Schuppen und Flossen ringelt sich über ihm im Westen ein Nordlicht am blaßgrün erscheinenden Himmelsdome empor. Heller, immer heller werdend flackert es in leuchtendes Rubinrot hinüber und teilt sich zu einem dreiköpfigen Ungeheuer, das Strahlenbündel ausspeit. Blutrot das eine, grünlichweiß das andere, gelb das mittelste. Bis zur Höhe des Nordsternes zucken und züngeln diese Feuergarben empor, dann verschlingen sie sich und verfunkeln in der kristallklaren Winterpracht wie sanft und leise verzitternde Silberwellen.



Herde zahmer Rener.

Da brüllt es auf wie unterirdisches Grollen. Durch das eisige Schweigen hin donnern die Seen, denen die zunehmende Kälte den Frostpanzer zerbricht. Von ferne her dröhnt Antwort herüber. Ringsum erschauert die Erde; und vom Himmel wirft der Große Bär eine Brante voll sausender Sternschnuppen herab, die Streifen leuchtenden Staubes hinter sich lassen.

Tag und Nacht wären jetzt gleich dunkel, wenn nicht der Vollmond aus der Nacht in den Tag und dann wieder aus diesem in die Nacht hinüberzöge, wie er schweigsam lächelnd aus dem alten in das neue Jahr hinübergleitet. Unter Mittag, wenn er so tief dahinzieht, daß sein Ring den Erdkreis berührt, bildet sich in dem Schnitte ein helles Lichtfeld, und als feierlicher Neujahrsgruß erhebt sich ein blasser, zarter Mondregenbogen aus dem feuchten Dunste der weiten Moossteppe. Der Met der Träume taut herab auf das schlafende, lautlose Land. Der Bär unter seinem warm ausgepolsterten Windwurfe, der Lemming in seiner Höhle blinzeln auf; und die Rener, die im Dickicht des fernen Waldes sitzen, heben wiederkäuend die müden Häupter, um gleich darauf wieder in Halbschlaf zu versinken.

Über die mondbeglänzte Schneefläche aber schnürt lungernd und hungernd der Eisfuchs dahin, froh, wenn er die scharfe Witterung eines Lemmings unter dem Schnee findet. Und am Saume des Krüppelwaldes von Zwergbirken und Kriechweiden schleicht, tief an den Schnee geduckt, freches Raubgesindel. Ihre Pelze sind schmutzigweiß, wie alter mit Sprock und Dürrlaub überwehter Schnee. Ihr Tritt ist geräuschlos und scharf horchen die breit nach vorn gestellten Lauscher in den Wald hinein, ob nicht doch das Rudel verdächtigen Laut vernommen habe.

Die Rener*) dösen wiederkäuend vor sich hin. Schluckt das eine den

*) Die große Verschiedenheit von Deckung und Standort hat dem Ren der einzelnen Gebiete naturgemäß gewisse Unterschiede in der Größe und dem Geweihe aufgeprägt. Man unterscheidet namentlich stark das Waldren von dem der Moossteppe (Tundra in Rußland, Barren grounds in Nordamerika). Ersteres geht selten über den 60. Grad nördl. Breite hinauf. Es ist daher stärker im Bau und hat kürzere und stärkere Schaufeln. Seine schärfste Ausprägung erreicht es in Nova Scotia bzw. Neu-Fundland (R. terrae novae, Bangs). In den Felsengebirgen hat man mehrere Unterarten bestimmt, wie das Berg-Karibu (R. montanus, Thompson-Seton), Osborns Karibu vom Stikine Flusse (R. Osborni, Allen), das Königin Charlotte-Karibu (Rangifer dawsoni, Thompson-Seton) von den Inseln dieses Namens. Auf der Kenai-Halbinsel bestimmte A. J. Stone das R. Stonei. Die Kennzeichen dieser verschiedenen Arten stehen keineswegs unbestreitbar fest. Insbesondere ist die Berechtigung einer Unterscheidung des Neufundland-Renes von dem aus Nova Scotia durchaus zu bestreiten, da ersteres bis vor kurzer Zeit im Winter über Eis auf das Festland kam.

Östlich der Felsengebirge auf den weiten Moossteppen, die bis zum Eismeere reichen, steht eine im Gewicht wesentlich leichtere Art mit sehr weit ausgelegten, spindeldünnen, meistens vornüber gebogenen und daher wenig eindrucksvollen Geweihen: das Barren-Ground-Karibu (Rangifer arcticus), das man wieder vom Grönland-



J. Bijur. — **Neufundland-Renhirsch.** — *Neufundland.*

Brei hinunter, rülpst das andere die ganze Mahlzeit frisch herauf, um den Wohlgeschmack der halbverdauten Flechten noch einmal auszukosten. Die ausgescharrten Stellen neben ihnen und die angehäufte Losung zeigen, daß sie schon lange hier bei ihrer jetzt einzigen Äsung, dem Moose, lagern. Nur spärlich sind daneben Astflechten, die sie hochaufgerichtet von den Bäumen herunterlangen. Seit Wochen und Monaten geht das Schluck=hinunter und Hupp=herauf in wohligem, gemächlichem Behagen fort, nur gelegentlich unterbrochen wenn eins oder das andere der schläfrigen Tiere aufsteht, sich den steifgesessenen Buckel reckt, den Wedel hebt und blubbernd die Losung fallen läßt. Näßt es freilich, so kommt Leben in die Nachbarn, denn diese gelbe Stelle wird begierig bis auf das letzte Schneekorn aufgeleckt. Dies reizt dann auch die Lust zum Herunterholen frischer Flechten, das nur im Parademarsche auf den Hinterläufen möglich ist. Dann knistern bei jeder Bewegung des Rumpfes oder auch nur des Halses die Läufe wie elektrische Batterien. Aber nach wenigen Augenblicken tun die Tiere sich wieder nieder, und das unterhaltsame Spiel beginnt von vorn: Schluck=hinunter, Hupp=herauf! Dies heimliche Leben im Winterverstecke läßt es wohl verständlich erscheinen, daß die Eingeborenen mancher Gegenden, insbesondere in Grönland, wo das Ren sich mangels anderer Deckung einschneien läßt, glauben, das Ren verfalle gleich dem Bär in Winterschlaf. Und wer sie hier schlucken, rülpsen und dösen sähe, möchte sie für die schafsdämlichste Gesellschaft auf Gottes Erdboden halten.

Selbst der alte Hirsch macht, wie er sich jetzt räkelnd erhebt und schlotternden Schrittes mit hängendem Halse und knickenden, knisternden

---

Ren (R. grœnlandicus) unterscheidet. Beide zusammen stellen zweifellos einen starken Gegensatz zu dem Waldren dar, sie sind insbesondere auch heller in der Farbe. Aber obgleich sie auf Grund ihrer langen Trennung als besondere Arten angesprochen werden, dürfte es doch oft schwierig sein, das Ren des Festlandes von dem grönländischen bestimmt zu unterscheiden; denn auch hier ist die Vermischung infolge Hin= und Herwanderns über Eis häufig.

Dagegen hat an dem Ren von Spitzbergen Dr. Nitsche eine besondere Länge des Schädels im Gegensatze zu dem des lappländischen festgestellt. Hingegen hat dies letztere nach Lilljeborgs und Nitsches Feststellungen die breitesten Nasenbeine, während das Spitzbergener die schmalsten hat. Außerdem liegt die geringste Breite der Nasenbeine beim Spitzbergen=Ren etwas hinter dem von Vrolik „os supramaxillare accessorium“ benannten Schaltknochen, der sich als Fortsetzung des Zwischenkiefers darstellt, bei dem Lappen=Ren dagegen am Vorderende der Nasenbeine. Dieser verschiedene Verlauf der Nasenbeine kennzeichnet die stärksten bekannten Rassenunterschiede beim Ren.

Das Lappen=Ren ist im Wuchse geringer, als sein wilder Vorfahr und stellt sich im Vergleiche zu diesem als ein verblödetes Herdenvieh dar, als der klägliche Sklave seines schmutzigen und herabgekommenen Herrn. Gleichwohl beweist schon seine häufige, in Freiheit sich vollziehende Kreuzung mit dem skandinavischen Wildren, daß es dessen Art angehört. D. Verf.



Herde von Alaska-Renern.

Fesseln zur Äsung schreitet, den Eindruck eines kümmerlichen Bewohners seiner trostlos eintönigen Heimat.

Aber sieh: was war das? Woher auf einmal diese Veränderung? Wie ein erzgegossenes Bild voller Kraft und sprühenden Lebens steht er da, und jedes Haupt des Rudels ist in gespannter Aufmerksamkeit erhoben. Hat ein flackernder Lufthauch ihnen eine schwache Witterung von ihren Feinden zugetragen? Hat ihr unvergleichlich scharfer Blick das Grauweiß des Birkenwaldes durchdrungen? Hat das feine Gehör des Leithirsches den Leisetritt der Wölfin im losen Schnee vernommen? Hochauf reckt er sich, die Nüstern gebläht, scharf voraus äugend. Vergebens drückt das Raubgesindel sich in den Schnee. Ein grunzendblökender Warnruf – und auf und davon ist das Rudel! Durch den losen Schnee stiebt es in hohen steilen Sätzen dahin. Nicht so steifbeinig wie Damwild. Aber doch, falls es nicht trollt, meistens mit allen vieren zugleich in der Luft, hochauf das von schwerem Geweih gekrönte Haupt und hochauf den Wedel gerichtet. Wie Kastagnetten „schellen" die Geäfter hell durch den Winterwald; der Schnee wirbelt hinter ihnen weg, über Stein und Geröll fliegt das scheue Wild dahin, denn seine lockerverbundenen und weitausgreifenden Schalen und stark entwickelten Geäfter ermöglichen, wie auf Schneeschuhen über weiches Moos und lockeren Schnee

zu flüchten. Und die Eisdecke auf den Blänken im Moose, die dem Elche zum Verderben würde, benutzt das Ren-Rudel als allerschönste Schlittenbahn. Ist die glatte Strecke weit, so wirft es sich auf die Keulen und saust sitzend so flink wie ein Segelschlitten dahin auf Nimmerwiedersehn.

„Waauu–huuh!" heult vor Wut und Grimm die alte Wölfin, auf ihren Keulen sitzend, zum Mittagsmonde hinüber. Und „Wuuh–aoaah!" antwortet ihr von drüben ein alter nicht minder hungriger Wolf, der vergeblich am Flußufer hinter einem Steine dem schellend und röchelnd herantrollenden Rudel aufgelauert hatte. Ja, wuuh–aoaah! Heule nur, du alter Gauner! Der Leithirsch ist diesmal von dem gewohnten Wechsel abgebogen und hat das blanke Eis angenommen, um endlose Strecken zwischen sich und euch Raubgesindel zu bringen! Denn sobald das Ren sich in seinem Winterverstecke verraten weiß, wechselt es meilenweit aus, um eine neue Schutzstelle zu suchen.

Möge der Neuschnee seine Fährte auslöschen in dem offenliegenden Buche der Eissteppe! Denn die Wölfe werden ihm folgen, spurfest und unermüdlich, und sollten sie tage- und nächtelang traben, Hunderte von Meilen weit. Nirgend ein offenes Wasser, das die Fährten des flüchtenden Rudels verhehlen könnte! Waauu–huuh! Wuuh–aoaah! Hört ihr die anderen drüben an den schwarzen Felsen? Nur ein Neuschnee kann das Rudel retten oder ein Stiemwind, der das Unterste zu oberst kehrt!

Wenn die Eissteppe erwacht.

Winterwende! Immer seltener waren in den letzten Wochen die Nordlichter geworden. Nun ist die Zeit der großen Morgenröte gekommen, die gewaltige Scheide zwischen dem Mittagsmonde und der Mitternachtssonne. Nicht wie das flüchtige Stimmungsspiel südlicher Länder ist dies ernste eindrucksvolle Nordlandsrot. Nur das Alpenglühen könnte sich ihm vergleichen, das sich, wenn auch nur für eine erhaben feierliche Stunde, in leidenschaftlicher Flammenpracht der Ferner tief in den dunkeln Nachthimmel hineingräbt. Aber hier im Norden stehen nicht wie dort schwere Tinten gegeneinander. In zarten, feinsten Übergängen zerfließt die aufsprudelnde Glut in der kühlen Blässe des blaugrünen Himmels. Wie eine Mahnung zu sieghaftem Lebensstolze verkündet dies Strahlenlied der Ewigkeit die Erfüllung göttlicher Frühlingsverheißung.

Längst sind die blonden Jägervölker der Eiszeitrasse aus diesen Breiten gewichen. Über dem Lande Thule, das einst ihre Heimat war, liegt das Packeis oder rollt seine Wogen das rauschende Meer. Weit, weithin sind die alten Völker gewandert, manche bis zu den unwirtlichen Grenzen heißer Länder, in denen ihr nun gebräunter Leib verschmachtet wie ihre Seele. Aber wie in der Tiefe der Muschel noch immer eine Sehnsucht nach



Amerikanisches Ren in der Tundra. *Neufundland.*

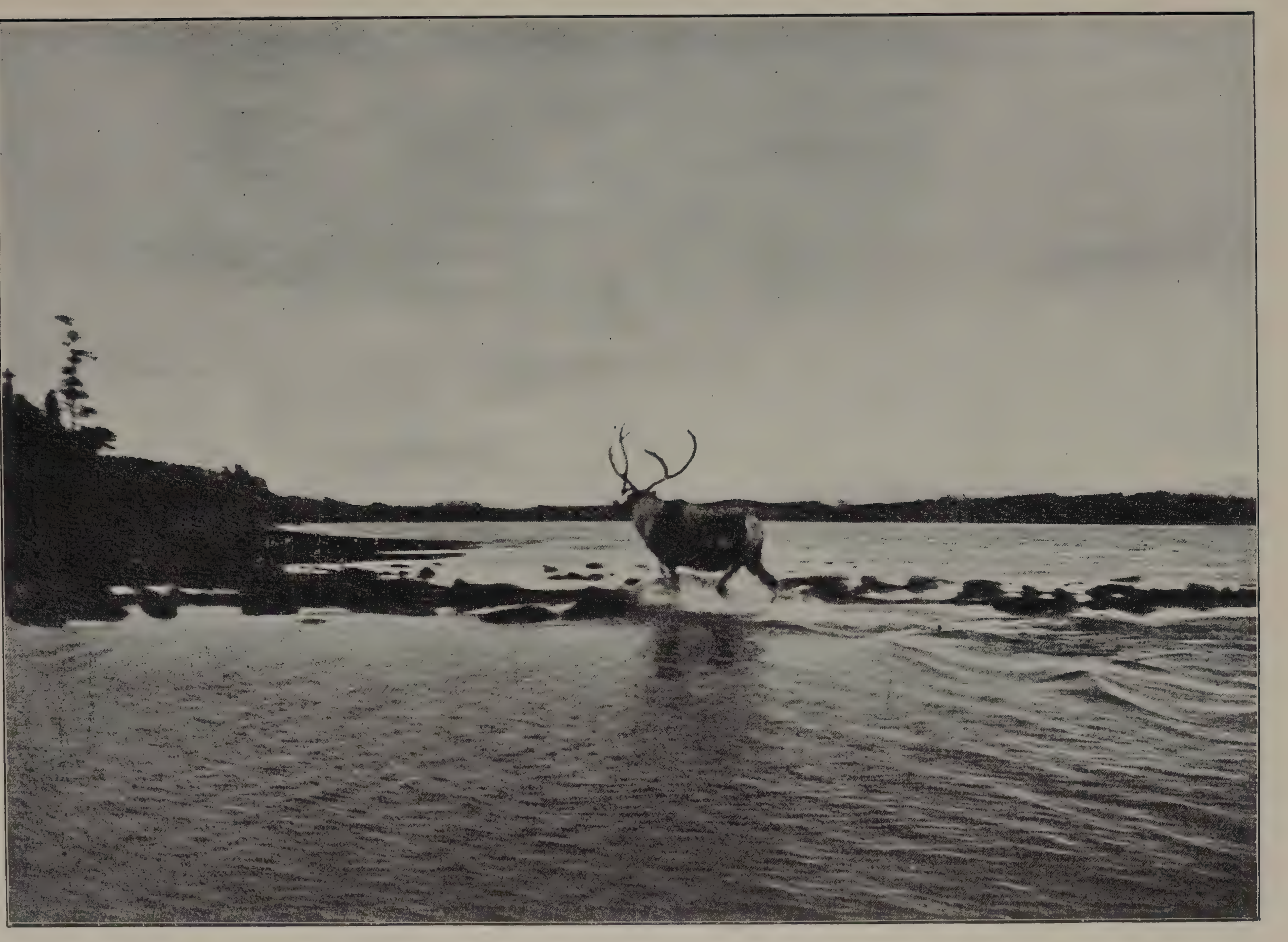
der Meeresheimat klingt, so lebt in den Sagen aller Thule-Völker die unzerstörbare Kindheitserinnerung der arischen Menschheit an die dreißigtägige Morgenröte, die der langen Wintersnot voll düsterer Bangigkeit folgte: Hels lange Winternacht und die Mitternachtssonne waren ja Merkmale, die diesen Zeitpunkten zu zähem Gedenken verhalfen. Jauchzend preist die indische Veda die Morgenröte auch noch in einem Lande ewiger Tag- und Nachtgleiche, die das Tagesgestirn in hastiger Gleichgültigkeit ohne Feierlichkeit für braune Menschen heraufführt, die ihrerseits längst nicht mehr, wie einst ihre blonden Ahnen, erröten können. Die Jägervölker sind dem Wilde des alten Landes Thule gefolgt, das bei der Vereisung südwärts weichen mußte oder wie das Mammut seine Knochen und Zähne auf der vereisenden Moossteppe ließ, wo eine darüber gespülte Kiesdecke sie schützte und barg. Aber ein Teil der alten Pflanzenwelt ist geblieben, der dem nordischen Klima sich anzupassen vermochte. Inmitten des Eismooses sprießen Flachthymian und Wermut, Schneeprimeln und Ranunkeln, blüht ein blasses Röslein und das Vergißmeinnicht spricht im Lande der Verdammten unter Tungusen, Tschuwanzen, Jukahiren und Tschuktschen von ewiger Liebe! Keine dieser Pflanzen kann sich noch durch Samen vermehren, denn der früh einbrechende Winter läßt die Frucht nicht reifen. Aber im verzweifelten Kampfe um das Dasein haben diese Reste einer milderen Zeit sich dem unerbittlichen Schicksale gefügt und leben im Herbste ihren Blütentraum, den der harte Lenz ihnen versagt hat. Wie unter den Tropen gibt es hier

überhaupt keinen Frühling, sondern nur Winter und Sommer. Denn die Sonne, die im April sich kaum ein Stündlein mittags über den Erdball erhebt, kann die Nachtfröste von 30 Grad nicht verbannen. Aber wenn im Mai das Tagesgestirn herrschend wird, begrünt sich das Gebüsch der Kriechweiden, Zwergbirken und Lärchen. Und wie auf einen Zauberschlag wird alles Pflanzenleben dann aus seinem Winterschlafe erweckt. Dann erhebt sich an jeder freigelegten Stelle ein gelbes oder blaßrotes Blümlein, wagt seinen Kelch zu öffnen und blüht darauf los, um so viel als möglich vom Lichte der Sonne Nutzen zu ziehen.

Andere freilich singen in Milliarden feiner Stimmen mit Rechte jauchzend vom Frühling der Moossteppe: die Mücken! Sobald im März oder April die Sonne zu flüchtigem Mittagsbesuche erscheint, stehen sie in schwarzen Säulen über allen vor rauhen Winden geschützten Stellen der Moossteppe, an allen Waldrändern und Gebüschen. Gegen ihre die Luft verfinsternden Wolken gibt es für die Eingeborenen dann kein anderes Mittel als den dicken, bittern Rauch von abgefallenen Blättern, Moos und feuchtem Holze. Unter dessen Schutze sammeln sich auf der jakutischen Tundra die weidenden Pferde, lagert die Herde der zahmen Rener des Samojeden und Tungusen, finden die Schlittenhunde des Eskimo am großen Fischflusse und die Kinder des Haseníndianers am Mackenzie und Großen Bärensee vor den blutdürstigen Peinigern Frieden.

Andererseits locken gerade diese bösen Quälgeister doch den Frühling auf die Eismoossteppe. Wenn auch nicht den des Pflanzenlebens, so doch den der gefiederten Sänger. Ohne die Mücken, Eintagsfliegen, Haarflügler, Afterfrühlingsflügler, Springschwänze, Hummeln, Schlupfwespen und deren Brut vermöchten die Vögel ebensowenig zu bestehen, wie die zahlreichen Fische in den Strömen.

Im Stromgebiete des Mackenzie kommt noch ein anderes Lockmittel für die im Herbste Fortgezogenen dazu, das sie in die sommerliche Heimat nordwärts zurückruft. Im Süden hat die Sonne die Eisbande des tosenden Flusses schon früh gelöst. Jetzt geht der Strom randvoll mit den brechenden und krachenden Schollen zu Tale. Bald aber türmt sich das Eis zu Wall und Wehr auf und staut das Wasser gewaltig an, bis dem steigenden Drucke der Wall brechend nachgibt und der freigewordene Strom nun mit verdoppelter Wut weiter toset, die vor ihm liegende Eisdecke zerbricht, schließlich aber doch abermals und abermals Widerstand findet. Dieser gewaltige Riesenkampf wird in immer erneuten Gefechten so lange fortgesetzt, bis im flacheren Norden, der noch in festen Winterbanden ruht, der ganze Flutenschwall zum Stehen kommt und sich in langsamem Steigen über das Tiefland ergießt. Jammernd und wehklagend sehen die anliegenden Bewohner Haus und Habe in der still aber unaufhaltsam nachdrückenden Flut ver-



Amerikanisches W a l d - R e n auf der Wanderung.

sinken, bis schließlich auch dieser Damm bricht und das davonbrausende Wasser gurgelnd und röchelnd von den mit Eisschollen und Schneeschlamm bedeckten Feldern zurückweicht, die in ihren Schründen und Schrammen von der regelmäßigen Wiederkehr dieser Frühlingsschlachten erzählen.

„Wat den eenen sin Uhl is, is den annern sin Nachtigal!" Goack, gock, gaaock! ruft die alte Rotgans, die an der Spitze ihres Fluges mit wohliger Lust in heller Vollmondnacht auf dies süße Wattenmeer zusteuert. Schöner konnte sie es sich ja gar nicht wünschen bei ihrer Heimkehr aus den Sümpfen im warmen Lande jenseits der hohen Berge. Da hat sie doch nun Ruhe auf unabsehbare Weite hin, wenigstens vor den vierbeinigen Störenfrieden. Und wie schön läßt es sich da nisten für die Gans und mausern für den Ganter! Goack, gaaack, gaaock; hier ist es gut sein!

Kaaak, paaak, paaak, kaaak! Derselben Meinung sind die Kanevas- und Harlekinenten, die Goldaugen, Halsring- und Langbürzelenten und andere ihrer vielverzweigten Sippe, die Rallen und Schnepfen, Strandläufer und Regenpfeifer. Mit harfendem Flügelschlage strebt der Singschwan zurück zu seinen Brutstellen im Röhricht des Großen Bärensees, und Nacht für Nacht verkünden helle Stoßschreie in hoher Luft die Heimkehr der Trompeterschwäne. Auf Schritt und Tritt zeigen die „Barren Grounds" nun wieder im Risse des Goldadlers und Rauhfußbussards, wie im Gewölle der Schnee-eule das Haar der unglücklichen Lemminge, deren Städte im Gestein und in den Torfrändern der welligen Moossteppe sich nun wieder bevölkern. Ihre Fruchtbarkeit setzt das Renmoos um in nahrhafte Kost für die Könige und Fürsten der Lüfte und die Strauchritter vom Krüppelbusche. Die Eisfähe darf nicht sorgen um Nahrung für ihr Geheck und der Vielfraß — nun, der mag die ekelhafte Sippschaft mit ihrem in der Todesangst losgelassenen Gestank von ranzigem Urin schon gar nimmer! Er hat jetzt auch wirklich Gescheiteres zu tun. In lustigen Bogensätzen und Purzelbäume schlagend wälzt er sich über den Schnee dahin, der Jägerschlucht zu, wo er mit Mühe auf einen niedrigen Felsblock klettert und, eng an den Stein geschmiegt, lauert.

Er braucht nicht allzulange zu warten: die Rener sind auf der Wanderung. Schon Ende März haben die Tiere, nachdem sie kurz zuvor das Geweih abgeworfen hatten, die Buchenwaldungen verlassen, um über die weiten Moossteppen hin bis zu den großen Seen, ja bis zu den Inseln am buchtenreichen Eismeere zu ziehn, wo sie ihre Kälbchen setzen wollen. Dort auf den steinigen Hochfeldern werden sie Ruhe finden vor blutdürstigen Mücken und frechem Raubgesindel. In dem vom Nordwinde getrockneten vorjährigen Grase finden sie ein wohlschmeckendes Heu, das nebst der an allen Trockenstellen wachsenden Flechte willkommene Äsung bietet, bis die Maisonne das Laub der Zwergbirken und die Kräuter der Alpenpflanzen herauslockt. Die



A. Radclyffe Dugmore. *Neufundland.*

Trabende Karibu-Herde von einem Gelttier geführt.

Hirsche folgen den Tieren erst um eine bis zwei Wochen später, und die Nachzügler sind noch auf dem Marsche.

Ihr Weg führt über öde Felsenebenen und über Eisdecken stöhnender Seen, durch tiefe, schrundige Klüfte, in denen die Frühjahrswässer donnernd hinabstürzen, über schwampiges Moos und durch schüttere laublose Wälder dahin. Nebelgewölk und dichtes Schneegestöber verdecken ihren Pfad. Aber schnurgeradeaus, wie die honigbeladene Biene zu ihrem Baume fliegt, geht der Renpfad dahin; meistens jahrein, jahraus derselbe, Menschen und Raubwild wohlbekannt. Nur die Furten, in denen sie die reißenden Bäche und Ströme überschreiten, wechseln sie fast jedesmal; denn sie wissen wohl, daß ihnen dort die größte Gefahr droht. Sie können nur landen, wo das jenseitige Ufer eine flache Bank hat; daher stürzen sie vom diesseitigen sich oft in heftigem Sprunge in den tiefen Strom, den sie kraftvoll durchschwimmen.

An solchen Furten lauert ihnen im Herbste der Indianer auf. Aber jetzt, da ihre von Engerlingen durchbohrte Haut wertlos und ihr Wildbret ungenießbar ist, mögen sie ungehindert ziehen. Gleichwohl wählen sie zum Durchwechseln der schlimmsten Furten gern die Nacht oder nebelschwere Tage. Nichts ist dann in dem engen Tale zu sehn, als allenfalls hier und dort eine einzelne vorspringende Felszacke. Nichts ist zu hören als das Rauschen und Tosen der von allen Seiten herabstürzenden Wasserfälle, die oft große Felsstücke mit sich herabschleudern, und das Heulen des Sturmes zwischen den Schluchtwänden.

Einer vernimmt aber doch durch allen Aufruhr dieser tosenden Wildnis hindurch in weiter Ferne schon das Getrappel der heranwechselnden Rener. Leise zuckt die kurze, straffbehaarte Rute. Da ist das Rudel schon heran. Einen Augenblick sichert der Leithirsch; dann stürzt er sich in den wilden Strudel. Ihm nach der zweite und dritte. Als der fünfte und sechste folgen, glauben sie den kurzen gurgelnden Schrei eines Gefährten gehört zu haben. Aber sie können sich nicht umsehen; sie müssen hindurch durch dieses tosende Wasser, über glatte Rundblöcke hin, bis drüben der weiche Kies unter ihren knisternden Läufen knirscht. Entsetzt wittern die Nachfolgenden dort den Schweiß ihres unter den zerrenden Bissen des Vielfraßes verröchelnden Bruders. Aber auch sie müssen hindurch und den anderen folgen, vorwärts, vorwärts, fort aus dieser Wildnis von Nacht und Nebel! Unten, weit draußen, liegt die kahle, weithin übersehbare Hochsteppe. Aber an jedem Hindernisse, das sie bis dorthin noch zu nehmen haben, frißt der Reißzahn einen ihrer Gefährten. Am Goldflusse brechen Wölfe in ihre Reihen; als sie den lichten Birkenwald durchziehen, reißt ein Luchs einen starken Hirsch, und mit Mühe entkommt der Leithirsch dem Spießgesellen des frechen Räubers, dem schließlich ein Nachzügler zum Opfer fällt. Am nächsten Tage gerät der Leithirsch nebst drei ihm zunächst folgenden Stücken in eine Fallgrube, wo ein Bär



A. Radclyffe Dugmore. *Neufundland.*

Karibu-Herde von altem Hirsch geführt.

ihn findet und zerreißt. Zersprengt und führerlos schließt sich das Rudel einem anderen an, das hinter ihm heranwechselt und erreicht endlich nach weiteren Unfällen und Verlusten stark gelichtet die ersehnten Sommeräsungsplätze auf den „Barren Grounds“.

Nirgends Frieden!

Die Mitternachtssonne! Wenn sie sich kalt an den Himmelsrand hinabsenkt, so ruht zwar nicht das Licht, aber die Erde schläft ermüdet ein. Für ein paar kurze Stunden. Dann begrüßen Schneeammer und Alpenlerche mit dünnem Gezwitscher und Tirilieren den neuen Tag, und aus den Moorblänken und Seen heben sich in wildem Gebrodel die Vögel auf. Kreischende Möwen jagen auf und Erpel, Schwäne und Ganter laufen schnatternd und flügelschlagend über das Wasser hin, von dem sie jetzt zur Mauserzeit sich nicht zu erheben vermögen. Nicht lange, so zieht ein tiefes Ermüden über das bleierenträge gewordene Eismoor; der Sonnenball meint es allzugut. Er bringt es unter Mittag auf 18 Grad Wärme. Dann hocken Ganter und Schwäne, den Kopf unter dem Fittich geborgen, auf einem Beine an einer feuchten Stelle, die zwar keinen Schatten, aber doch kühlenden Lufthauch spendet.

2*

Das ist die Zeit, in der die Chippewyans und Hasenindianer ihr großes Gänseschlachten feiern. Mit Knütteln bewaffnet eilen Weiber und Kinder dann herbei, treiben mit ihren Spitzhunden die Mausernden von den Blänken herunter, um ihnen dann mit einem Knüttelhiebe den Garaus zu machen. Denn da das Flugwild jetzt nicht entkommen kann, so sucht es sich zu verstecken oder stellt sich tot, indem es Hals und Beine starr von sich streckt und wie erschlagen liegen bleibt. Aber das hilft ihm nicht. Was die Hunde nicht erwürgen, trifft der Knüttel. Denn der Indianer meint: doppelter Schlag schade nicht! Die Kinder tun es bei diesem Massenmorde den Alten an Gewandtheit zuvor; die hochbeladenen Pferdchen vermögen kaum die Last der Beute zu schleppen. Doch was bedeutet diese Zahl gegenüber der, die das Raubwild jetzt vertilgt? Gleichviel: wenn der Abend naht, erhebt sich draußen auf den Seen wieder das Brodeln, Schnattern, Paaken und Gaaken, als sei nichts geschehen. Im Wigwam aber bereiten die Squaws, ohne die Stummelpfeife mit beißendem Weidenfaulholze aus dem breiten Munde zu nehmen, das Brustfleisch der Schwäne zum Dörren vor — wie mancher von diesen königlichen Vögeln mag im Frühjahre auf dem Herzuge die blinkenden Gewässer der Moossteppe als sein Heimat- und Jugendland mit frohem „Klong, Klong!" begrüßt haben! Hier oben herrscht noch weit mehr als sonst irgendwo der ewige Kampf zwischen Entstehen und Vernichtung. Was die Sonne am Tage erblühen läßt, das zerstört der Frost noch in derselben Nacht. Die dem fernen Süden mit rauschendem Schwingenschlage Botschaft zutrugen vom Vogelparadiese des Nordens, die liegen nun, wie unbeholfene Kröten mit Knütteln erschlagen. — —

Draußen, weit draußen auf der kahlen Steppe haben die Rudel der Rener sich nun auseinander gezogen. Die Alttiere haben dort ihre schmucken kleinen Kälbchen gesetzt. Keines der Tiere hat mehr als ein Kalb. Zärtlich wird dies behütet und, wenn es säugt, beleckt. Das Alttier geht jetzt nur mit einem starken Hirsche, indessen die Schmaltiere und jungen Hirsche sich in geringen Rudeln beisammen halten. Das Winterkleid war schon lange struppig geworden und glich in diesem Zustande dem mit Schmelzschnee bedeckten dunklen Felsgrunde oder Moore. Jetzt, im Beginne des Juli, fällt die letzte Winterfarbe, das neue Haar ist weich und geschmeidig und wird erst wieder straff, wenn der Herbst herankommt. Es ist dunkler und gleicht in seinem rötlichen Graubraun der sommerlichen Umgebung. Erst wenn die Grannen wieder an Dicke zunehmen, liegen sie nicht mehr glatt an, sondern stehen straff von der Haut ab und stoßen dann die dunklen Haarspitzen ab. Die Decke gleicht in ihrem Weiß dann wieder dem Schnee und Eise, gegen deren Einfluß ihr sechs Zentimeter starker Haarpanzer das Ren im Winter schützt.

Zur Kälberzeit äst das Ren nicht lediglich Moos und Astflechten, viel-



A. Radclyffe Dugmore. *Neufundland.*

Nach der Brunftzeit: Karibu-Herde von einem Tier geführt.

mehr hauptsächlich die saftigen Blüten der Zwergbirke, Kriechweide, Schneeranunkel, des Schwingels, Hahnenfußes, Renampfer und anderer Pflanzen dieses hohen Nordens, die gute Milch geben. In den frühen Morgenstunden und kühlen Abendstunden geht es hauptsächlich der Äsung nach. Nachts gibt es sich einem leichten Halbschlafe hin, in dem es nie ganz die Aufmerksamkeit auf mögliche Gefahr verliert, ebenso ruht es unter Mittag, und zwar, um die lästige Sommerwärme auszugleichen, auf Eisstellen oder in flachen Wasserblänken.

Um diese Zeit verlassen die Hirsche ihre Tiere, obgleich diese ihres Schutzes gerade jetzt am meisten bedürften, und bummeln in Gesellschaft von Beihirschen umher, bis die Brunftzeit sie in Zwietracht und Zorn auseinanderbringt. Indessen entfernen alle sich auch zur Sommerszeit nicht gar zu weit voneinander, so daß die weiten Weidegründe oft von einer einzigen zerstreut äsenden Herde bedeckt erscheinen.

Sobald das Kalb fest auf den Läufen stehen kann, folgt es der Mutter mit Vorliebe in klare Seen und Ströme und wird bald ein leidenschaftlicher Schwimmer. Gerade dies wird ihm oft genug zum Verderben. Denn am Ufer wartet seiner der Vielfraß, der in dieser Zeit geradezu verheerend unter den Kälbern aufräumt und die ohnehin schwache Vermehrung der Rudel noch stärker herabmindert. Auch seine Wolverene hat jetzt zwei oder drei junge Ewigfraße zu ernähren, und die Alten sind deshalb noch frecher und gieriger als sonst. Voll wie Tonnen schleppt die Alte den Rest ihres Raubes zu den Jungen in den Bau, an dessen Einfahrt sie den Vielfraß wütend abschlägt. Denn sie ist eine gute Mutter und traut ihm nicht quer über den Wechsel. Die Jungen sind eben erst sehend geworden und — Vielfraß bleibt Vielfraß! — —

Im Indianerlager bringt der August ein langersehntes Fest. Seit acht Tagen haben die Weiber an einem altbekannten Renwechsel die vom Wetter beschädigten Laufhürden erneuert, die gleich den Flügeln eines Fischnetzes durch eine enge Pforte in einen kreisrunden Raum führen, der gleichfalls mit Weidengeflecht umschlossen ist. Langsam und vorsichtig werden nun unter Leitung erfahrener Männer die Rene gegen diesen Fang hin getrieben. Immer enger zieht sich der Kessel zusammen, aber geräuschlos und möglichst unsichtbar geht die Treiberlinie vor. Jede Deckung wird benutzt; es genügt ja, daß der Wind dem Wilde die Witterung der Rothäute zuträgt. Anfangs zögern die Eingekreisten, bald aber versuchen sie dort oder dort auszubrechen. Dann läßt der hinter einem Felsblocke verborgene Indianer sie ganz nahe heran und springt erst kurz vor ihnen auf, worauf sie in wilder Verwirrung zurückprallen, um schließlich ratlos in der Mitte des Kessels stehen zu bleiben, der sich immer enger aber auch immer unsichtbarer um sie zusammenzieht. Wie Schlangen im Grase huschen die Weiber und Kinder von Stein zu Stein,



A. Radclyffe Dugmore. *Neufundland.*

Karibu-Herde.

jede kleinste Deckung benutzend. Vorsichtig ist der Leithirsch vorangezogen und trollt in kurzen Abständen an der Flügelhürde hinunter. Vor ihm die offene Tür, hinter der kein Hindernis zu sehen ist. Denn der rückwärtige Fluchtzaun ist durch hohe Steinblöcke verdeckt. Endlich entschließt der Hirsch sich zum Einwechseln in diese einzige bleibende Lücke, und vertraut folgen die nächsten Tiere ihm nach. Da rücken die Treiber vor, drücken alles, was ein Geweih trägt, in die Hürde hinein und die scheußliche Metzelei beginnt. Hinter dem Flechtwerke des Zaunes verborgen werfen die Jäger den nächsten Hirschen und Tieren Speere in die Seite und treiben die Rener in höchste Angst und Bestürzung. In ihrer Verwirrung verfangen die Hirsche sich untereinander mit den Geweihen und die Tiere rennen ratlos auf und nieder, den Lecker weit aus dem röchelnden Geäse gestreckt. Da brechen schließlich die gewandtesten Jäger über den Zaun herein und vollenden mit Beil und Speer die blutige Schlächterei.

Die erlegten Stücke werden dann zusammengelegt und die Weiber hocken an ihnen nieder, um die Getöteten liebkosend um Verzeihung zu bitten.

Von dem Ausfalle dieser Jagd hängt hauptsächlich ihr Wohlbehagen im nächsten Winter ab. Denn sobald das Geweih des Renes reif und vereckt ist und im September beim Herannahen der Brunftzeit die großen Rudel

sich wieder zusammenziehen, hält es schwer, die Rener in Hürdenfänge zu treiben. Zudem hat das Wildbret der Hirsche dann bereits den scharfen Bockgeschmack. Und, was für die Indianer die Hauptsache bleibt, die Haut der Kälber hat ihr zartes, weiches und glatt anliegendes Haar bereits mit dem straffen Winterhaar vertauscht, das zu Kleidern weit weniger gut zu gebrauchen ist.

Auch ist das von den Kanadiern „dépouillé“ genannte Nackenfeist der Hirsche vor der Brunftzeit am besten. Es hat dann eine blaßrote Farbe und ein feines Aroma, während es im Verlaufe der Brunft verdirbt. Die Tiere sind um diese Zeit, im August, namentlich wenn sie Kälber führen, weniger feist; ihr Wildbret ist dann sehr unschmackhaft und wenig begehrt.

Sobald die Weiber herzutreten dürfen, saugen sie behutsam den Sickerschweiß aus den frischen Wunden des erlegten Wildes. Das köstlichste Labsal aber bleibt das Mark der Laufknochen. Diese werden der Mehrzahl der erlegten Stücke aufgeschlagen, sobald sie zur Strecke gebracht sind. Und mit Wonne schlürfen Männer, Weiber und Kinder diese noch warme Leckerspeise. Der Aufbruch des Wildes erfolgt daheim im Lager, damit kein Tröpfchen des köstlichen Inhalts verloren geht. Dort wird der aufgefangene Schweiß mit Fischmehl zu Brei verquirlt. Ein Teil des Feistes wird über Feuer zerlassen und mit gehacktem Wildbret zu „Pemmikan“ verknetet, um dann getrocknet und gefroren zu werden. Aus gehacktem Wildbrete und gedörrtem Fischrogen wird „Ssuihawgan“ bereitet. Die zartesten Teile des Rückens und die Mürbebraten aber werden frisch am Spieße geröstet und sofort vertilgt. Besonders hochgeschätzt als Nachtisch sind die noch weichen Spitzen der Kolbengeweihe, die dünnen Wandungen des Labmagens und der Inhalt von Kräutern und Flechten, der sich im Magen findet und, vermischt mit den Magensäften, als feinste aller Seltenspeisen gilt.

Bringt alles dies Arbeit in Hülle und Fülle für die Weiber, so steht doch auch den Männern solche bevor. Die Häute müssen, zum Teile auf beiden Seiten, zum Teile nur inwendig, gegerbt werden. Zu diesem Zwecke werden sie zunächst mit der Schärfe des gespaltenen Knochens eines Renschienbeines von den dünnen Zwischenhäuten befreit und dann mit dem Hirne des Wildes so lange eingerieben, bis sie weich und haltbar sind. Hierauf werden sie über einem aus feuchtem Weidenholze bereiteten Rauchfeuer vollends gar gemacht und dann mit Rindensaft rotbraun gefärbt. Sie können dann naß werden, ohne beim Wiedertrocknen zu brechen — was man vom Leder aus mancher Fabrik gewiß nicht behaupten kann. Alles dies will aber getan sein. Es wird also in den nächsten Tagen gelten, alle Hände zu rühren. Gleichviel verrichten jetzt Männer wie Weiber schweigend und würdevoll ihre Arbeit. Die Beute wird auf die Schleifen gelegt, die das Fuhrwerk bilden: zwei lange dünne elastische Birkenstangen, die unter einem spitzen



A. Radclyffe Dugmore. *Neufundland.*

Karibu-Herde.

Winkel vorn zulaufen und dort mit ihren Enden auf dem Sattel des Pferdchens aufliegen, während die ausgespreizten hinteren Enden auf dem Boden schleifen. In der Mitte sind diese Stangen durch drei Querhölzer verbunden, auf denen nun das Wild befestigt wird. Dann geht es in langer Reihe zu einem in schweigsamem Marsche dem Lager des roten Mannes zu.

Wohin dieser Zug kommt, wo er seine breite Schweißspur hinterläßt, da folgt ihm in Bogensprüngen und Purzelbäumen der gierige Vielfraß, und die Rener stieben auseinander. Mit Entsetzen starren sie aus der Ferne, von der Höhe eines Felsenhügels, dem schlimmsten aller Raubtiere nach, dessen Reißzahn mehr Gefahr bringt, als alle Wölfe, Luchse und Wolverene zusammengenommen.

Und der Mensch selbst? Wie die Rener und Elche seiner Jagdgründe verschwindet der Indianer vom Boden seiner Heimat. Die sechs großen Nationen, die in alter Zeit das Land beherrschten, sind vernichtet oder in alle Winde zerstreut, weil sie in unaufhörlicher Fehde sich bekriegten, niedermetzelten und skalpierten.

Und wenn die große Jagd mißlingt? Wenn einmal die Rener ausbrechen und unverzüglich weithin fortwandern? Wenn der Fischfang versagt? Wenn alle Lebensmittel ausgehen und der ganze Stamm, Krieger, Weiber und Kinder darben und hungern? Wenn der letzte heruntergemagerte Hund geschlachtet ist und keine Aussicht oder Hoffnung besteht, in der weiten Einöde der eisigen Moossteppe zu Beute zu gelangen?

Dann beweist dies arme, selbst im hohen Norden bereits infolge des schwindenden Wildstandes heruntergekommene Volk, daß es noch die höchste aller Tugenden seiner Väter besitzt: mit gelassenem Gleichmute in stiller Größe sterben zu können. Dann hüllen Männer, Weiber und Kinder sich in ihre bunten Feiertagskleider von Renkalbfell und erwarten ernst und schweigend den Tod, der sie hinüberführt in Manitus ewige und unerschöpfliche Jagdgründe.

Zur Brunftzeit.

Indianersommer! Mit kühler Frische täuscht er über das große Sterben des goldenfarbenen Waldes hinweg. In tosendem Gischte stürzt der Friedens-Fluß zwischen engen Klammwänden und dunkelen Tannenhängen hin über wildes Gestein am Ostabhange des Felsengebirges der Öffnung des Tales zu, wo zahllose Bäche sich ihm beigesellen, die aus engen Felsspalten oder kleinen von dunkeln Tannen bestandenen Mooren entspringen.

Auf den Gipfeln und Graten der steilen Berge, die in feinen Linien in das metallische Blau des Himmels hineinschneiden, steht das Bergschaf, und der Biber schwimmt in den klaren Bächen. Der schwarze und der Grislybär haben jetzt reiche Nahrung an den im Strome verendenden Lachsen, und der



Oscar Halldin. *Schweden.*

Lappen-Rener.



R. P. Holloway. *Neufundland, Herbst 1910.*

Neufundland-Karibu.

Waschbär sucht an südwärts offenen Stellen die Wildapfelbäume nach reifem Obste ab.

Hier oberhalb der heimlich rauschenden Tannenwälder ist die Grenze, wo der Elch und das Waldren sich zuweilen treffen. Durch das Gewirr von gefallenen und vermodernden Stämmen dröhnt jetzt an klaren September-abenden der klagende Schrei des Riesen unter den Hirschen hin. Und auf dem bültigen und kaupigen Moore ist der Rand eines klaren und tiefen kleinen Sees an jedem Morgen getrübt von den frischen Spuren eines Rudels von Renern, das die ganze Nacht hier gestanden hat und vom Hirsche im Kreise herumgetrieben ist. Zuweilen meldet auch in der Morgenfrühe mit kurzem, rauhem Schrei der starke Fünfzigender. Das zwischen Grunzen und Bellen stehende Schallen dringt zu den Hochzeitskämpfen der Elche hinüber. Zornig wetzt er das bereits blank gefegte Geweih an einem feuchten Steine, dann richtet er das reichgekrönte Haupt hochauf, legt das Geweih in den Nacken, streckt den zottiggemähnten weißen Hals lang aus und schreit wieder in kurz abgebrochenen Trenzern einen Nebenbuhler an, der sich dem starken Rudel nähert. Der heranziehende Gegner ist nicht viel geringer; aber sein Geweih ist noch nicht fertig verfegt. Von den Kronenenden hängt ihm noch der Bast wie graue Astflechten herab. Aber trotzig greift er an, und die



Oscar Halldin. *Schweden.*

Lappen-Ren im Geschirr.

Geweihe prallen gegeneinander. Sie drängen und ringen, fahren auseinander und wieder zusammen, ohne daß einer zu ermüden wäre. Wütend schnaubend erhebt sich der Platzhirsch, um den Gegner mit den Schalen zu bearbeiten; doch ebenso heftig zahlt dieser die Hiebe zurück. Dann ringen sie wieder mit den klappernden Geweihen, bis sie verkämpft sind. Erst nach langem, ermüdendem Ringen kommen sie voneinander los und stehen dann kampfunfähig, mit hängendem Lecker, einander gegenüber. Inzwischen hat sich ein geringer Hirsch, den der Platzherr stets höhnisch ferngehalten hatte, an das Rudel herangemacht und treibt ein abgeschlagenes Schmaltier ungestüm umher. Als er es endlich zum Stehen gebracht hat und zärtlich beleckt, fährt der Platzhirsch, der ihn schon längst beobachtet und nur Atem geschöpft und frische Kraft gesammelt hat, wütend auf ihn los und bringt ihn auf den Trab. Dann kehrt er zu dem Schmaltier zurück, liebkost es leckend, reckt Hals und Grind aus, bläht Nüstern und Lippen auf, schließt sie wieder und stößt dabei seine grunzenden Trenzer aus. Dann knickt er in den Hinterfesseln nieder, sitzt auf und vollzieht dann rasch mit niesendem Prusten den Beschlag.

Der gleiche Vorgang spielt sich hundert Schritte weiter ab, wo der Nebenbuhler des Platzhirsches sich einem freundwilligen Tiere gesellt hat.

Da plötzlich schallt der Warnruf eines Alttieres, und in hurtigen Sätzen jagt das ganze Rudel über das hochaufspritzende Moor weg in das schützende Tannendickicht hinein.

Als sie verschwunden sind, taucht hinter einem hohen Steine ein Jäger auf in brauner, lose und leicht fallender Jacke. Aufmerksam betrachtet er den zertretenen Kampfplatz und die breite Spur, die das abgesprungene Rudel im Schnee zurückgelassen hat. Dann prüft er den Wind und schaut nach dem Stande der Sonne. Es hat keinen Zweck, in diesem Wirrsal von Geknäck und verschneiten Stämmen die Fährte ausgehen zu wollen. Weit besser ist es, nachmittags, wenn der Wind bergwärts zieht, am Hange hin zu birschen. Vielleicht, daß in den Abendstunden der Hirsch noch einmal meldet oder das Getrappel des Rudels vernehmbar wird.

Inzwischen hockt der Jäger sich einige tausend Schritte weiter hinter einem gestürzten Baumriesen auf einem Moospolster hin, das ein bißchen trockener ist als die anderen ringsherum, und wartet, ob er nicht das Schellen der Geäfter heranwechselnder Rener oder vielleicht einen verstohlenen Trenzer eines Elches vernehme. Ruhig zündet er sich inzwischen sein Pfeifchen an. Warum auch nicht? Er hält immerhin die Stechmücken ein wenig ab und sagt ihm in jedem Augenblicke, wie der flackernde Wind nun steht. Aberglaube, daß man auf dem Ansitze nicht rauchen solle! Ehe das Wild den Rauch als Tabaksrauch unterscheidet, wittert es ganz gewiß auf die gleiche Entfernung den für *seine* feine Nase unerträglichen Raubtiergestank des



Oscar Halldin. *Schweden.*

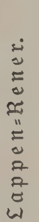
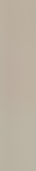
Lappen-Rener.

Menschen selbst. Den kann nichts verwittern, als allenfalls mohles Fallobst von den Wildäpfelbäumen und — der Brunftgeruch eines Renhirsches!

Die Aussicht, an solchem Ansitze auf einen guten Renhirsch zu Schusse zu kommen, ist gering. Aber mancher gerade vorbeibummelnde Petz ist bei solcher Gelegenheit geschossen, und manche Stunde fröhlicher Waldeinsamkeit hat Jägerherzen dabei erfüllt und erhoben. Wie könnte es auch anders sein hier, wo von jeder Höhe sich der Fernblick auf weite grüne Moosmatten, auf schroffe Schluchten und wildzerklüftete, oft mit weichem Schnee bedeckte Felsberge bietet? Zu Füßen des Jägers die Silberbänder der Seen, die tosenden Bäche, der rauschende Wald und in dieser Gotteseinsamkeit ein Reichtum herrlichen Wildes! Wer die ernste, zurückhaltende, sinnende und wehmütig gefaßte Art der alten Indianervölker verstehen will, braucht nur in diesen Bergen zu jagen. Aber auch die jäh zufahrende Art des roten Mannes wird er hier verstehen!

Horch! Drüben am jenseitigen Hange, den mooriger Grund bedeckt, ein leises, nicht zu verkennendes Geräusch. Squatschend zieht ein langsam dort durch den Wald wechselndes Ren die breiten Schalen aus wässerigem Torfe; es sind wohl zweie oder mehrere sogar. Und da, horch, ein kurzes Röcheln — das ganze Rudel wechselt dort bergwärts fort. Der Rauch der Pfeife zieht über die rechte Schulter des Jägers: vorwärts also, was die Knochen winden können! Die weichen Gummisohlen der Birschschuhe sind gut in diesem steinigen Moraste; und wenn sie bei der wilden Jagd über Stock und Stein zum Teufel gehen, was liegt daran? Nur vorwärts, schnell und doch vorsichtig heran. In den Bach des Nebentälchens hinunter; sein Rauschen kommt gerade recht! Jenseits des Rückens über den Hauptbach, den Berg hinauf. Dort oben aber Vorsicht und Ruhe!

Nichts zu sehen; das ganze Tal erscheint leer! Nichts zu hören als der helle Ruf kleiner Braunkraniche, die in hoher Ferne nach wärmeren Sümpfen gen Süden ziehen. Alle Sinne sind gespannt. Leicht fährt der Jäger zusammen, als unweit von ihm ein graues Eichhorn keckernd am Baume hinaufruckt. Dann wendet er sich, an den Stamm einer alten Fichte gedrückt, lächelnd wieder dem Tale zu. Jeden Baum, jeden Stein am jenseitigen Hange faßt er ruhig ins Auge. Jetzt endlich: dort drüben regte sich etwas auf dem trüben Schnee. Kein Zweifel: es ist das Rudel! Der Wind zieht dort den Bach hinauf. Vom Stamme der einzelnen alten Tanne dort unten rechts könnte der Schuß gelingen, wenn der Hirsch freizubekommen wäre! Vorsichtig schleicht der Jäger zurück und dann, Stamm um Stamm als Deckung benutzend, hinunter. Nun geradeswegs auf die gut deckende Tanne zu! Aber drüben ist nichts mehr zu sehen, als der eben über den Kamm verschwindende Spiegel eines Tieres. Jenseit der Überschneidung ist der Boden moorig, der Wald niedrig und schütter. Viel Knackholz und Geäst wird in den

Oscar Halldin. — Lappen-Rener. — Schweden.

dünnen Krüppelstangen liegen — gleichviel, vorwärts! Hinüber über den Bach, langsam den Berg hinauf! Dort oben flackert der Wind ein wenig, aber er zieht nicht über den Kamm. Als der Jäger vorsichtig hinüberschaut, liegt das ganze Rudel vor ihm im Stangenholze und kaut wieder. Schluck hinunter, hupp herauf! Eben hat der alte Hirsch ein Büschel Moos aufgenommen. Jetzt hebt er den Hals. Ein Pfiff des Jägers; der Hirsch wird hoch. Da hat er die Kugel, und das Rudel flüchtet in hastigen Sätzen über das bucklige Moor und Fallholz davon.

Am nächsten Tage steht der gestern vom Platzhirsche abgeschlagene Zweiundvierzigender beim Rudel und wetzt in feinem Bachkiese und in verschneitem Moose sich die letzten Bastfetzen vom Geweih. Endlich hat er es blank und glatt. Dann zieht er windend das Geäse hoch und stößt einen kurzen Schrei aus. Jetzt ist er der Herr vom Platze.

Auch seine Tage werden wohl bald gezählt sein! Drüben, in Britisch-Kolumbia, unweit Stewart ist Gold gefunden, und die fieberhafte Jagd nach dem roten Erze der Quarzriffe, die mit reichen Goldadern sich meilenweit hin erstrecken, lockt wildes Volk ins Land. Wie droben am Klondyke und in Dawson City wird Satans Streubüchse auch hier einen Höllenspektakel erregen. Bald werden die Stampfmaschinen erdröhnen, und in den aus dem Boden aufschießenden Goldgräberstädten wird es wimmeln von Abenteurern aller Farben, von redlichen und unredlichen Glücksjägern, von Verkaufsstellen mit dem üblichen Grenzertande: blanken Knöpfen und billigem Schmuck für Indianer, blitzenden Revolvern, Gewehren und Ladung für die Helden des Lagers.

Und bald werden die kupferfarbenen Burschen in Lederhosen und perlengestickten Mokassins, die jetzt als ein einziges Zeichen der Zivilisation einen alten Zylinderhut auf den glänzend schwarzen Zöpfen tragen, Büchsen neuester Verbesserung kennen lernen und sprechen lassen. Und was sie verschonen, wird das aus den Viehbezirken von Alberta herbeiströmende Heer der Kuhjungen zusammenknallen, um das Wildbret in die Goldgräberlager zu liefern. In Alaska waren, bevor die Einwanderung der Goldgräber kam, starke Rudel von Renern längs der ganzen Küste des Behring-Meeres. Heute haben sich die Reste bereits bis auf zwanzig, fünfundzwanzig geographische Meilen weit zurückgezogen. Auf der Kenai-Halbinsel haben weiße und farbige Erwerbsjäger die einst so zahlreichen Bestände nahezu ausgerottet und die internationale Schar der „Sportsmen", die in jährlich wachsender Zahl die berühmten Jagdgründe überflutet, würde den Rest des stattlichen Wildes vertilgen, wenn die Gesetzgebung dies nicht unter ihren Schutz gestellt hätte.

Hoffentlich werden Britisch-Kolumbia und die Provinzen östlich der Felsengebirge für die Durchführung eines genügenden Wildschutzes mit gleicher



Grönländer mit Renern.

Entschlossenheit sorgen, wie dies Alaska getan hat, als es — spät zwar, aber doch nicht zu spät — die drohende Gefahr der Ausrottung seiner Wildstände erkannte!

Am Athabaska.

Frühzeitiger als sonst hat der Frost dem Verkehre der Dampfer auf dem See und dem Unterlaufe der Ströme ein Ende gemacht und das weite Land, das von dem „white conquest", wie im Yankee slang die Einwanderung der Weißen genannt wird, noch unberührt blieb, schmiegt sich nun wieder in die Arme des starken weißen Eroberers, der es schweigend mit Eis und Schnee umfängt. Die Moorsteppen-Rener fürchten ihn aber nicht. Ihre Brunftzeit ist noch nicht vorüber, und die erste Kälte treibt sie nicht gleich in ihre Winterstände. Sie sind jetzt im besten Feiste und heilfroh, daß der Frost sie endlich von Mücken und Schwarzfliegen befreit hat. Tagtäglich erhalten sie jetzt Zuzug von Rudeln, die langsam von der Küste im hohen Norden zurückkehren, wo die Tiere ihre Kälber gesetzt haben. Die Hirsche mancher

3*

dieser Rudel waren ihren Tieren überhaupt nicht bis an das Meer gefolgt, sondern treffen sich nun erst wieder mit ihnen bei ihrer Rückkehr auf den großen steinigen Mooren, die sich östlich der großen Prärie und nördlich des Friedensflusses und Athabaskasees über Tausende von Meilen hindehnen. Insbesondere ist der zwischen dem kleinen Sklavensee und dem Athabaska gelegene Teil jetzt ein wahres Stelldichein der Rener.

An den Ufern der kleinen Rinnsale, die aus diesen wellenförmigen Mooren entspringen, spielt Meister Biber den Deichhauptmann und liefert den Chippewyans noch immer seinen kostbaren Pelz, der im Tauschhandel an den Hudsonbai-Faktoreien gleichsam als Münzeinheit gilt, obwohl der Biber auch hier bereits der Ausrottung entgegengeht. Längst shaben die Rothäute sich für diesen Wertmesser von den Schleichhändlern gute Remingtons und Winchester-Mehrlader eingehandelt, mit denen sie namentlich den Renern nachstellen. — — —

In mürrischem Schweigen erhebt sich der alte Indianer von seinem Lager trockenen Mooses hinter dem schwarzen Steine, wo er zwei Stunden lang auf heranwechselnde Rener gewartet hatte. Der Wind ist umgeschlagen und bläst ihm mit unzweideutiger Schärfe in den Nacken. Der Alte steigt auf den nächsten Hügel und schaut sich um. Schnell duckt er sich; denn er hat drüben Rener gesehen. Im Bogen, um unter Wind zu kommen, schleicht er heran. Aber von dem letzten großen Steine aus, den er als Deckung erreichen kann, ist es noch viel zu weit zum Schusse. Gleichviel, in dieser Zeit schadet das nichts! Der Indianer versteht sich auf den Ruf. Er ballt die hohlen Hände zu einer Muschel und bellt in täuschender Nachahmung den kurzen, rauhen Schrei eines Renhirsches hinein. Sofort kommt Leben in die dort drüben. Neugierig starren sie in die Gegend, aus der der Schrei kam. Dann ziehen sie alle, wohl ein Dutzend und mehr, auf die sonderbar erscheinende Stelle zu. Ärgerlich, dort nichts wahrnehmen zu können, suchen sie sich Wind zu holen, nähern sich aber dabei immer mehr dem schwarzen Steine. Da: ein leichter Dampf steigt auf, ein scharfer Knall tönt über das Moor hin, und ehe die bestürzt hin und her springenden Rener wissen, was geschehen ist, liegt auch schon das zweite Stück neben dem so merkwürdig still gewordenen Leithirsche. Abermals ein Knall, ein drittes Stück klappt den Wedel ein, schwankt und bricht zusammen. Nun erst trollt das Rudel ängstlich davon, alle paar hundert Gänge stehen bleibend und nach den verendeten Gefährten blickend.

Erst, als der Indianer aufsteht und zu den Gefallenen heranschleicht, erfaßt entsetzlicher Schrecken die Überlebenden; und in wilden Fluchten setzen sie über Steine und Moos dahin, bis sie Meilen zwischen sich und ihren Feind gelegt haben.

Der alte Indianer schleppt die drei Stücke zusammen. Leicht wirft er



Marie Dmitrijewa-Sulimin.

Rener aus dem Petschora-Gebiet.

Eine Karawane mit gefrorenem Fleisch, Fischen, Fellen und Wolle trifft aus der Tundra im Dorf Modro an der Uschma ein.

sich eins auf die Schulter und trägt es zu dem Haupthirsche hin und holt dann das dritte herzu. Das Ren der „Barren Grounds" erreicht ja nicht annähernd das Gewicht der Waldrener in den Bergen, deren Hirsche zu ihrer guten Zeit es auf 200, ja sogar auf 250 Kilogramm bringen.*)

Gleichviel, die Pferdchen werden genug zu tragen oder auf der „Travaille" genannten Schleife zu schleppen haben. Denn der Boden ist höllisch bucklig hier draußen, und es gehören die breiten Hufe des Renes dazu, um darüber hintrollen zu können!

In Neufundland.

Draußen über den zerklüfteten Fjorden und über den Bänken, deren Fischreichtum neben dem Robbenschlage die fast einzige Nahrungsquelle Neufundlands bildet, liegt noch immer der berüchtigte Nebel, den das Zusammenprallen der eisigen Polartrift mit dem heißen Golfstrome erzeugt. Aber der herrschende Westwind treibt diese aufdampfenden Nebelmassen, die den Schrecken der Seefahrer bilden, über den Heringsteich hinüber und beglückt damit das Vereinigte Königreich von Großbritannien und Irland bis zum Spleen. Landeinwärts aber gilt, falls nicht gerade Südwest bis Südwind Regen übelster Sorte bringt, das alte Seemannswort: „Das Land frißt den Nebel!"

Es frißt ihn und lacht dazu. Draußen über den Fjords brodeln und wallen die tausendmal verdammten grauen Schwaden; über den breiten grünroten Felsmassen der Hochebene des Innern aber, aus der einzelne Ketten und Felsnadeln kahl und einsam aufragen, liegt der helle Sonnenschein des Indianersommers. Und die Indianer haben sich dieses späten Sommers zwei Jahrhunderte lang um so unbefangener erfreut, als sie, ihrer etwa einhundert, das ganze Innere der wild- und pelzreichen Insel zu eigen hatten, während das arme Fischervolk an den Küsten ein Dasein führte, das tief unter Hund und Affen stand. Der unermeßliche Wildreichtum der Insel diente lediglich dem Bedürfnisse dieser, übrigens bedürfnislosen und sehr anständigen Rothäute vom Stamme der Mik-Mak, die aus Neu-Schottland eingewandert sind und Schawnaditith, die letzte Überlebende der alten Bethuks, der ausgestorbenen Urbevölkerung dieses Landes, getötet haben. Sie wußten wohl, warum sie dies taten. Denn jede Frucht aus dem Schoße

*) Herr H. von Bergen schrieb dem Verfasser auf Anfrage nach dem Gewicht des stärksten von ihm erlegten Renhirsches: „Die Hirsche werden am Mac Millan sehr feist und erreichen eine Achtung gebietende Stärke. Ich habe mehrere Hirsche erlegt, die wir auf mindestens 600 Pfund schätzten. Leider hatte ich keine Vorrichtung mit, um sie zu wiegen. Mein bester Hirsch ist ein ungerader Fünfzigender (fünfundzwanzig und zweiundzwanzig), nach Aussage vieler Trapper und sonstiger Sachverständiger der beste Hirsch, der je am Mac Millan erlegt wurde."



Marie Dmitrijewa-Sulimin.

Rener.

Tungusische Rene rasten auf Sachalin unterwegs vor einer tungusischen Hütte.

dieser Letzten ihres Stammes würde sich gegen das Volk des Vaters in endlosem, rachevollem Hasse gewendet haben. Es war besser so: Schawnaditith starb und die Mik-Maks herrschten allein über Neufundlands Wäldern mit ihren unzähligen Herden von Renern, ihrem Pelzreichtum an Bär, Wolf, Biber, Otter, Silber- und Schwarzfuchs, Hermelin, Nerz und Bisam-Ratte, mit ihrem unermeßlichen Reichtum an Flugwild und Fischen.

Wohl niemals hat ein noch so mächtiger Stamm ein so herrliches Jägerleben geführt als diese hundert Rothäute, die sich unangefochten das Recht auf das Innere von ganz Neufundland angeeignet hatten, das weit größer ist als das in seiner Bevölkerungsflut erstickende Irland. Mit Verachtung sahen sie hinunter auf die Söhne St. Patricks und auf die Kanadier, die in St. Jones und in den sonstigen Küstenorten vom Fange und Dörren der stänkerigen Stockfische und vom Schlage der noch viel widerlicher stinkenden „weißröckigen" jungen Robben lebten und gleichwohl zur Winterszeit in jammervoller Weise Hunger litten. Damals schweiften Tausende und aber Tausende von Renern, die im Winter häufig über Eis auf das Festland

wechselten*). Ihre regelmäßigen Wanderungen, südwärts bei Eintritt der rauhen Jahreszeit und nordwärts im Mai, gaben den Indianern willkommene Gelegenheit zu reicher Beute. Aber es spricht für diese Rothäute, daß das Neufundland-Karibu von allen Wildrenern der Welt das vertrauteste geblieben war. Dies Vertrauen ward sein Verderben, als an der Wende des letzten Jahrhunderts zur Erschließung des Landes eine Eisenbahn von St. John nach Port aux Basques gebaut wurde. Sie hat das Land nicht erschlossen. St. Jones ist das unbeschreibliche Tranloch geblieben, das es war, und die Küstenbevölkerung erblickt nach wie vor zu ihrem Unheile im Kabeljaufange und Robbenschlage ihren einzigen Beruf. Der Schienenstrang aber hat den Renern in verhängnisvoller Weise ihre Wanderungen verengt und sie auf gewisse Zwangswechsel gedrängt, wo sie längst von New Yorkern und sonstigen Nichtstuern abgeknallt sein würden, wenn ihnen nicht für die Hauptwanderzeit vom 1. bis 20. Oktober eine gesetzliche Schonfrist gestattet wäre. Außerdem ist der Abschuß gesetzlich begrenzt. Der Jagdschein dritter Klasse, der gewöhnlich gelöst wird, gestattet gegen eine Gebühr von 320 Mark den Abschuß von fünf Hirschen und zwei Tieren.

Die zwanzigtägige Schonzeit ist um so wertvoller, als im Oktober die Brunft stattfindet, während deren die Hirsche geradezu sinnlos unaufmerksam sind und die mühelose Beute jedes Söhnchens werden würden, dem Papas Mittel erlauben, nach Neufundland zu fahren und sich an der Bahnlinie am Wechsel aufzustellen. — —

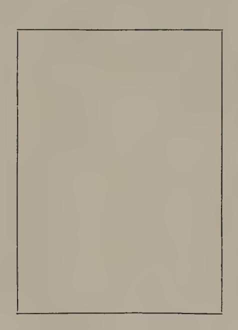
„Hou dou you like american ladies?“ fragte mit ihrem bezauberndsten Lächeln Mrs. Knox einen deutschen Herrn, der mit ihr und Mr. Knox im Zuge nach Port aux Basques zurückkehrte, da er genug hatte von der Neufundlandjagd. Höflich versuchte der Deutsche dem Angriffe der Dame auszuweichen. Aber Mrs. Knox ließ nicht nach. Die Amerikanerin ist, in ihren eigenen Augen und denen des amerikanischen Mannes, ja ohnehin das vollkommenste aller Lebewesen, dem Irdischen eigentlich bereits entrückt und selbst für die Vergötterung ihres doggenhaften Anbeters viel zuschade! Mrs. Knox aber schlägt alle ihre Geschlechtsgenossinnen; denn sie ist die erfolgreichste J ä g e r i n von N. Y.! Ihre Frage wurde daher aus begreiflichem Unwillen heraus mit ungeduldiger Schärfe wiederholt. Diese bemerkenswerte Zurechtweisung machte auf den Deutschen bedauerlicherweise wenig Eindruck; doch gab er in pflichtschuldiger Höflichkeit nun Antwort:

„Ich kenne die amerikanische Frau zu wenig, denn ich habe leider noch nie das Glück gehabt, eine bei häuslicher Arbeit zu sehn. Aber ich bin

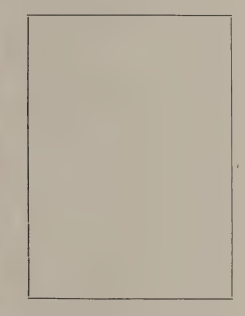
*) Kapitän Campbell Hardy, einer der besten Kenner des Neufundland-Karibu, hat dies in seinem Werke „Forest life in Akadie“ festgestellt und hat ferner erwiesen, daß Rene von Nova Scotia in einer Widerristhöhe von vier Fuß sechs Zoll erlegt sind. Eine Artunterscheidung zwischen beiden ist also nicht gestattet! D. Verf.

überzeugt, daß sie musterhafte Hausfrauen, aufmerksame Gattinnen und liebevolle, sorgsame Mütter sind! Ich bedauere, daß die amerikanischen Damen neuerdings die schlechten Sitten der europäischen Herabkömmlinge annehmen. Insbesondere, daß sie auf Jagd gehen. Sie ahnen offenbar nicht, wie diese Unweiblichkeit ihnen schadet. Wenn der Mann Wild tötet, so bleibt er an seinem Platze; immerhin ist auch bei Männern ein himmelweiter Unterschied zwischen Jägern und Schießern! Das Weib ist uns Männern nicht einmal beim Töten einer Ente eine erfreuliche Erscheinung. Stellen Sie sich unsere Empfindungen vor beim Anblicke einer schönen und entzückenden Frau — —" beiderseits spöttische Verbeugung!

Der Deutsche fortfahrend: „einer entzückenden Frau, die mit zwei







M. Dmitrijewa-Sulimin. *Sachalin.*

Sachalin-Rener.

Patronen drei Rener krankschießt und mit weiteren fünf Schüssen keins dieser kranken Stücke zur Strecke bringt!"

Der Zug näherte sich Port aux Basques.

„Übrigens," fuhr der Deutsche unbeirrt durch die zurechtweisenden Blicke des Mr. Knox fort, „tragen die Männer selbst die Schuld an den Verirrungen ihrer Frauen. Denn da sie doch Herren im Hause sind — — —" entsetzter Seitenblick des Herrn John Knox von N. Y. und geringschätziges Lippenschürzen seiner schönen Gattin!

„— — — Herren im Hause sind, so sollten sie ihren Damen sagen, daß wir Männer nur das weibliche Weib lieben, wie jede Frau von gesunder Geistesverfassung nur den männlich-ritterlichen Mann!"

Der Zug lief langsam in die Halle von Port aux Basques ein.

„Ungebildetes Volk diese Deutschen!" warf Mr. Knox, entschuldigend zu seiner Gattin gewandt, hin.

„Woher sollten sie es besser wissen? Sie kennen nicht einmal das erste Höflichkeitsgesetz!"

„Of course: never contradict a lady!“ pflichtete Mr. John Fox ehrfurchtsvoll und gehorsam bei.

Auf dem Schiffe, das die Reisenden nach North Sidney brachte, kam das Gepäck der New Yorker Familie zum Vorschein. Mr. Knox hatte zwei Tiere und einen geringen Hirsch geschossen, die schöne Frau aber einen Dreißigender. Am nächsten Sonnabende stand im „High life“ das Bild der erfolgreichen Jägerin; in der Hand die „nie fehlende Büchse“ neben dem erlegten Kapitalen. Daß dieser schon vorher angekräppelt war, stand leider nicht dabei. Das Bild erregte den Neid von Mrs. Brown, die in Kanada „nicht zu Schusse gekommen“ war. Mrs. Knox verstand und lächelte bei dem Gedanken an die verknallten Patronen. Verglichen damit waren ihre Trefferprozente doch recht annehmbar. Und unter der beifälligen Zustimmung ihrer Freundinnen — jede dieser tapferen Vorkämpferinnen war die beste Freundin der Mrs. Knox — fügte sie hinzu: „Ich habe den Rekordhirsch der Saison geschossen; kein Mann ist mir annähernd gleich gekommen!“

„Aber natürlich! Die Männer!“ — —

Was bleibt dem armen Hirsche von Neufundland übrig bei dieser „Erschließung“ seiner einsamen Heimat? Wenn er gescheit ist, gibt er die Wanderungen über die Eisenbahn hinaus auf. Leider ziehen ihn die alten Erinnerungen zur Brunftzeit nach Süden. Gewitzte „still hunters“ lauern ihm deshalb auch bereits mit Vorliebe vor dem ersten und nach dem zwanzigsten Oktober im Süden auf. Vielleicht wird das Wild doch durch Schaden klug und bleibt im Norden in der bessere Sicherheit verbürgenden Einsamkeit seiner „Barren Grounds“!

Dorthin folgen ihm schon jetzt ab und zu Jäger; aber die sind von anderem Schlage, als die Schlächter und Schinder im Süden. Ihnen wird jeder Jagdtag zum inneren Erlebnisse und sie verzichten leichten Herzens auf alle Zahlengipfel, froh, wenn sie in eisiger Nordlandsnacht dem Rauschen der Wälder und Bergwässer lauschen dürfen, über sich des Herrgottes funkelnde Sterne und im Herzen den sicheren Leitstern echten Weidmannssinnes, der im Geschöpfe seinen Schöpfer ehrt!

Einer von dieser Gilde führt überhaupt bei seiner Jagd gar keine Waffe. Seine Büchse ist die Lichtbildkammer und sein Abkommen tut keinem Wilde weh. Hinter einem aus Tannen errichteten Schirme wartet er am Wechsel auf sein Wild. Manchmal schießt er freilich auch vorbei, z. B. wenn ihm just im Augenblicke des Knipsens ein Zweig zwischen die Linse und sein Wild kommt. Überhaupt trifft man mit der Büchse auf hundert Schritte sehr viel leichter als mit der Kammer auf zwanzig! Um so größer die Freude, wenn ein stolzer Hirsch mitten im pulsenden Leben erfaßt auf die Platte gebracht ist! Kann der herrlichste Hauptschmuck eines, doch gegenüber dem Jäger wehrlosen Renhirsches auch nur im entferntesten

die Genugtuung aufwiegen, die ein Bild gibt, das dies Wild inmitten seiner einsamen Heimat und in aller Herrlichkeit seiner wilden Freiheit gibt?

Trostlos.

Wie ein ungeheurer Friedhof der Vorzeit dehnt zwischen dem Unterlaufe der Indigirka und der Kolyma mit allen Schrecken der Kälte und des Hungers die menschenleere steinige sibirische Moossteppe sich hin. Eisbedeckte Felsen begrenzen den blaugrauen Himmelskreis. Aus dem Boden der grausigen Einöde ragen Werst um Werst die Gebeine der entschwundenen Tierwelt der



M. Dmitrijewa-Sulimin. *Jakutengebiet (Kreis Olekminsk).*
Halbseßhafte Renwirtschaft.

Vorzeit auf: Mammutknochen und Reste des büschelhaarigen Nashorns. Auch dies Riesengrab hat seine Hyänen gefunden, die scheu und verhungert aus elenden Höhlen hervorkriechen und nach den Knochen scharren: Jakuhiren haben, angereizt von den klugen Händlern in Srjedne-Kolymsk und Jakutsk, nach dem kostbaren Elfenbein gegraben, und bald hier, bald dort zeigen hinterlassene Splitter, daß sie die schadhaften Randstellen der gefundenen Mammutzähne abgesägt haben. Auch große Grabhügel ragen auf. Ehemals, bevor die Russen um des Pelzreichtums dieser einsamen Gegend willen über die Lena kamen, lebten hier die zahlreichen Stämme der Omoki, die diese Hügel für ihre Toten errichteten. Sie besaßen gleich den Tschuktschen große Renherden und lebten in festen Blockhäusern, von denen aus sie wandernd und weidend ihren Tieren über die weite Tundra folgten.

In den Kämpfen mit den Russen wurden die Renherden und die Omoki aufgerieben, und die Tschuktschen zogen sich mit den spärlichen Resten ihrer

Herden zurück in die Nordostspitze Asiens, wo sie zwischen dem Tschaun-Flusse und dem Wankarem ihre mit Robben- und Walroßhäuten überzogenen Zelte aufschlugen, in denen aus dicken Renfellen eine innere Kammer hergerichtet ist, in der sie selbst im strengsten Winter nackt gehn.

Der Pelzreichtum an den Abflüssen des Stanowai-Gebirges wurde durch die rücksichtslose Ausbeutung bald stark vermindert, wenn auch nicht ganz erschöpft. Noch immer hausen der Bär und der Zobel, der Fuchs und zuweilen auch der Schneetiger in den Wäldern und Schluchten, und durch die Tundra ziehen Wölfe und Steinfüchse den ungeheuren Flügen von Schwänen und Gänsen nach, die dort auf Blänken und Moorteichen liegen. Schneehühner und Waldschnepfen brüten hier, und ihnen folgt der königliche Adler, wie die Schneeeule und die Raubmöwe.

Die Häuser der geringen Bevölkerung, die an den Unterläufen der Ströme geblieben ist, lassen schon in ihrer Bauart auf das Gewerbe schließen, das diese Umwelt von selbst ergibt: Fischfang und Jagd. Überall neben dem Hause und namentlich auf dem flachen, mit Rasen bedeckten Dache stehen hohe, für Fuchs und Vielfraß unerreichbare Gestelle zum Trocknen der Netze und Wildhäute. Auch die Kleidung zeigt deutlich das Tun und Treiben der Leute. Die weiche Decke des Renkalbes liefert ihnen den Stoff zu dem „Hemde", das mit der Haarseite nach innen getragen wird und vorn offen ist. Die Außenseite ist mit Erlenrinde rot gegerbt. Die Säume sind mit Biberpelz und Otterpelz besetzt. Aus Renhaut sind auch die Hosen der Männer und Weiber, die bis zum Knöchel reichen. Das Oberkleid ist von starkem gegerbten Renleder, vorn und hinten geschlossen und mit einer Schneekapuze versehen. Die Schuhe aus schwarzem Bock- oder Roßleder sind an Schäfte aus rauhem Renfell genäht und werden mit Riemen kreuzweis an die Hose angeschnürt. Über diesem Hausanzuge wird zum Ausgehn ein Wettermantel aus doppeltem Renfelle getragen mit einer gleichartigen Kapuze und Fausthandschuhen. Dazu Strümpfe aus Renkalbfell und große Stiefeln, die der grimmigsten Kälte trotzen.

Aber alle diese Herrlichkeiten und anders mehr, was das Herz eines Jakuhiren erfreut, wie namentlich Tabak und blanke Messer, kann er sich nur verschaffen, wenn die Jagd gut geht und der Fischfang lohnt. Mit unzähligen Fallen stellt er den Füchsen und Zobeln nach und mit Gift dem Eichhörnchen, aber zuweilen ist doch die Ausbeute bereits recht gering. Mit dem Bären bindet er nur ungern an. Denn mag es auch zwei- oder selbst dreimal einem Unerschrockenen gelungen sein, eine gute Bärendecke zu erbeuten, so hat ihm sicherlich der vierte Mischka einen Denkzettel gegeben, den er nie wieder vergißt, falls ihm nicht das Denken für immer vergangen ist. Der Verkauf von Bärenlagern hat sich aber bisher hier noch nicht eingebürgert, da die gut zahlenden Schwärmer aus Moskau und Berlin noch fehlen.



M. Dmitrijewa-Sulimin. *Sachalin.*

Giljak mit gesatteltem Ren.

Die Jagd auf Argali-Schafe in den Felsenbergen ist mehr reizvoll als lohnend. Und der Bestand an Elchen geht auch hier, fern von allen großstädtischen Schießern, bereits arg zurück. Denn schließlich sind schlechte Waffen auch des Schauflers Tod.

Der Reichtum der Ströme an Lachsen, Heringen, Forellen und sonstigen aus dem Meere heraufsteigenden Fischen ist noch immer groß; aber oft haben die Jakuhiren nicht einmal Netze, sondern trachten ihr Leben mit dem Aussetzen von Reusen zu fristen, in die nur bei günstigem Wetter und Winde Fische hineingehen.

So bleibt ihre Hauptnahrungsquelle die Renjagd. Mit verheerendem Erfolge betreiben sie diese, wenn im Frühjahr sich der Narst, der Krustenschnee, bildet; denn jedes Rudel, das sie finden, ist ihnen dann bis auf das letzte Stück überliefert. Auch bei den Herbstwanderungen fallen ihnen unzählige Rener zum Opfer. Teils in Schlingen und Fallgruben, insbesondere aber an den Furten. Aber die Zeiten sind vorüber, da diese Züge Tausende von Renern in Rudeln von 200 bis 300 Stück aufwiesen, die sich in Breite von 50 bis 100 Werst über die Tundra bewegten. Die Vermehrung des Renes ist zu gering, als daß es die fortgesetzte rücksichtslose Vernichtung hätte durch Nachkommenschaft ersetzen können.

Im Norden des europäischen Rußland ist dank dieser unausgesetzten Verfolgungen das herrliche Wild bald zur Seltenheit geworden. Am Onega, wo es noch vor einigen Jahren stand, ist es vernichtet. Auch in Sibirien dämmert sein Ende herauf. Im Tobolskischen gelten Rudel von 20 Stück heute bereits als stark; und östlich der Lena und Indigirka lebt das Renwild zwar noch immer in guter Anzahl, aber es ist dank der fortgesetzten Verfolgungen rastlos und unberechenbar geworden.

Dies hat die russische Regierung veranlaßt, die Syrjanen, Samojeden und Jakuten wieder zur Einführung der Zucht zahmer Rener anzuhalten. Aber die Küstenbevölkerung ist bis jetzt zu dieser heilsamen Wirtschaftsweise nicht zu erziehen gewesen. Sie verläßt sich auf den Fischfang und die Jagd. Zur Bespannung ihrer Schlitten genügen ihr die leichter zu ernährenden Hunde.

In Wirklichkeit mag auch der unausrottbare Hang zur Jagd dazu beitragen, ihnen die Haltung zahmer Renherden zu verleiden. Gleichwohl führt diese Unsicherheit des Lebensunterhaltes sie oft genug in bittere Not, der sie keineswegs mit dem stillen Gleichmute der Indianer zu trotzen wissen. – –

Mit Sehnsucht erwarten an allen Furten und Beobachtungsposten Männer und Weiber den großen Herbstzug. Endlich kommt am 10. September die Kunde, daß ein großer Renzug aus der Tundra anrückt auf eine selten betretene Furt an der Beresowa zu. Ein starker Herbstnebel lagert über der steinigen Uferbank. Binnen wenigen Stunden wimmelt es von Jakuhiren, die von einer ergiebigen Jagd sich das Ende ihres Hungers und aller Not erhoffen. Alles wird bereit gehalten, um den Zug der Rener erfolgreich zu empfangen: Kähne und Speere. Aber als das erste Rudel herantrottet, stutzt das Leittier. Hier und dort vernimmt, wittert oder eräugt es einen der unvorsichtigen Jäger, der sich nicht zu verbergen verstanden hat. Mit einem grunzenden Schrecklaute bricht es zurück und führt sein Rudel in die Berge, um von dort aus einen anderen Wechsel nach Süden anzunehmen. Dem ersten Rudel folgt kehrt marsch das zweite und diesem die ganze nachfolgende Schar.

Mit Blicken des Entsetzens und der Verzweiflung starrt die am Flußufer aus ihren Deckungen hervorgekrochene Menge der Jäger und ihrer Weiber den im Nebel untertauchenden Rudeln nach, mit denen ihr alle Hoffnung entschwindet, den nagenden Hunger zu stillen und die kommende Not des Winters zu überstehen. Stumpf und fassungslos stieren die einen in die leere Ferne; heulend ringen andere die Hände. Die Weiber raufen sich kreischend das Haar oder werfen sich fassungslos in den Schnee. Die einen beten, andere reden irre.

„Seid ruhig!“ ruft der alte Russe Serjoschka, der auf einem Blocke am Ufer verzückt in die Ferne starrt, „Gott wird uns nicht verlassen!“ „Gott



M. Dmitrijewa-Sulimin. *Große Tundra (Gouv. Archangelsk).*

Samojeden=Ren.

wird helfen, Väterchen!" antworten ihm ein paar Weiber. Und baumstarke Männer umarmen sich: „Gott wird uns nicht verlassen!"

„Er wird nicht! Andere Rener werden kommen, Tausende, sage ich euch! Hier ist die Stelle, wo sie kamen, als ich jung war. Ich sehe sie vor mir dort im Nebel. Ich höre sie trappeln. Ich höre wie sie sich drängen. Erst wollte der alte Leitbock nicht herein in den Fluß. Wie ein Maralhirsch trug er den Kopf, der Stolze! Aber nun ist er drin! Brüderchen und Schwesterchen, nun wird's lustig! Alle drängen sie sich in den Fluß, juchhei! Hundert, Tausend, was weiß ich? Geweihe über Geweihe! Und nun drauf in den Kähnchen und niedergestoßen, was die Pokoljuga halten will, der liebe, gute, kurze Speer! Immer rein in den dicksten Haufen! Die tot flußabwärts schwimmen, kriegt ihr. Aber die Besten, hehe, die verwunde ich nur, damit sie das Ufer erreichen können. Die gehören mir! Fangt sie alle für mich auf! O, du liebes Gottchen, man muß aufpassen, daß man nicht gebissen wird von den wilden Tieren und nicht geschlagen von den Strampelnden! Paßt auf, Brüderchen und Schwesterchen! Jetzt könnt ihr salzen und dörren und räuchern und einfrieren lassen, juchhei! Paßt auf und fangt sie alle, die Matten, die Todkranken. Keins laßt laufen! Immer drauf mit der Pokoljuga! Hört ihr, wie sie klappern mit den Geweihen? Seht ihr, wie das Blut das Wasser färbt? Heihei, Brüderchen und Schwesterchen, jetzt wird's lustig!"

Schnalzend und tanzend starrt der Alte in den Nebeldunst hinein, der ihm Bilder aus längst vergangenen Tagen vorgaukelt und immer dichter

sich herniedersenkt. Nur die Umrisse der nächsten Steinblöcke treten noch daraus hervor und die Gestalten der am Boden kauernden, vor Todesangst und Hungerqual jammernden Menschen.

In trotzigem Ingrimme hält Etukini, ein untersetzter Jakuhire, dem irre redenden Greise die Faust vor die Nase und schreit ihn an: „He, du, was faselst du? Hat Gott dich noch immer nicht verlassen?"

Andere dringen auf den Lästerer ein, um ihn zu beruhigen. Wieder andere, verwilderte Gesellen und wüste Weiber, stehen diesem bei und reizen damit nur noch mehr die Wut der Gläubigen. Knüttel werden geschwungen. Blut und Stöhnen der Niedergeschlagenen vermehrt vollends die Wut der sinnlos gewordenen Menge. Im Nebel erkennt niemand mehr Freund und Feind. Es ist ein Kampf wie von riesenhaften Spukgestalten. Sie fahren einander an die Gurgel, hageldicht fallen die Hiebe. Und die Speere, die zum Niederstechen der Rener mitgenommen wurden, treffen wahllos und blindlings brüllende Männer, verzweifelte Weiber und kreischende Kinder.

Auf dem schwarzen Steine am Ufer tanzt und schnalzt der verzückte Alte und schreit in den sinnlos gewordenen Haufen der Nebelgespenster hinein: „Jetzt wird's lustig! Heidioh, Brüderchen und Schwesterchen! Recht so, immer drauf mit der Pokoljuga! Immer lustig drauf!" — —

Acht Tage später ist die ganze Gesellschaft kreuzvergnügt beim Fischen zusammen: das Eis hält, und die Reusen konnten ausgelegt werden. Die Herbstfische gehen stromauf. Der Fang ist gut, und es gibt zu rösten und zu dörren, daß Arbeit für eine Woche bleibt. Menschen und Hunde schlingen sich satt. Und alles Ungemach ist vergessen.

Sibirische Renzucht.

Über dem jakutischen Urwalde brütet die heiße Julisonne und treibt das Thermometer, das im Januar 20° unter 0 stand, unter Mittag auf 18° in die Höhe. In den schattigen Tälern der zum Aldan und der Jana strömenden Bäche steht am Rande schöner Weißbirkenstände die fruchtbeladene Eberesche, und die Edeltanne ragt in herrlichen Gruppen auf neben Lärchen, Weiden, Zwergzedern und Espen, deren Laub sich bereits zu gilben beginnt. Wo der dichte Wald einen Ausblick erlaubt, ragen die hohen, wildgezackten Berge auf, und am Ausgange der Täler dehnen sich die fruchtbaren Viehweiden der Jakuten aus, unterbrochen von kleinen Feldern, auf denen jetzt der Weizen geschnitten wird und der Sommerroggen reift.

Im Jahre 1819 hat der Gemeindeschreiber Andrejewitsch Bolkaschin die ersten Anbauversuche auf diesem Boden gemacht, der bis dahin als reiner Eisboden galt. Heute bildet der Getreidebau für die Bezirke Jakutsk und Werchojansk eine Quelle unerschöpflichen Segens. Man baut vom Weizen das zwanzigste und von der Hirse das achtzigste Korn. Das Geheimnis



M. Dmitrijewa-Sulimin. *Sachalin.*

Tungusischer Renreiter.

liegt lediglich darin, die Aussaat des Sommerroggens bereits in den letzten Apriltagen und die der Gerste und des Weizens in den ersten Tagen des Mai unterzubringen. Denn der Übergang vom Frühjahr zum Sommer ist hier überraschend schnell, und sobald die Maisonne den Boden anwärmt, prangen die Wiesen auch schon im herrlichsten Grün und überall lacht eine Blütenpracht von zahlreichen roten Lilien, Astern, Nelken und dem Bergveilchen, das an Größe und Farbe dem blauen Stiefmütterchen gleicht. Das ganze Land bietet nahrhafte Weide für die ausdauernden und feurigen Pferde und das Rindvieh der Steppenrasse sowie den eingeführten mongolischen Yack. Auch Ziegen und allerlei Geflügel wird von den Jakuten gehalten und seit längerer Zeit wird auch die Renzucht betrieben. Während das Ren auf den großen Tundren an der Kolyma und im Tschuktschenlande außerordentlich klein ist, stellt das der Jakuten und Russen im Jakutsker und Werchojansker Bezirke die schwerste und stärkste Zugrasse dar. Die Herden werden auch in kleineren Rudeln gehalten, um sie besser vor verheerenden Seuchen, insbesondere dem so oft auftretenden Milzbrande, zu schützen. Und sowohl Russen wie Jakuten sorgen durch Anlage von Schutzdächern und Rauchstellen für Schutz gegen allzuwilde Schneestürme und Mücken. Im Winter wird die ganze Herde oft in Umzäunungen getrieben und dort gefüttert. Es kann nicht überraschen, daß unter diesen Umständen

auch in der Farbe bereits Unterschiede sich herauszüchten und daß sogar bereits scheckige Stücke vorkommen. Der Jakute ist einsichtig genug, die Gefahren zu erkennen, die in dieser Überzüchtung liegen. Er sieht es deshalb gern, wenn gelegentlich im Herbste ein wilder Hirsch sich zu seinen Herdentieren gesellt und für Blutauffrischung sorgt.

Nachts werden die Rener der Jakuten von Kindern gehütet, die zur Verscheuchung der Wölfe mit Ringrasselstäben und Klappern bewaffnet sind. Augenscheinlich nähert sich diese Renhaltung bereits einer vollständigen Eingewöhnung des Wildes als Haustier. Dabei entwickelt es sich zu einer beachtenswerten Größe und Schwere und reichlicher Milchgabe. Die Rener aus den Bezirken Werchojansk, Wiluisk und Jakutsk erreichen eine Höhe von 92 Zentimetern und liefern schmackhaftes Wildbret und sechs Zentimeter hohen Feist. Bei der sorgfältigen Pflege gewöhnt sich das Ren an seinen russischen oder jakutischen Herrn ebenso wie Kühe und Pferde. Darf doch sehr oft auch das Renkalb neben dem Reitpferdchen seinen Platz am Kamine einnehmen. Von klein an wird ihm dort jede Kost geboten, es lernt sich als Mitglied der Familie fühlen und legt infolgedessen die stürmische Reizbarkeit ab, die das Ren des Tungusen so oft zeigt. Im Kreise Olekma bringt diese Zucht insofern noch besonderen Gewinn, als die russischen, jakutischen und tungusischen Besitzer ihre Rener an die Goldminen bringen, wo die Tiere Holz und Balken schleppen und allerhand Vorräte herbeiführen. Schon nach seiner Fährte ist das Ren des Jakuten leicht vom Tungusen-Ren zu unterscheiden, noch leichter aber von beiden die Fährte des wilden Renes. Sie ist weniger plump und latschig, aber breit und rund und die Geäfter drücken sich klarer als die des zahmen Renes in der Spur aus. –

Der alte Charlampij schaut nach seiner Sommerjarte, dem leicht gebauten Renschlitten mit hohen schneeschuhähnlichen Kufen. Dann nimmt er eine Schlinge, um sich zwei liebe Rener einzufangen. Vorher aber geht er an einen Hügel, schaut sich sorgfältig ängstlich um, ob niemand ihn sieht, und dann – nun auch der Jakute hat am frühen Morgen einen Augenblick, an dem er allein sein möchte mit seiner Lust und Qual! Kaum aber fühlt Charlampij aufstöhnend einige Erleichterung, als auch schon seine lieben Rener in wilder Eile herbeistürmen und ein Wald von drohend klappernden Geweihen ihn in hohen Fluchten vom Plätzchen seiner stillen Beschaulichkeit vertreibt. Lachend schnallt der Alte sich seinen Leibriemen zu und wirft dem zudringlichsten Störer, der eben den letzten Rest der Morgengabe aufleckt, die Schlinge über das Geweih. Nicht zur Strafe, sondern weil der dreijährige Hirsch der beste Läufer ist. Er macht vor dem Schlitten seine 15 bis 20 Werst in der Stunde. Aber man muß gut aufpassen, denn er frißt alles: Fische und altes Leder, was er kriegen kann! Sogar Lemminge fängt er; es ist spaßig anzusehen. Die mag er wohl gern wegen ihres



M. Dmitrijewa-Sulimin. *Große Tundra (Gouv. Archangelsk).*
Zug-Rener vor einem beladenen Schlitten rastend.

Uringeruches. Auch Tran leckt er. Aber sein Allerliebstes ist doch des Morgens — na, ein jeder hat so seine Leibgerichte! Die Chinesen drüben in der Mandschurei essen faule Eier, die Russen faule Milch (Käse) und die Jakuten faule Fische. Je fauler, je lieber! Na aber ja, warum also soll das liebe Rentierchen nicht auch seine Leckerbissen haben?

Bww—wwrr—rupp! Noch einmal saust die Schlinge, und ein zweites Ren wird, wie es auch sich sträubt, strampelt und stemmt, herangeholt. Dann zieht Charlampij beide zu seinem „Balagan", der viereckigen Hütte mit dachförmig geneigten Seitenwänden und flacher Decke. Sein Junge nimmt ihm dort das eine Ren ab und hilft das Geschirr auflegen, für jedes Ren einen Brustriemen und einen Zugriemen, die an dem Kreisholze des Schlittenvorderteiles beweglich befestigt sind. Charlampij ist sehr stolz auf seine Anspannung. Das ist was anderes, als das Bettelzeug der Tschuktschen, das aus einem unbeweglichen Riemen besteht, der am Sattelgurte befestigt ist und dem Rene zwischen den Hinterläufen durchgeht! Ungeduldig scharren und stampfen die Rener in ihren Geschirren. Flink nimmt Charlampij Platz. Die Leitgerte berührt den Hirsch, und hurtig wie ein Pfeil saust der Schlitten auf seinen dünnen, breiten Kufen über den sandigen Weg und dann über das weite braune Hümpelmoor dahin bis zu dem großen Moorsee, wo Charlampij seine Reusen gelegt hat, in denen er die dicken, zehnpfündigen Karauschen fängt. Sollte einmal ein Mensch versuchen, ohne diese Schlitten und dies Gespann über das quatschige und schwampige Moor zu kommen! Na, ja! —

4*

Der Tunguse freilich macht das noch einfacher. Er schnallt sich die Schneeschuhe unter die Füße, faßt den Zugriemen des Renes mit der Linken und den Laufstab mit der Rechten und saust los.

Und, sobald der Boden fest ist, legt er dem stärksten Hirsche aus seiner Herde den Sattel auf und springt hinein. Steigbügel hat ja dies Holzgestell nicht und darf sie auch nicht haben. Denn der Tunguse und namentlich sein Weib pflegen mit Schneeschuhen in den Sattel zu steigen. Über das Sattelgestell wird ein Renfell gelegt, manchmal auch ein Kind darauf gebunden, dem die Ärmel an den Händen zugenäht sind. Es plärrt, als ob es von Sinnen wäre. Aber die fette Mutter sitzt gleichgültig hinter ihm. Ihre Schneeschuhe streifen auf dem tiefen Schnee die Oberfläche und sie muß auf ihrem Schiffe der Eismoorwüste ärger balancieren, als der Kabyle auf seiner Kamelstute. Und doch hat kein russischer Freiligrath, kein Lermontow und kein Turgenjew sie besungen!

In Lappland.

Moor, Sumpf und Moränenschutt, farblose Heide. Grau verhangene Fichten, hoch, hoch über Norwegens Fjorden. Und droben blaue Seen, deren Wasser in wilden Sturzbächen hinabstürzt zum Meere, das gegen die Felsbuchten donnert. Hoch droben unter den schneetragenden Bergen die leuchtende tiefe, tiefe Einsamkeit. Nur durchbrochen von dem unaufhörlichen, eintönigen, fürchterlichen Singen der Mücken. Lappland!

Am See drüben das Lager des Berglappen. Es ist „Friede“ im Lande, d. h. kein Wolf zu spüren. Gemächlich lassen sich die Rener zum Melkplatze treiben, wo Mädchen und Buben ihnen die Bastschlinge überwerfen und sie dann mit einem Schlage der flachen Hand auf das Euter zum Stillstehen veranlassen. Schale auf Schale füllt sich mit Milch. Dann ziehen die Tiere langsam wieder davon und die Wächter folgen ihnen. Langsam rückt die Mitternacht heran. Da fahren die Hunde wütend auf, die Rener drängen sich in dichtem Knäuel zusammen, jagen verwirrt hin und her, bis sie die gierigen Feinde wittern. Dann prallen sie entsetzt auseinander und stieben davon. Der Ruf „Wolf in der Herde!“ gellt auf. Alles springt vom Lager auf und setzt auf Schneeschuhen den Flüchtlingen und ihren Verfolgern nach.

Der Lappe mag es nicht leiden, wenn er nach der Kopfzahl seiner Herde gefragt wird und gibt sie niemals richtig an. Denn er fürchtet das Schicksal. Eben noch war er ein reicher Mann und nannte Hunderte von Tieren sein eigen — wer weiß, wie viele er morgen besitzen wird! Denn was der Wolf nicht reißt, wird versprengt. Vielleicht, wer weiß es, wird es gnädig abgehn; vielleicht sieht er nur den dritten Teil wieder!

Ein Teil der Versprengten läuft möglicherweise über die Wiesen der „Ansiedler“, hergelaufenen Volkes, das seine Niederlassung gerade an solchen



M. Dmitrijewa-Sulimin. *Südgrenze des Jakutengebiets.*

Jakuten-Rener.

Links reitender Tunguse. In der Mitte Jakute. Rechts ein Russe.

Stellen aufschlägt, die der Lappe auf dem Zuge zum Meere, wo die Tiere ihre Kälber setzen, im Mai mit seiner Herde unausweichbar berühren muß. Unzählige Scherereien sind die Folge eines solchen Zusammenstoßes. Gerade der Lappe scheut nichts so sehr, als die weiten Reisen zum Gerichte und das endlose Warten und Schwatzen dort, das ja doch immer nur darauf hinaus läuft: der Nomade hat unrecht! Er geht dem Ansiedler in Bogen aus dem Wege, schon deshalb, weil er sich nicht einen Tag lang von seiner Herde trennen darf. Denn diese ist es, die seine Wege bestimmt. Ihr zuliebe muß er zur Mückenzeit hinauf auf die eisigen Höhen des Fjeldes, wo er kein Holz zu einem Feuerchen findet. Führt sie ihn zu weit fort von seinen Vorräten, so muß er hungern oder sich von Lärchenrinde nähren. Im Schmutze verkommen, nie gewaschen und verlaust — „selten nur zieht das Tote (der Kamm) das Lebendige aus dem Walde!" — ist er vollständig abhängig von dem herabgekommenen armen Ren, das ihn unstet und flüchtig macht auf Erden. Und doch möchte er dies Hundeleben für kein anderes geben. Mitleidig schaut er hinab auf die Fischerlappen und mit Ekel auf die Ehrvergessenen seines Volkes, die sich zur Dienstleistung an die Normänner erniedrigt haben. Und wenn sein Blick über das wogende „Meer", die Geweihe seiner weidenden Herde blickt, wähnt er, als der einzige Freie auf Erden, sich, wie einst am Fuße der Seealpen die Jäger der Eiszeit, im irdischen Paradiese.

Ruhmreiche Beute.

Es wird Herbst. Die ersten Schneeflocken fallen. Der Berglappe sagt: im Himmel hackt einer, es fallen Späne, doch hört man nichts! Immer kürzer werden die Tage, immer dunkler die nebelbedeckten Nächte, immer schweigsamer die Einsamkeit. Nur der Wasserfall brüllt Tag und Nacht, ohne heiser zu werden. Er weiß immer was Neues! Jetzt mustern die Lappen die Herdentiere aus, die zum Wintervorrate eingeschlachtet werden sollen. Das sei nichts Neues, meint Ihr? Aber der Wasserfall raunt doch von ganz Neuem. Lausche nur seinem Übermute! Und ist das nicht neu, daß der alte Saba Klöis diesmal nur die ältesten Stücke heraussucht, kein einziges schmackhaftes Jungstück dabei? Und ist es nicht neu, daß man diese uralten Großväter und Urgroßmütter der Herde anstatt zum Schlachtplatze an den Zelten, jetzt weit forttreibt über die kahlen Hochfelder hin, die jeden Tag vom Schneesturme verweht werden können? Und warum ist der alte Berglappe heute noch geheimnisvoller als sonst?

Die anderen sind fröhlich. Kroik und Laula grinsen vor heller Freude, daß ihr gesegnet breit geratener Mund den Ohren guten Morgen sagt. Gebt einmal acht, der Wasserfall hat recht: es gibt was Neues!

In Tromsö ist ein Schiff angekommen, von Spitzbergen zurück. Eine



M. Dmitrijewa-Sulimin. *Untere Lena (Sibirien).*

Jakuten-Rener.

Jacht, die reichen Engländern gehört. Sie haben Eisbären und Robben geschossen, aber kein Ren erwischt. Denn die Rener in Spitzbergen mögen die Engländer nicht! Nun möchte Herr John Brown gern hier auf Renjagd gehen und sucht Führer. Der alte Saba Klöis meint, daß ihm geholfen werden müsse. Denn der Lappe ist immer gutmütig und hilfsbereit, namentlich gegen Engländer. Früh am nächsten Morgen steht der Alte schon mit sechsen seiner lieben Kinder am Strande und nimmt die Jäger in Empfang, die in Wickelgamaschen, karrierten Knickerbrokers und Gürteljoppen, mit Fernrohrbüchsen bewaffnet an Land kommen und dann in das Lappenboot übersteigen, das sie zum jenseitigen Ufer des Sees bringen soll, wo der Aufstieg beginnt. Eine tolle Fahrt über den düsteren Bergsee. Nach einem Wasserbade beim Landen, das den romantischen Reiz erhöht, ein beschwerlicher Aufstieg durch die enge Schlucht, über wildes Geröll hinweg. Endlich, nach Stunden, sind die Jäger lenzgepumpt oben und beziehen die vom kundigen Päjok ihnen angewiesenen Warten. Die hohen Steinblöcke bieten wenigstens Schutz vor dem scharfen Winde. Zähneklappernd erwarten die karrierten Sportsleute stundenlang mit frommer Geduld das Wild. Mittag ist vorüber, immer noch nichts! Da plötzlich kommt Leben in Mr. John Brown! Ruckweise wächst er hinter seinem Steine hoch. Drüben auf dem Grate, keine zweihundert Meter vor ihm, steht ein alter Hirsch! Bäng! Gekrellt bricht der Hirsch zusammen und schnellt mit den Läufen. Bäng! Da hat er noch eins! Doch was ist das? Nun zieht ein ganzes Rudel herbei, das verwundert auf den Verwundeten äugt. Bäng, bäng! Da liegt schon eins. Jetzt ist auch Mr. Jimmy Brown lebendig geworden. Bäng! Da zieht ein Tier mit krummem Rücken weiter und weidwund davon. Bäng! Ein anderes wankt und schwankt mit Keulenschusse davon. Bäng, bäng! Endlich liegt wieder eins. Bäng! Und drüben bei Jimmys Erzeuger noch eins! Jetzt endlich wird dem „Wilde" die Geschichte zu dumm. Es rast davon. Nicht zurück, sondern durch die Schützenlinie hindurch seinem lieben alten Melkplatze zu, wo es mit freundlichem Grunzblöken von der Herde empfangen wird. Die Kranken versuchen hinterdrein zu humpeln. Aber da bricht Mr. Browns Sohn und Erbe los und repetiert und repetiert, bis der Büchsenlauf glüht und das letzte Stück zur Strecke gebracht ist.

Die glücklichen Schützen jubeln. Und der alte Saba Klöis schmunzelt. Er kriegt für jedes Stück hundert Kronen und das „Wildbret". Am besten hat ihm gefallen, daß der junge Herr die angekräppelten Stücke noch zur Strecke gebracht hat.

Als das Boot Vater und Sohn mit ihrer ruhmreichen Beute zur Jacht zurückführt, steht am Ufer die ganze Einwohnerschaft des Lappenlagers, Männer, Weiber, Hunde und Kinder und macht in freundschaftlichen Luftsprüngen ihrer Begeisterung für Alt-England Luft. Die Mützen fliegen, die

Hunde laufen bellend auf und nieder, und das Geschrei der Weiber und Kinder läßt die Gäste ins Unbekannte verschwinden, aus dem sie kamen.
Der alte Saba Klöis aber zählt als Gewisses den klingenden Gewinn und schmunzelt. Und der Wasserfall rauscht, ohne heiser zu werden, die ganze Nacht.

Einbürgerung.

In Alaska wird jetzt das zahme Ren mit Erfolg zur Überlandpost verwendet. Im Jahre 1891 wurden die ersten 16 Stück von sibirischen Tschuktschen gekauft und nach einer Reise von 1000 Seemeilen in Unalaska gelandet. Im nächsten Jahre folgten 175 Stück nach und landeten bei Port Clarence. Die als Lehrer herübergeholten Tschuktschen unterrichteten die Eskimos in der Behandlung der eingeführten Tiere. Sie stellten sich aber bei diesem Unterrichte wenig klug an. An ihrer Stelle wurden deshalb mit hohen Kosten sechs Lappen aus Kantokeino in Finnmarken verschrieben, die mit vier Frauen und vier Kindern im Juli 1894 in Port Clarence anlangten und sich bewährt haben. Nun verbot aber die russische Regierung die Ausfuhr von Renern, die sich bald sehr lebhaft gesteigert hatte. Die russische



R. E. Peary. *Nordpol-Expedition Septbr. 1905.*

Rückkehr einer Jagdgesellschaft von Kap Henry mit Exemplaren einer neuen Rentierart (Rangifer Pearyi, Allen).

Regierung befürchtete, daß die Ausfuhr die ohnehin durch Seuchen bedrohten sibirischen Bestände erschöpfen und die Preise verhängnisvoll verteuern werde. Die Bedeutung der Renzucht kann wohl durch nichts so sehr erwiesen werden, als durch diesen Vorgang. Die Alaskaner haben sich denn auch nicht beirren lassen. Es sind jetzt etwa 20 000 zahme Rener in Alaska in Gebrauch, und in Dawson City ist ein stark besuchter Ren-Markt. Das Ren leistet am Yukon das Dreifache, wie der Hund, der bisher der einzige Gefährte des kühn vordringenden Goldgräbers war. Und es hat vor dem Hunde noch den Vorsprung voraus, daß es fast überall am Wege Moos und Flechten findet, während die Nahrung des Hundes auf dem Schlitten mitgeschleppt werden muß und deshalb einen erheblichen Teil der Ladung ausmacht, der beim Ren fortfällt.

Der Schulinspektor Dr. Sh. Jackson, der im Jahre 1894 die Anregung zur Einführung von Renern gab, hat sich ein großes Verdienst um Alaska erworben. Das von ihm gegebene gute Beispiel wurde dann auch von Labrador befolgt. Der Missionsarzt Dr. W. T. Grenfell leitete dort die Angelegenheit. Man ließ 300 Rener aus Norwegen kommen, die unter der Obhut ihrer Lappen über die Küste verteilt wurden, an der infolge der ruchlosen Metzeleien das Wild-Ren schon auf weite Strecken hin verschwunden ist und als Folge davon Not und Elend unter den Eingeborenen herrscht.

Das Wild-Ren hat man in den Adirondacks, dem bekannten Gebirge im Norden des Staates New-York, einzubürgern versucht. Die ausgesetzten Stücke waren mit Erlaubnis der kanadischen Regierung aus den Provinzen Quebec und Neubraunschweig bezogen. Nach übereinstimmenden Berichten kanadischer Jäger und Wildheger wurden mehrere Rener, die nach den Adirondacks ausgeführt waren, 1903 in ihren Heimatrevieren wieder angetroffen. Sie waren also zurückgewechselt!

Mit zahmen Renern hat man schon 1805 einen Einbürgerungsversuch in den Steiermärker Alpen gemacht. Und 1878 gab Brehm zu einem neuen Versuche Rat. Er empfahl die Aussetzung eines Rudels von etwa 20—30 Stück Wildrenern. Der Versuch von 1805 war daran gescheitert, daß die Tiere bereits krank ankamen; auch Brehms Rat, an den sich große Hoffnungen knüpften, hat zu keinem Erfolge geführt. Auch in Deutschland sind mehrere Versuche gemacht, zahme Rener auszusetzen. Die Hoffnung, daß diese, wenn sie überhaupt die Bedingungen ihres Gedeihens fänden, bald verwildern würden, war ja berechtigt, da in den nordischen Ländern gelegentlich versprengte Herden-Rener sehr schnell verwildern. Aber die deutschen Versuche scheiterten bald an der unbezähmbaren Wanderlust, die auch dem zahmen Ren noch innewohnt. Im Jahre 1900 wurden vom Oberförster Wendt im Schwarzwalde drei Rener, ein Hirsch und ein Kälberstück, ausgesetzt. Der Hirsch entstammte dem Zoologischen Garten in Basel,

während Tier und Kalb in Kopenhagen angekauft waren. Die Tiere gediehen zunächst leidlich, da auf dem südlichen Schwarzwalde in Höhe von 800 Metern aufwärts das Rentiermoos reichlich wächst. Aber die Brunft verlief ergebnislos, da das Tier den Hirsch nicht annahm, was wohl auf das zu milde Klima zurückzuführen sein dürfte. Nach einer Mitteilung des „St. Hubertus" Nr. 47, 1903, soll dem Wilde dann aber die Äsung ausgegangen sein. Es begann deshalb zu wandern und konnte oft in verhältnismäßig weiter Ferne nur mit Mühe wieder eingefangen und zurückgebracht werden. Schließlich sperrte ein Hotelbesitzer die armen Tiere in einen Stall ein, wo sie natürlich erkrankten und bald eingegangen sind. — Ein anderer Versuch wurde im Jahre 1903 bei Preil auf der Kurischen Nehrung gemacht. Es wurde dort ein Ren-Paar aus dem Königsberger Tiergarten ausgesetzt. Anscheinend war das Gatter, in dem sie gehalten wurden, zu eng. Und da im Frühjahr 1904 die Mücken besonders zahlreich und stechlustig waren, so scheint das Tier, das sich ihrer in dem engen Gatter nicht erwehren konnte, an dieser Plage eingegangen zu sein. Der Hirsch hingegen brach aus und zog in richtigem Ahnungstriebe nordwärts. An der Memeler Süder-Spitze wurde er einige Male beobachtet, wie er in die Ostsee hinausrann und dort sich mit wohligem Behagen von der salzigen Flut umspülen ließ. Bei seiner Rückkehr an den Strand wurde er eingefangen und nach dem Königsberger Tiergarten zurückgebracht. — An sich beweist das Mißlingen dieser beiden Versuche nicht die Unmöglichkeit der Einbürgerung von Renern in Deutschland überhaupt. Aber unbedingte Voraussetzung für das Gelingen würde sein, daß man dem ausgesetzten Wilde die nötige Wanderfreiheit gewähren könnte. Und da das Ren in dieser Hinsicht an ganz andere Entfernungen gewöhnt ist, als ihm in Deutschland erlaubt werden können, so besteht geringe Wahrscheinlichkeit, daß seine Einbürgerung hier jemals gelingt. Bessere Aussichten dürfte der jetzt geplante Versuch haben, auf den Heideflächen Nordjütlands Lappen-Rener als Wild auszusetzen.

Die letzte Zuflucht.

Wiederum ist der Winter über die Tundra hereingebrochen. Mit Schneestürmen jagte der November daher, denen außer dem Ren kein lebendes Wesen auf der eisigen Blöße standzuhalten vermochte. Und das Weihnachtsfest brachte den üblichen furchtbaren Frost. Wieder zeigt der Mond den breiten Dunstring mit kreuzförmiger Ausstrahlung. Wieder züngeln im Norden die feinen Schlangen des Nordlichtes auf in erwachendem Verlangen, um gleich darauf in übersprudelnden Strömen durch das blasse Blau des Himmels hinzuschießen. Wieder schleicht unter Mittag tief im Süden der Abglanz der Sonne wie Verheißung eines Blühens dahin, das doch nie in

diesem Lande der ewigen Vernichtung sich erfüllt. Die feierliche Marmorschönheit der nordischen Landschaft zeigt sich in ihrer lebensfeindlichen Kälte.

Über das schattenlose Weiß des ewigen Leichentuches zieht eine schweigsame Karawane. Jakuten sind es auf wetterharten kleinen Rossen. Von Kopf bis zu Fuß in dicke, steife Pelze gehüllt, können die Reiter sich während der zehnstündigen Tagereise von einem Futterlager zum andern kaum bewegen. Nur zuweilen schaut einer verstohlen aus der dickbereiften Bärenkapuze heraus, um nach den Hufen seines Pferdchens zu schauen, die gar leicht bei dieser Kälte zerspringen. Eine Wolke dicken Dunstes entströmt Rossen und Reitern. Selbst der Wolf, der scheu in gemessener Entfernung der Karawane folgt, um den Dung der Pferde gierig aufzulesen, selbst der Rabe, der langsamen Fluges über das Land des weißen Todes hinstreicht, hinterlassen als Spuren ihres einsamen Zuges feine Dunstsäulen. Den Pferdchen starrt jedes Haar von rauhen Eisnadeln, und die Nüstern verstopfen sich mit dicken Eiszapfen, die ihnen das Atmen erschweren. Wohl ihnen, wenn sie ohne Wettersturz und Sturm die ferne Rasthütte erreichen!

Nur der Hund, dieser ewige Bürger aller Breiten, spottet selbst dieser Kälte. Nichts kann seine unverwüstlich gute Laune verderben, als etwa der Neid gegen seine rauhen Artgenossen. Aber sobald die Beißerei vorbei ist, graben alle sich abends ihr Bett in den Schnee und halten gute Kameradschaft und treue Wacht. Aller persönliche Zwist ist vergessen, falls ein Bär oder Wolf es wagt, eine Rasthütte zu umschleichen, die von den Hunden der fünf bis sechs Zwölfergespanne der Reisenden bewacht wird! Und gibt es einen zuverlässigeren Freund des Menschen, als den Leithund vor einem Jukahiren-Schlitten? Wie hält er seine elf Zuggenossen in Ordnung und Gehorsam, und welche liebe Not hat er oft mit den ungebildeten Kötern, die hinter jeder Fuchsfährte hinprellen und dabei den richtigen Weg verfehlen? Zu welchen Listen muß er greifen, um sie durch plötzliche Rechtswendung und heftiges Gebell auf eine vermeintliche neue Wildspur zu locken, die zurückführt zu der Richtung, in der die nächste „Powarna", das aus Noah-Holz*) und Moortorfen errichtete Rasthaus, liegt! Wie oft ist dies vom Sturme verweht und nur durch die Klugheit des Leithundes zu finden, der mitten auf der einförmigen weißen Ebene haltmacht und unter Scharren und Wedeln zum freudigen Erstaunen seines Herrn die tief unter dem Schnee vergrabene Hütte verbellt, die dann hurtig freigeschaufelt wird!

Auch das Ren ist dem Menschen dienstbar geworden. Aber es hat sich nur widerwillig in dies zur Entartung führende Sklavenlos gefügt. Wo es noch in alter, adelvoller Wildfreiheit lebt, da weicht es vor dem Menschen immer mehr nordwärts zurück. Wenn alles, was atmet, die eisige Moos-

---

*) „Noah-Holz" ist Treibholz aus der Urzeit, als die Tundra noch Meeresgrund war.





E. R. Peary.



Kap Joseph Henry, Oktober 1905.

Kopf von Rangifer Pearyi, Allen.

steppe flieht, dann harren noch die Rudel der Tundra-Rener auf ihr aus. Dicht aneinandergedrängt stehen sie da oder lassen sich, wenn die Wirbelstürme kommen, sogar einschneien, wie die klugen Hunde. Mit seinen Wohnsitzen hat der Mensch die nördlichsten Stände des Renwildes nicht erreicht und wird sie auch nie erreichen. Es bewohnt alles Festland und alle Inseln des Eismeeres, soweit sie ihm nur einige Gräser, Moose und Flechten bieten. Seit Menschengedenken steht es auf den Neusibirischen Inseln. Vom Wrangellande, wo es zur Sommerzeit Ruhe vor Wölfen und peinigenden Dasselfliegen findet, kreuzt es im Herbste über Eis das zwanzig deutsche Meilen breite Meer. Am Kap Tscheljuskin und am Kap Taimyr ist es zu Hause, und Parry fand es auf den sieben Inseln nördlich von Spitzbergen ebenso wie auf den nach ihm selbst benannten Inseln im hohen Norden von Amerika. Im Norden von Grönland ist es häufiger, als im Süden und trotzt dort ohne jede andere Deckung, als die der Schnee ihm bietet, den Stürmen des Winters.

Aber auch dorthin folgen ihm die Geldgier und die Schießwut. Wie Innerafrika wird auch der hohe Norden in rücksichtsloser Weise heimgesucht und gebrandschatzt. Ganze Flotten laufen von Tromsö aus, um Jagd zu machen auf Walrosse, Eisbären, Robben, Narwale und Rener. Die Folge dieses Vernichtungskrieges ist, daß ganze Arten unter unseren Augen vom Erdboden verschwinden. Das Walroß, das vor sechzig bis siebzig Jahren auf Spitzbergen und der Bären-Insel alljährlich zu Abertausenden erbeutet wurde, ist dort bereits vollständig ausgerottet. Und das Ren, das vor fünfzig Jahren dort gemein war, kommt jetzt selbst in jenen Gegenden von Spitzbergen kaum noch vor, in denen es nicht gejagt werden darf. Wie wird es werden, wenn erst die automatische Kilometerbüchse aus der Kabine des Luftschiffes herab ihr Schnellfeuer auf die letzten Rener eröffnet!

Echtem Weidmannsgeiste graut vor diesem Schießertume. Und darauf beruht schließlich unsere Hoffnung für dies eigenartige Wild. Mag es auch lange währen, bis in Rußland das Verständnis dafür erwacht, daß es eine Ehrenpflicht echter und rechtverstandener Kultur ist, die Wildstände als Denkmäler der heimischen Natur zu schonen — in den germanischen Ländern wird dies Verständnis sicherlich um so entschiedener sich Bahn brechen. Norwegen hat bereits 1901 die Jagd auf das Wild-Ren fünf Jahre lang verboten. Britisch-Amerika und die Vereinigten Staaten haben Schutzgesetze und werden diese gewiß immer besser zur Durchführung bringen. Hoffentlich wird die Beratung, die auf Schwedens Antrag die politischen Verhältnisse Spitzbergens regeln soll, auch international bindende Bestimmungen treffen, durch die der völlige Untergang der hochnordischen Tierwelt und insbesondere der des Renes verhütet wird! Denn kein Wild der Erde erinnert so sehr wie dies in seinem ganzen Wesen an die Urgeschichte unseres Landes und Volkes, die Windzeit, Wolfszeit und Beilzeit der alten Edda!

Der Schneehase.

Von Egon Freiherr v. Kapherr.

Tief verschneit sind die Büsche, die Fichten hängen voll dickem, weißem Flaum. Und noch immer wirbelt's vom grauen Novemberhimmel, in weichen, dichten Flocken. Es gibt einen leisen, silbernen Ton, dies ewige gleichmäßige Rinseln. Kein Lüftchen weht — der Wald schweigt. Friedlich ist's und doch so drückend — als wolle der Himmel das Land unter sich begraben, ersticken. Kein Vogellaut, kein Spechtklopfen tönt durch die Einsamkeit.

Der Mann, der an der Wegkreuzung steht, hat die Mütze tief ins Gesicht geschoben, den Kragen aufgeschlagen. Dick beschneit ist sein Wams, sein Horn, das er auf dem Rücken trägt, füllt sich mit Schnee, daß bald der ganze Schalltrichter voller weißen Staubes ist. Hin und wieder wischt der Jäger mit den dicken Fausthandschuhen über die Gewehrläufe hin, klopft leicht gegen die verschneiten Schlösser und tritt hin und her. — Der weiche, feuchte Schnee knirscht und knarrt unter seinen Tritten. Und dann steht er wieder still, und seine Spur verschneit fast ebenso schnell, als sie getreten wurde. —

Hau—hau—hau ... Von fern tönt's, gedämpft. Und wieder Stille. Der Jäger schüttelt den Schnee von Mütze und Kragen und lauscht. Hau, hau, hau! Und leise gedämpft klingt der Ton des Hornes durch den schneeschweren Wald: Tu—tu—tuhi! Und dann wird's laut da unten im Tann — jauchzende Meutestimmen schallen, bald heller, bald dumpfer, bald lauter, bald leiser. Ruhig harrt der Jäger auf seinem Posten. Er weiß: der Hase muß ihm kommen, hier, in der Senke muß er über den Weg. Ein weißer Hase ist heute von den Hunden aufgestöbert — man merkt's am Gange der Jagd. Denn der graue nimmt gewöhnlich — gleich nachdem er aufgejagt ist, eine große Tour und entführt die Bracken — heidi! — in weitem Kreise durch den Wald, über die Feldflächen. Da hat man gar oft das Nachsehen. Denn die Hundestimmen werden leiser und leiser, verstummen endlich. Und gar häufig jagen die Bracken den armen Lampe steif und „nehmen" ihn. Dann aber fressen sie ihn einfach auf. Oder sie kommen spät abends, nach erfolgloser Hetze, hechelnd und müde heim. Meister Löffelmann aber verendet unter irgendeinem Busche am Lungenschlage ...

Ein Schneehase ist's. Immer im selben kleinen Waldviertel bewegt sich die Hetze, in kleinen Kreisen. Ganz leise klingt von fern der Ruf des Hornes tuhi—tu—hi! — Jetzt ist's still geworden. Ja — der Holzhase ist ein Meister im Hakenschlagen, im Ducken, im Rückspurlaufen. Selbst alte, er-

fahrene Hunde werden manchmal getäuscht. Längere Zeit ist's stille. Dann jault plötzlich einer der Hunde auf — und kochend fällt der Laut der anderen ein. Sie haben ihn wieder. Der alte „Organ" ist's wohl gewesen, der ihn zuerst wieder fand, der alte, erfahrene Spitzenhund der Meute. Jau, jau, jaff — hau!

Ja — bei diesem Wetter sind sie schwer zu täuschen, die Hunde. Die alte Spur verschneit gar rasch, die neue aber nicht schnell genug, um die Witterung zu dämpfen. Er läuft auch nicht gern so schnell, der weiße Hase, wie sein grauer Verwandter, wenngleich er's könnte. Er ist mehr für List, für Kniffe, als für übergroße Eile. Denn er ist klüger, als Hoppelmann, sein Vetter, der jetzt beim Schneetreiben wohl im Felde liegt oder unter einem Wacholderbusch auf der Viehweide. Er ist klüger — er rennt nicht sinnlos davon. Er weiß genau, daß die Hunde ihn doch fassen, tothetzen würden.

Eben ist er unter der dicken Fichte durchgehoppelt. Hier hockt er — unter schützendem Schneebehang, spielt mit den langen Löffeln und horcht. Jau, hau, jeff, jaff! Ach — sie sind ihm wieder auf den Fersen. Daß doch heute kein Trick verfängt, keine List! Hopp! Einen Riesensatz zur Seite — mitten durch den dicken Schnee, der in Wolken vom Busch herabstäubt. Und nun in Eile davon. Vorsprung muß man haben — dann kann man mit neuen Finten beginnen. In langen Sprüngen durch den Fichtenort, in Eile durch den schmalen Streifen Hochholz. Leiser tönt das Geläute der Bracken hinter ihm. Hinein ins Bruch, über den Fallstamm — durch den dichten Busch, über den verschneiten Graben. Und nun — halt. — Nur noch ganz gedämpft — wie aus weiter Ferne, das Läuten der verhaßten Verfolger. Eben hat es ein wenig aufgehört zu schneien und ein kleines Stückchen Blau zeigt sich am Himmel. Ein kleiner Windhauch zieht durch den Tann, es stäubt von Zweigen und Ästen. Eben trägt der Luftstrom den Hals der Hunde herüber — im Hochholz müssen sie sein. Nun rasch! Entgegengelaufen — bis zum Tannendickicht . . . Genau auf seiner Spur rennt der Hase zurück — den Hunden entgegen. Und dicht vor der Meute springt er mit gewaltigem Satz zur Seite — duckt sich.

Mit klopfendem Herzen hockt er unterm Strauch — die Löffel an den Rumpf gedrückt. Die schwarzbraunen Lichter blicken angstvoll, das Näschen schnuppert. Und die Meute saust vorüber . . .

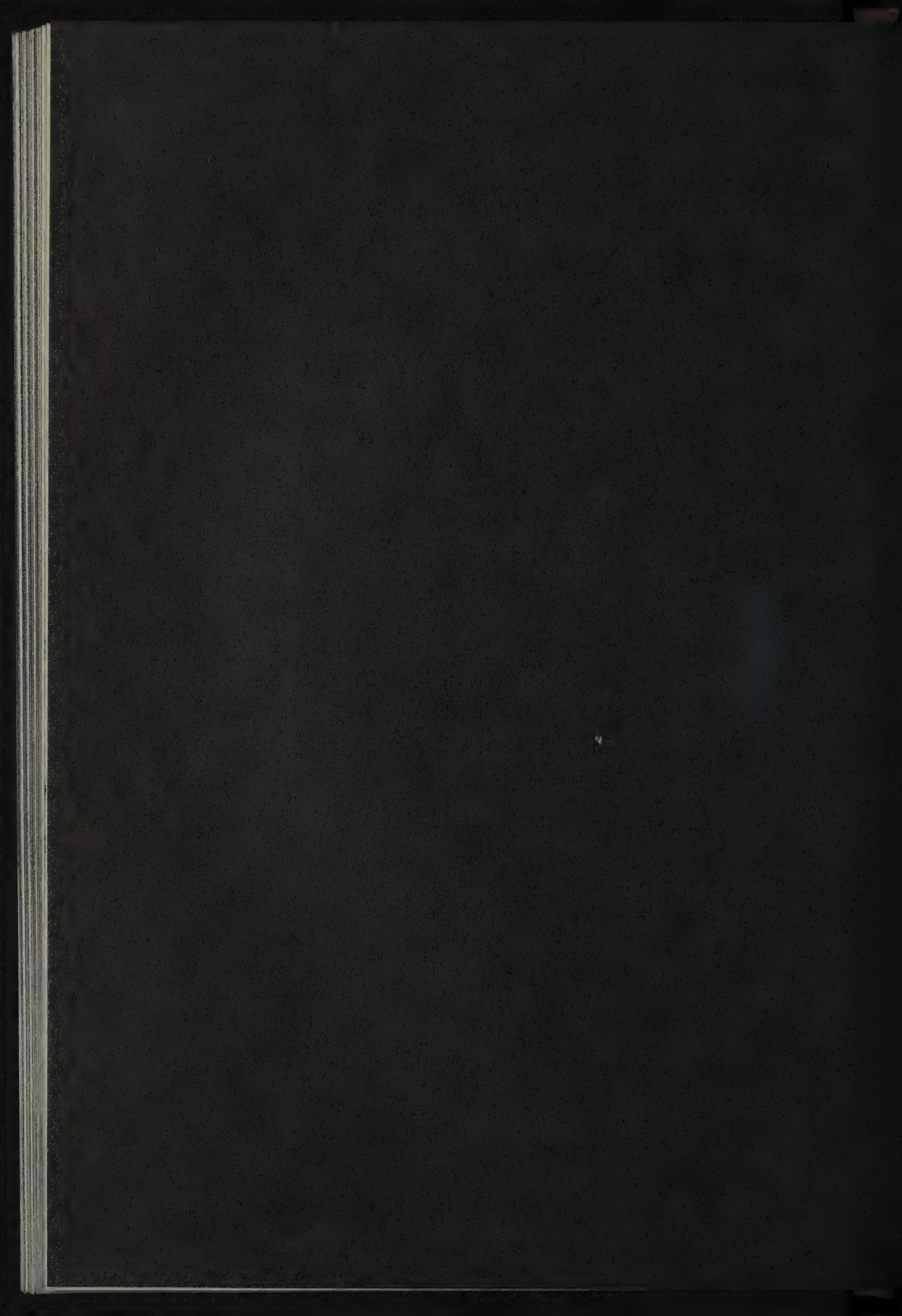
Stille ist im Revier. Nur die Meisen sind wieder erwacht aus ihrer Ruhe, die der Schneefall heischte. Sie flattern, wiegen sich in den Zweigen, rutschen an den Stämmen auf und ab: zirp—zirr . . .

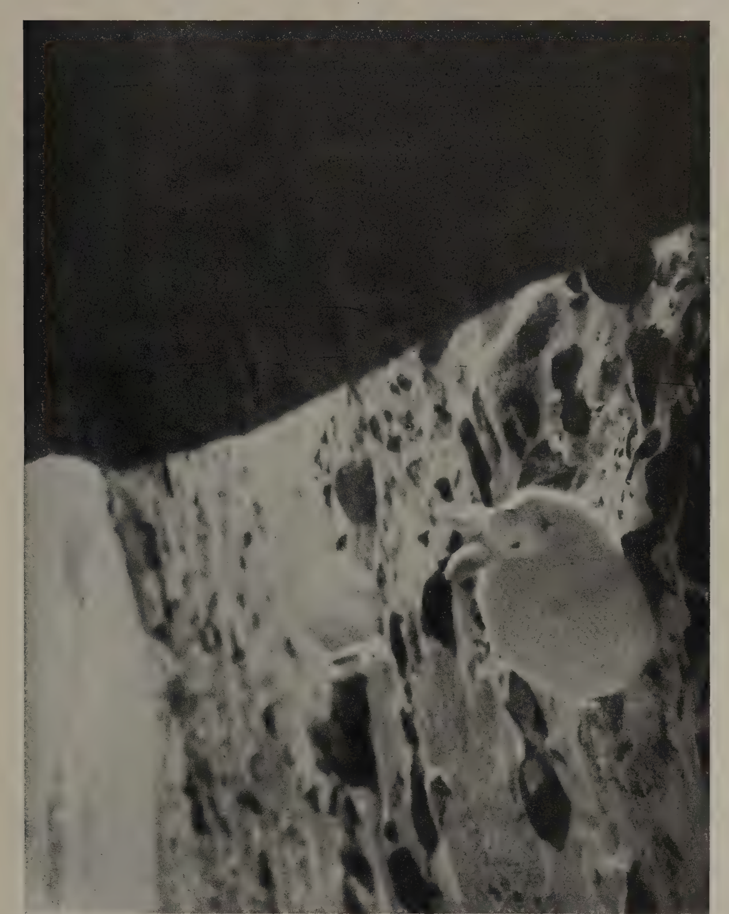
Fernab tönt das Horn. Lange hockte der arme Weiße. Dann aber hoppelt er langsam fort — in der Richtung, aus der die Hunde kamen, durchs hohe Holz — ins Dickicht — durch die Schonung. Hier macht er einen Kegel, schnuppert, horcht und bockelt nun langsam über die Senke am Wege . . .



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium (Skansen).*

Schneehasen.





A. L. V. Manniche. Äsende Schneehasen. N. O. Grönland, April 1907.

Da fährt ihm ein heißer Strahl durch den Leib – es kracht dumpf – es zischt. Noch einmal zappelt er mit den dicken, langen Hinterläufen. Und dann preßt ihm der Tod die letzte Klage in der Kehle zusammen, während die Brackenstimmen aufjauchzen hinter einem neuen Wilde und das Horn jubelt: „Gute Jagd!" –

* * *

Der Schneehase bewohnt in mehreren Formen den ganzen Norden der alten und neuen Welt, die Alpen, den Kaukasus (und die Pyrenäen?). Für jede dieser Formen ist ein eigener wissenschaftlicher Name aufgestellt worden. An dieser Stelle aber wollen wir den Schneehasen, der gleich dem Schneehuhn, der Polarbirke, der Zwergweide und der Moosbeere ein Überbleibsel aus einer kälteren Erdepoche ist, als nur eine Art betrachten.

Der Schneehase unterscheidet sich von seinem Vetter, unserem gewöhnlichen Feldhasen, ganz bedeutend. Seine Löffel sind kürzer, sein Kopf runder, dicker, die Nase ist kürzer, die Hinterläufe sind länger, als beim grauen Hasen. An den Sohlen der Läufe sitzt dichte Behaarung, die wohl die Funktion von Schneeschuhen zu übernehmen hat. Die Zehen sind weit mehr spaltbar, als beim Feldhasen, auch sind die Nägel länger und krummer, als bei jenem. Der niedliche Kerl ist munterer, lebhafter und intelligenter, als der gemeine Hase, seine Bewegungen sind flinker, geschickter, wenn auch seine Geschwindigkeit und Ausdauer im Geradeauslaufen die des Feldhasen nicht übertreffen mag.

Die Lichter des Schneehasen sind dunkelbraun, dunkler als die des grauen Hasen, und nicht etwa rot, wie bei weißen Kaninchen, Frettchen und weißen Mäusen, ungesunden Exemplaren, Albinos. Im Gegenteil – er ist gesund, wie nur einer – denn Krankheiten, wie sie der Feldhase so häufig aufweist: „Franzosenbeulen," Lungen- und Leberwürmer usw. kennt er kaum. Der Schneehase des hohen europäischen Norden, der sibirische, grönländische und kanadische Polarhase ist sehr klein im Vergleiche zum Feldhasen. Ebenso ist der Alpenhase gering, soll aber in Ausnahmefällen ein Gewicht von 10 bis 12 Pfund erreichen. Im Durchschnitt stärker sind die russischen, baltischen und skandinavischen Holzhasen, sie erreichen fast die Durchschnittsstärke des grauen deutschen Hasen, niemals aber die Größe und das Gewicht eines Feldhasen aus den baltischen Provinzen oder Nordwestrußland. Eine einzige Ausnahme bildet der veränderliche Hase aus dem Waldai – einem Wald- und Hügellande im Gouvernement Nowgorod – in Nordrußland. Dieser Schneehase kommt dem stärksten grauen Hasen an Größe gleich und teilt mit dem Feldhasen – ganz im Gegensatze zu den übrigen nordrussischen Holzhasen – die Gewohnheit, gern zu Feld zu ziehen und wohl dort auch tagelang zu liegen. In den Alpen und im hohen Norden mag wohl der

kurze Sommer oder die schwache Äsung an der geringen Körperstärke unseres Nagers schuld sein, in der Waldzone ist jedenfalls zum Teil Degeneration, hervorgerufen durch Zusammenschmelzen der dichten Wälder, schuld an quantitativer und qualitativer Abnahme. Der Schneehase ist – ebenso wie Elch und Auerhahn – Kulturflüchter. Durchforstungen, Verdrängung der Weichhölzer, Zunehmen der Feldwirtschaft – und somit der Menschen und Hunde – nehmen ihm die Existenzmöglichkeit, drängen ihn auf immer kleinere Gebiete zusammen und geben die Reste des einst so reichen Bestandes der Inzucht preis. Eine Ausnahme bildet eben nur der kräftige und fruchtbare Waldaihase – der sich merkwürdigerweise in die veränderten Bedingungen geschickt hat und nun auch von Jagdliebhabern – besonders in Liv-, Est- und Kurland in größerer Menge alljährlich zur Blutauffrischung importiert wird. Mit Ausnahme weniger Fälle, in denen die Hasen weiterwanderten, hat man mit dieser Methode vorzügliche Erfahrungen gemacht. Der Fang geschieht gewöhnlich in Kastenfallen, auch Netzen, der Versand in Körben. Die Hasen kommen in der Regel gesund und munter an und zeigen wenig Scheu vor Menschen. Überhaupt ist der Schneehase im allgemeinen vertrauter, als der graue, läßt sich auch leichter zähmen.

Eine wichtige Hauptursache des Verschwindens des weißen Hasen besteht in klimatischen Veränderungen, jenem schlimmsten Feinde der verfärbenden Tiere. Wie das Schneehuhn hat sich an vielen Orten unser veränderlicher Hase nicht den neuen Bedingungen rechtzeitig anpassen können. Er verfärbt im Herbst schon oft, wenn noch auf lange hin keine Schneedecke zu erwarten ist und zeigt im Frühjahr, wenn schon der letzte Schneerest in Tälern und Gräben abgetaut ist, oft genug noch sein rein weißes Kleid. Die Wälder lichten sich, Windbrüche und Dickichte werden seltener und der Schutz fehlt, die Deckung vor dem Auge des Habichts, des Bauernjägers. Ob nun eine wirkliche Klimaänderung – d. h. eine durchschnittliche Temperaturänderung – stattgefunden hat, lassen wir dahingestellt. Ebenso mögen die Niederschläge in der Gesamtheit nicht merklich abgenommen haben. Tatsache ist jedoch, daß der Wald zugunsten der Ackerflächen mehr und mehr zurücktritt, auf diesen aber der Schneebelag schnell schmilzt, und das herabströmende Tauwasser sich in die Standorte der Schneehasen und Moorhühner – in den niedrig gelegenen Wald und die Moore – ergießt und dort die weiße Decke vorzeitig zum Schmelzen bringt. – Wehe aber dann dem armen weißen Moorhuhn, wenn der Wanderfalke über die Fläche dahinjagt, wehe dem, wie eine weiße Flocke leuchtenden Schneehasen, wenn in der Dämmerung Luchs und Uhu jagen, wenn der Habicht durch die Fichten streicht!

Abgesehen vom Menschen und seiner Kultur sind Luchs und Uhu die schlimmsten Feinde unserer Holzhasen, der doch – als Dämmerungstier – mit jenen gleiche „Ausgehzeit“ hat. Wenn er ahnungslos auf dem Paß

5*

dahinbockelt, springt ihm der getupfte, pinselohrige Feind ins Genick, während er friedlich am Espenbusch knabbert, streicht der Auf lautlos herzu und schlägt ihm seine totbringenden Fänge in den Rücken. Und Reineke ist nicht besser, als diese Nachträuber. Die Uraleule, der Bartkauz, die Schneeule werden besonders den Jungen gefährlich, nehmen aber auch wohl gelegentlich den stärksten Rammler. Auch Bär und Dachs fressen 'mal ein paar Junghasen, das Hermelin, der Marder und der Zobel lieben Hasenwildbret nicht minder. Kurz: Feinde hat der Schneehase nicht weniger als sein grauer Vetter. Aber er weiß sich ihrer, wo noch die natürlichen Existenzbedingungen vorhanden, besser als jener zu erwehren, denn in der unberührten Wildnis schützt ihn seine Farbe, deckt ihn das Dickicht. Und seine Intelligenz hilft ihm über so manche Gefahr hinweg, der Hoppelmann und Löffelmann, Kohlbeißer und Rübenschneider wohl erliegen würden. So den Hunden des Jägers, denen unser Weißer immer wieder ein Schnippchen zu schlagen weiß. Merkwürdig ist, daß der sibirische Schneehase weniger schlau zu sein scheint, als sein europäischer Bruder. Er lebt zwar auch gern im dichten Laub- oder Fichtenwalde, wie jener, liegt aber ebensogern in den weiten Weidengebüschen der Fluß- und Seeufer und wird dort natürlich viel heftiger von allerlei Raubgetier verfolgt. Auch weiß er sich nicht so geschickt zu benehmen, wenn er von Bracken gejagt wird, wie sein westrussischer und baltisch-finnischer Artgenosse.

Der Schneehase ist – auch der des Waldai – weniger fruchtbar, als der Feldhase. Gleichwohl vermehrt er sich gut, da er mindestens zweimal oder auch dreimal (April, Juni, August) 2 bis 5 Junge setzt. Die Trächtigkeitsdauer beträgt etwa 30 Tage. – Die Jungen sind anfangs sehr klein, aber bedeutend weniger unbeholfen, als die des gemeinen Hasen. Ihre Farbe ist anfangs graubraun, mit weißem Fleck am Grind, der sich jedoch bald verliert.

In den Ostseeprovinzen und in Westrußland verliert der Holzhase schon im Oktober allmählich sein braunes Sommerkleid. Zuerst werden die Läufe, dann die Flanken und endlich der Rücken weiß. Durch Verfärben des Haares, welches sich gleichzeitig verdichtet – nicht durch Haarwechsel, wie früher von vielen Forschern behauptet wurde. Je weiter nach Norden und Osten, desto früher beginnt das Verfärben, je weiter nach Süden, desto später. Der Hase der Alpen wird erst im Dezember rein weiß, jener Livlands meist schon im November, der nordrussische und sibirische schon im Oktober und sogar früher. Alte Hasen verfärben früher, als junge. Wenn die Verfärbung vollendet ist, prangt der ganze kleine Kerl in blendend weißem Kleide – nur die Löffelspitzen und – bei älteren Exemplaren – die Blumenspitze bleiben schwarz. Die Hasen des höchsten Nordens bleiben das ganze Jahr rein weiß, der irische wird nie weiß, ebenso wie das Schneehuhn der britischen



A. L. V. Manniche. *N. O. Grönland, April 1907.*

Schneehase.

Inseln, das schottische grouse. Anpassung an das Klima! Die einen können's und prosperieren, die anderen können's nicht und gehen zugrunde. Das alte Lied. In Skandinavien haben wir die Anpassung in ihrer höchsten Vollendung: je nach Höhe und Breitengrad wird verfärbt oder nicht. Und wenn die Art nicht durch irgendwelche Umstände zugrunde geht, spaltet sie sich im Laufe der Jahrtausende zu Varietäten und Unterarten. Und aus diesen werden neue Arten. Mutabilität überall – wohin man blickt. – Zu einer Unterart oder neuen Spezies darf man aber jene russisch-baltischen Hasen nicht zählen, die nie ausfärben, einen schwarzen Strich auf der Blume haben – ganz ähnlich wie ein Feldhase – und auch Streifen und Muster auf der Stirn. Es sind die immer häufiger auftauchenden – und wahrscheinlich sogar fortpflanzungsfähigen – Blendlinge von Schnee- und Feldhase. –

Das Braunwerden unseres gewöhnlichen Schnee- und Alpenhasen beginnt, unabhängig von der Witterung, im Frühjahr durch Haarwechsel und Verfärbung zugleich. Zuerst fallen die langen weißen Haare aus, während das Wollhaar grau wird. Dann sprießen braune Haare, an Stelle der langen weißen, neu hervor. – Der Verfärbungsprozeß des Schneehasen ist also annähernd derselbe wie beim Schneehuhn. Auch der Farbenwechsel des Eisfuchses und des Hermelins ist derselbe. Eine zweimalige „Mauserung" existiert also nicht.

Die Äsung des Schneehasen besteht aus allerhand Gräsern und Kräutern, wie die des Feldhasen, hauptsächlich aber aus Holzrinden, Schößlingen, Trieben. Was des Feldhasen Notkost ist, dient dem Holzhasen zur Hauptnahrung und umgekehrt. Darum ist der weiße Hase stets trocken und zähe und liefert nur bei reichlichem Spicken mit viel Butter und saurer Sahne angerichtet, einen guten Braten. Ihn in Restaurants mit „Magerküche" zu verwenden, dürfte wenig empfehlenswert sein . . .

Neuerdings ist auch der Balg – besonders nordsibirischer Schneehasen – besser im Preise, wie ja fast alles Pelzwerk teuerer wird. Heute kostet ein Winterbalg in Tobolsk schon 25 Kopeken (52 Pf.) – während derselbe noch vor ein paar Jahren keinen Groschen wert war.

Die Spur des weißen Hasen unterscheidet sich von der des Feldhasen hauptsächlich durch die breiteren Tapfen, bei denen – besonders bei Tauwetter – die Nägel im Schnee oft deutlich abgedrückt sind. Diese Nägel scheinen dem Holzhasen besonders auf dem Eise gute Dienste zu leisten. Eigentümlich soll – wie vertrauenswürdige Leute im Norden berichten – die Stimme des veränderlichen Hasen zur Begattungszeit sein. Sie erinnert an einen Eulenschrei, klingt wie ein Blasen: huhu! Jedenfalls beruht diese Beobachtung nicht nur auf Phantasie – denn man hört dieselbe Meinung überall in Livland, Finnland und Rußland – und nicht nur von Bauern, sondern auch von gebildeten Jägern. Das Klagen des Schneehasen klingt ebenso wie das des grauen, nur ist das Quäken vielleicht ein wenig schriller.



A. L. V. Manniche. *N. O. Grönland, April 1908.*

Schneehase.

Die Aufenthaltsorte des Alpenhasen sind je nach Jahreszeit und Witterung verschieden. Im Sommer ist das Standquartier im Gestrüpp der Legföhren, zwischen Blöcken und Steinen, in Gruben und Grotten. Im Winter geht unser Hase wohl tiefer hinab, bis in die Randwälder. Ähnlich verhält es sich mit den Gewohnheiten der Hasen russischer Gebirge, während der Schneehase der Niederung gern im dichten Fichten- und Tannenwalde, bei feuchter Witterung aber auch in der Heide liegt, im Sommer aber scheinbar Laub- und Mischwälder vorzieht. Dichter Mischwald mit Fichtendickungen, unterbrochen von Windbrüchen, Espenschlägen, Schwarzerlenbeständen in den Niederungen, Gestrüpp der wilden Himbeere und Weidengebüsch, kleinen Wiesen und Grasmooren sind sein Lieblingsaufenthalt.

Fällt der erste Schnee, so rührt sich der Schneehase oft tagelang nicht — in der instinktiven Erkenntnis, daß seine Spur die Feinde auf sich lenkt. Später, wenn der Schnee tief liegt, hält er bei seinen harmlosen Streifereien, genau die Wechsel ein. Es entstehen dann richtige Pfade durch den Wald — leider willkommene Pässe, an denen Schlingensteller und ähnliches Gesindel ihr schmutziges Handwerk treiben können. Auch der Luchs, der zeitweise fast ausschließlich von weißen Hasen lebt, und der Vielfraß lauern dort.

Kulturländer sind kein Boden für den armen Weißbalg. Aber es gibt noch Winkel genug für ihn auf unserem Erdenball, in denen er sich halten wird. In Rußland hat's noch gute Weile mit seinem Aussterben und große Wildwälder und Brücher gibt es in Fülle. Und der russisch-sibirische Bauer verschmäht in den meisten Fällen den Hasen: eine Nachwirkung jahrhundertelangen Tatarenjoches und das Beispiel noch heute neben ihm lebender Mohamedaner. Der Hase ist „unrein" — möge er's bleiben!

Nager oder nicht — Baumschäler oder nicht — wir Nordländer lieben den schmucken weißen Gesellen und gönnen ihm seinen Platz. Wir lieben ihn, wenn er vor der jauchzenden Meute über den schwarzen Herbstboden flitzt wie ein weißes Licht, wenn er nachdenklich über den Winterschnee hoppelt. Er ist ein lustiger, ein lieber Bursche! —



C. Reid. Vivarium.

Fischotter am Ausstieg.



Der Fischotter.

Von Fritz Bley.

Der Herr der Seen.

Die Märzsonne läßt nicht länger mit sich spaßen. Es ist vorbei mit den schönen Brücken, die der Winter über die masurischen Seen gebaut hatte. Der Spirding und der Taltowisko werden schon lange von Wellen gekräuselt, auf dem Glemboki und dem Ploczisko gründeln die reihenden Enten, am waldumrauschten Gartensee rascheln die letzten morschen dunkelgrauen Schollen gegen das dürre Röhricht, und Hans Spielhahn meldet sich auf der feuchten Wiese: tschjuih!

Nun ist es für die Gehilfen Baruch Zochers, des alten Fischpächters, vorbei mit der Winterarbeit, mit dem großen Niewod und den Stellnetzen; und die Filipponen können nun nicht mehr mit Puppen und Handangeln an den „Bergen" den Hechten und Barschen nachstellen.

Die Seen haben Ruhe.

Desto schlimmer geht es an den Abflüssen zu. Jetzt wandern ja die lieben Aalchens, denen man nachts so hübsch mit Reusen beikommen kann. Und in die Gräben steigt das Hechtchen hinauf, das liebe Hechtchen, das so leicht sich nun im Sacke fangen läßt und gebraten so gut schmeckt, ei, ei!

Große Hechte freilich sind schwerer zu kriegen. Die bleiben im See. Dort steht so einer im Jurecz am Rande des Rohres unter dem hohen Ufer; das ist ein Kerl! Kuba Przygoda leuchten die Augen und wässert der Mund bei dem Anblicke des mächtigen Fisches. Aber dem leuchten die Augen auch; denn er weiß Bescheid. Sein Hochzeitskleid glänzt wie Metall in gelben und grünlichen Flecken und, als er die Erschütterung des Ufers durch menschliche Tritte im Wasser spürt, bewegt er etwas lebhafter die Flossen und schaut auf. Gleichmäßig zieht und bläht sich die Schwimmblase, leise spielt die Schwanzflosse und die Brustflosse hält den Starken auf der gewollten Höhe im Wasser, wo er die Strahlen der Märzsonne in wohliger Beschaulichkeit genießt.

Nun braucht er ja nicht mehr vor der Kälte sich in die Tiefe zu flüchten; die Wärme, die er so liebt, hat das Ufer schon erreicht. Gern sonnt er sich deshalb und läßt sich durch den Menschen dort oben nicht in seinem Behagen stören. Dem geht er längst nicht mehr auf den Köder, und wenn er noch so silbern blinkt. Dazu ist er viel zu alt und erfahren.

Und wozu auch? Für ihn ist Nahrung in Hülle und Fülle: Maränen und Plötzen, die sich nun wieder ins Röhricht wagen, greift er als leichte

Beute. Auch Grasfrösche sind nun wieder leckere Speise, und unterhalb des Bohlwerkes der Fastower Mühle wälzen die Wasserratten jetzt sich in tollen Liebestänzen im Wasser herum, um ihre stumpfsinnig dreinschauenden Weibchen zu bezaubern. Dann werden auch die verrückt und umspielen die vor Verliebtheit sinnlosen Männchen. Schwapp! Da hat der Hecht aus dem Verstecke heraus eine weg. Hm! Das ist ein saftiger Bissen und einen halben Tag lang hält er vor. Hellauf blitzen die Augen des Hechtes in grünlichem Feuer vor Freude über diesen Fang und Fraß. Um diese Zeit erwischt er zuweilen auch eine Ringelnatter, die auf der Froschjagd erhobenen Hauptes sich durch das Wasser schlängelt, oder einen Krebsgroßvater, der mit aufgerichteten Fühlern sich aus dem Kraute herauswagt. Auch den Vetter Barsch mag er gern. Den greift er von der Seite, damit er sich nicht an den harten Stachelflossen reißt. Nur den Kaulbarsch mag er nicht und noch weniger den Stichling, der ihm mit seinen spitzen Stacheln im Halse stecken bleiben würde und im Bewußtsein seiner Unverletzbarkeit sich so dummdreist benimmt.

Sonst aber ist kein Bewohner des Sees vor dem breiten Krokodilmaule des großen Hechtes sicher, der dreiviertel seines Körpergewichtes an täglichem Fraße verlangt. Am allerwenigsten schont er seine eigene Art. Mit Vorliebe greift er sich die jungen Grashechte.

Ist das ein molliges Gefühl, diese Schlingel zu verdauen, die dem Alten nicht nur beim Fange der Fische, sondern auch in seinen schwülsten Gefühlen beim Laichen stören! Der alte Wonnetrieb macht sich ja nun geltend und läßt das Nahrungsbedürfnis zurücktreten.

Als die Abendsonne die Kiefernstämme von Szadowen vergoldet, die leichten Wolken in purpurnem Scheine glühn und die Blänken des Jurecz silberblau leuchten, streicht der Hecht das Röhricht entlang, wo vor ihm das Weibchen seinen Rogen abgesetzt hat. Heftig plunscht er in dem flachen Wasser, er, der Gebieter über alles Leben in diesem See.

Es hat eine Zeit gegeben, da fürchtete er einen Stärkeren in seiner Nähe. Einen, der in aalglatten Windungen durch das Wasser schoß und vorwärts, rückwärts, seitwärts sich überschlug. Anstatt der Bauchflossen hatte der kurze, kräftige Läufe mit breiten, starken Schwimmhäuten, anstatt der Rückenflosse eine lange Steuerrute. Aber die Zeit ist lange vorbei. Den alten Otter haben die Zweibeinigen, die am Lande leben, in einem Eisen gefangen, und darauf ist die Fähe mit ihren Jungen ausgewandert, über die Wiesen von Szadowen, die Gräben entlang in den Selbondzek und Glemboki, den Waldseen zu. Plunsch!

Kein Otter hat seit Jahren den starken Hecht in seinem Laichrausche gestört! Plunsch! Plunsch! Je tiefer die Nacht hernieder sinkt, desto wohliger wird dem Alten im Röhricht. Plunsch! Plunsch! Plunsch!





M. Behr, Aken a. d. Elbe, Nov. 1909.



Steckby a. d. Elbe, Okt. 1909.

Otter=Spuren.

Da schlägt der Hofhund des Müllers an, dem der Wind seltsamen Duft zugetragen hat. Er zerrt an seiner Kette, springt und bellt und ist gar nicht zu beruhigen. Aber niemand kümmert sich um ihn. Die Mühle klappert, der Müller schläft und das Wasser rauscht. Plunsch, plunsch! geht es im Röhrichte des Sees.

Es wandern ihrer vier über Berg und Tal daher, denen es im Walde ungemütlich geworden ist, weil die Menschen dort Tag und Nacht stampfen, pfeifen und heulen. Sie buddeln die Erde auf und lassen das Wasser der Seen hineinlaufen, um dann in hohlen Bäumen darauf herumzutoben. Hunderte von johlenden Kerlen mit Schippen und Hacken sind dort zusammengekommen; und kaum daß der Winter Abschied nimmt, geht der Spektakel jetzt wieder los am masurischen Kanalbau, wie sie es nennen. Kein Otter hält das aus, und deshalb führt die alte Fähe ihr Töchterchen und dessen Freier jetzt zurück in die alte Heimat am verkrauteten Jurecz, wo sie groß geworden und glücklich gewesen ist, ehe der Szadowensche alte Inspektor mit seinen verwünschten Eisen kam, in denen sie auch ein paar von den scharfklauigen Zehen ihres rechten Vorderfußes gelassen hat. Das ist nun schon lange her, und der alte Panje Brjschesenny ist lange tot. Also wandert die Alte durch Flüsse und Seen, den Sprindgraben in der Garna-Wiese entlang dem Jurecz zu.

Plunsch, plunsch! geht es im Rohre.

Hochauf hebt der Otter, der der Alten folgt, die kleinen, seitwärts der Seher im glatten Pelze versteckten runden Lauscher. Dann gleitet er lautlos und blitzgeschwind durch das Wasser dem jenseitigen Ufer zu. Keine Welle kräuselt sich, kein Bläschen steigt auf.

Plunsch, plunsch — da sitzt dem Starken ein Stärkerer an der Gurgel! Mit einem Rucke hat der Otter dem Hechte das Genick gebrochen, und in lauter Freude ruft er pfeifend die Fähen zum Mahle herbei. Zwar, Hecht ist keine Leckerspeise, aber nach weiter Wanderung hat man Hunger, und die dicken Schleien stecken noch zu tief im Schlamme.

Als der Morgen kommt, finden die Krähen im Röhricht die blankgenagten Gräten und den noch im Tode frech grinsenden Kopf des großen Wasserwolfes mit den großen Fangzähnen im Unterkiefer. Krächzend zanken sie sich um die letzten Fleischbissen an der Schwanzflosse.

Herr des Sees ist nun der Otter. Bei Tage ruht er mit den Fähen in dem seit langen Jahren nun zum ersten Male wieder befahrenen Bau, der zwischen dem Wurzelwerke einer alten Erle unter Wasser mündet. Der geräumige Kessel ist schön luftig, da ein zweiter Gang, den die alte Fähe sofort aufgearbeitet hat, an die Oberfläche führt. Eine zweite solche Burg liegt drüben am Waldufer, und außerdem bieten über Tag auch die Schilfkaupen gutes Lagerversteck, aus dem man flink zu Wasser fahren kann.



M. Behr. *Aken a. d. Elbe, Okt. 1909.*

Otter- und Graureiher-Spuren im Sand.

Dort drüben sind auch die schönen glatten Uferstellen, an denen es sich so hübsch ins Wasser rutschen läßt, was einen Hauptspaß macht: zur Sommerzeit im feuchten Lehm und zur Winterzeit im Schnee!

Kein Feind ist hier ringsum, als der dumme Hühnerhund des Jägers, der vormittags an der Lichtröhre blaffte und winselnd kratzte. Der mag sich schön ärgern, daß er den Bau nicht aufgraben konnte. Hier ist gut sein, solange man hübsch vorsichtig bleibt.

Als der Abend die weite Wasserbahn mit goldigrotem Scheine überflutet, gleitet die Jungfähe ins Wasser und ihr nach der stürmische Freier, indessen der Jungrüde mit seiner Mutter spielt. Ungestüm fährt der Hauptotter auf und nieder, umgaukelt kobolzschießend in tollen Wassersprüngen die Fähe und gleitet dann auf der Seite liegend neben ihr her, bis ihm endlich am Ufer Sieg und Gewähr zum Lohne wird.

Aber auch seiner Herrschaft ist Maß und Ziel gesetzt! Drei Abende nur währt das junge Liebesglück des stolzen Freiers. Am vierten, als er wie sonst vor der Geliebten seine schönsten Künste zeigt, sieht er plötzlich im Wasser zwei schillernde Seher vor sich auftauchen und, ehe er weiß, wie ihm geschah, überrumpelt ihn ein furchtbarer Gegner. In wilder Jagd geht der

Kampf im Wasser auf und nieder, dann treibt der Eindringling den Platzotter an Land. Pfeifend und klagend beißen sie sich dort herum. Kuba Przygoda, der am Ufer steht, meint, es sei dort unten im Röhricht ein Mensch am Ertrinken. Bald aber merkt er, was los ist und rennt, was die Beine winden können, auf den Hof zum jungen Herrn.

Als der mit dem stichelhaarigen Karo am See ankommt, hat die Dunkelheit sich schon tief herabgesenkt. Aber Karo sucht im Röhricht und jetzt greift er zu. Ein letzter matter Klagelaut, und der Hund bringt den todwund gefundenen besiegten Platzotter seinem Herrn. „So recht, mein Hund!"

Und wiederum ein Abend voll goldiger Stille. „Pst, pst — quock, quock!" Murksend zieht die Schnepfe. Drüben unter dem Waldufer kichern die Otter. Der Sieger herrscht und fordert von der Jungfähe sein Recht. Vertraut treibt er sie im Wasser auf und ab, ohne Ahnung, daß am Ufer der beobachtende Jäger lauert. Plätschernd entsteigen die Otter dem Wasser und jagen sich im Uferschilfe hin und her. Da blitzen zwei Rohre auf. Und steif liegt der, der eben noch sich für den Herrn dieses Wassers hielt! Die Fähe will verwundet zu Wasser eilen, aber schon hat Karo sie gegriffen und schlägt sie sich zwei-, dreimal um den Fang.

„So recht, mein Hund!"

Herr der Seen ist das furchtbare Raubtier Mensch. Wehe dem Besiegten!

Mutterglück und Sorgen.

Nach den trüben Erfahrungen der letzten Zeit hat die alte Fähe sich hübsch verborgen gehalten. Kurze Zeit nach dem Tode ihrer Tochter lernte sie beim Krebsen im Taltowisko einen älteren Otter kennen, der die Einsamkeit über alles schätzte, ihrer Witterung aber doch nicht widerstehen konnte. Schließlich folgte er ihr in den stillen Bau unter dem hohen Ufer, stellte aber in seiner griesgrämigen Art die Bedingung, daß der Stiefsohn den Bau verlassen müßte. Die Altfähe holte den Jungen ein paarmal wieder, war's aber schließlich zufrieden, daß er auf eigene Kraft sein Heil in der weiten Welt versuchen möge.

Der arme Bengel ist auf der Wanderschaft nicht weit gekommen. Eines Morgens, als er sich am Ufer des Ploczisko beim Aufknabbern von Möweneiern und Kiebitzbrut verspätet hatte, überraschte ihn der Jäger. Zwar schliefte der Otter in der Not in eine Durchlaßröhre ein. Aber der Hühnerhund hatte ihn gleich los und stand Laut gebend vor, während der Teckel auf der anderen Seite einfuhr und rückwärts anpackte. Das Ende war ein Hieb auf die Nase. Aus!

Um dieselbe Zeit kam auch der Stiefvater zu Schaden. Er hatte eine



M. Behr. *Breitenhagen a. d. Elbe, April 1909.*

Vom Otter angeschnittener Karpfen.

sträfliche Vorliebe für Enten, und zwar nicht nur für März- und Krick-Enten, sondern auch für die schönen weißen aus der Fastower Mühle, die sich, wenn die Abendsonne die Föhren vom Jauerschen Ufer vergoldete, gründelnd unterhalb des Mühlenwassers vergnügten. Der Müller hatte schon lange bemerkt, daß der Jungen immer weniger wurden, schob dies aber anfangs auf die Ratten oder einen Iltis. Eines Abends kam die Mutterente aufgeregt gackernd schon sehr frühzeitig auf den Hof und beim Nachzählen fehlte wieder ein Junges. Am nächsten Abende wieder eins. Nun stellte sich der Müller auf Anstand, um den Ilske zu schießen. Die Enten wurden wie gewöhnlich auf den See gelassen. Kurz vor Untergang der Sonne wurde die Mutterente unruhig und sammelte ihre Kleinen. Da, plötzlich, fuhr vom Grunde des Wassers der Otter zwischen die Enten, ergriff eine Jungente und schwamm mit ihr zur Wiese am Mühlenfließe, wo er ausstieg. Zu seinem Verhängnisse unweit des Müllers, der ihn mit feurigem Hagel begrüßte. So war auch der weg, und die Altfähe nun ganz allein.

Aber nicht lange. Als der Mai gekommen war und die Fohlen die zuckersüßen Rohrspitzen im See abweideten, da piepste es eines Morgens im Uferbaue unter den Jauerschen Erlen: zwei blinde Junge lagen auf dem

weichen Polster des Baues. Zärtlich pflegte die Otterin diese dunkelbraunen unbeholfenen Plumpsäckchen, und ängstlich vermied sie nun alles, was das Lager verraten könnte. Weder Raub noch Losung ließ sie in der Nähe des Baues zurück und niemals fuhr sie anders, als unter Wasser ein und aus.

Nach zehn Tagen öffneten die Kleinen ihre Seher, und nun ging das Spielen mit der Mutter los. Auf dem Rücken liegend erwehrte sich die Alte der Angriffe ihrer Kleinen, um sie schließlich an die Zitzen zu nehmen und ihnen Nahrung und süßen Schlaf zu geben.

Als die Otterchen acht Wochen alt waren, wurden sie zum ersten Male von der Mutter auf den Fischfang geführt, und bald lernten sie, wie man die großen Fische unterschießt und am Bauche packt. Um kleines fingerlanges Brutzeug kümmerten sie sich nicht; jeder suchte einen möglichst großen Fisch zu erhaschen. Schwesterchen war darin dem Brüderchen überlegen, sie merkte sich auch schon die Stellen, wo die guten Fische standen. Eines Tages aber, als sie gerade einen pfündigen Brachsen gelandet hatte und verzehrte, ward sie von Männe, dem schwarzen Teckel des Szadowenschen jungen Herrn gestellt, und ehe die Altfähe der ängstlich pfeifenden Kleinen zu Hilfe kommen konnte, hatte der Jäger die ergriffen und in seinen Rucksack gesteckt.

Tagelang, und viele, viele Nächte hat die Altfähe ihre Spur gesucht. Zuweilen war ihr, als höre sie die Kleine nachts pfeifen auf dem Berge von Szadowen. Aber dort hinauf wagte sie sich nicht, da Rolf, der große Hofhund, Karo, der Stichelhaarige, und der giftige Männe dort oben hausten und Wache hielten. So lebte sie wieder mit einem Jungotter zusammen, wie früher, und hatte die Toten längst vergessen, die einst ihr in dies neue Reich, ihre alte Heimat, gefolgt waren.

Taugenichts.

Einen Sommer und Herbst lang fischte der Jungotter unter Aufsicht und Anleitung seiner Mutter. Dann wurde er selbständig und besuchte sein Mütterchen nur noch ab und zu im Baue. Die meiste Zeit trieb er sich im Geschilfe und Röhricht herum, sonnte sich auf Kaupen oder schlief in alten Rohrhaufen. An die Fortpflanzung dachte er, selbst als das Frühjahr kam, noch nicht, denn erst im zweiten oder dritten Jahre kommen einem Otter Liebesgedanken. Übrigens, wenn die entsprechende Fähe nur dazu da ist, im Herbste oder Winter genau so gut, wie im Vorfrühlinge.

Als seine Mutter sich dann wieder einen Otter zum Männchen nahm, wurde er noch unhäuslicher und ein rechter Herumtreiber. Zu Lande und zu Wasser hinterließ er die Spuren seines frechen Tuns.



M. Behr. *Steckby a. d. Elbe, Nov. 1911.*

Platz, auf dem ein starker Otter seine Losung im Sande abgesetzt.

Bald fand Karo oder der Deutschkurzhaar des Försters Weiskuschat die restlichen Beweise seiner Vorliebe für Wilderpel oder sogar für junge Rebhühner, bald schlug der Heidesee-Müller die Hände über dem Kopfe zusammen, weil der halbe Bestand aus seinem nur halbverdeckten Krebsbehälter geraubt war, bald lag das Grätenzeug eines schweren Brachsen oder Schleis am Ufer des Mühlenfließes, bald zeigte des Otters hinterlassene Besuchskarte die Reste der Schalen von Hühnereiern. Und, obwohl die Hofmagd des Heidesee-Müllers einen Marder als Einbrecher bezeichnete, blieb der Otter in dem schweren und begründeten Verdachte, auch zwei von den lieben Gänsen gemordet zu haben. Sein Ruf war bald landauf landab der denkbar schlechteste, und als er auf dem ersten Schnee zuweilen deutlich seine Hand-

schrift und anderes hinterließ, was man nicht als Ausdruck schuldiger und vorzüglicher Hochachtung deutete, wurde ihm der Tod geschworen.

Sie kriegten ihn aber nicht und schufen nur sich selbst viel Kummer und Weh. Zuerst versuchten sie es mit einer Otterstange. Das ist ein Stangeneisen, das unter Wasser mit einem durch ein Schilfrohr gezogenen Haardrahte fängisch aufgestellt wird. Es muß sehr starke Federn haben und mit Rohrhalmen gut verdeckt und verblendet sein. Der Haardraht des auf flachem Grunde eingebetteten Eisens muß dem Wasserspiegel gleichkommen, damit der Otter ihn auslöst. Tut er das, so packt das Eisen ihn in der Mitte des Leibes und er ist verloren. Aber unser Taugenichts tat es nicht. „Nein, tun tut er es nicht!" meinte der ärgerliche Knappe.

Dagegen geriet des Müllers junger Hund hinein, der am Ufer des Fließes spielte. Und als der Knappe darauf das Eisen wieder stellen wollte und eben den Sicherheitsstift hinter dem Abzugshaken im Schlosse entfernt hatte, schlug das Eisen zu und erwischte die Spitze seiner Nase.

So ging die Geschichte also nicht! Aber da der Otter immer frecher wurde, verschrieb man ein Tellereisen, das weniger gefährlich sein sollte. Das war es auch, und es fing auch gut, nur den Otter nicht!

Der Heidesee-Müller war ein verständiger Mann. Er spürte nun den Ausstieg des Otters selbst aus und fand ihn auf einer kleinen Schwemmbank im Mühlenfließe. Dort lagen zuweilen auch Reste der Ottermahlzeit. Also wurde das Tellereisen dort mitsamt der Kette nach allen Regeln der Kunst eingebettet, der Anker gut befestigt und verblendet, und am nächsten Morgen konnte der Müller kaum die Zeit zum Nachsehn abwarten. Schon von weitem erkannte er, daß das Eisen im Wasser verschwunden war. Und als er die Kette anzog, merkte er, daß eine schwere Beute im Eisen saß. Aber diesmal war es ein Fuchs, der sich an den Resten der Ottermahlzeit hatte laben wollen. Ein starker Rüde. Auch nicht übel, aber doch eben der Otter nicht! Der hatte sich nämlich im Wasser das Näschen am Eisen der Ankerkette gestoßen und stieg seither an der anderen Seite aus. Wieder wurde das Eisen gestellt, und am zweiten Tage lag es wieder im Wasser. Wieder zog der schon ärgerliche Müller einen Fuchs heraus, diesmal einen heurigen. Unverdrossen stellte er sein Eisen wieder auf. Doch als er am dritten Tage es wieder im Wasser fand, fluchte er das Blaue vom Himmel herunter schon in Ahnung abermaligen tückischen Pechs. Aber sprachlos stand er, als er zum dritten Male einen Fuchs, diesmal eine alte Fähe, herauszog.

Schwermütig blickte er auf das verwünschte Eisen. Aber dann sagte er sich, daß Fuchsbälge Fuchsbälge bleiben und daß nach dem masurischen Sprichworte „Kleinvieh auch Mist macht", und stellte mit Ergebung in sein widriges Geschick das Eisen zum vierten Male auf. Für den vierten Fuchs? Nein, Gott sei Dank, am nächsten Morgen zog es sich viel leichter hoch, und



M. Behr. *Breitenhagen a. d. Elbe, Okt. 1909.*

Otter-Ausstieg und Kullerplatz.

was Graues hing drin. Aha, gewiß der Otter? Leider nein! Aber Hinz, der schöne graue Kater des Müllers, hatte seine Vorliebe für Otters Fischreste mit dem Tode gebüßt und bot mit dem durchnäßten Pelze ein Bild des Jammers. Da nahm der Müller das Eisen auf und zog damit und mit dem ersoffenen Kater betrübt zur Mühle. Er sah wohl ein: so ging die Geschichte auch nicht!

Der Otter aber hatte schon am nächsten Morgen wieder die Reste seiner nächtlichen Mahlzeit auf der nun verdachtsfreien Sandbank im Fließe hinterlassen.

„Der verdammte Beest-Krät macht uns alle zum Narren! Aber warte nur: geschehn geschieht was, du Lorbas!"

6*

Wie wär's, wenn man es mal mit dem Ansitze am Ausstiege versuchte? Gesagt, getan! Am Abende saß der Müller auf der Kopfweide am Ausstiege und wartete. Aber kein Otter kam und in der zweiten, dritten, vierten Nacht auch keiner. In der fünften Nacht kam er, und vorsichtig steckte er das Näschen unter dem Eise vor. Merkwürdiges Geräusch in der Nähe! Es hörte sich an, als ob eine Säge in ihren letzten Zügen ginge. Und dann gab es einen Ruck: rrh-ch! Weg war der Otter, und der Müller erwachte vom eigenen Schnarchen aus dem Schlafe.

So ging es also auch nicht! Aber alle Kreuzhimmeldonnerwetter wurden trotz Schnee und Wintereis polnisch und deutsch auf den nichtswürdigen Otter herabgeflucht!

Dieser Gauner! Der Schaden, den er anrichtet, ist ja gar nicht zu sagen. Sechs Pfund Fische frißt er alle Tage und die doppelte Menge beißt er aus reiner Mordlust tot. Macht täglich achtzehn Pfund zu mindestens zwei Achthalber, aufs Schaltjahr gerechnet mindestens dreihundertsechsundsechzig mal fünf Dittchen, gleich 188 Mark! Ein halbes Dutzend von der Sorte sind gewiß hier an der Mühle! Macht $6 \times 188 = 1128$ Mark! Aber na ja, erbarm' dich! Und all dies schöne Geld hätte der Müller bar in der Tasche, wenn die beestkrätigen Otter nicht wären!

Ungefähr so denken auch die eingeschworenen Nützlichkeits-Meyer, die jeden „Naturschwärmer", der über den Ausgleich im Naturleben sich eine eigene und selbständige Meinung erlaubt, für einen ausgemachten Phantasten halten. Genau so denken die Fischerei-Vereine, die dem letzten Reiher den Tod an der letzten Otter-Kaldaune wünschen. Genau so denkt mancher übereifrige Schriftsteller, der Jäger, Fischer und Fänger zu der Losung vereinigen möchte: „Tod dem Otter!"

Sein Ernährer.

Anders denkt Michel Skala, der alte Losmann am Heideseeflusse. Er hat das Otterchen lieb und wünscht ihm langes, gesegnetes Leben! Alle Tage bringt es ihm, bald hier, bald dort am Ufer ein Fischchen, dem es nur einen Happen aus dem Rücken gerissen hat. Und wie spaßig es das macht! Vom hohen Ufer an seinem Häuschen aus kann der Alte beobachten, wie der Otter im klaren Wasser angeschwommen kommt. Wenn er einen großen Brachsen von unten am Bauche ergriffen hat, so trägt er ihn in der Schnauze und hält ihn mit den Vorderfüßen fest, damit der Glibbrige ihm nicht entgleitet. Ja, der ist gescheit, der Otter, das liebe Otterchen! Dann landet er den Fisch und beginnt an der Schulter seine Mahlzeit. Ist er sehr hungrig, so läßt er von dem ganzen Fischchen nur Schwanz und Kopf



Douglas English. *Vivarium.*

Fischotter. Bewegungsstudien.

übrig. Aber das kommt selten vor. Meistens nimmt er nur ein Stückchen vom Rücken, und dann liest sich der alte Skala frühmorgens die Reste zu guter Mahlzeit auf. Sieht er aber den Otter kommen, so geht er, wie zufällig, vorbei. Dann fährt der liebe braune Kerl ins Wasser und läßt Skala den ganzen schönen Fisch.

Das treibt der Alte nun schon lange Zeit so. Und wenn ihm böse Menschen seinen Otter fortfangen würden, so würde er sehr traurig sein. Denn er verlöre nicht nur seinen Ernährer, sondern den liebsten Gesellen seiner einsamen alten Tage. So schön wie Otterchen kann ja doch das hübscheste Hündchen nicht spielen. Das muß man bloß sehn, so hier oben von dem Bänkchen aus, das vor Skalas alter Strohdachkaluppe steht! Wenn Otterchen mit seinen kurzen Läufen durch die Wiese schlüpft, so sieht es aus, als ob eine Schlange dahinschösse. Und rutschen kann es: hast du gesehn, die Rutschbahn hinunter ins Wasser bis auf den tiefsten Grund! Kein Wiesel ist so wendig, kein Windhund so flink, kein Aalchen so glatt, wie Otterchen, das liebe schwarzbraune! Sein Pelz wird niemals naß und ist immer schmuck und sauber. Und aus seinen schwarzen Sehern schaut es so lustig und kreuzfidel in die Welt, wie kein anderes Geschöpf auf Erden. Das liebe Gottchen hat es wie kein zweites Tier erschaffen zur Freude an seiner schönen Welt! Er gab ihm seine Klugheit zum Schutze gegen die Arglist seiner Feinde. Das liebe Gottchen möge ihm ein langes, fröhliches Leben schenken!

Kahnbirsch.

Vor einiger Zeit ist ein junger Forstassessor nach Masuren gekommen, der eine besondere Leidenschaft für Otterjagd hat. An den hat sich der Heidesee-Müller gewendet mit der Bitte um Abschuß des nichtswürdigen Otters, der ihm soviel Schaden in der Gegend seiner Mühle verursacht. Es ist inzwischen wieder Frühling geworden, das Eis ist abgegangen, und der Fischdieb hält sich, wie die weichen Lager zeigen, viel im Freien auf.

Dies scheint dem Jäger die richtige Zeit zur Kahnbirsch zu sein. In leichtem Flachkahne spürt er das ganze Seeufer und das Röhricht ab und merkt sich die Lagerstellen des Otters. Dann fährt er vormittags, wenn der Otter den warmen Frühlingssonnenschein sich auf den Balg brennen läßt und zu schlafen pflegt, ganz leise und vorsichtig die Lager ab und beobachtet diese mit dem Jagdglase schon aus der Ferne. Liegt der Otter oben, so besteht das Kunststück darin, unter Wind geräuschlos möglichst nahe an ihn heranzukommen und ihm dann auf etwa fünfundzwanzig Schritt einen gut deckenden Schuß mit grobem Schrote zu geben. Oft genug ist dem Forstassessor das gelungen. Oft freilich auch hat der Otter ihn rechtzeitig bemerkt und ist geräuschlos ins Wasser geglitten.



Douglas English. *Vivarium.*

Fischotter. Bewegungsstudien.

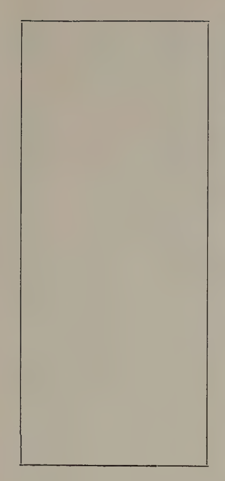
Das ist wie alle richtige Birsch ein sehr edles Jagen und verlangt einen ganzen Jäger. Aber auf den Otter vom Heidesee will auch die Birsch nicht glücken. Zweimal hat der junge Jäger ihn bereits ausgestoßen, und vergeblich ist er den aufsteigenden Bläschen gefolgt, die des Otters Fahrt kennzeichnen. Sonst kommt Otterwild bei ruhiger und unauffälliger Verfolgung ein oder ein andermal an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen. Aber auf diesen ist kein Schuß los zu werden, er fährt gleich zur Tiefe, schlägt unter Wasser Haken und verschwindet irgendwo.

Vergebens sucht der Jäger mit einem an langer Stange befestigten Dachshaken die Erlenstöcke am hohlen Ufer ab. Nirgends ist dieser Schlaumeier zu finden. Und als die dritte Birsch vergeblich bleibt, wird auch der alte Skala traurig. Denn am Ufer findet er am nächsten Morgen kein Fischchen, kein leckeres Fischchen. Der Otter, sein Ernährer, das liebe Otterchen ist verschwunden. Ausgewandert, Herr erbarm' dich!

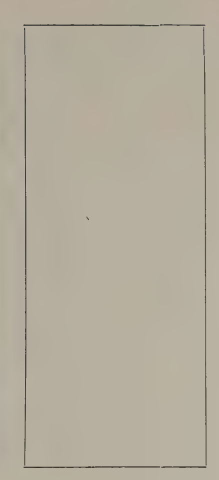
Nach acht Tagen aber fehlt in der Mühle wieder eine Henne, die nach dem Legen gackernd am Wasser ihre Heldentat verkündet hatte. Und am nächsten Tage kommt der alte Ganter mit zerbissenem Schwimmer angehumpelt. Der Müller tanzt vor Verzweiflung einen „Kosack". Der alte Skala schmunzelt. Otterchen ist wieder da, das liebe Otterchen!

Mit der Meute.

Der junge Forstassessor hat aus seinem Mißerfolge die nötige Belehrung gezogen: was in den Fließen des Spreewaldes gelingen mag, ist deshalb noch nicht ohne weiteres anwendbar auf den dicht verkrauteten masurischen Seen. Er hat deshalb in seine Heimat geschrieben, und nach einiger Zeit ist auf Bahnhof Rudzanny eine Kiste mit zwei merkwürdigen Geschöpfen angekommen. Ihr Ahnherr war ein polnischer Wasserhund, der in sträflicher Leidenschaft zu einer Teckelhündin entbrannte. Eine Hündin aus diesem Wurfe hatte sich in einen Airedale-Terrier verliebt und das Ergebnis war ein Wurf, der hätte eine „internationale Hundeausstellung" in sich darstellen können. Zwei Hündinnen dieser sonderbaren Mischrasse wurden einem echten englischen Otterhunde zugeführt, dessen Art verbürgten Nachrichten zufolge von einem Schweißhunde und einer schottischen Wasserhündin abstammen soll, aber schon seit langer Zeit in einem Vollblutstammbuche geführt wird. Einerlei, woher der Fahrt und Art: die tiefgestellten, kräftiggerippten, starkknochigen, harthaarigen grauen Hunde, die dem Forstassessor beim Öffnen der Kiste entgegensprangen, sind mutige und lebendige Kerle; das sah man auf den ersten Blick. Und daß sie im Wasser tüchtige Raufer sind, sollte bald genug die erste Jagd mit der Meute im Heidesee lehren.







Douglas English. *Vivarium.*

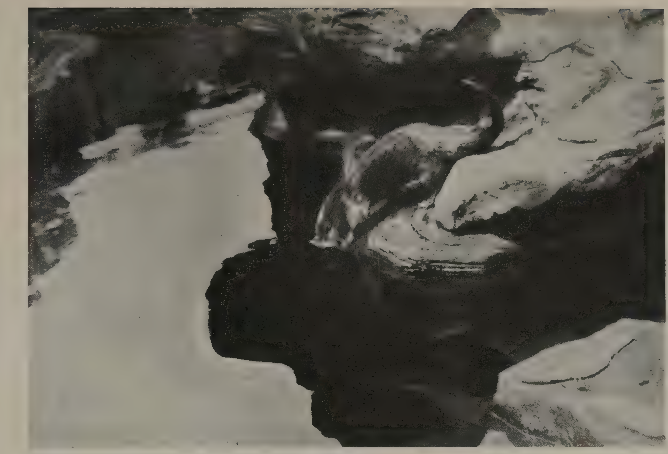
Fischotter.

Ein duftiger Septembermorgen lag über Wald und Feld. Im Glanze der Morgensonne flogen die Fäden des Altweibersommers über die Stoppeln, Kraniche zogen in langem Pfeile mit heiserem „Krau, kroh!" dem Süden zu. Über dem Heidesee dampfte im Schatten des hohen Südufers noch der letzte Morgennebel. Da fuhren vom Flusse her zwei Kähne auf, in denen vor dem Führer je ein Jäger mit je einem Otterhunde und einem Teckel saß. Förster Weiskuschat hielt sofort das Südufer, während der Forstassessor das Nordufer absuchte. Ein dritter und vierter Jäger folgten auf masurischen Pferdchen an den Seeufern der Jagd. Alle waren mit Flinten bewaffnet, der Forstassessor außerdem mit der Ottergabel. Zuerst ließ er nur Donald, den von ihm geführten Otterhund, suchen, während der Teckel angeleint blieb. Auch Förster Weiskuschat hielt die von ihm geführten Hunde, Harald und Waldine, zurück. Der suchende Hund hielt sich anfangs am Ufer, durchstöberte schnüffelnd das Schilf; dann fand er an einem alten Pappelstubben, dessen Wurzelwerk bis ins Wasser reichte, Fährte und meldete dies damit, daß er sich auf die Keulen setzte und dem schwindsuchtsbleich am Himmel stehenden abnehmenden Monde ein Ständchen heulte. Worein sein Gefährte Harald im Kahne des Förster Weiskuschat tief ergriffen einstimmte. Nachdem die Hunde in dieser Weise die Jagd angeblasen hatten, ging sie aber nun wirklich los. Donald, der Finder, verschwand sofort im hohen Ufergebüsche. Dort stieg ihm nämlich aus einer kleinen Luftröhre die Witterung des im Bau liegenden Otters entgegen. Doch hielt er sich nicht etwa da oben mit Buddeln auf, sondern stürmte sofort zum Ufer, um den Otter von

der unter Wasser liegenden Mündung aus anzugreifen. Ehe er aber die Röhre erreichen konnte, zeigten die im Wasser aufperlenden Bläschen — Luft, die zwischen den Haaren des Balges sitzt und durch den Wasserdruck herausgepreßt wird — daß der Otter ausgefahren war. Wie ein Hecht schoß er in die Tiefe, Donald aber wurde vom Jäger in den Kahn gehoben, an dessen Spitze er Posten faßte und die Fahrt des Otters verfolgte. Der andere Kahn war, so scharf das Ruder wricken konnte, herbeigeglitten, und beide Hunde wachten über dem Wasser. Aber das blieb still, der Otter schwamm dicht über dem Grunde des Sees hin; nur zuweilen war in der Tiefe etwas wie ein huschender Schatten von ihm zu sehn, was die Hunde durch Unruhe meldeten. Jetzt hatte er einen mit Schilf bestandenen Barschberg erreicht und tauchte vorsichtig empor, um zwischen dem Röhricht das Näschen zum Atemholen herauszustecken. Aber da schossen auch schon die schnell und lautlos getriebenen Kähne heran, mit einem Satze war Donald im Wasser und Harald sprang ihm bei. Dem Otter nach tauchten beide in die Tiefe, und weiter ging die Fahrt. Am Südufer unter den versunkenen Erlenstubben suchte der Otter sich zu verstecken, aber die Hunde waren bald heran und bemühten sich, ihn tauchend herauszutreiben. Der Forstassessor kam ihnen mit der Gabel zu Hilfe. Und wieder schoß die Fahrt über den See hinüber. Von den Hunden wurde einer in den Kahn genommen, und sie durften nun immer nur abwechselnd den Otter verfolgen, bis dieser wieder unter Deckung Luft zu schnappen suchte. Diesmal gelang ihm das — unter dem Kahne. Ehe Harald ihn dort entdeckte, war er mit neuem Atem wieder zur Tiefe gefahren, und die Jagd ging wieder zum Südufer zurück, wo der Otter augenscheinlich einem Durchlasse zustrebte.

Aber der Fall war vorgesehn. Als unter Wasser sein Schatten sich zeigte, gab der dort am Ufer stehende Jäger Feuer. Und wenn die Schroten auch den Otter nicht trafen, so zwang der Schuß ihn doch zur Umkehr. Im Schilfe suchten beide Hunde ihn zu haschen, und auch die vor Aufregung halbverrückt gewordenen Teckel wurden geschnallt und stürmten, der Halsung ledig, der tollen Jagd nach. Noch einmal ging es ins freie Wasser hinaus. Dann versuchte der Otter auszusteigen, um Atem zu schöpfen. Aber da waren ihm auch die Otterhunde schon im Genicke, und ehe die plunschenden Teckel herangepudelt kamen, hatte die Gabel ihren Dienst getan und drückte ihn auf den Grund. Förster Weiskuschats Waldinchen kam gerade noch zur rechten Zeit, um von dem in den letzten Zügen liegenden Otter einen gründlichen Denkzettel zu kriegen. Mit kurzem Schlage seiner scharfen, nach innen gezackten Fänge schlug er ihr das Vorderpfötchen ab.

Es ist zwar wieder angewachsen, aber schief. Doch das macht nichts. Waldinchen kommt sich mit dem Knickebeine nur noch hochgeborener vor. Und dies erste Wasser-Abenteuer hat sie nun erst recht scharf auf Otter gemacht.



Douglas English. *Vivarium.*

Otter, ins Wasser gehend.

Waldinchens Klagen hatte die ob des guten Jagdergebnisses erfreuten Jäger nicht in ihrem Frohsinne zu stören vermocht. Am Ufer wartete ihrer bereits der Müller, um dem Otter, der ihm soviel Ärger und Schaden verursacht hatte, die Leichenpredigt zu halten. Alle Sünden hielt er ihm vor. Selbst für die im Eisen gebliebene Nasenspitze des Knappen machte er ihn im Tode noch verantwortlich, dazu für alle Enten und Gänse, die in den letzten Jahren krepiert waren, für die aus dem Hüttkasten gestohlenen Krebse



Douglas English. *Vivarium.*

Otter im Wasser.

und für die täglich achtzehn Pfund Fische, die er gefressen und erwürgt habe. Macht aufs Jahr bare 188 Mark allein für Fische! Und wer weiß, wie lange der Lorbas das so getrieben hat! Recht ist ihm geschehn!

Dann langte der Müller die Schnapsflasche hervor – solch ein Erzspitzbube an der Speergabel, das ist doch gewiß ein hinreichender Grund, um alten Jägerbrauch in Ehren zu halten. Also wurde der Otter totgetrunken. Der Reihe nach und nicht zu knapp.

„He, Skala, kommt her, Alterchen! Ei Schnaps, mögt Ihr?"

„Ä näin! Pan Bog saplatsch, panétzku! Mag ich haite nech . . .!

„He es all duhn!" meint der Knappe, der dem traurig fortschleichenden Alten nachblickt. „He hoat all Woater enne Oage!"

Lutra.

Ordentlich einen vornehmen lateinischen Namen hatten sie in Szadowen der kleinen Otterin gegeben, die Männe vor drei Jahren im Röhricht des Jurecz beim Fischen gestellt hatte. Lutra heißt sie. Eigentlich heißen alle Otter so. Sie wissen das bloß nicht, weil sie kein Lateinisch verstehn. Die Szadowensche Lutra versteht es aber; das heißt, sie weiß, daß Lutra soviel wie „trautstes Otterchen" heißt. Sie springt, sobald sie bei dem gelehrt klingenden Namen gerufen wird, dem alten Fräulein oder dem jungen Herrn gleich entgegen und klettert vor Freude kichernd auf den Schoß.

Na, überhaupt: die wird ja wie ein Fräulein gehalten auf dem Hofe! Es ist aber auch wahr, sie ist so klug wie mancher Mensch nicht ist, und sauber ist sie, viel sauberer als die meisten Menschen! Sie badet ja auch gar zu gern und leckt und putzt sich den lieben langen Tag, daß sie immer schniegelblank und blitzglatt ist, wie aus dem Eie gepellt. Ungeziefer darf bei ihr gar nicht aufkommen. Na ja, wenn man ihr gerade in die Falte unter der Nuß die Nase steckt, dann riecht sie da wohl ein bißchen unangenehm. Der männliche Otter hat am Weidloch zwei Absonderungsdrüsen, die enthalten noch mehr von der Feuchtigkeit, die dem Bisam ähnlich duftet. Aber wenn die Menschen von einem wasserscheuen Schmutzfinken sagen: „er stinkt wie ein Otter", so ist das eine Verleumdung der Tierwelt. Sie sollten lieber erst mal ihre eigene Art zu der Sauberkeit des Otters erziehn!

Am Tage schläft Lutra auf einem Lager, das ihr der Gutsschmied aus alten Sprungfedern hat machen müssen. Darüber ist eine wollne Decke gebreitet, in die wickelt sie sich ein, daß bloß der Kopf herausguckt.

Nachts ist sie wachsam. Und es sollte mal einer versuchen, dem alten Fräulein oder dem Herrn nahekommen zu wollen, den würde sie schön auf den Trab bringen. Früher belästigten Zigeuner und Strolche oft den Hof.

Das haben sie sich aber abgewöhnt, und am Wegweiser steht ein Geheimzeichen, das alle Brüder von der Landstraße warnt. Einmal, als alle Leute bei der Erntearbeit und die Herren mit den Hunden fortgegangen waren, kam nämlich eine Zigeunerbande. Als die merkte, daß das alte Fräulein allein zu Hause sei, wollte sie frech werden und in die Küche eindringen. Da sprang Lutra mit lautem Fauchen und Geschrei dazwischen und biß so



Douglas English. Fischotter. *Vivarium.*

wütend um sich, daß die ganze Bande vom Hofe hinunter mußte. Vor dem starken Gebisse der wütenden Otterin hatten sie eine Heidenangst.

Sie versuchten sich dann damit zu rächen, daß sie vergiftete Fische am Tore niederlegten. Aber da hatten sie sich verrechnet, denn Lutra frißt niemals Fische. Von klein an ist sie nämlich an Hausmannskost gewöhnt, säuft noch immer mit Vorliebe Milch und zieht Pflanzenstoffe dem Fleische vor. Ihre echte Mardernatur beweist sie namentlich in der Vorliebe für Süßigkeiten, wie Möhren, Zwetschen, Kirschen, Birnen; gern nimmt sie auch weißen Käse, und im übrigen frißt sie mit den Hunden aus einer Schüssel. Während

Rolf, Karo und Männe wütend knurren, wenn einer dem Futternapfe des andern nur nahekommt, spaziert Lutra von einem zum andern und jeder erlaubt ihr an der Mahlzeit teilzunehmen. Von klein an hat sie mit allen dreien gespielt; aber da sie selbst dabei nicht immer an ihre scharfen Zähne dachte, merkten die Hunde bald, daß sie ihnen überlegen ist. Der guten Freundschaft hat das aber keinen Eintrag getan. Zuweilen, wenn Rolf von der Kette freigelassen wird, jagt sie wie toll mit allen dreien auf dem Hofe herum. Aber wenn die Großen ihr zu tolpatschig kommen, bringt sie mit einem kräftigen Hiebe ihnen die nötige Zurückhaltung bei, und der liebste



Zahmer Jung-Otter.

bleibt ihr von allen Männe, der ihr so nett schmeicheln kann und selber so ein Schlankerl ist wie sie.

Von ihrer Herrschaft duldet sie jede Neckerei. Auf Veranlassung spielt sie „faules Mädchen", d. h. sie wälzt sich auf dem Rücken von einer Seite auf die andere. Ja sie duldet sogar, daß der junge Herr sie an der Rute ergreift und wie einen Quirl im Kreise herum dreht. Kichernd springt sie dann an ihm in die Höhe und ist selig, wenn er sie sich wie einen Pelzkragen um den Hals legt.

Den Hühnern tut sie nichts zuleide. Ihr höchstes Vergnügen aber ist und bleibt, wenn sie mit „Lutra, fisch!" in den See geschickt wird. Ganz

von selbst hat sie gelernt, Fische, die sie greift, ihrem Herrn zu bringen. Und wenn das Lob über ihre Leistung oder die Güte des Fisches mager ausfällt, fährt sie sofort wieder zu Wasser, um einen besseren zu bringen. Auch Krebse sucht sie auf Befehl.

Bis jetzt ist das immer noch gut gegangen. Lutra liefert ihren Fang ab, ohne die Fische anzuschneiden.

Aber es besteht große Gefahr, daß Männe sie auf die Bahn des Verbrechens locken wird. Er ist nämlich ein großer Freund von Fischen und



Zahmer Jung=Otter am Ufer.

hat sich über die Fertigkeiten seiner Freundin schon lange seine eigenen Gedanken gemacht. Er weiß zwar, daß das eine große Schlechtigkeit sein, daß der Herr dazu „pfui, pfui" sagen und daß es ganz fürchterliche Hiebe setzen würde, wenn man ihn auf solchen Abwegen erwischte. Aber der Firnis seiner Erziehung ist nur dünn, und in der Tiefe seines Wesens lockt eine dunkle Stimme ihn immer wieder zu dem, was die Menschen „dumme Streiche" nennen, und was ihnen selbst doch so tief eingeboren ist, daß die meisten nur mit Mühe und innerem Kampfe es unterdrücken können. Wenn man diese Stimme der Natur in der Teckelseele versteht, fragt man sich unwillkürlich: wieviel Mühe muß es gekostet haben, bis dieser Rackerart das Anschneiden von

Wild abgewöhnt wurde? Diese zahme Otterin hingegen hat, wie zahlreiche andere ihrer Art, sich vollständig in den Dienst der Menschen gestellt und über die Freude an seiner Liebe die dunkle Stimme ihrer leidenschaftlichen wilden Art vergessen!

Zähmen Sie einen Löwen, er wird Ihnen immer nur eine aus Furcht und Mißtrauen gemischte Unterwürfigkeit zeigen. Ein Panther bleibt ein entzückendes Schmeichelkätzchen bis zum dritten Jahre; ein Bär ein drolliger Spaßvogel, bis er Sie eines Tages niederschlägt. Ein Wolf bleibt zahm, solange nicht aus dem nächtigen Walde der Ruf der Wildheit zu ihm dringt: Wauu=huh! Wuu=aah!

Aber zähmen Sie einen jungen Fischotter: er stellt alle seine ererbten Fähigkeiten in Ihren Dienst und wird bis zum letzten Atemzuge keinen andern Wunsch hegen, als Sie zu erfreuen, um von Ihnen geliebt zu werden!

Nicht wahr, es ist die höchste Zeit, daß Jäger, Fischer und Fänger sich vereinigen, um dem letzten dieser nichtswürdigen Art den Tod zu bringen?



Otter am Ausstieg.

Wiesel und Marder.

Von Hermann Löns.

Abseits der großen Verkehrsstraßen liegt ein einsames Tal.

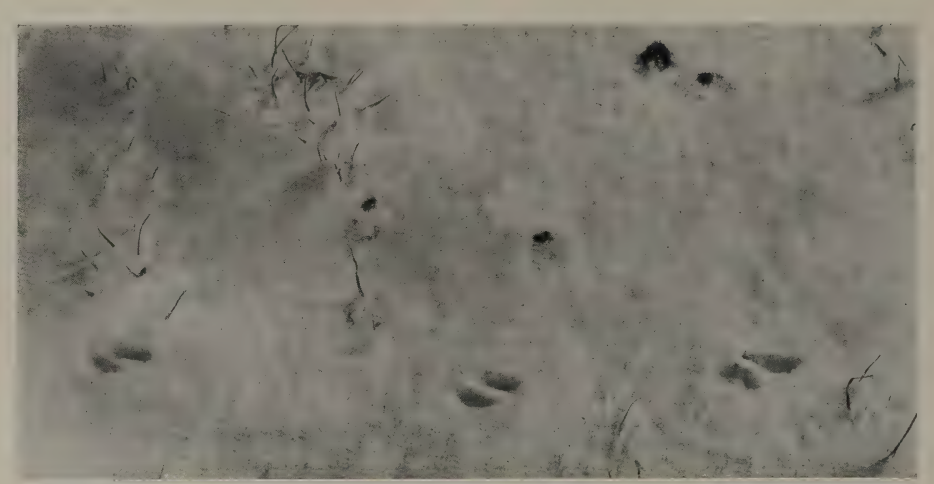
Den Touristen ist es unbekannt, obgleich es reich an Schönheiten mannigfacher Art ist. Ein fröhliches Flüßchen durchrieselt die bunten Wiesen, seltsame Kalksteinklippen erheben sich aus den Gehölzen, die die Kuppen der Hügel verhüllen, buschgefüllte Schluchten zerschneiden die Abhänge, auf dem Grunde der Erdfälle liegen dunkele Teiche, und hier und da entspringt eine lustige Quelle.

Reich an Blumen, Beerensträuchern und Wildobstbäumen ist das Tal und reich an allerlei harmlosem Getier. Deswegen mangelt es dort auch nicht an Raubwild. Der Fuchs ist mehr als häufig, auch die Wildkatze hat sich noch erhalten, und alle deutschen Marderarten, der Nörz allein ausgenommen, kommen entweder ständig hier vor, oder geben Gastrollen, wie der Otter, der den Forellen und Krebsen in der Ellerbeck nachstellt.

Tagsüber lassen sich die meisten dieser Räuber freilich wenig sehen. Es kommt ja zuweilen vor, daß der Otter am hellen Mittag fischt, und der Dachs nimmt gern ein Sonnenbad vor seinem Baue. Aber man muß schon sehr viel Geduld und noch mehr Glück haben, will man den Edelmarder zu Gesicht bekommen, obschon selbst der ab und zu am Tage auf Maikäfer und Heuschrecken jagt oder sich an den Wildkirschen und Ebereschen gütlich tut. Der Steinmarder aber ist fast ganz ein Tier der Nacht und der Iltis völlig, und nur bei einer guten Neuen kann man an den Spuren feststellen, wie reich an ihnen das Tal der Ellerbeck ist.

Um den Quellteich des Flüßchens stehen dreizehn hohle Kopfweiden und eine mächtige Buche, deren Tagwurzeln den Kalkfelsen zersprengt haben und so allerlei Winkel und Löcher bilden. Wenn es ganz still hier ist, dann kuckt plötzlich ein Köpfchen, flach wie das einer Eidechse, aus einer Felsspalte hervor, verschwindet, taucht an einer anderen Stelle wieder auf, und dann huscht auf einmal ein kleines braunes Ding durch das Gras. Noch eins stellt sich ein und noch eins, und es gibt ein merkwürdiges Gekribbel und Gekrabbel und Gerenne und Gejage um die Wurzeln der Buche.

Die Kleinwiesel sind es, die dort wohnen, spannenlange Dingerchen, flink wie Eidechsen, furchtsam wie Mäuse und blutdürstig wie Tiger. Die Alte ist unter den Schlehdornbusch geschlüpft. Nur ein Weilchen blieb sie dort, und schon ist sie wieder da, eine halbwüchsige Brandmaus zwischen



M. Behr. *Cöthen, Febr. 1909.*

Kleines Wiesel. Spur im Schnee.

den Zähnchen haltend. Kerzengerade sitzt sie da, den Wind prüfend, und hüpft dann dem Baue zu. Mit einem Schlage versammeln sich ihre vier Jungen um sie, um ihr die Beute abzunehmen. Aber die Mutter springt damit nach dem freien Anger, wo das Mäuschen nicht so leicht entwischen kann, und da läßt sie es laufen. Weit kommt es aber nicht, denn schon hat eins der Jungen es am Wickel und die anderen packen auch zu, und unter viel dünnem Gepfeife und Gefauche wird die Maus verzehrt.

Der Schatten des vorüberstreichenden Lerchenfalken fällt auf den Anger; fort sind alle Wieselchen. Aber schon schaut hier eins unter einer Wurzel hervor, und dort sieht eins aus einer Spalte heraus, und da schlüpft ein drittes aus einem Mausloch, und jetzt sind alle fünf wieder da, und es gibt ein lustiges Necken und Spielen, bis ein Maikäfer sich brummend aus dem Grase erhebt. Sofort springt die Alte zu, holt ihn aus der Luft herunter, und er geht denselben Weg, wie die Maus, und nicht minder ein großer brauner Spinner, der in unstätem Fluge angezickzackt kommt und von der Wieselmutter erwischt wird.

So geht es den ganzen Tag über. Mitten im Spiel wird Beute gemacht, und die Jagd ist schließlich auch nur ein Spiel, wenn auch kein ungefährliches. Denn jetzt, wo der Waldkauz Junge hat, raubt er selbst unter Tage; zwei von den Wieseljungen griff er an einem Nachmittage. Auch vor dem Bussard müssen die Wiesel sich vorsehen, und nicht minder vor dem Gabelweih und dem Habicht, die Tag für Tag bei dem Quellteiche jagen, und der Fuchs sowie die ab und zu hier herumschleichenden Dorfkatzen







O. Grabham. *Yorkshire, April 1906.*

Kleines Wiesel an getötetem Kaninchen.

verſchmähen die Wieſelchen auch nicht. So führen ſie denn ein Leben, halb voller Freude und Luſt, halb voller Furcht und Leid, und deshalb kennen ſie keine Ruhe und Beſchaulichkeit.

Da hat es die Raubwieſelfamilie, die in dem trockenen Erdfalle an der anderen Seite des Hügels hauſt, ſchon beſſer, einmal, weil ihre Körpergröße und ihr ſtärkeres Gebiß ſie ſchützt, und dann, weil die vielen Dornbüſche ein undurchdringliches Verhau an den Rändern der Schlucht bilden. Einen beſſeren Wohnplatz konnten die Hermeline ſich aber auch nicht wählen, denn von der Schlucht aus zieht ſich das Gebüſch ſowohl nach dem Walde als auch nach dem Bache hin, ſo daß die Wieſel nicht genötigt ſind, das freie Gelände anzunehmen, wo Habicht und Buſſard ſie greifen können. Außerdem gibt es hier ſoviel Wühlratten, Mäuſe, Eidechſen, Jungvögel und Käfer, daß ſie nie in Verlegenheit kommen, und da zudem eine Kaninchenſiedelung ganz in der Nähe iſt, und der Bach reich an Forellen iſt, ſo leben ſie gute Tage.

Nichts iſt vor ihren Spürnaſen ſicher. Die Haſelmaus mag ihr Neſtchen noch ſo verſteckt anbringen, es wird aufgeſtöbert und ausgeraubt. Der Zaunkönig iſt mehr als vorſichtig, und doch übertölpelt ihn die Wieſelmutter. Das junge Kaninchen, das nicht ſofort auf das warnende Klopfen des alten Rammlers zu Baue fährt, fühlt plötzlich einen ſtechenden Schmerz am Halſe. Es hampelt und ſtrampelt, aber das hilft ihm nichts; ſterben muß es und obwohl es dreimal ſo ſchwer iſt, wie das Hermken, ſo wird es doch unter den Weinroſenbuſch gezerrt und eine Stunde ſpäter iſt nicht viel mehr von ihm übrig, als der Balg, die Knochen und die Eingeweide. Mögen die alten Schwarzdroſſeln noch ſo viel zetern, das Wieſel zieht mit dem halbflüggen Jungen, das es aus dem Neſte riß, ab, und ſiegreich beſteht es den Kampf mit dem Rebhuhnpaar und raubt ihm ein Junges nach dem anderen. Sogar an mehrere Monate alte Haſen wagt es ſich heran und wird mit ihnen, wenn auch unter viel Beſchwerden, fertig.

So haßt es der Jagdpächter auf den Tod und ſtellt ihm Winter und Sommer mit Fallen allerlei Art nach, ſpart auch den Schuß nicht, hüpft es ihm über den Weg. Aber mag er auch noch ſo viele von ihnen fangen und erlegen, es werden ihrer nicht weniger, denn ihre Vermehrung iſt ſtark und von den dürren Höhen in der Nachbarſchaft kommt immer wieder neuer Zuzug nach dem üppigen Tal der Ellerbeck, in dem es von Beute wimmelt. Deshalb iſt auch der Iltis hier häufiger, als anderswo. Zu Geſicht bekommt ihn der Jäger höchſtens einmal an einem warmen Abend im Hornung, wenn der Stänker auf der Suche nach einem Weibchen über den Schnee hüpft. Sonſt führt der Ilk ein ganz heimliches Leben, zumal ſeine Hauptbeute aus Mäuſen und Wühlratten beſteht, die er im Vereine mit den Wieſeln recht kurz hält. Auch ſorgt er tüchtig dafür, daß die Kaninchen



Douglas English. *Vivarium.*

Hermelin im Sommerkleid. Bewegungsstudien.

sich nicht zu sehr vermehren und im Winter den Anpflanzungen schaden. Daß er ab und zu die Nester der Feldhühner und Fasanen plündert, auch einen Junghasen nicht verschmäht, verzeiht ihm aber der Jagdpächter nicht, und stellt ihm nach Kräften nach.

Im Herbste, wenn die Nächte kühler werden, denkt der Iltis an die Tage, da der Schnee hoch liegt und es nicht mehr so leicht ist, draußen im Felde genug Mäuse zu fangen, um davon satt zu werden. Er wandert dann dem Dorfe zu und sucht in einer Scheune Unterschlupf, wo es von Mäusen aller Art und von Ratten wimmelt, und dann räumt er gründlich unter ihnen auf. Da er aber von Natur etwas faul ist, auch bei Nordostwind nicht gern auf Raub auszieht, dagegen noch weniger gern hungert, so sorgt er beizeiten für Vorrat. Er fängt so viele Frösche, wie er bekommen kann, auch Erdkröten und Unken, versetzt ihnen, damit sie nicht von der Stelle können, einen schwachen Biß in den Rücken, und verteilt sie in seine Baue, die er an verschiedenen Stellen hat. Dort quälen sich die armen Lurche so lange hin, bis er aus Mangel an besserer Beute sich über sie hermacht.

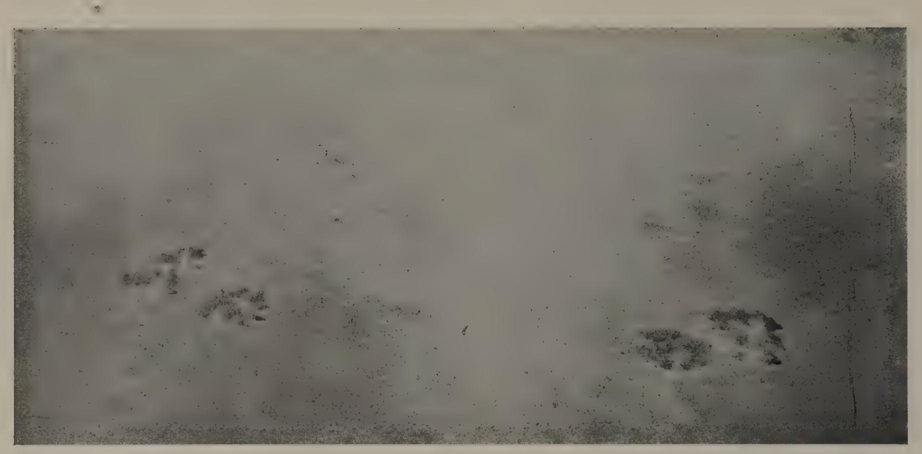
Wenn er Junge hat, legt er seine Feigheit ab, begnügt sich nicht nur in der Hauptsache mit Mäusen und Fröschen, sondern stellt dem Haar- und Federwilde und der Vogelbrut schärfer nach, und dann fällt ihm manch Rebhuhn- oder Fasanengesperre und mancher Junghase zum Opfer. Aus angeborener Faulheit heckt er am Liebsten in der Nähe der Kaninchensiedlung unter den hohen Felszacken, und begnügt sich mit jungen Kaninchen, die er unschwer erbeuten kann. Im allgemeinen ist er ein harmloser Bursche, der sich mehr schlecht, als recht ernährt. Da er schlecht klettert, haben außer den Erdbrütern die anderen Vögel wenig vor ihm zu fürchten, und sind die Geflügelställe gut verwahrt, so richtet der Ilk auch dort kaum Schaden an, weshalb die Bauern ihm meist nicht sonderlich nachstellen.

Die Massenmördereien, die er angeblich unter dem Hausgeflügel anrichtet, kommen wohl stets auf Rechnung seines Halbvetters, des Steinmarders. Der ist nicht so plump, wie der Iltis, sondern fast so gewandt, wie der Baummarder. Zu diesem steht er ganz so, wie das Kleinwiesel zum Hermelin. Wie das Wieselchen ist er südlicher Herkunft, stammt ursprünglich aus dem Mittelmeergebiet, und er ist viel mehr an den Menschen gebunden, als der Baummarder. Er gehört, wie unsere Sperlinge, die Haus- und die Rauchschwalbe, die Hausmaus, Haus- und Wanderratte, die Schleiereule, Dohle und Saatkrähe, der Storch und wie noch viele unserer freilebenden Tiere der Quintärfauna an, jener Tiergruppe, die erst mit dem Ackerbau und der Viehzucht von Süden und Osten bei uns einwanderte, während Hermelin und Baummarder der nördlichen, ursprünglichen Fauna zuzusprechen sind. Wenn sich nun auch in einem günstigen Gebiete, wie es das



Douglas English. *Vivarium.*

Hermelin im Sommerkleid. Bewegungsstudien.



M. Behr. *Trebbichauer Busch, Febr. 1909.*

Iltis. Spur im Schnee.

Ellerbecktal ist, Wieselchen und Hausmarder von dem Menschen ziemlich freigemacht haben, zur Winterszeit zieht es sie doch wieder nach den Dörfern und Gehöften, und sobald Schnee liegt, finden sich auf den Dächern und in den Gärten überall die Spuren des Marders, und in der Ranzzeit hört man oft genug ihr Gekreische und Gekecker und sieht sie in der Dämmerung über die Dächer huschen. Sogar am Tage läßt sich ab und zu ein Marder im Freien sehen.

In der Hauptsache aber ist der Hausmarder ein nächtliches Tier. Wenn die Amsel zeternd zur Ruhe gegangen ist und die Krähen ihre Schlafbäume gefunden haben, verläßt er sein Versteck in einer der Klippen oder in dem Heuboden der Gehöfte und geht auf Raub aus. Alles, was warmes Blut hat, ob es nun Haare trägt oder Federn, ist ihm recht, Maus wie Ratte, Spatz wie Taube. Gelingt es ihm, in einen Geflügelstall zu kommen, so begnügt er sich nicht, wie der Iltis, mit einem Stücke, sondern mordet, was er packen kann, und säuft sich am Blute oft so satt, daß er im Blutrausche zwischen seinen toten Beutestücken einschläft und seine Mordgier mit dem Leben bezahlen muß. Aber auch süße Kirschen und Weintrauben verschmäht er nicht und zur Kirschenzeit ist seine Losung dicht gespickt mit Kirschensteinen.

Wegen des Schadens, den er am Geflügel anrichtet, und wegen seines guten Rauhwerkes wird ihm auf alle Weise Abbruch getan. In den Durchschlüpfen der Hecken stellt man ihm Kastenfallen, auf seinen Absprungstellen Schlagfallen, auch ködert man Schwanenhälse oder Mordfallen mit Eiern oder Spatzen. So leicht, wie der Iltis, geht er aber nicht ein und deshalb lauert man ihm an warmen Winterabenden, wenn er in der Dämmerung seinen Raubzug an-

tritt, mit der Flinte auf. Seine Abneigung gegen alle lauten Metallgeräusche benutzt man zu einer ganz seltsamen Art von Jagd. Hat man ihn in einem Stalle oder in einer Scheune bestätigt, so stellen sich draußen einige Schützen an, während in dem Gebäude mehrere Leute mit Wagenketten, Topfdeckeln und Blecheimern solange lärmen, bis der Marder sein Versteck verläßt, sich ins Freie rettet und erlegt oder von den Hunden gegriffen wird.



O. Grabham. *Yorkshire (Engl.), Juni 1903.*

Iltis-Albino (Frettchen). Gestört, seine Jungen wegtragend.

Von allen Mardern, die ständig im Tale der Ellerbeck leben, ist der Baummarder die adeligste Erscheinung. Der dunkele Balg und der dottergelbe Halsfleck lassen ihn viel vornehmer erscheinen, als den Steinmarder mit seinem graubraunen Balge und der weißen Kehle. Aber sein Balg ist Schuld daran, daß er immer seltener wird, denn es werden so hohe Preise dafür erzielt, daß ihm, wie es eben geht, nachgestellt wird. So ganz leicht ist das nun nicht, denn der Edelmarder ist ein unstäter Geselle und die

Knüppel= und Würgefallen, die Schwanenhälse und Tellereisen stehen oft wochenlang fängisch, ohne daß sich der Marder fängt, denn wenn er es haben kann, so zieht er lebende Beute aller anderen vor. Da er zudem seine Raubzüge mit Vorliebe durch die Kronen der Bäume nimmt und den Erdboden, so weit es geht, vermeidet, so kommt er nicht so leicht in die Gefahr, wie der Steinmarder, der Iltis und die Wiesel, durch die künst=



Wosch. *Muskau, März 1910.*

Edelmarder im Eisen.

lich aus Tannhecke angelegten Zwangspässe in die Kastenfallen hineinzu=geraten.

Wenn auch er zumeist ein nächtliches Leben führt, so jagt er doch viel mehr, als der Steinmarder, bei Tage, besonders in der Zeit wenn er Junge hat. Dann kann es vorkommen, daß er am hellen Mittage Eichkätzchen hetzt oder die Nester der Wildtauben plündert, und wenn die Wildkirschen süß werden oder die Vogelbeeren reifen, dann turnt er schon am Nachmittage

im Gezweige umher und tut sich an den süßen oder herben Früchten gütlich, bis eine Krähe den Todfeind ihrer Sippe erspäht, ihre Genossinnen herbeikrächzt und die schwarze Bande ihn solange belästigt, bis er sein Baumloch oder seine Felsspalte wieder aufsucht oder das nächste Eichkatzenkobel annimmt.

Eichkatzen, Wildtauben, Häher und Krähen sind seine Lieblingsbeute, und je mehr der Marder abnimmt, um so stärker vermehren sie sich. Doch auch die Amseln und Drosseln und alle anderen Kleinvögel haben ihn zu fürchten, wenn er nächtlicherweile leise von Ast zu Ast schlüpft und, wittert er ein Beute, mit jähem Satze darauf losspringt und sie packt. Aber oft maust er auch im Kleeacker oder auf der Luzerne, oder stellt den Ratten und Mühlmäusen an der Ellerbeck nach, und wenn die Maikäfer fliegen, verschmäht er auch diese nicht. Am liebsten aber raubt er hoch über dem Boden in den Baumkronen, plündert die Nester der Häher, Tauben, Krähen, hetzt die Siebenschläfer und Eichkatzen und bringt es sogar fertig, die alten Krähen und Tauben im Schlafe zu übertölpeln.

Sie mögen allerlei Schaden an der Niederjagd anrichten, die Wiesel und Marder, die im Tale der Ellerbeck hausen, aber der Nutzen, den sie mittelbar oder unmittelbar stiften, ist so groß, und das Tierleben ist dort so reich, daß die Art und Weise, wie Jäger und Förster ihnen zuleibe gehen, nicht angebracht ist. Was ihnen von Wildgeflügel und Junghasen anheimfällt, das sind zumeist schwache oder dumme Stücke, die ihre schlechten Eigenschaften weiterpflanzen würden, räumten die fünf Schleicher nicht mit ihnen auf.

Raum für alle hat die Erde. Wo sie sich zu arg vermehren, da soll man den Räubern Abbruch tun. Wo man sie aber ausrottet, da wird Mäusefraß, Rattenschaden, Eichkatzenverbiß und übermäßige Vermehrung der Tauben und Krähen bald beweisen, eine wie wichtige und nützliche Rolle im Haushalte der Natur die Wiesel und Marder spielen.

Pferdespringer.

Von Else Soffel.

Von mehrstündiger Steppenfahrt kehrt das Auto des Gutsherrn heim. Der Gutsherr auf dem Vordersitz neben dem Chauffeur, Blick voraus, nur hin und wieder durch einen stummen Fingerzeig den Weg weisend, im Fond des Wagens seine Gäste, denen er sein Königreich gezeigt.

Man ist auf glattem Wege und das Auto fährt mit Höchstgeschwindigkeit. Schneidend legt sich die ohnehin kalte Abendluft dicht an die Gesichter, schlägt sie bei einer Wendung wie mit klatschenden Tüchern.

Noch eben hatte sich der Kauz auf dem niedrigen Dach einer Schäferei gebückt, noch eben hatte ihr grau verwittertes Stroh silbern unter dem Abendblau des Himmels gestanden, da reißt schon der Wind sein verliebtes kuku, kuku, das dunkle Bellen der Schäferhunde vom Wagen fort und surrend und sausend hinein geht es in die wachsende Dunkelheit, der Lichtbahn nach, die weit das Auto vorausschickt.

Kein Wort im Wagen, kaum ein verwehter Vogellaut draußen, das Raunen einer Wachtel, ihr in dem schnellen Vorbei zerstückter Ruf — acht Augen verfolgen müde, halbbewußt und wie hypnotisiert den beleuchteten Streifen braunen Steppenwegs, auf dem die Räder des Wagens ausweichend, nachgebend und nehmend Richtung halten neben dem uferlosen Meer der Steppennacht.

Da tauchen Lichter aus dem Rund des Horizonts, schon kommt man der Siedlung näher. Ein Hase aus nahem Gebüsch kegelt in die Lichtbahn und wagt sich lange nicht wieder heraus und dann wendet sich der Gutsherr plötzlich und ruft bei vorgehaltener Hand in den Wagen: Pferdespringer!

Pferdespringer! Die Gäste mühen sich, um eben noch etwas wie eine Bogenlinie mit den Augen zu erhaschen, die zur Seite im Dunkel endet, die Ahnung eines seltsam verbreiterten Schwanzendes im Lichtbereich der Lampen — oder war das Täuschung? Bis sie mit ihren Gedanken hierüber zu Rande gekommen waren, hielten sie vor dem Herrenhause.

Als die Gäste später bei Tisch in dem niedrigen weißgestrichenen Speisesaal bedauerten, das seltene Tier nicht näher gesehen zu haben, meinte der Hausherr: „Wenn es Sie interessiert, — ich will ihnen einen graben lassen." „Der Wassili — er bedient im gewöhnlichen Leben das Telephon — versteht sich darauf." Und Wassili wurde gerufen und erschien und neigte sich vor dem „barrin" und den Gästen, demütig die Hand an der Brust. Und neigte sich

noch viel tiefer — ja seine Demut kannte keine Grenzen, als er erfuhr, daß ihm der Spaß etwas eintragen sollte. Ein ganzes halbes Rubelchen! O, wie gut!

* * *

Weit draußen in der Steppe ist irgendwo ein flacher Erdhügel. Mit manchen anderen, die überall zerstreut, doch der Steppe gleichförmiges Angesicht nicht um einen Zug zu ändern vermögen. Wenn ab und zu ein Nachdenklicher vorüberkommt, so fragt er sich vielleicht, woher? Und es



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Pferdespringer auf dem Steppengut des Herrn Friedrich Falz-Fein.

kommen ihm die alten Skythengräber in den Sinn, von denen viele in der Steppe liegen. Dann fährt er weiter. Der Steppenadler blockt darauf auf in strengen Linien gleichsam ausgehauen wie ein altes Wappen, ein müdes Lamm ruht einmal um Mittag in dem mageren Schatten, den es spendet. Sonst kümmert sich keiner darum. Nur die Blumen haben es ganz übersponnen. Denn jetzt ist der Steppe herrliche Zeit. Einmal waren es nur die Tulpen gewesen, die an seinem Fuße standen, rot, gelb und in beiden Farben gestreift, ein blühender Teppich um einen dunklen Sarkophag.

Dann waren die bunten Wächter gegangen und der bescheidene Steppenwermut hatte angefangen, um das Grab zu duften, Achillea mit wohlriechendem Kraut hatte ihm dabei geholfen und das hohe verbascum trug seine violetten

Blüten. Aber auch diese gingen mit den Tagen, die Sonne stieg höher und nun war die Steppe ein Garten, in dem tausend Blumen standen.

Man zählte sie nicht mehr einzeln, sie waren alle da, der blaue Rittersporn und die roten Nelken, die würzigen Salvien und die Fingerkräuter, Sandkräuter und Kleearten und wenn heute die einen gingen, so waren morgen neue da und dufteten in den Sonnentaumel. Schon stand das Federgras hoch, hingen ihm auch die Standarten noch feucht und glatt am Leib und der sparrige Widerstoß trieb kräftige Bäumchen. Es kam die Zeit, wo das Ziesel nach dem jungen Klee und nach den jungen Lerchen ging und



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland) 1911.*
Pferdespringer auf dem Steppengut des Herrn Friedrich Falz-Fein.

der Steppenadler das Ziesel faßte, um es seinen Jungen zu bringen, die Zeit, wo das Federgras endlich seine Silberfahnen schwang, die dann der Wind nahm und überall hinaustrug ins Land.

Abends ist ein seltsames Leben um das Grab, das alte. Nicht Ziesel sind es, die zu Bau fahren, oder leise in den Pflanzen knistern, kein nächtlicher Vogel, der erschreckt vom Nest flattert und verträumt hüpfend den Weg dorthin zurücksucht. – Langohrig kommt es unter dem Grab hervor, just dort, wo bei Tage der blaue Rittersporn überhängt, zeichnet springend einen Bogen in den sanft leuchtenden Steppenhimmel, hier, nein dort – nirgendwo. Umsonst, es mit den Augen zu erhaschen.

Gegen den Horizont sitzt es jetzt, groß, übermäßig, wie ein Nachtgespenst,



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Pferdespringer (Bewegungsmoment) auf dem Steppengut des Herrn Friedrich Falz-Fein.

fledermausohrig, mit tiefen Sehlöchern. Der Mond umrandet weiß die dünnen Ohren, länger wie der Kopf, den runden Hasenbuckel, die langen Fäden, die ihm im Kreis um die Schnauze stehn. Aber es hat nur zwei Füße und hüpft wie ein Känguruh und ihm nach im flachen Bogen ein Schweif, der hinten – jetzt sieht man ihn deutlich, – breit und weiß den Boden bürstet. Als ob es auf dem Schweife ritte! Kurz trägt es den Kopf in den Hals gesteckt, als wären die beiden verwachsen – er möcht' ihm wohl sonst vom Platze kommen bei der Springerei! Und wie es eben wieder sitzt, zieht es vorne wie aus Taschen zwei schreckhaft kleine Stummelchen aus seinem Pelz, die vorhin nicht zu sehen gewesen, und führt sie zum Kopf. Wer bist du, Nachtgeschöpf und welcher Erdentag hat dich gedacht!

Ein Hase scheint dein Urahne gewesen, das Känguruh hat Gevatter bei dir gestanden, als Säugetier hüpfst du auf Vogelfüßen. Springhase heißt dein Anfang und Springmaus dein Ende, zwischen beiden bist du der Übergang, und Anpassung heißt dein ganzes Gespenstertum!

* * *

Solche Gedanken dachte freilich der Wassili nicht, als er an einem der nächsten Tage mit Pfahl und Wasser vor der Höhleneinfahrt des „tuschkantschik“ stand, um ihn zu fangen. Er war mehr fürs Praktische, für das halbe Rubelchen nämlich, und das war gut für beide Teile, zuerst für den Wassili und dann auch für die Steppengäste, die sonst wohl schwerlich zu ihrem Pferdespringer gekommen wären. Dazu muß man den tuschkantschik kennen, wie ihn der Wassili kannte, der früher draußen bei den Herden gewesen war, bis er schließlich Nachtwächter und dann Telephonbeamter wurde, weil er dem barrin gefiel.

Man mußte den Platz wissen, wo die Maus, das kluge Tierchen, im Bau lag und mußte hinausgehn, mittags, wenn die Sonne scheitelrecht herunterschien, denn abends, wenn es kühler wurde, war sie nicht dort. Da ging sie aus, um Futter für sich und die malinki, die lieben Kleinen, die sie jetzt im Sommer hatte, sechs oder acht.

Und dann heißt es erst nachsehn, ob die Höhle auch sicher noch bewohnt ist – im vorigen Jahr war sie es, und dazu legt sich der Wassili erst glatt auf den Boden und hält seine Nase an die Einfahrt, denn der tuschkantschik macht es genau wie der suslik, das saubere Tierchen. Alles ist richtig, ein Häufchen Erde liegt vor der Türe und grüne Pfropfen aus Steppenheu sind in die Röhren gesteckt – das macht er gut, das Tierchen, der tuschkantschik! Daß er die Röhren zustopft, damit Wassili weiß, er ist daheim!



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Pferdespringer auf dem Steppengut des Herrn Friedr. Falz-Fein.









Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Grabender Pferdespringer. Steppengut des Herrn Friedrich Falz-Fein.

Wie viele hatte er, Wassili, schon gebraten von ihnen, früher als er bei der Herde war und die Tage manchmal lang waren in der Steppe!

Diesmal freilich soll er ihn lebend bringen und das ist schwierig. Mochte Gott wissen, was sie damit wollten, der fremde gospodin und die gospoda! Ihn ging es nichts an. Wenn er nur das Rubelchen bekam, das halbe! Das war ihm versprochen.

Mit solchen Gedanken machte sich Wassili ans Werk.

Und hatte er nun Glück oder Geschick oder beides – nach einer halben Stunde hatte er die Maus im Sack und vergnügt in der Aussicht auf Belohnung zog er heim.

Der fremde gospodin und die gospoda aber kamen täglich in den kleinen Verschlag drüben in den Wirtschaftsräumen, wo der tuschkantschik und sein Weibchen auf langen Sohlen saßen, weidend auf allen Vieren hoppelten oder ihre Sprünge machten, die nicht auf den kleinen Raum berechnet waren. Und dann wieder Kopf voran das Heu durchwühlten als wenn es Erde gewesen wäre, in die sie sich eingraben wollten.

Und so sehr waren sie aus auf die bunte Maus, daß sie alle beide mitnehmen wollten, wenn sie wieder in ihr Land gingen. Der Wassili schüttelte den Kopf. Mochte Gott wissen, was sie damit wollten! Ihn ging es nichts an.

Sein halbes Rubelchen hatte er bekommen. Ja noch eines dazu, als er den gospodin und die gospoda hinausführte in die Steppe, wo er den tuschkantschik gefangen hatte und ihnen seine Wohnung zeigte unter der Erde und sie mit einem Pfahl aufbrach, damit sie die Kammern und Gänge sehen konnten, die er grub. Und ihnen alles erzählte, was er über den tuschkantschik wußte.

* * *

Also so sah das Nachtgespenst bei Tage aus: ein eichhörnchengroßes Nagetier mit großpupilligen, sanften Nachtaugen und rechten Hasenohren, die zart und durchsichtig und an der Spitze weiß waren bei Tage, ebenso gut als bei Nacht. Weiß war auch die Spitze der stumpfen Schnauze, die wenig benutzten Vorder- und die übermäßig ausgebildeten Hinterfüße samt der Unterseite. Nicht zu vergessen ein weißer Schmuckfleck am Hinterschenkel und der Zierat der halb schwarz, halb weißen, pfeilförmigen Schwanzquaste, die freilich nur als Zierat wirkte, in Wahrheit aber als Steuer- und Stützpunkt gedacht war.

Sonst war das Kerlchen im ganzen braungelb, dunkler überlaufen, recht der Sommersteppe angepaßt, in Nagerfarben, die zu seinem Erdleben stimmten.

Anpassung war überhaupt die ganze Erscheinung: Anpassung an seinen Aufenthaltsort, die Steppe, an die Zeit seines hauptsächlichen Lebens, den

Abend. Von Anpassung sprachen die unerhört großen Lauscher, die jeden Ton, jedes unbestimmte Nachtgeräusch auffingen, unterstützt von den weit offenen Sehern, die selbst schwindendes Licht genügend auszunützen vermochten zur Sicherheit der ganzen „Person“.

Und wiederum Anpassung an den Ort war der Apparat der schnell fördernden Hinterbeine, deren runde, Klauen ähnliche, beim Sprung auf weicher, schwieliger Unterlage federnde Zehen*), — vollständig verschieden im Bau von den spitzzehigen, mauseähnlichen Vorderfüßen (Grabfüße!) — an ein anderes Tier erinnern, das einer ähnlichen Bodenform angehört: an die letzte, vollendetste Stufe des „Springtiers“, die Wüstenspringmaus. Dazu die dichte, teils schwarz, teils weiße Behaarung der Unterseite der Hinterfüße, die wohl auch beitragen mag, das Auffallen nach dem Sprung zu mildern. Zuletzt die, wie das Skelett zeigt, vogelmäßig zu einer einzigen Röhre verwachsenen Mittelfußknochen, die untereinander fest verbundenen Halswirbel, um dem bei solch „sprunghafter“ Fortbewegung gefärdeten Kopf und Hals Halt zu geben: Alles und jedes an dem merkwürdigen Geschöpf war Zweckmäßigkeit.

Schade nur, daß die beiden ihre Gefangenschaft nicht ertrugen.

„Und war am dritten Tage tot,“ hieß es leider von ihnen.

Mochte die Nahrung unzweckmäßig gewesen sein — der Pferdespringer soll hauptsächlich der Salzsteppe angehören und den salsolaceen nachgehen — seine trauernden Pfleger vermochten nicht, die Todesursache festzustellen.

Die „bunte Maus“ ist in ihrer Heimat geblieben.

* * *

Genau genommen ist der Pferdespringer ein in seinen biologischen Eigentümlichkeiten noch recht wenig bekanntes Tier.

Man weiß, daß seine Sippe die Steppen Südostrußlands — nogaische Steppe, Gebiet zwischen Kaukasus und Kaspisee, Gouvernement von Samara, und die sibirisch-mongolischen Steppen in Asien bewohnt, daß der Springhase einerseits und die Wüstenspringmaus andererseits seine nächsten Verwandten sind und daß der vierzehige Pferdespringer Afrikas den Übergang bildet vom „eigentlichen“ Pferdespringer, der fünf Zehen hat (wovon zwei Afterzehen), zu den dreizehigen Springmäusen.

Man kennt seine Arten und Unterarten, die nach Größe, Zahnformel, Ohrenlänge und Färbung variieren und nennt die Namen, die Russen, Mongolen und Tataren ihm gegeben haben.

Ja, man weiß (Dr. Karutz, „Unter Kirgisen und Turkmenen“), daß

*) Die Zehen der Hinterfüße sind nur von oben nach unten gleichzeitig beweglich, der Nagel steht rechtwinklig zum Nagelglied.

8*

das weiße Ende seiner Schwanzquaste, an die Beinkleider gebunden, bei asiatischen Nomaden als Liebeszauber gilt.*) Von seinen „persönlichen" Gewohnheiten, seinem speziellen Leben weiß man nur das, was mit den Gewohnheiten vieler anderer Nager übereinstimmt: ihr nächtliches Leben, ihre Bauten und Geselligkeit. Seine Nahrung im einzelnen, Fortpflanzung, Stimme, alles was ihn von seinen Verwandten trennt, kurz die „persönliche Note" — mit Ausnahme seiner äußeren Erscheinung — fehlt ganz in der Schilderung. So schön es ist, daß die Natur uns noch Geheimnisse aufbehalten hat, so interessant und anziehend ist deren Erforschung. Und eine ihrer eigentümlichsten Launen, ihrer besondersten Kinder — nicht weniger interessant, weil nur klein an Körpergröße — ist das Nachtgespenst der Steppe, der Alakdagen, „das bunte Füllen" der Mongolen, der Pferdespringer.

---

*) Er scheint dort (Halbinsel Mangyschlak) sehr häufig zu sein. Dr. Karutz erzählt, daß die Kirgisen ihre Jagdfalken mit Springmäusen füttern. Doch gibt er nicht genau an, um welche Art es sich auf Mangyschlak handelt.



Karl Soffel. *Südrußland, 1911.*

Aus der Heimat des Pferdespringers. Stipa-Steppe.

Der Bär.

Von Fritz Bley.

Frühling.

Weicher Klang des Windesrauschens, sattes Abendrot an leichten Wölkchen; der Altschnee unter den Karpathen-Schroffen ist zusammengesunken vor der mittags wärmer strahlenden Sonne: der Rückzug des Winters ist zur Gewißheit geworden. Still und frostig sind die hellen und kurzen Morgen. Keine Lerche grüßt sie noch, kein Wasserpieper wippt zittrigen Fluges in flachen Bogen himmelan. Nur der Flühevogel unter der rosa glühend aus trümmerhaftem Gemengegestein sich aufreckenden Hohenspitze ruft mit einförmigem Gesange, von Steine zu Steine flatternd, in den blauen Morgen hinein: Der Lenz erwacht! Über Alpenrosen und Zwergwacholdern, über die Türme und Nadeln des wilden Gebirgsstockes schwimmt der Schatten des Königs der Lüfte, des Bartgeiers, dahin, der Atzung für seine drüben unter der überhängenden Klippe der leuchtenden Felsbastei kläglich schreienden Jungen sucht. Ruhig gleitet er zur Tiefe der Schlucht nieder, wo die Knochen eines vom Bären zur Herbstzeit gerissenen Hirsches aus dem Altschnee aufragen.

Der tosende Ursoia-Bach verschwindet dort unten urplötzlich mit Poltern und glucksendem Gurgeln in einem Felsentore, das die Fülle seines Schmelzwassers jetzt nicht zu fassen vermag und sie brandend zurückwirft. Eine gute Wegestrecke tiefer kommt der Wildbach wieder zum Vorscheine. Eiskalt und hellgrün braust er inzwischen mit vollem Schwalle unter einer Höhle hindurch, in deren unentweihter Stille sein wie aus endloser Tiefe heraufzitterndes Grollen und Donnern nach langer Wintershaft die Botschaft ahnen läßt: Der Lenz kommt, nein, er ist schon da!

Unterhalb des vom Schnee noch verschütteten Höhlentores, wo in dicht geschlossenen Horsten die alten Edeltannen langwallende grauweiße Flechtenbärte tragen und der befreite Wildbach in verrücktem Tosen um moosige Blöcke und altes Treibholz stürmt, steht auf einer zerzausten Wetterfichte ein alter Pechhahn mit griesgrauem Kragen und schillerndgrünem Schilde, worgt und knappt trotz der vorgerückten Stunde noch ein paarmal und dann — kilipp, kelövp, kilipp! — dann döckelt er noch ein paar Gesätzel, weil der sonnige kalte Morgen doch gar zu schön ist. Unter seinem Standbaume dehnt sich bergan ein Windwurf hin, den der Sturm vor zwei Jahren hübsch hergerichtet hat, damit die alten Auerhähne noch eine Freude haben in der immer geradliniger werdenden Welt, in der die Grünröcke jetzt schon die

Bäume in Schule nehmen. Hübsch ist's hier! Zwischen den abgestürzten Felsblöcken und moosigen Baumleichen sind die Himbeerstauden werweißwie-hoch aufgeschossen, und die Heidelbeere trägt doppeltgroße Früchte. Hier hat der Herrgott selbst den Waldgärtner gespielt! Unter den hohen Wurzelspiegeln der „zufälligen Ereignisse", wie der Forstwart in wichtigtuendem k. und k. Amtsdeutsch das Fallholz nennt, sprießen goldgelbe Morcheln. Köstliches Frühstück für die Hennen. Der alte Urhahn verschmäht zur Balzzeit so weichliches Zeug und nadelt lieber seinen Standbaum ab. Zum Zeitvertreibe laust er sich ein bißchen. Dann reitet er mit rauschendem Gepolter zu den äsenden Hennen hinunter mitten in die bodenduftige Wildnis hinein. Hier und da finden die Hennen noch eine mürbe Preißelbeere, die der Schnee über Winter für sie aufgehoben hat, dort die ersten Knospen des Leberblümchens oder der Alpendotterblume. Der Hahn schreitet behäbig neben ihnen her oder strafft noch einmal, daß es rauscht, die Fittiche. Doch plötzlich reckt er den Hals, starrt wie vernarrt auf einen grauen Fleck und donnert dann kröchend ab, um sich nach einem hohen Bogen auf die Spitze der höchsten Tanne einzuschwingen.

Na, so was! Ordentlich lachen muß der alte Hahn. Wie man sich so erschrecken kann! Jetzt hätte er bald den groben Tolpatsch dort unten für einen Luchs gehalten, so griesgrau schaut der Vetter Braun aus mit dem Rauhreife im Pelze. Also dort hat er geschlafen alle die kalte Zeit lang! Schau, schau: dort im Schnee ist noch der Gang erkennbar, der durch wüstes Dickicht von Himbeeren, die der hohe Schnee platt gedrückt hat, zu seiner Höhle führte. Die selbst ist gar nicht sichtbar. Erst wenn der Schnee fort-schmilzt, wird ruchbar werden, daß dort drinnen der König des Karpathen-waldes seine Winterpfalz bezogen hatte. Kein übles Plätzchen! Von oben wird die Pforte durch das Gewirr toter Stämme gedeckt, und wenn wirklich die giftigen Bracken des Oberförsters den Himbeerengang gefunden und sich durch den tiefen Schnee gescharrt hätten, so hätte doch keiner von ihnen sich durch das enge Felsenloch in Brauns Lagerhöhle hinabgewagt. Daß es nicht recht geheuer war in der Ursoia, dem Bärentale, hatte der Oberförster nur zu gut gewußt; denn das Rotwild hatte seinen sonst an dem Hange hin-führenden Wechsel den ganzen Winter nicht betreten. Auch die Jagdpächter machten sich darüber ihre Gedanken, und sie hatten nach der großen Herbstjagd, bei der die Bracken und zottigen weißen Hirtenhunde eine starke Bärin vor die Schützen brachten, im Winter noch einmal auf Schneeschuhen den wilden Hang oberhalb des vom Bären gerissenen Hirsches bejagt. Dem Auerhahne selbst wäre es damals beinahe schlecht ergangen, denn als die Hunde ihn aufstöberten, hatte ein romänischer Bauernjäger schon die alte Donnerbüchse auf ihn gerichtet. Aber der Jagdleiter hatte dem Kerle be-greiflich gemacht, daß er den Hahn in Frieden zu lassen habe. So kam der



Egon Freiherr von Kapherr. *Gouv. St. Petersburg.*

Bär nach Kartoffeln suchend.

Hahn davon und Braun auch, denn die Hunde hatten den Zugang zum Lager überschossen. Wenn der Bär nicht ein so gemeiner Kerl wäre, müßte er sich also eigentlich bei dem Hahne bedanken. Aber leider ist Vetter Braun, der so gern den Biedermeier spielt, um kein Haar besser wie der verfluchte Luchs! Trau, schau, wem!

Der alte Bär bekümmert sich gar nicht um den neugierigen Hahn, den er jetzt doch nicht erwischen kann. Oh, er ist gewiß kein Verächter von Flugwild! Gar manche brütende Auerhenne ist ihm mitsamt ihrem Gelege zum Opfer gefallen, und die köstlichen Eier munden ihm ebenso gut, wie das eben ausgeschlüpfte Gesperr. Auch manches Haselhuhn und manche Waldschnepfe hat er geraubt, wenn er hinter dichtem Tannengezweige auf größere Beute lauerte. Aber alte Hähne hat er selten erwischt. Vor drei Jahren schoß ein Bauernjäger aus dem Schirme einen Hahn, der noch eine Strecke weit hinstrich und dann steintot ins Gebüsch plumpste. Ehe der Romäne wußte, wie ihm geschah, hatte Braun den Hahn aufgehoben und trollte damit ab. Im vorigen Jahre sah er, wie ein Luchs zwischen zwei am Boden

balzende Hähne sprang und einen schlug. Als Meister Pinselohr an Braun vorbeikam, sprang der Bär brüllend zu und schlug dem gefleckten Räuber die frische Beute aus dem Fange. Aber zu solchen Streichen muß man geschmeidig und bei frischen Kräften sein, nicht abgemagert und heruntergekommen von der langen Winterruhe!

Der vorletzte Winter war milde und gestattete Braun, die meiste Zeit vor seinem Lager zu verweilen und wochenlang herumzubummeln. Damals hat er auch die Sohlen nicht gehäutet. Diesmal aber hat die Haft lange gewährt. Der Bär hatte schon einigemal die Nase zum Loche herausgesteckt, da er witterte, daß der Schnee alt und brüchig roch. Aber der klamme Nebel, der den Wald bedeckte, hatte ihn immer wieder zurückgescheucht und zurückfallen lassen in seinen dösigen Schlaf. Erst als der Sturm mit Dröhnen und Splittern in jauchzender Talfahrt die Tannenwipfel beiseite schob, ging ein Prickeln durch seinen Leib. Da merkte Braun, daß es Ernst würde. Und als das tolle Lenzfieber verwichen war, als im Lichte des vollen Mondes die Uhus in wilder Liebesglut die Nacht durchheulten und hoch droben über den Schroffen der schrille Ruf nordwärts ziehender Kraniche klirrte, hatte sich Braun vom warmen Moospolster erhoben und war aus der engen Pforte seines Verließes herausgekrochen. Mit krummem Rücken stand er ächzend und stöhnend da. Verwünschte Hartleibigkeit! Sein Erstes war, ein paar Büschel grünen Mooses hinunterzuwürgen. Dann schleppte er sich zu seinem Lieblingsplatze an den drei Quellen. In der ersten, der ein schwefliggasiger Geruch entströmt, liebt er zur Mückenzeit sich zu suhlen, um die biesenden Plagegeister loszuwerden. Heute umging er ihren Dunstkreis in weitem Bogen. Auch die zweite, deren eisenhaltiger Säuerling sein liebstes Trinkwasser bildet, verschmähte er. Aber in der dritten, die Kochsalz führt, schlappte er sich satt. Moos und Salzwasser: das schafft Luft! „Öch!" Nach dem langen Winterlager tat solche Reinigung der verschleimten Gedärme not. Die Losung rings um die Quelle herum beweist den Erfolg dieser Abführkur. Aber matt macht die, pfui!

Gierig weitet Braun die Nüstern und wittert in die kühle helle Nacht hinein. Unten im Tale schreckt ein Rehbock, am Hange poltert Rotwild fort. Der Luchs ist auf der Birsch. Was schiert Braun jetzt flinkes Schalenwild!

Die Sohlen schmerzen ihn noch immer, und niedergeschlagen lutscht er daran, um die letzten Reste der abblätternden Haut durch Lecken zu entfernen. Das kommt von dem langen Stilliegen, bei dem alle Säfte stocken! Matt, hungrig, ohne Strümpfe und Schuhe – ein rechtes Jammerleben! Wie ein Wildschwein muß der König der Wälder nun am Boden seine Nahrung suchen. Alte überjährige Schwämme, wenn's hoch kommt eine frische Morchel, das junge Grün des Hundezahnes und Goldmilzkrautes und junge Brennesseln bilden seine magere Kost, oder er muß gar wie ein Stück Rindvieh die

kleinen Waldwiesen abweiden. Zu schlapp zum Stehen sitzt er wie ein Hund auf den Keulen und wenn er mühsam weiterrückt, schüttelt er ärgerlich und bekümmert sein graues dickes Haupt.

Durch die stille Nacht schallt aus tiefer Ferne herauf ein langgedehntes Brüllen. Braun kennt es wohl: es ist die Frühlingssehnsucht des Buntviehs drunten im fernen Romänendorfe. Bald wird die Ochsenherde mit der bimmelnden, bommelnden Glocke des Leitstückes, mit ihren zottigen Hirten und noch zottigeren Hunden die saftige Weide auf den Matten beziehen. Aber bis dahin kann Braun verhungert sein, wenn er nicht nimmt, was die kärgliche Gegenwart beschert. Käfer und Kerfe gibt es auch erst wenige im kalten Boden, den an allen schattigen Stellen der Schnee noch deckt!

Als der Tag über dem Tannenschatten heraufzieht, schleppt Braun sich mühselig weiter. Seine Kraft reicht jetzt kaum dazu hin, Steine, die er sonst wie Kiesel wegschleuderte, umzuwälzen, um darunter nach Käferlarven oder Wespennestern zu suchen. An einem verotteten Stubben buddelt er einen Ameisenhaufen auf, aber es sind noch keine Muttereier darin. Dann schnüffelt und schnobert er in dem morschen Laube herum, das den Boden einer kleinen Blöße bedeckt. Ein goldgrün leuchtender Laufkäfer hängt dort an der Borke. Ein paar Tausendfüßler findet er im Wurmmehle von altem Fallholze. Aber hier, aha! Die Vorratsscheune eines Siebenschläfers. Leider sind die paar Nüsse und Eicheln wenig für Brauns nagenden Hunger. Aber warte nur: richtig, da ist in hohlem Stamme das Nest, und der kleine Winterschläfer, der sich, verlockt von der weichen Abendluft, nachts bereits herausgewagt hatte, sitzt wieder darin. Tief hat er sich in die Höhlung seines mit Moos und Tierwolle ausgepolsterten Loches geduckt und selbst zur Kugel zusammengerollt, die blassen Vorderpfötchen gegen das Gesicht gepreßt und den langen buschigen Schwanz über Kopf und Nacken gelegt. Plötzlich spürt er einen heißen Anhauch und fährt auf. In seinen sonst so sanft blickenden großen schwarzen Kulleraugen spiegelt sich starres Entsetzen und die Schnurrbarthaare an seinem kleinen Schnäuzchen sträuben sich. Da tapst Brauns schwere Brante zu und schlägt ihn zu Brei. „Es ist doch was," meint der Alte, und dann sucht er weiter. Wo einer ist, pflegen auch mehrere zu sein. Richtig: dort an dem Stubben ist wieder ein Vorratskeller und dicht dabei, in dem Astloche, eine ganze Gesellschaft von vier Bilchen! Tapsend schlägt die schwere Brante einen nach dem anderen zusammen.

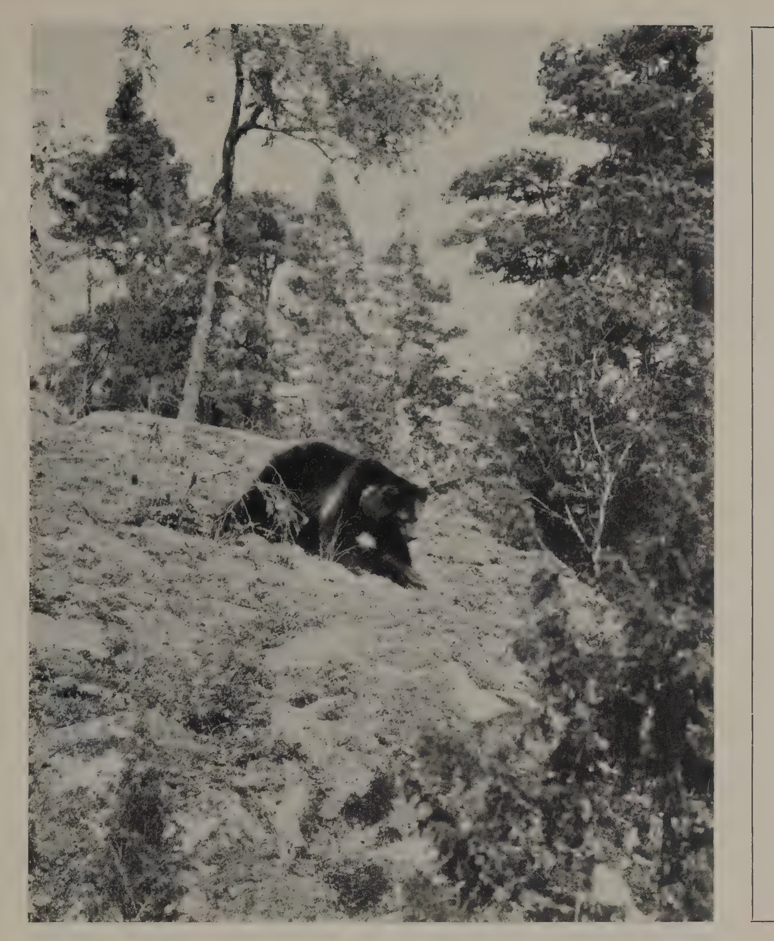
Der alte Auerhahn ist zu seinem Standbaume zurückgekehrt und schaut vom hohen Orte herab Vetter Brauns Naturforscherarbeit zu. Jetzt hat der Bär wieder den ganzen Fang voll Nüsse und behaglich schmatzend kneift er beim Knacken die Seher zu. Und wieder teilt er Brantenhiebe aus, wieder piepst es zwei- dreimal.

Da reckt der Auerhahn den grauen Kragen und kröcht: Kch—hk, khk, khk!" Und lachend meint der Jäger, der vom Hochstande aus diesem Schauspiele zugeblickt hat: „Der Hahn hat recht, Meister Braun. Du gemeiner nichtsnutziger Schurke! Erst stiehlst du den armen Bilchen ihren Vorrat und dann frißt du sie selber auf! Du Biedermeier mit deinem ehrbaren Getue, du bist ja noch viel falscher und niederträchtiger als der tückische Luchs!"

Ursu! Urs!

Die letzten morschen Schneefelder unter dem Vossu longu sind, von Sickerbächlein unterwaschen, dahingeschwunden. Schwefelgelbe Karpathenprimeln und purpurne Glöckchen der Drüsigen Zahnwurz läuten das Pfingstfest ein. Die Sterne des Hahnenfuß, die Korallen des Roten Lungenkrautes spenden süßen Duft dazu. Auf allen Matten, die sich neu begrünen, schaukeln sich Schlüsselblumen, und die ersten Genzianen blühen am schattigen Rande. Nur auf der Mitternachtseite liegen noch ein paar Plaggen trübweißen Schnees. Vor Wohlbehagen brummend wälzt sich dort nach leidlich gutem Frühstücke — ein Berghäschen, zwei Wühlmäuse, drei Schnepfeneier, ein Dutzend Käfer und etwas Erdmast — Vetter Braun im Restschnee und Laube. Dann trollt er zu der Ursoiaschlucht zurück, um sich in der Nähe seines Lagers unter einer Schirmfichte niederzutun. Dort grübelt er und sinnt auf bessere Unternehmung. Da, horch! Leise bewegen sich die breiten Muscheln des Geöhrs: so fein der Ton war, den eben ein Windhauch herübertrug, der Bär hat ihn vernommen. Mit einem Rucke ist er vorne hoch, und regungslos lauscht er nach dem jenseitigen Hange hinüber. Richtig, sie kommen: bimm, bomm! Drüben auf der Magura vacii hält Blonca Bucur, der alte Hirt, mit Stefus Ochsenherde Einzug. So gefährlich hier oben die geile Weide noch ist, immer ist sie doch noch besser, als das halbfaule Stroh drunten im Dorfe. Bamm, bimmel, bomm! Mmhuh! Aha, die ganze Sippschaft; und zwei meckernde Milchziegen sind auch dabei!

Leise wie ein Fuchs hat der Bär sich vorgeschlichen bis zur Stirn eines Felsens. Von da aus kann er das ganze Tal und die jenseitige Lehne mit der Alpenhütte der Stina Stefu aus buschiger Deckung heraus einsehen. Zwei Kerle sind bei der Herde, Bucur und Vasili. Lang herabwallendes Haar, Schnauzbärte, fettigglänzende Lammfellmützen, bunte Lammwesten, weite Linnenhosen und Bundschuhe. Ein Packpferd, von einem Jungen getrieben, trägt ihre dicken Pelze, in denen nun auch das kribbelnde Leben erwacht. Dazu ein paar Säckchen mit Maismehl und Salz. Im breiten Ledergurte stecken den Männern scharfe Messer und der Beutel mit dem beizenden Rauchkraute. Braun mag die Kerle nicht riechen und noch weniger ihre weißen struppigen Hunde. Zwar die beiden, die dort das Vieh be=



Graf Eric von Rosen. *Rockelstad bei Sparreholm (Schweden).*

Bärin.

gleiten, der Zoltan und der Brincău, sind Dummköpfe, die ihn anblaffen und dann zur Herde zurückkehren werden. Aber mit der Zeit wird hier oben der dümmste Köter giftig auf Bärwild. Und droben bei den Schafen auf der Batrina mica ist Burcus, ein zottiger Fixköter mit dickem Kopfe und tiefer Stimme, den der Bär nicht wieder los wird, sobald er ihn einmal auf der Fährte hat. Von diesem Lehrmeister lernen alle anderen.

Nachdenklich zieht Braun sich in die Dickung zurück und dort tut er sich wieder nieder, um zu dösen; denn ehe der Abend kommt, hat alles Nachdenken ja doch keinen Zweck.

Inzwischen haben die Hirten ihr Ziel erreicht. Grell dringt der Schlag der Axt durch die feierliche Stille des Waldgebirges, und bald hängt am auflodernden Feuer der brodelnde Kessel. Das Vieh weidet, und die Hunde schnüffeln im Walde herum, um sich Nahrung zu suchen. Saure Arbeit; denn der letzte Berghase ist längst vertilgt oder von dieser Stätte entwichen. Keine Ricke wird so einfältig sein, in der Nähe dieser zottigen Fixköter zu setzen, die schlimmer sind als die heulende dürre Wölfin. Zwar hat unten im Dickicht von Tannen und Grabenerlen eine Bache gefrischt! Aber bei den Frischlingen Gevatter zu spielen, wagen die Köter doch nicht, obgleich sie wissen, daß Burcus droben von der Batrina sich jetzt jeden Tag einen Frischling stiehlt, da keine Bache es mit ihm an Gewandtheit aufnehmen kann. Ja der!

Am Bachufer finden die Köter eine verfaulte Forelle, um die sie sich wütend beißen. Dann erwischen sie an einem Tümpel einige Braunfrösche und kehren hungrig, wie sie waren, zu ihrem Herrn zurück. Der schaut, auf seinen Bergstock gestützt, unverwandt dem Brodeln des Maismehlbreies zu, in dem Vasili schweigsam mit feierlichem Ernste rührt, als sei diese „Mamaliga" die erste seines Lebens. Im übrigen ist der alte Bucur Blonca ebensowenig wehleidig wie seine Köter. Mögen die Racker sehen, wie und wo sie was zu fressen kriegen! So köstliche Leckerspeise, wie des Hirten täglicher Maispams ist nicht für elende Hunde bestimmt! Auch nach der Mahlzeit läßt der Alte sich nicht von seinen vierbeinigen Gehilfen an Urwüchsigkeit übertreffen. Kein Geschöpf auf dieser Erde fühlt sich unabhängiger von aller Kultur als ein in seinem Drecke schmorender walachischer Hirt, ein zottiger „Cioban".

Wie die dummen Köter sich nur immer noch gegen die Einquartierung in ihrem struppigen Felle wehren mögen! Der alte Bucur hat sich das Schuppen und Kratzen längst abgewöhnt. Nur mittags, wenn in seinem auf dem Grase ausgebreiteten Schafpelze die Sonnenstrahlen das muntere Krabbelzeug hervorlocken, liegt er schmunzelnd dem freien Tierfange ob und freut sich ebenso über die Grauen, die schwer zu Fuß und leicht zu kriegen, als über die Braunen, die leicht zu Fuß und schwer zu kriegen sind. Dann läßt er sich, das Gesicht in den rechten Arm gedrückt, das liebe bißchen Sonnenschein auf den Buckel brennen und schläft, indessen seine Ochsen wiederkäuen, heute so wie gestern und morgen.

Es wäre ein Herrenleben, wenn der arme Bucur nicht so schrecklich viel zu denken hätte. Ei, ob es heute noch regnen wird? Dann müßte er aufstehen, das wäre nicht gut! Und ob der Bär kommen wird? Das wäre schön! Aber er kommt wohl nicht mehr, der Frate Marcu, der liebe Bär! Oben auf der Batrina mica sind die Schafe. Dort wird er sich wohl eins

holen. Der alte Joan dort oben hat es gut! Alle Schafe, die er verschwinden läßt, kommen auf Rechnung des Bären!

Und den schönen Auftrieb, den der Schafhirt hat! Als ob er die Hauptperson in der ganzen Gemeinde wäre! Der Geistliche gibt mit herrlichen Gesängen und Wasserweihe der blökenden Herde seinen Segen, und die reichen Schafzüchter hören andächtig zu. Dann wird die Herde in Abteilungen geteilt und die Glocken tragenden Leitschafe werden geliebkost. Die Hirtenbuben dudeln beim Abzuge ihren Pfeifensack und Stefus Joana bläst das lange Alpenhorn aus Tannenholz, das man so weit hören kann und das so weich klingt, als käme der schöne Ton von den Engeln aus dem Himmel zurück. Das alles hast du auch gehabt, Bucur! Und jetzt bist du Ochsenhirt; kein Weihwasser und Gesang mehr, kein Alphorn und kein Ansehen als Oberhirt!

Nicht mal zu der Kuhherde hat man dich genommen, wo du doch beim Auftriebe für jedes liebe Kuhchen einen Laib Milchbrot und von der ärmsten Frau im Dorfe wenigstens ein Schwarzbrot gekriegt hättest! Und, sobald du hättest melden können, daß der Stier, der liebe Jamba, die rotbunte Martaja oder die graue Murge gedeckt habe, hätte es zwanzig Heller gegeben! Ei, ei; was hast du jetzt? Zu den Ochsen hat man dich gesteckt. Merkst du was, Bucur, ausgerechnet zu den Ochsen!

Ja, ja, der alte ehrliche Bucur hat viel zu denken den lieben langen Tag über. Den schönen Posten bei den Schafen hat er verloren, seit der alte Stefu Pavel im vorigen Jahre dahintergekommen ist, daß der Haupt-Bär, der die vielen Schafe gerissen hat, Bundschuhe trägt und ein ungetreuer Hirte ist. He, Bucur? Nicht zu leugnen: der pfiffige Stefu fand die Schafknochen auf einer Eiche, wo der Bär sie gewiß nicht versteckt hatte.

Das ist nun die große Sorge des Alten. Heiliger Josifu von Jalomitza, wieso soll denn das Diebstahl sein, daß der Bucur die lieben Schäfchen schlachtet, die sonst doch der Bär holt? Aber wenn Bruder Marcu nun nicht raubt und überhaupt nicht kommt, was dann? Je nun, dann hat man eben seine Mamaliga. Und schließlich hat das viele Denken ja gar keinen Zweck!

Ä-oah! Auf den Rücken wälzt sich der Alte, und gähnend läßt er sich die Nachmittagssonne durchs offene Maul bis in den Magen scheinen. Äh huppla! Ja, ja, die Zwiebel, die liebe grüne Zwiebel; von der hat man lange was!

Auch der Bär weiß nichts mit dem langweiligen Nachmittage anzufangen, der wie eine Schnecke um den Kranz der Wälder schleicht. Wie die Erde drehn auch seine Gedanken sich um die Sonne. Und davon ist er hundemüde. Also räkelt er sich und dann gähnt er, wie drüben der alte Bucur. Was tun, wenn der Abend kommt? Die alte Kraft spürt er wieder in den

Knochen. Aber die Entscheidung ist schwer. Droben auf der Batrina die Schafe, dort auf Stina Stefu das Jungvieh! Schaffleisch schmeckt besser und eine Zibbe ist auch leichter fortzutragen, als ein Rind. Aber — — Vetter Braun ist sehr nachdenklich geworden. Es ist nicht wegen des bissigen Burcus oben bei der Herde. Mit dem giftigen Köter würde er schließlich schon fertig. Aber — — —

Der Bär schüttelt sich vor Entsetzen bei dem Gedanken an das letztemal. Brummend richtet er sich auf. Scheußlich! — — —

Im letzten Spätsommer war's. Ein Teil der Schafe weidete damals unter dem Schwarzkopfe. Abends lagerten sie zusammengetrieben bei der Hütte auf einer Blöße. Der Bär hatte sich auf weichen Sohlen angeschlichen, unter Wind natürlich. Kein Hund gab Laut, kein Schaf hatte eine Ahnung. Vetter Braun suchte sich das dickste Mutterschaf aus. Es lag zusammengerollt wie eine Kugel. Mit mächtigem Satze sprang er ein. Aber Grauen und Entsetzen packte ihn. Denn aus dem Schaffelle schälte sich mit Zetermordio-Geschrei ein stinkender Hirt heraus. Oaoah, öch! Drei Täler weit ist der Bär damals gelaufen, und an jedem Quell hat er sich den Fang gewaschen und die Nase im feuchten Moose gerieben. Half alles nichts: den Gestank von Zwiebel, Tabakjauche und ranzigem Cioban-Schweiß wurde er drei Tage lang aus der Nase nicht los! Nein, nein, das tut er nicht wieder; niemals, nie!

Ärgerlich leckt sich Braun die Innenseite seiner Schenkel. Dann sieht er der scheidenden Sonne nach. Heute kann sie wieder gar kein Ende finden mit ihrem Abendrot und ihrem purpurnen Strahlengefunkel — Schaffleisch schmeckt gut. Aber — — nein! — —

Als die Schatten der Täler auf die Berge steigen, erhebt sich der Bär und zieht durch den Tann. Kein Tritt ist zu vernehmen. Nur das Schackern der Drossel verrät seinen Weg. Allmählich verstummt auch das. Nur das Murmeln der Quellen ist noch hörbar, aus dem Tale herauf dringt das Rauschen des Wildbaches. Drüben im Lagerfeuer der Hirten knistert und knackt das Holz. Aus den Bergwiesen steigt der feine Abendduft der müden Mutter Erde auf. Die schmale Sichel des bleichen Neumondes taucht hinter dem dunklen Waldsaume unter. Wie süßer Traum fällt der kühle Tau auf den dürstenden Wald herab. Den Kopf auf den Vorderpfoten schlafen die Hunde bei ihren schnarchenden Hirten. Da schreckt sie das Schnaufen und Aufspringen einiger Ochsen auf. Wütendes Gekläff, fürchterliches Brüllen, dumpfes Röcheln. „Ursu! Urs!" schrein die Hirten. Im feuchten Grase eine lange blutige Schleifbahn.

Frate Marcu war da. Er hatte einen zweijährigen Ochsen niedergeschlagen und unterm Arme wie ein Kalb davongetragen.



Egon Freiherr von Kapherr. *Gouv. Pleskau (Rußland).*

Verhoffender Bär.

„Soll ich mit allen Flöhen und Läusen zugrunde gehen!" jammert der alte Blonca Bucur. „Ursu, Urs!"

Aber am Morgen sucht er mit Zoltan und Brincău nach, und unter einem Hügel von Tannenreisig, Steinen und Erde findet er die Reste des lieben Öchsleins. Das liebe Gottchen und Frate Marcu sorgen immer noch für den armen alten ehrlichen Cioban!

Da kamma nix mach'n!

Diesmal kann der Stefu Pavel nichts einwenden: mit dem Bären hat es seine Richtigkeit. Der alte Bucur hat Vasili sofort zur Meldung ins Dorf geschickt und ihm die Schulter vom Ochsen mitgegeben. Die Keulen hat er beiseite geschafft, ehe Vasili dazukam. Der Bauer kratzt sich den Kopf, knurrt, flucht und betet und ergibt sich schließlich darein. „Da kamma nix mach'n!" hieß es auf Armeedaitsch beim Militär.

Etwas kann er aber doch machen, der alte Stefu Pavel. Nämlich

wachen. Also rückt er abends auf der Stina ein und wacht. Eine Nacht und die nächste und noch eine. In der vierten kommt der Räuber gewiß! Also schließt der alte Bauer in dieser bis zum Morgengrauen kein Auge. Wieder nichts! Und in der nächsten auch nichts. In der sechsten fallen ihm die Augen zu und der Kopf auf die Brust; Bucur und Vasili haben ihn in Schlaf geschnarcht. Da kriegt er einen Schlag von einem Ochsenhufe, und aufwachend hört er den Höllenspektakel. Der Bär ist mit einem Ochsen an ihm vorbei, und die Hunde melden schon aus dem Tale, daß der Räuber den Bach überschritten hat.

Der Bauer führt im Mondlichte einen Verzweiflungstanz auf und schilt sich selbst und die schlaftrunkenen Hirten mit allen Kosenamen des Morgenlandes. Aber schließlich: „Da kamma nix mach'n!"

Aber dem alten Bucur, dem paßt er diesmal giftig auf. Gleich am frühen Morgen wird Nachsuche gehalten. Bis unter den Dossu longu hat der Bär diesmal den Ochsen geschleppt. Seine Kraft ist gewachsen. Als die Hunde dort die Stelle finden, an der Bruder Marcu den Riß verscharrt hat, geben sie heiser und furchtsam Laut. Und als Stefu mit Bucur herankommt, rauft er sich abermals die langwallende Zierde seines Hauptes. Denn diesmal liegt der Bär selbst auf dem Risse als Wachtposten und blickt mit geringschätzigem Nasenrümpfen auf die blaffenden Köter.

Kriegsrat. Vasili, der inzwischen herangekommen ist, soll zur Batrina mica laufen und Burcus holen, den scharfen Hund mit dem dicken Kopfe. Auch soll er die Steinschloßflinte vom alten Ioan mitbringen. Die Sonne steht hoch am Himmel, als Vasili mit dem am Stricke geführten Hunde und der von Ioan mit liebevoller Sorgfalt gründlich geladenen Flinte zurückkehrt. Hechelnd und jaffend bäumt sich Burcus am Stricke auf und fährt dann, geschnallt, wütend auf den Bären los. Hinter ihm her Zoltan und Brincău. Jetzt weiß Bruder Marcu, daß es gilt. Der Dickkopf greift ihn mit scharfem Zahne von hinten an und läßt sich, wie der Bär auch tanzt und springt, nicht von vorn beikommen. Der Bär wirft mit Ästen und Steinen, sträubt das Rückenhaar, brummt und faucht, aber Biß auf Biß versetzt ihm der freche Gegner zwischen die Schenkel. Dadurch kriegen auch die anderen Rüden Mut. Aber als sie von vorn anpacken, fliegt der eine aufjaulend in hohem Bogen in die Büsche und der andere gibt keinen Ton mehr. Bruder Marcus Ohrfeigen beenden jede Unterhaltung.

Jetzt packt Stefu die Wut. Hoch hebt er die trichterförmige Flinte. Ein Kanonenknall. Als der schwarze Rauch sich verzieht, rappelt der Bauer sich aus dem Grase auf und befühlt die blutende rechte Backe. Eine furchtbare Waffe, diese Flinte aus ehrwürdiger Väterzeit! Dort oben in der Fichte sitzt der volle Schuß. Dem Bären hat es nichts getan. Aber dem Schützen wird es eine angenehme Erinnerung auf lange hinaus bleiben.



Graf Eric von Rosen. *Rockelstad bei Sparreholm (Schweden), 1904.*

Bär auf dem gefrorenen Binnensee Bäfven.



Drüben unter der Wand her ertönt jetzt der tiefe Boll des Hundes, der den Bären schließlich doch auf den Trab gebracht hat. Der ehrliche alte Bucur belädt inzwischen Vasili und sich mit dem Reste der Bärenmahlzeit — eine Keule hat er in gewohnter Geschwindigkeit, ehe Stefu sich vom Schreck erholte, auf eine Eiche geworfen — und der Bauer nimmt seufzend den Rest auf die Schultern. „Da kamma nix mach'n!" Blutend, humpelnd und zitternd schließt sich Zoltan der Heimkehr zur Stina an. Als er an dem toten Brincău vorbeikommt, beschnuppert er ihn und denkt wohl auch bei sich: Da kamma nix mach'n!

Als aber in der dritten Nacht nach diesem Überfalle der frech gewordene Bär abermals ein Stück reißt, diesmal eine von Bucurs Milchziegen, da ist das Maß seiner Sünden voll: es wird Anzeige bei der hohen Obrigkeit erstattet. Der Gemeindevorsteher setzt einen kunstvollen Schreibebrief auf an den Herrn Ortsrichter, der berichtet an die Komitatsbehörde. Die weist das Stuhlrichteramt an, von Amts wegen Treibjagd auf den „Rinderbären" abzuhalten. Der Stuhlrichter kratzt sich den Kopf: Bärenjagd jetzt mitten im Sommer! Was die beim Komitat sich wohl dabei denken. Vermutlich gar nichts! Aber: da kamma nix mach'n! Also werden die jagdberechtigten Herren, insbesondere die vom Jagdverein, öffentlich eingeladen, am Frühmorgen des nächsten Dienstag sich an der Säge im Ursoiatale zur Bärenjagd einzufinden. Auch den Bauernjägern der Umgegend wird für diesen Tag mit Waffenpaß und ohne Jagdkarte allgemeine Jagdfreiheit bewilligt.

Und so kommen sie denn gezogen, die Treiber mit Heugabeln und Knütteln oder der in der Hand des Waldarbeiters allerdings zur furchtbaren Waffe werdenden Axt. Die Bauernjäger mit vorsintflutlichen Muskedonnern aller denkbaren Systeme, mit verstopften Pistons und verrosteten Schlössern, den Kolbenhals mit Draht umwickelt, den buntgestickten Riemen mit Spagat zusammengebastelt, dazwischen Gendarmen und abseits, um den Stuhlrichter geschart, die Herren „Herrenjäger" aus dem Städtchen mit riesigen Holzflaschen voll Wein und Rucksäcken voll Schinken, Brathähndeln, Eiern, Salami, Butterbroten, Käse und Zwetschgenschnaps. „Einen Bär kriegen sie nicht zu sehen und einen Ochsen fressen sie auf," meint trocken der alte Forstwart Tausch, der von dieser ganzen „Jagd" nicht viel zu halten scheint und sich im stillen die Frage vorlegt, was Vetter Braun wohl zu diesem Mordsspektakel sagen mag.

Gar nichts sagt er, der alte Schlaumeier! Er kennt das schon und weiß, daß es harmlos hergeht bei solcher amtlichen Bärenjagd. Wenn sie sich nur nicht untereinander anschießen, ihm tun sie nichts! Sie kündigen sich ja rechtzeitig genug auf der ganzen Linie an. Richtig, jetzt hat der Stuhlrichter Pulver, Blei und Zündhütchen an die Bauernjäger verteilt und nun werden erst die Pistons probiert und dann die verrosteten Flinten.

Dann wird frisch geladen und dann rücken sie vor, Männer und gestiefelte Weiber in einer Reihe, Gendarmen dazwischen und Köter die schwere Menge. „Ho, ho, hoho! Dats gura—moi!" Der Wald erdröhnt vom wilden Lärme, und richtig, jetzt geben auch die Hunde Laut. Mit Piff und Paff und tiefem Boll drängen sie alle zu einer Stelle hin. Forstwart Tausch kann das Lachen nicht unterdrücken. Dort an der Ursoiahöhle können sie lange Standlaut geben. Hinein wird sich kein Hund in das dort senkrecht abfallende Tor wagen. Aber am oberen Eingange der Schlucht, wo das wilde Wasser sich jetzt verlaufen hat und eine mannshohe Lichte läßt, da könnte man, so meint ein walderfahrener Walache, wohl anhetzen. Also gut: ein paar Koppeln Hunde werden dort hingeführt und umspringen mit wütendem Halse den vom Wasser überstrudelten Pfad. Einen der eifrigsten Hunde reißt es weg, und er landet drinnen in der Höhle auf festem Felsboden. Aber nach anfangs hellem Geläute verstummt er und schließlich kommt er unten am Steilloche heraus, mit enttäuschter Miene, als wolle er sagen: Da kamma nix mach'n. Freilich nicht! Vetter Braun ist gleich zu Beginn des Lärmes durch die Schlucht getrollt, aber am oberen Eingange im Bache hinauf, der ihm hübsch sauber die Füße gewaschen und die Fährte verhehlt hat, bis zur Quelle, wo er über den Rücken gewechselt ist.

Übrigens spürt er sich jetzt sehr breitgestellt und mit Vorliebe nimmt er kühle Sitzbäder im klarschimmernden Kristallwasser eines Quelles, der am Fuße des Hohensteins unter einer Felsnase hervorsprudelt. Wie ein grüner Sammetteppich breitet sich vor dieser Badewanne des Königs der Wälder das schwellende Moos aus. Und über ihm am Felsen rauschen mächtige alte Tannen in leiser Zwiesprache und geben ihm kühlen Schatten. Vetter Braun hat diese Kühlung nötig; denn der verdammte Köter von der Batrina mica hat ihm ein böses Andenken hinterlassen. Da kamma nix mach'n!

Bärzeit.

Wo die Komitatsstraße in steilen Windungen über den Paß nach Rumänien hineinführt, steht ein Beamtenhaus, das von der Frau des alten Wegeinräumers betreut wird, dem eine Wohnung darin eingeräumt ist.

Tag für Tag kratzt der Alte das Apfelmus, das der Fuhrwerksverkehr hier besonders reichlich hinterläßt, zu sauberen Häuflein zusammen und klopft es mit dem Rücken der Schaufel glatt. Dann lehnt er sich auf den langen Schippenstiel und blickt zufrieden hinab ins Tal und hinüber zu dem Bergriesen, der jetzt im Lichte des schönen Sommermorgens erglänzt. Dort oben blüht jetzt das Riesen-Edelweiß, das seine Alte in früheren Jahren so gern sammelte, und gar manch schönes Blümlein daneben: Felsensteinbrech und Edelraute und wer weiß, wie sie alle heißen. Und darunter ist es erst recht



Egon Freiherr von Kapherr. *Gouv. Pleskau (Rußland).*

Im Treiben verhoffender Bär.

schön: beim roten Rausche der Alpenrosen und dem Dufte des süßen Alpenmohnes. Herrgott, wie schön!

Viel wildes Volk ist dieses Weges schon gezogen, ehe es Komitatsstraße und Wegeinräumer gab. Und noch heute wandert eine bunte Gesellschaft landaus landein täglich hier vorüber: Walachen und Czangos, Sachsen und Madjaren, Juden und Zigeuner. Fast eines Jeden Geschichte kennt der Alte. Aber die liebsten erzählt ihm doch seine Straße selbst: dicht an der Felswand und an der Kante, wo der Berg steil abfällt bis zur nächsttieferen Straßenwindung. Da hat sich alles eingeschrieben, was herauf oder herunter gewechselt ist: der Rehbock und der Keiler, der Fuchs und das Bärwild. Das ist dem Alten ans Herz gewachsen, hat sozusagen Kindesstelle an ihm vertreten. Geschlecht um Geschlecht ist an ihm vorbeigezogen und alle hat er wachsen und altern sehen und gern gehabt wie sein eigen Leben.

9*

Jetzt hat das liebe Gesindel gute Zeit! An den Jungeichen stehen nun alle Tage die vorjährigen Jungbären mit ihrem dreijährigen Bruder und schütteln sich Maikäfer herunter, die sie gierig auflesen. Manchmal burrt einer der munter gemachten Käfer davon; dann springen ihm die kleinen Tolpatsche nach und suchen mit Lufthieben ihn zu erwischen. Aber bald kehren sie wieder zum Auflesen der Erstarrten ins kühle Gras zurück. Der Alte kriegt auch was ab von dieser Schüttellese; in der Losung, die sie ihm beim Rückwechsel mitten auf der Straße hinterlassen, die lieben Luderchen. Später werden sie es besser haben, wenn sie der Mutter wieder folgen dürfen, die sie dann in die Blaubeeren führt, die feste Losung geben und dann in die Himbeeren und schließlich in die köstliche Eichelmast, die sie speckfett und nudelrund wie die Schweinchen macht, damit sie den Winter gut überstehen können.

Dies Jahr dürfen sie nicht im Lager der Mutter schlafen und auch jetzt müssen sie in geziemender Entfernung von der Alten bleiben.

Na, ja, was die jetzt treibt, das schickt sich doch auch nicht zum Anblicke für die unschuldigen Kinderchen. Eine rechte Herumtreibersche ist sie in diesem Jahre, und das geht nun schon seit Wochen so hin und nimmt kein Ende. Zwei Kerle hat sie sich angeschafft, und da kann man wieder mal sehn, wie das Weibervolk ist. Na, ja! Der eine ist ein richtiger Zigeuner, dem die vorjährige Wolle aus dem Pelze wie Zunder herunterhängt. Nicht mal einen halbwegs anständigen Hochzeitsrock hat er, der dürre Lump. Aber der andere, oha, das ist ein Baron mit einem seidenglatten feinen Pelze. Aber sollte man es glauben: den sieht sie über die Achsel an. Der Zigeuner ist der Begünstigte und schnürt ihr unaufhörlich wimmernd mit der Nase am Pürzel nach. Und der Baron immer gutmütig gelassen als genarrter Gatte hinter der Sippschaft her! So haue doch mal dazwischen, du Trottel, du Hahnrei! Brauche deine Branten, daß dem hergelaufenen Lumpen die Knochen knacken! Aber fällt ihm nicht ein; er ist und bleibt der aufmerksame Diener seiner Gnädigen. Na ja, bei den vornehmen Herrschaften in Bukureschtschi geht es ja ebenso zu: der Herr Bojar kneift gelassen beide Augen zu, wenn der Zigeunerprimas bei der schönen Frau sich das Tollste herausnimmt. Komische Welt!

Freilich, alles kriegt der Wegeinräumer im Apfelmuse der Landstraße ja auch nicht zu lesen. Und wer weiß, was des Nachts, wenn's duster ist, im Dickichte des Waldes sich zuträgt. Neulich hat der Alte aus dem Dunkel der dicht bewachsenen Schlucht ein furchtbares Gebrumme und Gebrülle gehört: da hatte sie sich mit einem eingelassen. War das nun der Zigeuner oder doch vielleicht der Herr Bojar? Wer kann's sagen? Denn so eine Bärin ist ein wetterwendisches Weibsbild; hol' sie der Kuckuck!

Sie mag sich nur in acht nehmen, die elende Herumtreibersche, daß es

ihr nicht geht wie der liederlichen Altbärin, die der Wegeinräumer vor drei Jahren drunten im Buchenbestande am Bache fand. Im Weinmonde war's. Da traf der Alte einen Hauptbären dabei, wie er die zerrissene Bärin verscharrte. O Gott, wie sah der Kampfplatz aus! Ringsum an der Borke der Fichten hingen Schweiß, Haar und Hautfetzen und ganze rote Lachen bedeckten den aufgewühlten Boden. Die Bärin war im erbitterten Kampfe gräßlich zugerichtet. Als die Haut abgeschärft wurde, zeigten sich Hunderte von Biß- und Hiebwunden. Aber sie selbst hatte dem Gegner auch heimgezahlt, denn beide linke Fänge waren im Kampfe abgebrochen. Dafür hatte der Bär sie dann auch halb aufgefressen und er war eben dabei, den Rest zu verscharren, als der alte Wegeinräumer ihn überraschte. Ärgerlich brummend und zuweilen mißtrauisch sich umblickend trollte der mordgierige Kerl ab, und der Alte war froh, als er ihn los war. Aber wer weiß, worüber die beiden in Zank und Streit geraten waren! Ein Riß war nirgends zu erblicken, und der Mageninhalt der Bärin zeigte, daß sie ausschließlich von Bucheckern gelebt hatte. Sie mußte den Bär doch höllisch geärgert haben; und wer weiß, ob er nicht Rache dafür nahm, daß sie ihn in der Bärzeit so schlecht behandelt hatte.

Solange Vetter Braun verliebt ist, bleibt er ja gutmütig und läßt duldsam ergeben mit sich Schindluder treiben. Aber schließlich wurmt ihn die Zurücksetzung doch und der Groll macht ihn bitterblütig, bis ihn endlich die Wut packt und er alles zusammenschmeißt.

Nimm dich nur in acht, du Zigeunerliebchen, daß dein Bojar nicht auch eines Tages, wenn das Maß deiner Schande voll ist, dich niederschlägt und verscharrt! Verdient hättest du's mitsamt deinem Zigeuner, du Tochter einer Hündin, elende Herumtreiberſche du!

Mischka.

Michael Iwanowitsch, der braune Gebieter des russischen Waldes, ist ein großer Herr, und groß sind seine Besitzungen in allen Gouvernements des weißen Zaren. Hier an den Ufern der Kama und Wjatka, die dem gleichen Quellgebiete entspringen, um nach langer Trennung und vielen Krümmungen wieder vereinigt dem Mütterchen Wolga zuzuströmen, schlagen die dichten Zweige niedriger aber krausgrüner Tannen und Fichten wie Flügeltüren hinter ihm zusammen, wenn er vom Beutezuge heimkehrt. Über diesem Nadelwalde erheben sich hell im Winde schwankende Birken mit lang wallendem Zweiggefieder. Und wo eine Lichtung ist auf dem dunklen Grunde, stehen neben strauchartigen grünen Linden blühende Heiderosenbüsche. Nur in der Umgebung der Höhlenbauten, in denen die zweibeinigen Raubtiere hausen, die sich einen langen Rüssel ins Gesicht setzen und brennendes stinkendes

Feuer daraus blasen, ist dieser schöne Wald gelichtet. Dort sind die Haferfelder, deren Ernte Michael Iwanowitsch als sein natürliches Recht beansprucht. Dort stehen die Bäume mit den Bienen, deren süßen Honig er über alles liebt, dort weidet das Vieh, das viel leichter zu schlagen ist, als die flüchtigen Hirsche, die als letzte Versprengte ihrer Art hier im Gebiete der Kama leben. Aber Michael Iwanowitsch liebt trotzdem die Zweibeinigen nicht, die immer aufrecht schreiten. Von Jahr zu Jahr sind sie frecher und dummdreister gegen Seine Exzellenz geworden. Sie nennen ihn nicht mehr, wie ihre Väter taten, General Taptypin, nicht einmal mehr Michael Iwanowitsch, sondern mit geringschätziger Vertraulichkeit „Mischka“, als sei er, der Herr dieser Wälder, selbst einer ihres verächtlichen Gelichters!

Wenn der Alte wüßte, daß er eines schönen Wintertages bei lebendigem Leibe wie ein Stück Rindvieh von ihnen um schnödes Silber an einen Fremden zum Totschießen verraten und verhökert werden wird und daß sie um sein Wildbret sich balgen und zanken werden wie bissige Köter um die Rinderkaldaunen!

Auch ohne das: er mag sie nicht! Ein für allemal nicht! Sie fangen ihm die Sterlets aus der Tschepsa und erheben ein Mordsgeschrei, wenn er sich das nicht gefallen lassen will und sich seinen Anteil aus den Gitterzäunen holt, mit denen sie einzelne Buchten des Flusses abgesperrt haben.

Den süßen Honig verwehren sie ihm, indem sie in den astfrei gehauenen Stamm unterhalb des Bienenstockes Traghölzer einzapfen, die sie dann mit Brettern belegen, die mit spitzen langen Bolzen zu einem Schirmdache verbunden sind, das weit vom Umfange des Stammes absteht und deshalb von Mischka nicht erstiegen werden kann.

Nichtsnutzige zweibeinige Bande! Früher war sie viel ehrerbietiger und ging Seiner Exzellenz achtungsvoll aus dem Wege. Aber seit einigen Jahren speit sie aus den Feuer-Rüsseln viel frecher als sonst. Es knallt nicht mehr so laut, aber stinkt noch viel gemeiner, wie früher. Und wo die Donnerkeile hintreffen, da wächst kein Gras mehr. Ja, ja, das ist es, was sie so frech macht!

Es kommen ihrer jetzt auch immer mehr in den Wald. Sie legen Feuer an die alten Zirbeln und Tannen — der Kolkrabe mag wissen, wie sie das anfangen! Sie jucken sich an der Keule und dann brennt es. Manchmal kratzen sie dann die Erde auf und dann wächst der liebe grüne Hafer. Wenn sie ihn abrupfen, wird er goldgelb und dann holen sie ihn weg, die Spitzbuben! Manchmal aber frißt das Feuer den Wald und dann bleiben weit und breit, viele, viele Nachtmärsche weit, nur verkohlte Reste übrig, in denen kein grüner Halm gedeiht und kein Lebewesen haust. Widerwärtiges zweibeiniges Gelichter!



Egon Freiherr von Kapherr. *Gouv. Pleskau (Rußland).*
Badender **Bär** in einem mit Wasserlinsen bedeckten Altwasser.

Auf einem großen Hornblendesteine, wie sie zu Hunderten am Ufer des kleinen Waldsees liegen, hat Mischka sich zur Ruhe gelagert und schaut behaglich auf das stille Wasser, in dem die großen schweren Karauschen stehn, die am Einflusse des Baches hochsteigen, wo sie in die Reusengitter der Fischer geraten. Manchmal jagt sie dort ein mächtiger Hecht mit einem Kopfe so groß wie der eines Wolfes. Dann springt die Karausche vor Angst aus dem Wasser und schnellt wohl gar an das Ufer, wo sie dann Mischka zur Beute fällt, wenn ihm nicht der Jerf zuvorkommt, der Fuchs oder der Rabe. Aber Mischka hat auch schon bessere Beute hier gemacht. Vor acht Tagen zum Beispiele lag er, als schon die kühlen Schatten des Herbstabends sich niedersenkten, auf einem dieser von der Sonne tagsüber schön angewärmten Steine, blinzelte auf das Abendrot, das sich auf dem dunkeln See spiegelte und dachte an gar nichts. Da: Kreise im Wasser! Planschen und Strudel, kopfüber schoß ein brauner Leib in schlangenglatter Windung. Plattkopf der Fischotter tauchte auf, mit einem Barsche im Fange, stieg aus und begann seine Mahlzeit. Na, was soll man dazu sagen: Mischka hat ihm eins aufs Kreuz gegeben und ihn aufgefressen. Köstlich hat er geschmeckt! Auch Krebse gibt es in dem See, so lang wie Mischkas Brante breit ist; am seichten Ufer unter den Birken sitzen sie unter den Steinen.

Hauptspaß, sie im Hochsommer abends zu fangen! Wenn nur die nichtsnutzigen Stechmücken dann nicht wären. O! Haufenweise setzen sie sich Mischka an die nackten Seherlider, an die Lippen und die Nase, manche kriechen sogar hinein und dann hilft alles Niesen und Prusten nichts, um dies lästige Geschmeiß los zu werden. Tag und Nacht hat man vor diesen biesenden Blutsaugern keine Ruhe, und alles Baden, Schwimmen, Tauchen und Suhlen im Moraste hilft nicht gegen sie. O! Das Beste ist noch, im Gebüsche den dicken Kopf am Birkenlaube oder Porst hin- und herzustreichen. Aber kaum hebt man ihn wieder — bssst, sind die frechen Luder wieder da. Das kann Mischka alle Lust an den dicksten Krebsen verleiden!

Na ja, auf dem Moore gibt es freilich dann Beeren: Blaubeeren, süße gelbe Schellbeeren und dann saure Moosbeeren und würzige Preißelbeeren. An Mischkas Losung kann man dann sehn, wovon er lebt. Denn so gut er Fleisch verdaut und Knochen, die als kalkiger Brei in der Losung erscheinen, so schlecht verdaut er das Beerenzeug. Die Zweibeinigen meinen, Beeren und Schwämme seien seine natürliche Nahrung. Da kennen sie den General Tappfuß schlecht! Seine natürliche Nahrung ist Fleisch, Fleisch und nochmals Fleisch, von dem sein Urahn, der Höhlenbär, gelebt hat.

Man ist heruntergekommen. Schandbar zu sagen, wie! Mischka leckt sich die rechte Brante und zieht die lahme Schulter. Die schmerzt noch immer und mit dem Honiglecken ist es ein für allemal wohl nun vorbei. Mit der steifen Brante kann Mischka keinen Stamm mehr ersteigen. Diese verwünschten Zweibeinigen! Von Glück kann er noch sagen, daß sie ihn nicht im vorigen Herbste bei dem elendigen Sturze erwischt und erschlagen haben. In hellen Haufen kamen sie ja gelaufen, mit Äxten bewaffnet, und scharfe Hunde hetzten sie hinter dem schweißenden Bären her. Aber so lahm Mischka ging, erreichte er doch noch eine Moorinsel, wo er sich der frechen Köter erwehren konnte.

Verfluchter Spaß! Es war doch sonst immer so hübsch glatt gegangen mit den Honigstöcken. Das Erklimmen des Schirmdaches hatte Mischka schon als Lontschack*) von seiner Mutter gelernt, die Honig über alles liebte. Es ist ein ekliges Geschäft. Man kann dabei leicht abstürzen. Die langen Bolzen machen das Aufheben der Bretter von unten unmöglich. Man muß sich also am Rande des Daches hinaufschwingen: schwubb! Ist man oben, wirft man den Bienenklotz hinunter, klettert dann selbst hinab oder läßt sich herunterplumpsen und trägt den Bienenstock dann unter dem Arme fort, um in aller Gemütsruhe den Honig zu lecken. Mit den Bienen ist es nicht so schlimm: wenn sie zu dick kommen, wälzt man sich im

---

*) Die Russen nennen den Jungbären Lontschack, den zwei- bis dreijährigen Pestun, d. h. Kinderwärter.

Sande oder Moor oder man springt ins Wasser. Dann werden sie auf einmal zahm.

Also, was soll man sagen: voriges Jahr hatte Mischka einen Stock ausgemacht, in dem es, wenn er den dicken Kopf an den Stamm des Baumes legte, ganz mächtig summte. Mischka nicht faul und hinauf. Endlich konnte er den Schirmrand erreichen, krallte sich fest, baumelte, griff mit der linken Brante über und zog sich hinauf. Schon glaubte er die Beute sein. Aber diese Schufte von Zweibeinigen! Ist es wohl zu glauben? Hatten die Kerle den Bienenstock mit naß geflochtenen Weidenruten an den Stamm gebunden. Ärgerlich brummend riß Mischka an dem in der Kronengabel eingeklemmten Klotze. Nicht los zu kriegen. Nichts zu machen! Mit beiden Vorderbranten den Stock packend rüttelte er und riß ihn nach hinten. Plötzlich brach das Weidenband und mitsamt den Bienen sauste Mischka rücklings über das Schirmdach hinunter. Und ehe er wußte, wie ihm geschehen sei, kamen die Langbrantigen schon heran mit Hunden und Feuerpüstern. Kaum daß Mischka sich von dem Klotze befreit hatte, waren die Kläffer ihm schon auf dem Pelze und — o weh! — mit der zerschmetterten Schulter konnte er sie nicht abwehren. Dabei blitzte, knallte und stank es und in der rechten Keule hat Mischka noch immer eine dicke schmerzende Erinnerung an den letzten Bienenstock.

Was soll er nun machen? Die Brante ist ja wieder halbwegs in Ordnung. Aber steif ist sie geblieben. Auf die alten Tage hat er Linkstatsch werden müssen. Und spüren tut er sich mit dem schrägen Eingriffe der rechten Brante ganz merkwürdig im Schnee und Morast.

Was hilft's? Man gewöhnt sich schließlich an alles. Und hat man keinen Honig, so fängt man Fische. Oder noch besser: man geht in den reifen Hafer. Und das will Mischka heute abend tun. Ja gewiß, das wird er tun! Die Zweibeinigen werden dann sagen, er sei ein Owßjännik, ein Haferfresser und lieber, harmloser Kerl! Ach ja, man kommt leicht in ihrer Meinung herunter. Wenn Mischka nur könnte wie er möchte, würde er schon ein Sterwjätnik, ein Aasfresser sein. Aber woher duftendes Fleisch nehmen, wenn man schulterlahm ist und nichts reißen kann? Also bleibt es dabei: gehn wir in den Hafer!

Im Hafer.

Am hohen Ufer des machtvoll hinflutenden Stromes, auf dem die bunt-bewimpelten Holzstrusen dahintreiben, liegt eine Birkenteersiederei am Rande einer alten Brandfläche, die durch Anflug sich bereits wieder mit achtjähriger Linden- und Birkenjugend bestockt hat. Schöne Bestände von Kiefern und Edeltannen umgeben sie, letztere bereits der sibirischen Art angehörend. In

dem Laubholze, das sich hier dank jedes Mangels von „geordneter Forstwirtschaft“ in den Nadelwald einmischt, herrscht die Linde vor, die Bast zu Matten, Tauen, Stricken und Bundschuhen liefert, in den Niederungen die Schwarzerle, an den Ufern die Schwarz- und Silberpappel. Dazwischen Weidenarten, Faulbaum, Traubenkirsche und der dem Elchwilde als Äsung so hochwillkommene warzige Spindelbaum. Auf hohen Espen rupft Auerwild das herbstlich gefärbte Laub. Über alle diese aber erhebt sich als Wahrzeichen des russischen Waldes in schlanken Stämmen die bis in den Zopf hinauf schlohweiß leuchtende Birke. Daher solcher Birkenteersiedereien viele zu finden sind in der Nähe des Stromes.

Diese hier steht unter der Aufsicht eines struwelbärtigen Alten, der als Führer eines „Artels“, d. i. einer Genossenschaft, die Teer und Degutt herstellt, in einer Erdhütte haust, die vorn neben der Eingangstür einen Herd nebst Schornstein und hinten ein Lager von würzig duftenden sprungfederartig lockeren Tannenzweigen hat, in denen weder Wanze noch Laus noch Floh gedeiht. Dennoch fühlt Iwan Afanassi sich mollig wohl in seinem Loche. Das machen die fußlangen Sterlete und die großen Barsche und Hechte, die er fängt und die Elche, die er in der arbeitslosen Zeit schießt um ihrer Häute und Schaufeln willen, nach denen seine Hütte duftet, wie eine Gerberei. Er selbst stinkt nach dieser Umgebung auf eine halbe Werst weit. Aber er macht sich nichts daraus, solange er Kautabak hat. Wie er mit dieser Witterung an Wild herankommt, würde unfaßbar sein, wenn nicht der steife Wind es halbwegs erklärte, der den ganzen Herbst über hier im Walde am großen Strome steht.

Mit dem Bären freilich, dem Iwan heute auflauern will, muß er es feiner anfangen. Gestern nacht ist Mischka wieder in dem kleinen Haferstücke gewesen und hat breite Gassen hinterlassen. Ja, ja, Alterchen, hättest du deinen Hafer rechtzeitig geschnitten und ausgedroschen, dann wäre er nun in Sicherheit vor Bärenbesuch! Aber du Faulpelz bist wieder der Letzte gewesen stromauf, stromab. Nun hast du's! Am Rande des kleinen Haferstückes steht eine alte Sibiriertanne. Auf der hat sich Iwan einen Sitz zurechtgenagelt und, da er weiß, daß die Fährte seiner ausgetretenen Bastschuhe und schmierigen Fußlappen mindestens drei Stunden lang steht, hat er schon am frühen Nachmittage seinen luftigen Thron bestiegen. In dem breiten Mantel des alten frostharten Wipfels sitzt er wohlgeborgen und weich auf einem Säckchen mit Heu, das ihm zum Polster dient. Zehn Ellen hoch ist der Sitz, damit Mischka nicht in Iwans Dunstkreis gerät. O, sie nehmen es gar genau miteinander, diese beiden alten Schlauköpfe!

Iwan hat auch nicht vergessen, sich dreimal zu bekreuzigen, als er seine Hütte verließ. Und er hat im Gürtel drei Ersatzpatronen. So wartet er,



Egon Freiherr von Kapherr. *Gouv. St. Petersburg.*
Halbwüchsiger Bär im Haferfeld.

das Berdangewehr auf den Knien, daß es Abend werden und der Bär kommen möge.

Langsam nur neigt der trübrote Sonnenball sich dem Saume des Waldes am Stromufer zu. Lärmend umkreisen Scharen wanderlustiger Krähen seinen Sitz. Endlich sammeln sie sich im hohen Tannenhorste und aus dem Bruchwalde steigen verschleierte Nebelfrauen auf. Puj, puj, puj! Enten klingeln darüber hin und melden die Ankunft der Nacht. Aus der Ferne über dem Strome hallt das „Klong, klong!" ziehender Schwäne. Eulen huschen über das Haferfeld. Kraah, kraah – was will der schon jetzt, Kolkrabe, der alte Schwarze? Aber horch, ein Ziemer schackert unten im Walde. Und jetzt – war das nicht Mischkas Leisetritt? Knisterte nicht das Dürrholz im Walde? Nichts regt sich, als eine Nebelfrau, die verstohlen ihr fahles Antlitz entschleiert. Iwan fürchtet die glotzende, dunkle nicht. Er weiß: der Mond wird die Nebelweiber fressen, sobald er höher über dem Walde herauf sein wird.

Jetzt, dort drüben am Rande der Lindenbüsche: der dunkle und doch glänzende Fleck! Sollte das nicht – –

Gewiß, das ist er! Vorsichtig hebt der Alte die Büchse. Aber er senkt sie wieder. Unmöglich, Kimme, Korn und Wild zusammenzubringen!

Gelassen, als ob er auf einen heranhoppelnden Weißen passe, wartet

der Alte. Nur hübsch ruhig! Der liebe gute Mond lacht immer lustiger. Und wenn er dort über der hohen Birke stehn und dem Gaste im Haferfelde ins alte Spitzbubengesicht leuchten wird, dann mag es gelingen.

Mischka hat sich's bequem gemacht und weidet schmatzend die Haferhalme ab, die er mit den Vorderbranten heranbiegt. Wenn er weiterrutscht, schiebt er sich auf dem Hinterteile vorwärts. Zuweilen grunzt er leise vor Wohlbehagen. Doch plötzlich sichert er, stellt die Muscheln des Geöhrs auf und hebt witternd die Nase. Und erhöht sich, äugt auf den Hinterbranten stehend, rings umher! Nach allen Seiten schnuppert er: woher kam der verdächtige Ruch? Von der Hütte herüber, wo die fauligen Häute stinken? Vom Lichte des Mondes umflossen steht der vom Abendtau quatschnasse Bär wie versilbert da, aber eben darum zerfließen seine Umrisse für das zielende Auge.

Iwan droht seine Ruhe zu verlassen. Immer wieder hat er abgesetzt. Aber jetzt, jetzt muß es gehn! Vorsichtig hat er auf seinem Sitze sich halbrechts gewendet. Durch das Gefieder des Tannenmantels bohrt sich das Rohr mit dem blinkblanken Korne. Rot blitzt es auf, dumpf rollt der Widerhall über den Wald bis zum Strome hinüber. Der Pulverrauch verdeckt das Haferfeld. Dort unten hat einer „Fsch!" gesagt. Aber kein Brüllen und Fauchen hat die Kugel quittiert. Als der Rauch sich endlich verzogen hat, scheint der Mond schmunzelnd auf die breite Gasse, die Mischka im Hafer hinterlassen hat.

Langsam klettert der „Scharfschütz" herab von seinem hohen Sitze. Langsam besieht er sich den Schaden und die Stelle, wo der Anschuß sein müßte, noch langsamer geht er in seine Hütte, um in schlafloser Nacht über die Schlechtigkeit von Schlome Moses zu grübeln, der ihm falsches Pulver verkauft hat und an allem Unheil und Elend des armen alten ehrlichen Iwan Afanassi die Schuld trägt.

Schneller hat sich Mischka davon gemacht. Schnaufend und blasend mit Krach und Poltern durch Wald und Bruch. Alle Donnerwetter aus blauem Himmel, Alterchen, die Dummheit machst du nicht wieder! Mag der Hafer noch so verlockend duften, dem Mondschein soll keiner vertrauen. Peng! Das war dicht am Dickschädel vorbei. Oah, wie hat der qualmige Blitz gestunken! Öch!

Wie ein Ren ist Mischka durch dick und dünn getrabt und er verschnauft erst, als er an eine Grube kommt, in der ein Elchkalb sich gefangen hat.

Na, dem kann geholfen werden! Und als er Knochen knackt und breite Wildbretfetzen reißt, fühlt er sich wieder als das, was er ist, er, der General Tappfuß, der braune Herr des weiten Waldes. Aber gegen den Zweibeinigen da drüben bleiben Mißtrauen und Haß in ihm lebendig.



Graf Eric von Rosen. *Rockelstad bei Sparreholm (Schweden).*

Gemütliche Rast.

Im Eisen.

Wieder ist ein Jährlein herum. Jetzt spürt sich Mischka rechtsseitig noch auffallender, wie früher. Das kam so.

Da Iwan ihm auf dem Ansitze nicht beikommen konnte, hatte er es mit einem großen Tellereisen versucht, das Schlome Moses ihm hatte besorgen müssen. Ende Oktober, als bereits tüchtiger Schnee lag, hatte er Mischka eingekreist, der sich noch als „Schatun" herumtrieb, weil die Ebereschen in dem Jahre so reichlich gediehen waren und Mischka nächst Aas nichts so

sehr als gefrorene Ebereschen liebt. Ein Luder hatte er aber auch, da ein Elchtier, das Iwan mit einem Brennecke-Geschosse angeflickt hatte, eingegangen war. Also dachte Mischka noch lange nicht an Dösen und Hungern, zumal er sich nicht mehr durch Moos reinigen konnte. Also, wie gesagt, bummelte Mischka herum, machte Widergänge im Zickzack und wunderlich krause Schleifen, lief rückwärts, um seine Fährte zu verhehlen und machte schließlich vom Wipfel eines Fallbaumes aus einen mächtigen Absprung in sein vorläufiges Lager: „Plumps! So, da sucht mich mal!"

Iwan suchte ihn Tag für Tag, fand sich aber aus dem Fährtenzickzack nicht zurecht, da dies fast tagtäglich verschneite. Also versuchte er es mit dem Warten am Luder. Einziger Erfolg: das leichte wohlbekannte Geräusch von fallendem Schneebehange und heimlichem Bärentritte. „Fstsch!" Hast du gehört, Iwan? Da war er! Futsch ist er! „Verwünschter Spitzbube!" dachte Mischka, als er das stinkende Zweibein witterte. „Verdammter Spitzbube!" knurrte der verärgerte Alte. „Na warte nur! Soll nur das Eisen kommen!" Als Moses das Eisen schickte mit Kette und Anker daran, legte Iwan es am Risse aus, von dem nur noch ein kleiner Rest zum Knacken und Lutschen für Mischka übrig war. Zum Unglücke für General Taptypin schickte der Himmel wieder eine Neue. Am nächsten Morgen saß seine Exzellenz drin und noch dazu mit der kranken Brante. Aber bald ging er mitsamt Eisen und Kette los. Wenn der Anker anhakte, riß er mit der gesunden Brante das Ding los und dann schleuderte er es mit wütendem Brüllen herum, bis er vor Schmerz ermattete. Schließlich hatte er sich die Kette um den kranken Vorderlauf gewickelt und zog damit ab, weit weg, um nach Widergang, Schleife und Absprung sich wieder einzuschlagen.

Der Alte fand ihn wieder nicht und fluchte auf Schlome Moses, der ihm ein viel zu kleines Eisen geschickt habe und an allem Unglücke des armen alten ehrlichen Iwan Afanassi die Schuld trage.

Andere aber fanden Mischka. Dürre Hungerleider, die der Schweißspur gefolgt waren, so sparsam und selten auch die dünnen Tropfen im tiefen Schnee eingebettet lagen. „Waau – huh – huhh!" heulte die alte Grauhündin zum nächtlichen Himmel empor. Und „Wuuh – hu – hoah!" antwortete mit sinkendem Tonfalle der Altwolf. Zwei andere heulten sich noch aus weiter Ferne heran, starke Waldwölfe. Frech sprangen sie ein und wichen Mischkas Ohrfeigen gewandt aus. Frech griff im selben Augenblicke das andere Paar ihn von hinten an. Mischka schlug fauchend und brummend um sich. Bautz! flog dem einen der Anker an den Kopf und hakte im Nacken fest. Und Mischka riß vor Schmerz und Wut laut aufbrüllend. Da lag der Altwolf erschlagen. Da lag auch der Anker zerbrochen. Nun mit der leeren Kette schlug es sich schon besser. Als die zerschundenen Hungerleider einsahen, daß sie mit dem starken Bären nicht

fertig wurden, fraßen sie ihren Großvater auf und schnürten weiter. Mischka rückte auch aus und schlug sich an anderer Stelle ein. Eines Tages drückte er im Schlafe mit der gesunden Brante auf die Feder des Eisens. Da zog sich die kranke Brante frei heraus und Mischka leckte sie, bis sie heil war. Nur noch schiefer tritt er nun auf. O, wie schief!

Aber das macht nichts. Er ist trotzdem der Schrecken der Zweibeinigen. Neulich fand er im Schlamme eines Altwassers die Kuh des Fährhauswärters. Vermutlich hatten Wölfe sie gejagt und sie war stecken geblieben und hielt sich nur noch mit den Vorderbeinen an der Uferwand, kläglich um Hilfe brüllend.

Als der Fährmann kam, war alles still. Im Graben fand er die Bescherung: Blut und Schlamm im zertrampelten Grase. Mischka hatte die noch lebende Kuh mit den Vorderbranten gepackt und fortgeschleppt. Ein halbe Werst weiter fand man den mit Steinen und Moos verscharrten Riß.

Flüche und Racheschwur: „O, du Spitzbube, du Sohn einer Hündin, was hat dir die teure Bunte getan? Vierzehn Stoof Milch gab sie mit süßem fettem Schmand! Du Räuber, hast du nicht genug daran, uns Heidekorn und Hafer zu zerwühlen? Jetzt warte nur, wir werden es dir eintränken, Iwan Afanassi und ich!"

Diesmal wird der Riß mit schweren Steinen bepackt, damit ihn nicht die Wölfe fortschleppen können, die nachts hier ihre Jungen in schauerlichem Zwiegesange anheulen. Und dann werden zwei Löcher gegraben vor einem breiten Wassergraben, den der Bär nicht überschreiten wird. Schon am Nachmittage sitzt der Fährmann mit einem furchtbaren Muskedonner in dem einen Loche, Iwan in dem anderen mit dem Berdangewehre.

Der Abend kommt mit Kühle und Nebel, mit Uhuruf und grausigem Erwachen der Stimmen der Wildnis. Dem Fährmann steht Schweiß auf der Stirn, schon zum dritten Male bekreuzigt er sich dreimal und murmelt ein leises Gebet.

Als der Mond von eilenden Wolken verdunkelt wird, kommen dürre Gestalten geschlichen, zerren am Fleische, knacken und nagen an den Knochen und versuchen vergebens die Steine vom Risse herabzuwerfen. Plötzlich spitzt einer das Gehör, bohrt den Blick in das Waldesdunkel und springt ab, ihm nach die beiden andern im hurtigen Reißaus. In demselben Augenblicke steht auf dem Risse der gewaltige Bär. Ärgerlich brummend wirft er die Steine, die die Wölfe mit vereinten Kräften nicht zu rücken vermochten, hinab. Dann knackt es, knirscht und schmatzt. Der Fährmann zittert. Iwan hämmert das Blut in den Schläfen. Zweimal hat er den Starken gefehlt. Gespensterhaft schwankt ihm das Riesenwild im bleichen Nachtlichte vor der Büchse.

Da Rotfeuer und Donner im Widerhall. Dumpf dröhnt der Erdboden. Gebrüll und Brantenschlag. Entsetzt ist der Fährmann davongelaufen. Was er sah, war grausiger, als er stammelnd beschreiben kann. Auf dem Jäger der Bär mit wütendem Trampeln. „Herr, erbarm' dich, erbarm' dich, er ist verloren!"

Als der Morgen graut, fahren sie ihn, im Schlittenstroh lang ausgestreckt, fort. Aber Iwan Afanassi ist nicht tot. „Zehn Bären kriegen den nicht tot," meint der Doktor Iwanoff lachend, als er ihm die Kopfhaut wieder zurechtschiebt, die Mischka dem „Scharfschützen" über die Augen gestreift hatte.

Er kommt wieder durch. Nur der rechte Fuß bleibt lahm, auf dem Mischka herumgetrampelt hat.

Sie leben beide noch: Iwan und Mischka. Beide spüren sich schräg. Und jeder haßt den anderen als den größten Spitzbuben von der Welt!

Im Lager.

Als die Bärin fühlte, daß der Schneefall nicht mehr lange auf sich warten lassen werde, schlug sie sich ins Lager. Da sie einen feuchten und warmen Winter voraussah, hatte sie einen trockenen Platz am Abhange eines kleinen sandigen Hügels gewählt, hinter dem Wurzelspiegel einer dort abgeschwemmten alten Randkiefer. Unter den Wurzeln der noch aufstehenden Bäume grub sie sich dort ein, um gut vor dem Tropfenfall auftauenden Schnees geschützt zu sein. Im vorigen Herbste hatte sie in Voraussicht eines kalten Winters sich in einem Bruchdickicht auf einem Mooshügel in der Nähe warmer Quellen gelagert. Damals hatte sie ihre vorjährigen Jungen bei sich. Da sie dies Jahr Zuwachs erwartet, kann sie die „Lontschaki" nicht gebrauchen und die lagern zusammen mit einem älteren Bruder als „Pestun" etwas abseits von der Mutter in einem besonderen Loche unter einem Windwurfe.

Hübsch eingerichtet hat sich die Alte das Lager — alles, was wahr ist! Alle Wände sind glatt geklopft und mit zerrissener Fichtenrinde austapeziert. Rings an den Bäumen sind die Bißspuren als Folgen dieser Raumkunst zu sehn, namentlich an jungen Fichten auf der Südseite, wo die feinste Borke mit der längsten Faser ist. Der Boden ist hoch mit Moos gepolstert, im Hintergrunde, wo Mutterchen niederzukommen gedenkt, am höchsten.

Als die ganze Gesellschaft ihre Lager bezog, machten sie alle verzwickte Schlingen, die sich über mehrere Werst hindehnten. Am Scheitel jeder Schlinge führten beide Schenkel zum Maste hinaus, in dem die Lager waren, in Wirklichkeit waren die Bären jedesmal ein gutes Stück Weges auf der scheinbaren Ausfährte rückwärts gelaufen. Der Pestun hatte die Lontschaki darin unterwiesen und sie veranlaßt, gleich ihm einen mehrere Ellen hohen



Graf Eric von Rosen. *Bei Säämäjärvi (Russisch Karele), Febr. 1904.*
Bärenlager. Bärin und drei einjährige Junge befinden sich darin.

Windwurf zu ersteigen, um von da aus in das Lager zu springen. Ähnlich hatte es die alte Bärin gemacht, und zwar lagerten alle ihrer Hinfährte gegenüber, die wie bei allen Bärenlagern Regel zu sein scheint, mit unfehlbarer Sicherheit regelrecht nach Norden gerichtet zum Lager führt. Die Bären lagerten also alle mit dem Blicke gegen Mittag.

Als mit Eintritt des Julmondes die Fröste härter wurden, wurde der Schlaf der Jungen tiefer und tiefer. Die Alte aber schlief nur unter Mittag ein paar Stunden und wälzte sich in der übrigen Zeit ächzend und stöhnend hin und her. Manchmal richtete sie sich auch vorn auf und saß dann stundenlang mit gesenktem Haupte und vorgestrecktem Lecker trübselig müde und mit mattem Blicke und gesträubtem Haar als ein Bild der Hilflosigkeit da. Bis dann in den letzten Tagen der Wintersonnenwende ihre schwere Stunde kam und schließlich zwei Junge im Neste lagen, niedliche spickfette braune Dinger mit weißem Halsbande und Schulterflecken. Erst nach drei Wochen öffneten sie ihre Seher, um in die Dunkelheit hineinzublinzeln. In den Branten der geringelt liegenden Mutter ruhen sie nun an deren Gesäuge

warm und weich, bis der Frühling mit Vogelsang und Sonnenschein sie hinauslockt oder — die bösen zweibeinigen Raubtiere kommen, um den Frieden ihrer ersten Kindheit zu stören.

Die Bärin nährt ihre Kleinen in dieser langen stillen Zeit, ohne selbst die geringste Nahrung zu sich zu nehmen. Ruhig gehen nun ihre Atemzüge, immer langsamer und immer leiser. Sie hört den Frost nicht, der das Eis des Stromes erdonnern und die alten Föhren knacken läßt, nicht den Wirbelsturm, der mit der Wildheit Sibiriens im Nacken vom Ural herunter über die ächzenden Wälder dahinfegt. Zwischen Traum und Erfüllung ihrer Mutterliebe ruht sie sanft, im Neuschnee tief geborgen.

Nur zuweilen steigt eine feine dünne Säule warmen Lebensduftes aus ihrem Lager auf, die der leichte Wind verweht in der Kirchenstille des träumenden Winterwaldes.

Der „Närvenkitzel".

Der neue Bezirksarzt, Herr Dr. Iwanoff. Im Sommer frisch aus St. Petersburg angekommen. Schöner Mann! Schlanke Figur, seidigweicher Bart. Schwärmerisch blickende Augen. Wohlgepflegte Hände. Berühmter Jäger, wie man auf den ersten Blick sieht: eng anliegender Tscherkessenrock, im golddurchwirkten Gurte rechts und links zwei Dolche in silbernen Scheiden. Man flüstert sich im Städtchen zu, bei den schönen Frauen von St. Petersburg habe er den Kosenamen „der Schrecken des Kaukasus". Jedenfalls trägt er die Lammfellmütze mit wagemutiger Verwogenheit schief auf ein Ohr gesetzt, wie der Kosakenhattaman, wenn es ans Einhauen geht. Natürlich führt Dr. Iwanoff eine Doppelbüchse allerbester Herkunft. Großartiger Kerl mit dem durchdringenden, leider infolge der zahlreichen hinter die Tscherkeschka gegossenen Monopolkas heute etwas flackernden Blicke!

Armer Mischka, arme Bärin, wie wird es heute euch ergehn: es besteht alle Aussicht, daß ihr beide zur Strecke kommt, durchbohrt von den Kugeln dieses Schreckens des Kaukasus!

Iwan Afanassi hat, wie er feierlich versichert, euere beiden Lager gefunden. Auf der Haselhuhnjagd, auf die er jetzt sich beschränkt, seit ihm Dr. Iwanoff die vom Bären in Unordnung gebrachte Perücke wieder zurechtgerückt hat, verbellte ihm sein Wolfsspitz erst das eine und dann das andere Bärenlager. Schnell halste Iwan den Hund, und vorsichtig schlich er zu dem Maste hinaus, um tags darauf mit des Fährmanns Rentierschlitten zur Stadt zu fahren und die beiden Lager zu verhökern, in denen die Bären so fest wie Tote schlafen.

Juchhei, da wird's Branntwein zu trinken geben und Treiberlöhne zu verdienen! Zwei Rubel für das Pud (16 kg) zahlen die Herren auf jeden gestreckten Bären. Heute wird der schlaue Altbär dran glauben müssen und die Bärin dazu.



Graf Eric von Rosen. *Bei Tihveri (Russisch Karele), Febr. 1904.*

Bärenlager unter einem Windbruch. An den Fichten vorne Rißspuren.

Der Oberrichter hat die Leitung der Jagd übernommen; der versteht's, hat ja schon seine fünf, sechs Dutzend Bären geschossen, der baltische Herr Baron. Ist auch ein Hüne, und sein Verbeller ist scharf wie der Teufel.

Leise werden die Schützen auf ihre Stände geführt. Der Doktor und der Baron stehn südlich der Lager zu beiden Seiten des voraussichtlichen Auswechsels. Afanassi hat die Treiber herum geführt und jetzt geht auch schon der Spektakel los. Aufmerksam beobachtet der Jagdleiter seinen kriegerisch geschmückten Nachbarschützen. Leichter Schneefall von den Bäumen. Richtig, der erste Bär, ein Hauptstück, zieht auf Dr. Iwanoff zu, der wie ein Held auf jeden Angriff gefaßt ist. Aber kurz vor ihm springt jetzt ein Schallhase auf. Da geht die Passion mit dem Doktor durch und „Beregyß! Beregyß!" beruft er den dicht neben ihm durchflitzenden Lampe. „Fftsch!" antwortet vor dem kühngeschmückten Sonntagsjäger im Dickicht die alte Bärin, und kehrtmarsch geht sie durch die Treiber, die sie mit Blasen und Fauchen auseinander jagt.

Ein einziger schmerzlicher Blick des Jagdleiters bringt den Doktor wieder

10*

auf seinen Platz. Fest nimmt der Zurechtgewiesene sich vor, die Scharte auszuwetzen, falls noch etwas kommen sollte.

Und wirklich: er hat beispiellosen Anlauf! Abermals verbellt der Hund, abermals Hallo und Lärm der Treiber. Mit weit vorgestreckter Büchse erwartet der Doppeldolchträger, die Tscherkessenmütze noch um einen Ruck tiefer auf das Ohr gedrückt, das Wild. Er sieht nicht, daß das, was da herantrollt, ein Pestun ist und daß die ihm klagend folgenden Lontschaki vom vorigen Jahre sind. Er sieht nur, wie drei Bären, deren Gestalten von Schritt zu Schritt gewaltiger, bis ins Fabelhafte wachsen, auf ihn zustürzen, ausgerechnet auf ihn, den Schrecken des Kaukasus. Und je wilder diese Raubtiere auf ihn eindringen, desto mehr zieht er die vorgestreckte Büchsenmündung zurück. Ein Stoßgebet: „Herr, erbarme dich meiner!" Aber dann ein ganzer Mann und Held. Hustend rafft er sich zusammen.

„Fftsch!" sagt der Pestun, und sich kurz herumwerfend jagt auch er kehrtmarsch dorthin, wo seine Mutter den Ausweg gefunden hat, nachdem er vorher in der Geschwindigkeit durch Nasenstöße seine Geschwister zum Aufbaumen veranlaßt hat.

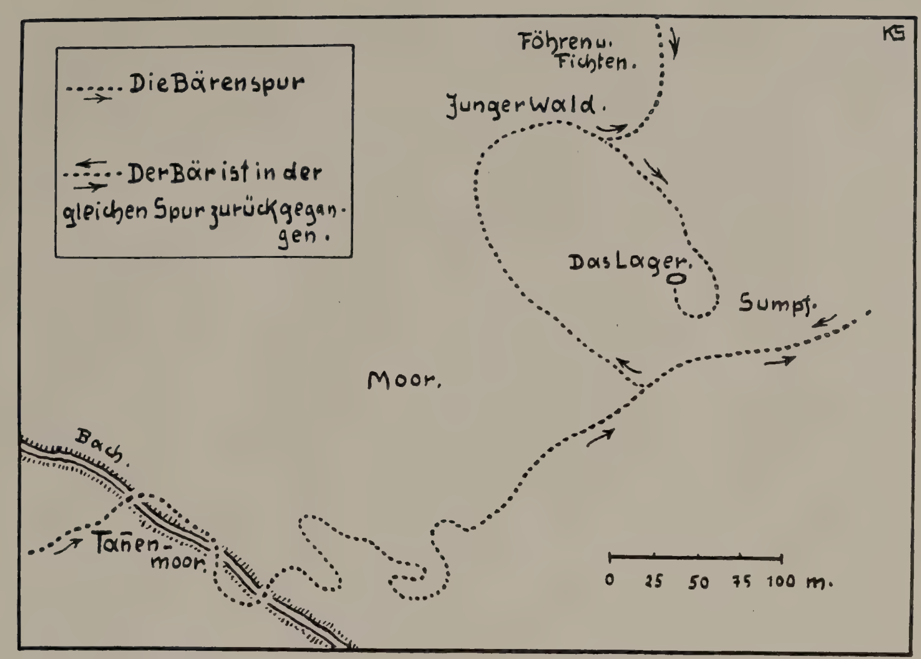
Das Treiben ist ohne Schuß verlaufen. Der Lärm der Treiber ist in helles Gelächter übergegangen. Jetzt wird alles still. Keiner von den Kerlen kommt heraus, man hört nur ab und zu aus der Mitte der Dickung Lachen und fröhliche Unterhaltung. Und dann wieder das Lautgeben des Hundes. Jetzt verschweigt auch der.

Ärgerlich und neugierig zugleich geht der Jagdleiter in das Treiben hinein zu den Leuten. Zwei kommen ihm schon entgegen, die tragen unter ihren Pelzen zwei Jungbären, die die Mutter schnöde im Stiche gelassen hat. Die Bärin verteidigt die Jungen erst, sobald sie ihr zu folgen vermögen. Leicht fanden die Treiber, als das Lager verlassen stand, die quäkenden, frierenden armen Dinger, und schnell wurden diese unter Pelzen geborgen, wo sie sich nun ganz wohl fühlen und mäuschenstill sind.

Aber den Lontschaki ist es nicht besser ergangen, als ihren frischgesetzten Geschwistern. Der nichtsnutzige Hund hat ihre Spur gefunden und sie auf ihrer Tanne verbellt. Im Handumdrehen haben einige Treiber mit ihren Äxten den Stamm gefällt und jetzt bringt man die garstig Fauchenden, in Säcke gesteckt, die die Treiber zum Schutze gegen Schneeanhang mitgenommen hatten.

Dr. Iwanoff ist außer sich vor Freude. Er wird zahlen, was verlangt wird, wenn man ihm die Bären gibt. Die Lontschaki wird er totschießen und in Moskau für sein Jagdzimmer ausstopfen lassen, und die Jungbären wird er mit der Flasche großziehn. O, er mit vier Bären, die er selbst erbeutet hat, er der Schrecken des Kaukasus!

Großer Jubel unter den Treibern, die den Handel zufrieden sind und



Graf Eric von Rosen. *Bei Lindjärvi (Russisch Karele), Febr. 1904.*

Kartenskizze einer Bärenspur.

schon anfangen, Seine Durchlaucht, den Tscherkessenfürsten, hochleben zu lassen. Aber die Geschichte endet doch für Seine Durchlaucht etwas anders. Der Baron ist nicht nur ein gewissenhafter Diener des bürgerlichen Rechtes, sondern auch ein ernster Vorsitzender des Jagdgerichtes, das er nun zusammenruft, ehe Dr. Iwanoff weiß, wie ihm geschieht.

Mit finsteren Brauen legt der Richter ihm die Frage vor, warum er die Bärin mit „Beregyß!" berufen habe. „Aus Passion, wahrhaftig, aus Passion. Ich bitt' schön, was ist Bärin? Aber der Hase – meine Passion, meine unselige Passion!"

Der Gerichtsschreiber protokolliert ins Taschenbuch, indessen der Vorsitzende den Hirschfänger vor sich hin legt und alle Weidgenossen seinem Beispiele folgen.

Zweite Frage: „Warum haben Sie gehustet, Serjei Konstantinowitsch, als die Jungbären kamen? Sie hätten ja den Pestun schießen können!"

Ja, warum? Eigentlich doch eine dumme Frage dies neugierige „Warum?" So denkt der Angeklagte. Aber laut sagt er das nicht.

Dritte Frage: „Weshalb gehn Sie überhaupt auf Bärenjagd, wenn Sie Angst haben?"

Unangenehme Neugier das! Ja, weshalb? „Aber ich bitt' schön, es ist doch wegen dem Närvenkitzel!"

Mit finsterer Miene winkt der Vorsitzende: man bringe einen Bären! Zwei Treiber halten den quäkenden Lontschak. Acht starke Arme halten Seine Durchlaucht an ihren vier Enden über das kleine Ungetüm und dann setzt es mit blanken Hirschfängern „Pfunde" nach altem gesegneten Jägerbrauche. Von wegen dem Närvenkitzel!

Mischkas Ende.

Lange hätte er noch leben können, wenn „Kasimirka", des Baron kluger und mutiger Verbeller, nicht gewesen wäre, der schon ein halbes Hundert Bären auf dem Gewissen hat. Zur Stöberjagd ist der alte Hund nicht mehr zu gebrauchen, da er den flüchtigen Bären nicht mehr halten kann. Aber am Lager kommt ihm an Gewandtheit und Schärfe noch immer keiner gleich.

Als dem Baron das Lager des starken Bären mit der schiefen Brante gemeldet wurde, nahm er nur eine Handvoll tüchtiger Treiber mit, da er wußte, daß in diesem Falle Kasimirka die Arbeit zu leisten haben würde. So kam es auch. Der zweijährige „Laska" sollte nur zum Lernen mitkommen und hat sich gleich eine Lehre für die Ewigkeit geholt.

Es waren harte Tage. Gegen vierzig Werst weit konnte man mit Pferden vorwärts kommen. Doch mußten zwölf Mann auf Schneeschuhen Bahn treten und den Weg von Fallholz und Bäumen säubern. In enger, kaum zwei Faden langer und anderthalb Faden breiter Hütte ward übernachtet, dann ging es auf Schneeschuhen und mit Hundeschlitten in der Morgenfrühe zehn Werst weiter zum Lager.

Mischka schläft. Da stürmen zwei freche „Laiki" in sein Gemach. Einer kneift ihn ohne weiteres hinten, der andere verbellt ihn vorn. Dem gibt er eine Ohrfeige, daß er stumm für immer bleibt. Dann aber fährt er sofort aus dem Lager, um den Jäger anzunehmen. Aber dort draußen steht nicht Iwan Afanassi, sondern ein erprobter Meister. Und ein Hund wie Kasimirka macht überdies die Jagd auf den schwierigsten Bären nahezu gefahrlos. Als er Mischka zum Lager hinausstürmen sieht, hält er sich knapp an seiner Seite, draußen aber greift er mit den scharfen Fängen, die so manchem Gegner die Drossel durchbissen haben, dem Bären wieder hinten ein, daß der wütend herumfährt. In tollem Wirbel dreht sich der Kampf herum. Der Bär versteht trotzdem den Kopf so zu decken, daß sich kein Schuß anbringen läßt. Zwei-, dreimal bricht der Bär ins Lager zurück, immer wieder zwickt und zwackt ihn der Hund heraus, ohne daß der Jäger einen tödlichen Schuß anbringen kann. Und ein Blattschuß auf diese Entfernung von wenigen Schritten würde zu übeler Erfahrung führen. Das Herz aber gibt dieser Hauptbär nicht her. Der erhöht sich nicht, sondern



Graf Eric von Rosen. *Rockelstad bei Sparreholm (Schweden).*

Bärin mit selten stark erhaltenen Jugendflecken an Hals und Schultern.

trachtet, von unten den Gegner mit wischendem Seitenhiebe der Brante niederzustrecken. Dabei hält er stets den Kopf in die Brust geduckt, als sicheres Zeichen fester Entschlossenheit, die nur auf den günstigen Augenblick zu tödlichem Schlage wartet.

Da hilft nichts, als ihn zu reizen. Angebackt, Feuer auf das Blatt und in meterweitem Satze außer Bereich des Bären! Büchse hoch, jetzt hat der brüllend Zusammengebrochene sich erhoben und gibt die volle Stirn frei. Korn zwischen die Lichter und Feuer! „Öch – möff!“ Niederbricht der Bär und trotzdem vergehen noch Minuten, bis der vom Hunde gefaßte Riese verendet. Mit dröhnendem Gebrüll wälzt er sich unter seinem Peiniger am Boden, beißt nach der zuerst getroffenen Stelle, wird abermals hoch und schlägt, obschon besinnungslos, noch immer nach dem Hunde, bis die gewaltigen Glieder sich im letzten Zucken und Zittern dehnen und strecken. Noch ein letzter Luftgriff der Branten – das Leben ist dahin.

„Gotowo!“ Langsam ist der Jäger, der so manchen Hauptbären erlegt hat, an diesen Hünen herangetreten. Aus der Tasche nimmt er ein Band=



Egon Freiherr von Kapherr. *Gouv. Pleskau (Rußland).*

Verhoffender Bär.

maß und mißt von der Nase bis zum Bürzel: vier Arschin weniger ein Werschok: also 2,50 Meter! Alter: 17 Jahre. O ja, es gibt noch Hauptbären in der „Taiga", dem weiten russischen Wildniswalde!

Inzwischen sind auch die Treiber herbeigeeilt, und während Mischka auf dem Hundeschlitten verstaut wird, hält sein Freund Iwan Afanassi ihm die Leichenrede:

„Da liegst du nun, du Sohn einer Hündin, der mir das Fell über die Ohren ziehen wollte! Weiß ich doch, wie stark du warst! Jetzt ist ein Stärkerer über dich gekommen, du Hundesohn! Da hast du's!"

Auch der Fährmann tritt herzu, um den nun Wehrlosen zu höhnen:

„Du Hundesohn, konntest du nicht von Beeren im wilden Walde leben? Mußtest du uns Armen das Vieh stehlen? Jetzt bist du still und zahm, du Frecher! Da hast du's!"

So schlagen alle den König des Waldes auf den Kopf, die ihm bei Lebzeiten in weitem Bogen ausgewichen waren und sie ergehn sich in dummdreister Vertraulichkeit nach dem Bedürfnisse ihrer Eselseelen.



Der erlegte Bär wird aus dem Wald geholt

Abseits von ihnen steht der Jäger und liebkost schweigend seinen tapferen Hund.

Es war einmal . . .

Es war einmal ein Land . . .

Noch fluten aus seinen Felsentälern die Quellflüsse des Missouri und Yellowstone der weiten Öde von Dakota zu. Noch ragen an ihren Ufern dunkle Riesenfichten und bläulich schimmernde Tannen auf. An hohen Klippen saugt durstiges Knieholz aus hartem Gestein sich Nahrung, schaut die Schneeziege hinab in bläulich dunkelnde Schründe, steigt das Dickhornschaf zur Salzquelle hin, zieht der Goldadler seine weiten Kreise. In den Niederungen stehen am Rande schimmernder Pappelwälder noch immer dichte Säulen blutsaugender Stechmücken. Und auf den Blößen haust die Klapperschlange in ihren Löchern. Aber die Schwarzfüße und Krähen-Indianer, die vor hundert Jahren den Bleichgesichtern das Eindringen in ihre Jagdgründe Zoll für Zoll verwehrten, sind nur noch ebenso lächerliche Schatten ihrer alten Größe, wie die Shoshones, die an ihrer den weißen Jägern erwiesenen Freundschaft zugrunde gegangen sind. Die zahllosen Rudel von Antilopen,

Elchen und Hirschen sind ebenso dahin, wie die unermeßlichen Herden von Bisons, die dazumal in so dichter Säule über die Ströme wechselten, daß Reisende, die ihnen begegneten, über eine Stunde warten mußten, bis jene hinüber waren. Das alte Montana ist nicht mehr ...

Es war einmal ein Bär ...

Der war der Schrecken aller seiner Feinde. Die Shoshones behandelten ihn gleich ehrfurchtsvoll wie die Schwarzfüße, aber der plumpe Geselle griff sie an, wo immer er sie traf. Er und nicht der rote Mann war der Herr der Felsenberge und ihrer wildreichen Randgebiete bis hinab zu der fernen Mündung der großen Flüsse, die sein Reich begrenzten. Er trabte in der Spur des Indianer-Pony und riß es, wo und zu welcher Tageszeit er es auf der Weide fand. Er lauerte der Rothaut im Gebüsche auf und arbeitete ihre Fährte aus, um in wilden Sprüngen den Indianer anzugreifen. Aus reiner Kampflust tat er das alles, nicht aus Not. Denn er hatte Hirsche und Moos-Elche genug, um davon zu leben. Keine größere Lust kannte er, als den mit Speer und Kriegsbeil bewaffneten roten Jäger auf einen Baum zu jagen. Nach stundenlanger Wache zog er dann mürrisch ab, als ob er des Wartens überdrüssig sei. Doch nur, um aus einem Hinterhalte den Indianer, sobald er heruntergeklettert war, zu überfallen.

Sagenhaft klang, was man noch in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts von der Zählebigkeit des Grisly sich erzählte: von alten Hauptbären, die, durchs Herz geschossen, noch ihren Feind skalpiert hatten; von anderen, die tödlich verwundet, dem im Fellboote davonrudernden Jäger nachgeschwommen waren und ihn eingeholt hatten; von anderen, die verendend ihren Feind an sich gerissen hatten, um ihm Brantenhiebe zu versetzen oder ihm die Schulter durchzubeißen. Bei der geringen Durchschlagskraft der alten Büchsen gehörte ein ganzer Mann zu dieser Jagd, bei der in den meisten Fällen das Messer den Endkampf zu führen hatte. Im alten Kentucky hatte es den Jägern, die mit David Boone und Kasper Mansker die Cherokesen, Chickasaws und Wyandots überlisteten und skalpierten, als Lieblingssport gegolten, den kleinen Schwarzen mit dem Bowymesser anzugehen und zur Strecke zu bringen. Aber gar mancher Schüler dieser rauhen Grenzjäger ist im fernen Westen unter den Brantenhieben des verwundeten Grisly geblieben, dessen er sich nach tödlichem Schusse mit der kalten Waffe vergeblich zu erwehren versucht hat. Kein Bericht und kein Buch meldet von diesen Niederlagen unerschrockener Jäger, die in unzähmbarer Entschlossenheit in die herrlichsten Jagdgründe des roten Mannes vordrangen und sich als Werkzeuge Gottes zur Erschließung der Wildnis betrachteten. Auf sich selbst gestellt, oft ohne Pferd, ja selbst ohne Hund, hat gar mancher dieser furchtlosen Kerle, dem die Einsamkeit seines wilden Lebens über alles ging, jagend und kundschaftend das Land durchzogen, und er hätte sicherlich dies freie



Der Grisly kann nicht klettern, die Schwarzen Bären können es gut!

stolze Jägerleben nicht um alle Schätze der Erde dahingegeben. Als die Krone seiner guten Weidwerkskunst galt ihm aber die Jagd auf den Grisly. Was war im Vergleiche mit „Alt-Ephraim" der Berglöwe, was selbst der wütende Bisonbulle! Was alle Skalps von Sioux oder Schwarzfüßen im Vergleiche mit der Decke von „Mokassin-Joe"! Und was der Tod durch Pfeil oder Beil des Indianers im Vergleiche mit dem roten Rausche in der Erdrückung des röchelnd verendenden Königs der Felsenberge! . . .

Dichtes Gestrüpp von Nadelholz zu beiden Seiten des einsamen Tales, vom ersten Schnee bedeckt. Hier und dort ein Felsblock, dahinter ein Moosteppich mit weichen Fichtennadeln. In den Bäumen Kleiber und Schwarzmeisen. Ein Schwarm von Kreuzschnäbeln surrt in welligem Fluge darüber hin.

Bei der Säuerlingsquelle am Talboden liegt das Vorderstück und der Aufbruch eines Bären. Der Jäger, der ihm vor einer Woche den Pelz abgezogen hat, wartet auf einem Felsblocke, gut gedeckt durch einen Krummholzbusch, auf die starke Bärin, die er gestern und heute an diesem Luder ihres erlegten Gefährten gespürt hat. In stillem Wunder blaut über dem Jäger der reine Himmel. Nur ein Paar mausgraue Holzhäher umkrächzen ihn und warnen das halbe Tal. Doch wie allmählich die Schatten sich verlängern, geben die Störenfriede Ruhe und verschwinden an der jenseitigen Bergwand. Aus dem feuchten Neuschnee steigt ein feiner Brodem auf, die alten Wetterfichten werfen tiefe Schatten und mit dem Abende zieht die bange Trauer der Wildnis über das verlassene Tal herein. Der Jäger hört den dürren Zweig von der Fichte drüben fallen; aufmerksam späht er durch die herankriechende Dunkelheit nach dem Luderplatze. – Nichts!

Da, plötzlich, ohne daß ein Tritt sie verraten hätte, ist die starke Bärin da! Leise wie ein Gespenst schreitet sie auf das Luder zu. Doch so verführerisch der leckere Schmaus duftet, sichert sie fortwährend und erhöht sich sogar, als wittere sie Gefahr. Und doch ist sie vom Jäger aus über Winde. Endlich wagt sie sich an das Luder heran. Da bohrt sich das Silberkorn der Büchse ins Schwarze ihres Blattes und der Schuß kracht. Mit wütendem Gebrüll und fauchendem Brummen bestätigt die Bärin die Kugel. Doch ehe der Jäger ihr die zweite zusenden kann, ist sie im Galopp heran und stürzt mit offenem Rachen, die Lefzen zurückgezogen und die Fänge zeigend, auf ihn los. Brantenhieb und rauhes Knurren. Messerstich und gurgelndes Röcheln. Zuckende Körper, die sich im letzten Ringen überschlagen. Dunkelrot zieht am nächsten Morgen hinter den in Nebeldunst gehüllten Bergen die Sonne herauf. Auf dem roten Beerenkraute, das aus dem Schnee hervorlugt, liegt eine blutige Spur. Hier eine rote Lache. Ein zerbrochenes Gewehr, blutige Handspuren im Schnee. Dann hier, der ganze Platz zerstampft von schweren, breiten Tritten . . . Wieder eine tiefe Lache von Blut . . . Und abermals die taumelnde Spur des todwunden Jägers,

daneben die schwerschleppende Fährte ... Dort liegen beide, in wilder Leidenschaft umschlungen, wie ein Liebespar, das gemeinsam den Tod gesucht hat, da es nicht ohneeinander leben konnte.

Kein Bericht, kein Gerede gibt davon Kunde. Wenn im Frühjahre der Schnee von den bleichen Knochen der Toten schmilzt, schraubt sich über ihnen in weiten Kreisen der stolze Goldadler himmelan. Um blankgewaschenen Fels rauscht in der Tiefe der Schlucht der wilde Bergstrom hin. Aus der Ferne heult ein Waldwolf auf. Drüben von der Sonnenseite her erschallt das Stampfen und Schnaufen der Bisonbullen, das die helle Luft mit leisem Brausen erfüllt.

Und unter undurchdringlicher Matte von Blaubeeren und Zwergbuchsbaum im Schutze eines hohen Windwurfes liegt Alt-Ephraim inmitten verstreuter Knochen von Hirschen, Bisons und Resten von Fellen des Erdeichhörnchens, träumend, aber noch längst nicht verhungert, trotz der beerenlosen Jahreszeit. Warum sollte er hungern, solange dieser Wildreichtum ihn umgibt? Wohlig knurrend reckt er sich auf dem grünen Moospolster, er der Herr des wilden Westens, der König dieser Bergwälder ...

Nicht weit davon hat ein Fuchs aus seinem alten Mutterbaue verwitterten Boden zutage befördert, in dem ab und zu ein rotgelb glänzendes Körnchen sich findet. Es ist von demselben Erze wie drüben in Kalifornien und im hohen Norden von Kolumbia und Alaska. Der rote Mann kennt es, aber schätzt es gering im Vergleiche zum Eisen.

Eines Tages wird ein Bleichgesicht solch ein blaßrotes Erzkörnlein finden, im Geröll des Stromes vielleicht oder am anstehenden Geäder in verwitternder Wand. Dann werden sie kommen die rauhen Kerle mit Karst, Picke, Schaufel und Schubkarren und hinter diesen wagemutigen Rittern der Arbeit verwildertes Gesindel, Spieler und Dirnen und faule Tagediebe mit weittragenden und sicher tötenden Büchsen. Dann muß die Stille dieser Wälder entweichen, ferne hin bis zu den Schneegipfeln der einsamen Tretons. Dann wird es um dich und deine Selbstsicherheit geschehen sein, Alt-Ephraim, und von dem Herrenleben deiner Sippe wird es heißen: es war einmal!

Schutz dem Bärwilde!

Zur Freude aller echten Naturfreunde genießt in Nordamerika der Grisly im Jellowstone-Park völlige Schonung und der Schwarze Bär überall dort, wo er selten geworden ist, eine mehrmonatige Schonzeit. Überdies muß jedes gefangene oder getötete Stück unter Angabe von Geschlecht und Gewicht, sowie von Ort und Tag der Erlegung dem Wildausschusse gemeldet werden.

Auch in Ungarn wird dem Bärwilde seitens hochgestellter und echt weidmännisch denkender Waldbesitzer und Revierverwalter eine vernünftige Nachsicht erwiesen.



Erzherzog Leop. Salvator mit einem Jungbären in seinem Jagdrevier in Galizien.

In Deutschland dürfte der im Jahre 1835 bei Ruhpolding, Traunstein, durch den Forstamtsaktuar Klein geschossene Bär wohl der letzte zur Strecke gebrachte sein und bleiben.

In Tirol fällt fast jedes Jahr noch ein Bär, namentlich in der Brenta-gruppe. Aber die Zeiten sind längst vorbei, da das Bärwild im ganzen Lande gemein war. Noch 1835 wurden in Tirol 23 Bären geschossen.

Im karstigen Krain und in den neuerworbenen österreichisch-ungarischen Balkanprovinzen hat der Bär noch guten Stand. Hoffentlich wird ihm dieser ebenso gewahrt bleiben, als in der Hohen Tatra und namentlich in der Niederen Tatra geschieht.

In Graubünden wird er jetzt hocherfreulicherweise in dem zum Naturschutzparke erklärten Urwalde am Ofenberge, im Val Scarl und im moosgrünen Val Mingir unter der silbern leuchtenden Pyramide des Piz Plavna eine gesetzlich geschützte Heimat finden. Da die Bergwände gegen Italien hin derartig schroff sind, daß die Livignasker dies Gebiet stets gemieden haben, findet der Bär in den dortigen undurchdringlichen Bergföhrenwäldern unter einer erhabenen Felsenwildnis alles erwünschte Behagen. Von den scharfen Spitzen dieses Gebirges, die eine Höhe von 3000 Meter überschreiten, kann er das weite Reich überblicken, in dem seine Art einst als unbestrittnes Königsgeschlecht der Berge gehaust hat: gen Westen als seine alten Hochburgen das Finsteraarhorn und das Schreckhorn, gen Nordosten den Ötztalferner und das Kaunserjoch, gen Osten die rosig leuchtende Marmolata und die Ampezzaner Dolomiten, gen Süden die Bergamasker Alpen.

Hoffentlich wird dies von der freien Schweiz gegebene hochherzige Beispiel auch in den Ländern von Osteuropa Beachtung finden, in denen das Bärwild bereits von völliger Vernichtung bedroht ist!



Egon Freiherr von Kapherr.

Ein „Lontschack".

Der Burunduk.

Von Egon Freiherr v. Kapherr.

Schwarzer Urmän – Zirbeln und himmelhochstrebende Tannen. Sibirischer Urwald. Über dem dunkelgrünen weichen Waldmoos flimmert spärlicher Sonnenstrahl – einzelne Lichter zittern an den gewaltigen Stämmen der Baumriesen. Sonst heimliche Dämmerung, nur wenige Fleckchen blauen Himmels blinken durch die dichten, dunklen Kronen. Leises Rauschen und Flüstern – dazu dumpfes Plumpen. Es schlägt in die Äste – fällt ins weiche Moos – wenn oben das Rauschen stärker wurde, wenn sich die Wipfel des grünen Walddomes im Winde schaukelten. Zirbelzapfen fallen, der Herbst brach an . . .

Husch – husch – ein hüpfender graubunter Schatten. Er schlüpft unter den gekrümmten Wurzeln durch, tanzt über das grüne Moos, springt – wie ein kleiner Ball fort – durchs Kraut der Waldbeeren und unter den Büschen durch. Und dann bleibt's am großen Zirbelzapfen hocken – halbaufgerichtet, dann wieder geduckt . . .

Der Burunduk ist's, das kleine graue Erdeichhörnchen, das da am Zapfen kratzt und zerrt, um die Nüsse zu erlangen. Emsig arbeiten die kleinen Vorderpfoten, das Köpfchen nickt und wackelt. Nuß nach Nuß wird in die Backentaschen geschoben. Und dann huscht der kleine Kerl mit vollen Backen davon, seinem unterirdischen Baue zu. Die Äuglein blitzen vor Vergnügen: ein reiches Jahr ist heuer – es gibt feine Kost. – Husch! Hinein ins Loch unter der großen, gewölbten Wurzel der Zirbel. Hier ist der Vorratsraum – links vom Eingang. Rechts davon der Schlafraum. Hier wird der Kleine liegen, wenn im Urmän der Frost klingt. Und wird schlafen, bis die Tauwasser murmeln. So asketisch aber ist er nicht, wie Murf Tatzelbrumm, der sibirische Bär. Der will den ganzen Winter schlafen, nur schlafen. Ohne zu fressen. Der will nur träumen von roten und schwarzen Beeren, die ihm der vorige Herbst bescherte, von Maden im Faulstamm und von froher, warmer Sommerszeit. Nein – so ist das Erdhörnchen nicht. Es will hin und wieder seine wohl erworbenen Schätze sehen. Ein rechter Geizhals – freut sich am gesammelten Reichtum. Aber auch ein Schlemmer. Süße Zirbelnüsse! Da braucht man nicht in die Felder der Bauern zu wandern – meilenweit – um das Getreide, Korn für Korn, aus den Ähren zu klauben und heimzutragen. Man braucht auch nicht in die Scheunen zu kriechen, wie eine elende Ratte. Heuer ist ein gutes Jahr. Man braucht auch nicht auszuwandern. Man ist – ohne große Arbeit – wohlhabend.



K. Soffel-Breslau. *Vivarium.*

Amerikanisches Erdhörnchen.

Woche für Woche wird gesammelt. Endlich sind die Vorratskammern voll. Und Freund Burunduk wird bald in seinen Bau kriechen, schläfrig, satt und zufrieden. Er ist ja reich. Er braucht ja mit niemand zu teilen. Nebenbei — unter der anderen alten Zirbel — haben sich mehrere seiner Sippe zusammengetan. Eine ganze Familie. Er aber ist allein. Seine Angehörigen verschwanden im Sommer — einer nach dem anderen. Den Bruder nahm der Habicht. Ehe er die Sterbeklage quietschen konnte, war er entführt. Die Schwestern nahm der Zobel. Und Vater und Mutter und die übrigen Geschwister verschwanden. Es war ihnen wohl auch 'was zugestoßen. — Ach — das kümmert ihn nicht. Rafft auch der Marder gar viele, jagt sie der Zobel, kröpft sie der Habicht — für die Art ist gesorgt. Zweimal im Jahr gibt's Junge, im Mai und August. Drei, vier auf einmal. Die Burunduks halten und mehren sich. Wenn sie auch nicht flattern können wie ihre Nachbarn, die kleinen Flughörnchen, wenn sie auch schlechter klettern, als die roten und grauen Eichkatzen. Wenn sie auch der harte Winter dezimiert. Macht alles nichts, sie leben. Und heuer sind sie reich . . .

Voll sind die Vorratskammern unter der Zirbelwurzel. Tief unter der Frostregion, so tief, wie's die Feuchtigkeit da unten erlaubt. Ein



Karl Soffel-Breslau. *Vivarium.*

Bei der Toilette.

langer, gewundener Gang führt hinaus. Unten gabelt sich die Röhre zu verschiedenen Gängen – zu den Nußkammern, zum Schlafzimmer. Ein feines Leben! Und heute ist noch Sonnenschein, heute kann man lustig sein. Hopp, hopp, husch, husch – durch Büsche, Sträucher, Kraut. – Krz–krz – den Stamm hinauf, herunter. Und immer wieder dasselbe Spiel. Ein paar Klafter hoch am Stamm. Dann umgedreht, den Kopf nach unten, das Buschelschwänzchen nach oben. Und dann mit dem Schwänzchen gewackelt – nach rechts, nach links – mit den lustigen, schwarzen Knopfäuglein geblitzt und einen frohen Ruf ausgestoßen. – Klagend – nach Eulenart klingt er. 's ist eben beim Burunduk, wie bei so manchen anderen: Je fröhlicher der Sinn – desto trauriger das Lied ...

Im Winter gilt's, den Gang hübsch sauber halten von Unrat und Nässe.





Karl Soffel-Breslau. *Vivarium.*

Amerikanisches Erdhörnchen.



Amerikanisches Erdhörnchen (Chipmunk) bei der Mahlzeit.

Erst wird gereinigt – alles Schmutzige hinausgeschafft. Und dann werden die Vorräte besehen und sodann wird getafelt. Geknuspert. Genagt. Und wieder geschlafen. Und dann wieder gereinigt. Und immer so fort, bis der Frühling kommt, bis die Drosseln schlagen und bis auch im Erdhörnchen der große Trieb erwacht, dem alles gehorcht. Der Trieb der Liebe. Dann geht's – heidi – Stamm auf und ab, unter Busch und Strauch hindurch. Dann gibt's Kampf und ritterlich Turnier, Beißen und Quietschen. Denn auch der niedlichste Burunduk kann böse werden, sehr böse ...

Der Frühling kam. Aber Freund Burunduk war nicht böse, nicht verliebt. Das kam nämlich so: Murf Tatzelbrumm, der Bär, hatte sich verspätet. Und hatte Appetit. Und schnüffelte an allen Wurzeln – bis er etwas roch: Zirbelnüsse und Burunduk. Und er grub, kratzte, scharrte – und – fraß den armen Burunduk und seinen Reichtum.

Ein geringer Bissen. Halb so groß nur wie ein Eichkater. Und Nüsse waren keine drei Pfund im Bau – das war der ganze Reichtum ...



Amerikanisches Erdhörnchen aus seiner Höhle kommend.

Die Wasserspitzmaus.

Von Hermann Löns.

Da, wo der Mühlbach aus dem Walde hervortritt, hat ihn der Bauer geteilt und zur Hälfte nach den Wiesen abgeleitet.

Der Hauptbach ist wild und ungestüm und poltert dahin, wie ein Berggewässer. In dem abgeteilten Arme fließt das Wasser langsamer und so gedeihen allerlei Pflanzen üppig dort, hell- und dunkelblättriger Hahnenfuß, Merk und Laichkräuter.

Es wimmelt deshalb dort von allerlei Getier, von Schnecken, Egeln, Jungfer- und Schwimmkäferlarven, Köcherwürmern, Bachflohkrebsen und Ruderwanzen; auch huschen Elritzen hin und her und Stichlinge. Darum jagt der Eisvogel dort Tag für Tag, und noch ein anderer kleiner Fischer.

Die Wasserspitzmaus ist es, ein seltsames Tierchen, gleicherweise gewandt zu Lande wie zu Wasser, ein Taucher und Schwimmer trotz dem Otter, ein keckes Räuberchen, das sich an alles Getier heranwagt, das schwächer ist, ein rastloses, unstetes, unruhiges Wesen, immer in Bewegung, immer auf Beute aus, denn es hat einen hungrigen Magen und eine schnelle Verdauung.

Ein schrilles Zwitschern erklingt am Bachborde. Unter dem Steilufer zieht sich ein glatter Streifen dicht über dem Wasser hin, hier und da von einem Binsenbusche verdeckt. Das ist der Jagdwechsel der Wasserspitzmaus. Da huscht sie hin und her, auf Kerbtiere Jagd machend. Dem Laufkäfer helfen seine wehrhaften Kneifzangen und sein ätzender Mundsaft wenig; die Spitzmaus ist schnell mit ihm fertig. Auch eine dicke, braune Graseulenraupe muß daran glauben, und eine Bernsteinschnecke findet ebenfalls ein schnelles Ende.

Unglaublich schnell trippelt der kleine Räuber auf seinem Passe entlang, ab und zu zwitschernd. Da plumpst es über ihm im Bache. Eine zweite Spitzmaus schwimmt auf die erste zu. Ein Männchen ist es, dem die Luft die Witterung des Weibchens zuwehte. Eine lustige Jagd beginnt, denn das Weibchen tut so, als läge ihm an dem ungestümen Bewerber gar nichts. Hin und her hetzt das Männchen das Weibchen, bis es sich in das Wasser rettet, darin untertaucht und auf der Bachsohle entlang rennt. Aber das Männchen folgt ihm und treibt es wieder an das Ufer.

Jetzt sind es auf einmal drei Stück geworden; ein zweites Männchen gesellte sich dem Paare zu. Nun wird die Sache ernst, denn die Tierchen haben ein hitziges Geblüt und sind ebenso verliebt wie eifersüchtig. Schon haben sich die beiden Männchen am Wickel und kugeln sich giftig zwitschernd

am Bachrande umher, bis sie in das Wasser rollen. Das eine hat genug und flüchtet; das andere sucht die Spur des Weibchens und setzt auf's Neue hinter ihm her.

Ein Weilchen ist es still am Bache. Die Eisvögel streichen mit scharfem Ruf über ihn hin, Finken und Ammern kommen und tränken sich, die Kuhstelze trippelt an ihm entlang und springt nach Fliegen, und hastig schießen die Wasserwanzen auf ihm hin und her. Da taucht eine Spitzmaus in ihm auf und noch eine, das Männchen und das Weibchen. Sie scheinen sich inzwischen geeinigt zu haben. Zärtlich zwitschernd rudern sie auf der Oberfläche umher. Ab und zu taucht die eine oder die andere unter und vertauscht ihre schwarze Färbung mit einer silberweißen, weil das dichte, feine Haarkleid eine Menge Luft mit unter das Wasser nimmt. Zu sonderbar sieht es aus, wenn sie so auf dem Grunde des Baches umherrennt und bald mit einer Köcherfliegenlarve, bald mit einem Stichlinge zwischen den nadelscharfen Zähnchen am Ufer auftaucht und gierig zwitschernd die Beute verzehrt.

Kaum ist sie damit fertig, so geht es wieder auf die Jagd. In unaufhörlicher Bewegung ist das spitze Rüsselchen. Unter jedes Blatt, hinter jeden Halm, über allen Moospolstern schnüffelt es herum. Jetzt ist ein großer Fang gemacht: eine junge Zwergmaus tolpatscht der Spitzmaus gerade entgegen. Sofort ist sie an der Kehle gefaßt. Sie quietscht jämmerlich und hampelt und strampelt heftig. Aber nun ergibt sie sich und wird hinter den breiten Vorhang aus Lebermoos gezerrt, der hier den Spitzmauspaß überwölbt. Flugs begibt sich auch das Spitzmausweibchen dahin, und nun kommt es trotz der heißen Liebe zu einer bitterbösen Beißerei, denn der erste und oberste Spitzmausgrundsatz lautet: Selber essen macht fett.

Mißmutig pfeifend schlüpft das Weibchen von dannen, von dem Zaunkönig mit großem Gezeter begrüßt, denn er traut den Spitzmäusen nichts Gutes zu. Er hat auch recht, denn nestjunge Vögelchen sind vor ihnen nicht sicher. Aber die gibt es nicht alle Tage. So muß denn erst ein feister Grashüpfer daran glauben, und dann kommt eine große Wasserjungfer an die Reihe. Sie krümmt sich gewaltig und rasselt vor Angst mit den Flügeln. Einige Augenblicke später ist aber nicht viel mehr von ihr übrig, und der Bach entführt ihre silbernen Schwingen. Auch ein Maikäfer, der in das Wasser hineinschnurrte, teilt ihr Schicksal. Nur die dürren Wasserläufer bleiben verschont; es ist zu wenig an ihnen daran. Auch um die Taumelkäfer kümmert sich die Spitzmaus nicht; sie stinken ihr doch zu sehr.

Auf der anderen Seite des Baches liegt eine Viehkoppel, und darin ist ein Tränketeich, zur Hälfte mit Laichkraut bewachsen. Dort geht es noch lustiger zu, als in dem Bache, denn da treibt eine Spitzmausmutter mit ihren vier halbwüchsigen Jungen ihr Wesen. Das ist ein Gekribbel und Gekrabbel, ein Geplumse und Geplantsche und ein unaufhörliches Getrippel und Ge-





Douglas English. *Vivarium.*

Wasserspitzmaus.

trappel und ein fortwährend Zwitschern und Piepsen. Bald hier, bald da wuselt eins der Jungen über die ledrigen Laichkrautblätter, oder paddelt in dem freien Wasser umher, oder rennt am Ufer entlang, Angst und Schrecken unter den Uferwanzen verbreitend, die nach allen Seiten hin von dannen hüpfen. Jetzt rennen alle Jungen dahin, wo die Alte eben rief. Sie hat eine lange, dicke Schwimmkäferlarve aus dem Teich herausgeholt, die sich fürchterlich wehrt und ihre gefährlichen Giftzangen drohend spreizt. Aber die Spitzmaus zermalmt ihr den Kopf, die Jungen zerfleischen ihr den Leib und rächen die Kaulquappen, die dem Giftwurm zum Opfer fielen.

Gleich darauf glückt der Alten noch ein besserer Fang. Eine große grüne Heuschrecke, die eben einen Weißling griff, sprang zu kurz und fiel in das Moos. Aus ist es mit ihr, denn sofort packte die Spitzmaus zu. Ein wahrer Festschmaus ist das für die vier Jungen, denn die Heuschrecke ist dick und feist. Im Umsehen ist sie zerpflückt und nur die dürren Beine, die Flügel und die Fühler bleiben von ihr übrig. Aber die Jungen sind noch lange nicht satt und wimmeln eilfertig bald zwischen den Binsen und dem Heidkraute, bald auf dem Laichkraut oder in dem Weidenbusche umher,

oder tauchen der Alten nach, die alle Augenblicke mit neuer Beute hervorkommt und sie den Jungen zur Hälfte überläßt, um sofort wieder auf Jagd zu gehen.

So geht es von früh bis spät und auch in der Nacht sind die Spitzmäuse im Gange, gerade als ob sie keinen Schlaf nötig hätten. Und auch im Winter, wenn Randeis den Bach einengt, stöbern sie Tag und Nacht nach Beute umher. So leicht ist dann die Ernährung nicht, wie in der bessern Zeit; es fehlen die Heuhüpfer, die Raupen und Regenwürmer; Schnecken, Köcherfliegenlarven und im Moose versteckt schlafende Käfer und ab und zu ein Stichling und eine Elritze sind alles, was sich erbeuten läßt, oder ein Pferdeegel. Um diese Zeit ist die Wasserspitzmaus beinahe nur Fischerin.

Kommt aber die schöne Zeit wieder, dann jagt sie ebensoviel auf dem Lande, auf dem sie ebensogut Bescheid weiß, wie unten im Bache oder auf dem Grunde des Teiches.



Douglas English. *Vivarium.*

Wasserspitzmaus.

Der Lemming.

Von Fritz Bley.

Die Moossteppe blüht.

Droben zieht schweren Fluges die plattschwänzige Raubmöwe über das unabsehbare Wellengelände der Moossteppe hin. Weit, weit kommt der düstere Vogel her. Von drei Kreuzen, die aufragen bei gestrandeten Booten am Obischen Busen, wo das Meer nicht immer so öligträge wie heute sich dahinschleppt. An den letzten Resten eines Weißwales, dessen Tran den Sand salbt, hat sie dort sich vollgeschlungen, als der Sonnenball sich strahlend im Morgen erhob. Jetzt, da er blutrot hinter den grünbraunen blütenbedeckten Hügeln der Samojeden-Tundra sinkt, jagt sie über Land. Ag, ag! Schwerfällig schwankend rüttelt sie und stößt dann pfeilschnell ins Gras. Doch so schnell der Stoß war: der kleine braungefleckte Wicht, dem er galt, war doch noch flinker. Mit heftigem Fittichschlage erhebt sich der Räuber, und verärgert streicht er ab. Der Lemming aber schaut grunzend und quiekend aus seiner Röhre heraus, den Kopf trotzig hintenüber geworfen in heller Empörung über die ärgerliche Störung.

Ag, ag! Drüben, wo nackte Felsgrate aus der Steppe sich erheben, ist der gefürchtete Räuber erfolgreicher: ein Schnee-Ammer, der zwischen krüppelhaften Moltebeeren dort sein Gelege hat, fällt ihm zum Opfer.

Ag, ag! Rastlos weiter! Wo der Moorbach in einer Sohle versumpft, brüten im Röhricht Schellenten und Pfeifenten. Steil saust die Raubmöwe hinab. Erst als sie an den Eiern sich dick und voll geschlungen hat, streicht sie weiter, um ihren schreienden Dunenjungen nun Atzung zu bringen und zu würgen.

Der Lemming trippelt aus seiner flachen Höhle unter dem Steine hervor und schaut sich um. Hier gefällt es ihm wohl. Kein Wunder: weite Flächen des anflügigen Sandes sind mit Ren-Flechte bedeckt! Und wo die Erde mit den modernden Resten der Moose und Flechten gesättigt ist, trägt der schwarze Boden einen endlosen Teppich farbenprächtiger Frühlingsblumen. Am frischen Grunde Vergißmeinnicht und purpurrote Silenen mit Tausenden von Blüten; am Gesteine haften eng angeschmiegt hellblühende Steinbrecharten; stattliche Schmetterlingsblütler leuchten in hellgelben, violetten und rosafarbigen Blumen. Daneben pfirsichrote Skrofelkräuter. Stark duftender Baldrian, rosafarbene Kreuzträger, zarte Wollgräser und Potentillen gesellen sich zu Schäfchen tragenden Weiden und Krüppelbirken. Das drängt sich büschel- und rasenweise eng aneinander, als müsse es sich wechselseitig beschützen vor

Frost und Schneelast. Das kriecht, tief an den Boden geduckt, dahin, bildet verankerte Stengel mit Überjahrsknospen im Winkel kleiner Blättchen; das zittert vor den rauhen Winden, die selbst den Föhrenwald auf der Nordseite erstarren und absterben lassen, und jubelt doch in all seiner Armseligkeit hellauf dem ersten Wonnehauche der Lenzsonne zu.

Warum soll der Lemming nicht so vergnügt sein, wie Weidenschäfchen und Schmetterlingsblüten? Sein vor allen andern ist doch das Hauptverdienst an all diesem flüchtigen Blumenglücke! Denn wie könnten alle diese dürftigen Pflänzchen Wurzel schlagen, wenn er, der Lemming, nicht die Gänge im Moose und Erdreiche gewühlt hätte, die zur Erwärmung der Oberfläche des Bodens beitragen, der in Fußtiefe jahraus, jahrein niemals auftaut? Lange bevor die Menschen ihren Ackerboden durch Drainröhren erwärmten, hat der Lemming ihnen das vorgemacht. Hat er also nicht gutes Recht, auf seine Art quietschfidel zu sein, dieser kleine Torfbauer?

Zumal jetzt in der Zeit der unaufhörlichen Hochzeiten und Heiratsanträge. Aber freilich muß auch er sich wie die Hungerblümchen seiner armen Heimat ducken und verbergen!

O jeh, o weh! Drüben in dem spitzen Flugsandhügel, den der dichte Rasen von Krähenbeeren schützend überzogen hat, haust ein ganz Schlimmer! Die Steinfähe hält dort vor ihrem Bau offenes Haus zum Empfange ihrer Liebhaber, und da gibt es wilde Musik. Die Rüden beißen einander noch viel verrückter, wie die Lemmingböcke, denn sie haben nicht so viele Fähen, wie die Lemminge Zibben! Die Eifersucht ist deshalb groß! Tag und Nacht nimmt das Geschrei kein Ende. Aber das ist für den armen Lemming nicht das Schlimmste. Wölft aber die Fähe erst ihr Geheck, so kommt die schwere Not. Denn unter zehn Stück tut sie es nicht, manchmal wölft sie zwölfe. Und sie alle und die Alten dazu wollen dann Lemminge fressen; o jeh, o weh!

Auch die böse Schneeeule ist nun von ihrer Reise ins Land der Chinesen zurückgekehrt und heult die kurze Nacht hindurch schaurig vor Liebe und Liebesweh. In ihrer gesunden Freßlust läßt sie sich aber dadurch nicht stören. Und je mehr Lemminge es gibt, desto mehr Eier legt die alte Uhl. Hat sie drei oder vier in dem flachen Mooshorste beisammen, so brütet sie frisch darauflos; aber der Alte läßt ihr keine Ruhe, und sie muß zu den schon ausgebrüteten noch drei bis vier Eier dazu legen. Derweilen aber streichen beide abwechselnd Moor auf, Moor ab. Hier quiekt ein Lemming, dort grunzt einer, der an Verteidigung denkt, dort schimpft einer in höchster Wut, dem die Liebste geraubt ist: hilft alles nichts; die Eulenkrallen halten, was sie einmal ergriffen haben!

Der schlimme Rabe hat seine Brut schon jetzt zu atzen. Den ganzen Tag stolpert und hüpft er auf dem Moore umher, steckt seinen frechen Schnabel in jedes Loch, stiehlt dem Moorhuhne seine Brut, der Ente ihre

Eier, dem Steinfuchse ein verscharrtes Beutestück, greift den Ammer auf dem Neste, den Junghasen im Moltebeerenbusch. Wenn er aber einen Lemming erwischt, so trägt er ihn zu seiner Spitzbubenfamilie, die ihn mit gierendem Geschrei begrüßt. Dann wetzt der Alte sich den Schnabel, ruft aus tiefster Genugtung „krau, klong, kroh!“ und kehrt sofort zurück, um mehr von solcher guten Beute zu holen. Krau, klong, kroh!

O jeh, o weh!

Und nun erst gar das Hermelin-Wiesel, das ganz ausschließlich von den armen Lemmingen, seinen Leibeignen, lebt! Am Bachufer unter dem Gesträuche von Kriechbirken und Zwergweiden baut und heckt es. Aber immer nur, wo Lemminge in der Nähe hausen, als ob die weite, weite Moossteppe gar keine andere Beute für den flinken Schleicher böte!

Auch der Vielfraß verschlingt, wenn er kein Ren-Wildbret kriegen kann, die Lemminge zu Hunderten und sogar das Ren selbst liebt sie um ihres scharf duftenden Urines willen als gelegentliche Leckerspeise.

Der Rauhfußbussard kreist wie ewiges Unheil ihnen zu Häupten und selbst der König der Lüfte, der stolze Steinadler, verschmäht den armen Schelm aus der Tiefe des Lebenselendes nicht.

Da muß sich die Lemmingsfrau hurtig daranhalten, um durch neuen Nachwuchs die großen Verluste auszugleichen. Oft gibt es mehrere Hochzeiten in einem Jahre. Und da jeder Wurf fünf bis sechs Junge bringt, denen die tägliche Nahrung zum Schnäuzchen hineinwächst, so sind Vater Lemmings Nahrungssorgen gering und seine Liebesfreuden groß. Warum sollte er also nicht vergnügt sein? Warum nicht die Liebe auskosten gleich den Blümlein ringsumher, die lustig darauflos blühen, um das bißchen Lebenssonne zu trinken, das so schnell, ach so schnell vergeht?

Zum Überflusse ist er wie alle Nager ein leichtsinniger Patron, der über den reich bemessenen Seligkeiten der Brautzeit alle Vielfräße, Hermeline und Füchse mitsamt allen Adlern, Eulen und Raben vergißt.

Dort sitzt solch ein Frechpatz vor seiner Röhre, als ob es rings auf der weiten Moossteppe keine Gefahr für ihn gäbe. Sein braungelber, im Nacken gewässerter Pelz ist dunkel gefleckt und schön lang im Haar. Was hat der bissige Kerl für große Scharrkrallen an den dichtbehaarten Füßen! Und was für einen Dickkopf!

Aber dort streicht ein Schatten über das Moor; schwupp ist Frechpatz in seine Röhre geschlüpft.

Klong, krauh! Ja so, der Kolkrabe; ja dann freilich!

Nordländers Erntezeit.

Der Wirbelsturm hat das Unterste auf der verschneiten Moossteppe zu oberst gekehrt. Der Schnee blinkt nicht mehr wie früher. In stumpfen

Fladen liegt er übereinander geschichtet, bollig, blasig und doch so fest, daß er den darüber hinschnürenden Steinfuchs trägt und selbst den hungernd lungernden Wolf.

In das ewig gleiche Dunkel von Tag und Nacht blickt mit schmunzelndem Behagen Gevatter Mond hinein: was wäre nun wohl die rings im Froste erschauernde Erde ohne ihn? Unsorgsam, ob hier in Eis und Schnee ein anderes Auge, als das stumpfsinniger Samojeden ihn erspäht, läßt er seine schönsten Strahlenkünste spielen: vom Widerscheine glitzernden Eises bis zum feierlich kühlen, zarten Mondregenbogen.

Da bäumt der Sonne Trotz sich feurig auf, und sie sendet aus ihrer Verbannung in das verwaiste Land feurige Schlangen, Nordlichter, die sich rubinrot aufringeln, in blaßblaue und hellgrüne Strahlenbündel ausweiten und dann verfunkelnd zurücksinken ins Dunkel der nordischen Winter-Mittagsnacht.

Den Samojeden reißt dies gewaltige Schauspiel voller Erhabenheit und feierlicher Schönheit nicht zur Bewunderung oder Anbetung hin. Aber über sein fahles, breites Gesicht zieht ein vergnügtes Schmunzeln: seine große Herde, die Lemminge, hat gut geheckt in diesem Sommer! Wo er geht und steht, stößt er im Moore auf die langen Gänge, die sie unter dem Schnee von Höhle zu Höhle geschürft haben. Auch die großen, dickwandigen Nester stehen damit in Verbindung, in denen ihre Jungen zur Welt gekommen und groß geworden sind. War das im Herbste ein Gewimmel unter den flachen Moosgängen, ein Quieken, Grunzen, Fauchen und Prusten, wenn die bissigen Racker sich zankten oder tolldreist einen Feind anfuhren. Jetzt schlafen sie fast immerzu. Nur zuweilen suchen sie in ihren Gängen etwas Nahrung unter dem Schnee und manchmal setzt sich auch ein alter Bock auf den Schnee und schaut sich rings um, wie mitten im Sommer. Warum auch nicht? Eulen, Raben und Bussarde sind fortgezogen!

Freilich, das Hermelin und der Steinfuchs, der jetzt ebenso weiß ist, wie dies, stellen dem Lemminge nach: das Wiesel schlieft in den Röhren entlang, der Fuchs buddelt den Schnee an den Stellen auf, wo er einen schlafenden Faulpelz wittert.

Ja, dies Jahr ist ein gesegnetes Jahr! Die Hermeline sind schnickefett und aalglatt im Pelze. Aber aus denen macht der Samojede sich nicht soviel, wie aus den schneeweißen Steinfüchsen. In früherer Zeit mußten die Samojeden mit drei Eisfuchsbälgen für jeden Bogen, d. h. jeden Erwachsenen, der den Bogen führen konnte, ihre Abgaben entrichten. Heute zahlt der Händler für reinweiße Fuchsbälge immer höhere Preise. Und dementsprechend steigt in den Augen des Samojeden der liebe, kleine Lemming, von dem seine Füchschen leben. Das Fanggeschäft ist einfach. An der Waldgrenze, auf den Kuppen um seinen Winteraufenthalt herum, hat der Samojede etwa

fünfzig bis hundert Prügelfallen aufgestellt, die er täglich besucht und in Ordnung hält, sofern das Wetter es nur irgend erlaubt. Ein Stückchen Lemmingfleisch dient als Köder, bei dessen Abzug die Prügelfalle zuschlägt, und das Füchschen liegt mausetot darunter!

Das wäre, aus der Lebensanschauung des Samojeden heraus betrachtet, ein Herrenleben. Aber die hohen Preise haben auch ihm kein Glück ge=



Dr. Rosenius. *Jämtland (Schweden), Juni 1911.*

Lemming.

bracht. Immer mehr lockt das Gold der Händler die russischen „Promysch=lenniken", Tranfischer, sowie berufsmäßige Fallensteller und Jäger, und nebenbei auch manchen bösen Tagedieb und Verbrecher hinaus in die weite Ödeinsamkeit, wo der weiße Tod herrscht. Auf Ren=Schlitten kommen sie gezogen, spüren auf diesen den Fuchs aus und hetzen ihn bis zur Ermattung, um ihm dann mit der Kugelbüchse einen Fangschuß zu geben. Oder sie stellen sich zu mehreren an und lassen sich die Füchse zu=treiben.

So ist die Zeit absehbar, in der auch östlich des Ural der Steinfuchs

ebenso verschwinden wird, wie er in der archangelschen Tundra zur Seltenheit geworden ist. Zumal mit der Zunahme der Ren-Zucht auch dem Lemminge seine Heimat immer enger begrenzt wird.

Immer mehr werden sie alle verdrängt, und der Samojede wandert auf seinem Ren-Schlitten immer weiter seinen Lemmingen und seinen Eisfüchsen nach, nordwärts, ostwärts, den alten Ursitzen seiner Väter zu.

Wanderung.

Sonnenjahre sind Wonnenjahre für alles, was die weite Moossteppe ernährt. Das nie auftauende Grundeis der Moräste schmilzt um ein paar Zoll tiefer zurück, und alles grünt und blüht dann so fröhlich darauf los, als ob es Italien in Jugrien spielen müsse. Am tollsten schlagen die Weiden aus – um dann wie Bilder jammervoller Enttäuschung ihre verdorrten Zweige im unerbittlichen Septemberfroste gen Himmel zu recken.

Aber auch das lobt sich der Samojede, denn es gibt ihm köstliches Brennholz. Hauptsächlich aber freut ihn die Fruchtbarkeit seiner Lemminge. Und so war dieser Frühling ganz nach seinem Geschmacke, der nach einem erträglichen Winter so prächtige Wärme gebracht hatte. Seit Menschengedenken hatte es kein solch Lemmingsjahr wie dies gegeben. Der steife Lehm des Hügellandes war den putzigen Kerlchen bald zu warm geworden und sie suchten mit ihren Jungen die Frischung der Moore auf, in deren Eintönigkeit ihre wimmelnden Scharen ein fröhliches Leben brachten.

Die Ren-Flechte und Krähenbeere vertrugen die Glut auf die Dauer nicht und dörrten dahin; im Moore aber wuchs alles herrlich und der Rasen an dem Flußufer gab üppiges Gras.

Bis auch das welkte, als das Wasser tiefer, immer tiefer sank!

Über der in bleichem Dunste verschwimmenden endlosen Moorsteppe erzitterte die Luft in schweren Wellen. Die Birken kleideten sich in ihr rotes Gewand, als seien schon die Hochzeitstänze des Edelwildes gekommen. Die Weiden trauerten gelb und verloren gar ihre Blätter. An den verdorrten Flußufern ward der Sumpfkraut-Teppich purpurrot.

Nachts lagerten wohl noch über dem Moore die Nebel, aber kein Tau erquickte mehr den verschmachtenden Pflanzenwuchs

Eines Tages aber, um die helle Mittagszeit, verfinsterte sich die Luft, und über die Moossteppe zogen gelbe Schwaden stinkenden Rauches dahin, langsam und schwer, um nicht mehr zu weichen. Von den Randwäldern am Osthange des Ural hatte der träge Westwind diesen Qualm hergebracht, und immer neue, immere dichtere Wolken wälzte er herbei. Unabsehbare Strecken des Waldes brannten dort, und vor dem wilden Feuermeere her lief eine Glut, die nicht Halt machte vor der verdorrten Steppe. Auch nicht Halt vor den breiten Strömen; denn in wildem Wirbel trug der Feuerwind

Garben brennenden Heues über das Wasser dahin, und die Glut versengte selbst das Moor über seiner eisigen Sohle.

Wochenlang war in dem stickigen Qualme die Sonne nicht mehr zu sehen, und das Wasser stank von verfaulendem Getier.

Längst hatten die Elche ihre Stände verlassen und Zuflucht in den Schluchten der hohen Flußufer gesucht. In ganzen Flügen zog das Auerwild stromabwärts der Kühle des Nordens zu.

Da kam auch in die Lemminge eine furchtbare Aufregung. Zumal sie spürten, daß eine schreckliche Seuche sie befallen hatte, die unzählige Opfer forderte. Ohne Besinnen drängten sie zu den Flüssen und wanderten stromabwärts, unaufhaltsam dem Wasser nach. Wohin sie kamen, stießen sie auf andere bereits auf der Wanderschaft begriffene Scharen, und je weiter sie wanderten, desto abgegraster fanden sie das Land. Und desto schlimmer stank die Pestilenz der Leichen am Wege. Ihrer Spur folgten Füchse und Hermeline, und der Vielfraß mästete sich an ihrer Brut zum Platzen. Hoch in den Lüften streckte der Tod seine Krallen über ihnen aus in Gestalt von Adlern, Eulen, Bussarden und Raben. Selbst freche Krähen begleiteten in Scharen von Hunderten ihren Todesweg. Aber immer mehr wurden ihrer trotz aller Verluste, denn aus allen Mooren drängten neue Scharen heran, ohne zu wissen woher, wohin, nur von dem einen Drange getrieben: vorwärts, vorwärts!

Drüben am anderen Ufer des Stromes das gleiche Bild jammervollen Elends. Müdes Kauern der von der Seuche Befallenen. Verzweifelte Gegenwehr mutiger kleiner Kämpfer gegen Reißzahn und Raubschnabel. Hunger, nagender Hunger und kein unzerbissener Halm uferauf, uferab!

Mit Lust suchten sie zuweilen Erholung von der sengenden Hitze in der kühlen Flut. Scherzend quiekten sie sich an, wenn sie mit Behagen am Ufer umherschwammen. Aber bald ward auch diese Freude ihnen gründlich verdorben.

Wie zu Lande und in der Luft lockte ihr Wanderzug bald auch im Wasser zahllose Feinde an. Da kamen der Lachs und der große Schnapphecht; und selbst der Barsch, der in diesen Breiten seine zehn Pfund schwer wird, lernte zugreifen.

Ihnen allen aber ward der bissige Lemming zum furchtbaren Verderben.

In Scharen trieben sie nach ihren Angriffen auf die Lemminge sterbend oder tot an der Oberfläche stromab: Jeder aber hatte im Rachen die Leiche eines Lemmings, der sich festgebissen und sterbend seinen Feind mit in das Verderben gezogen hatte.

Da ward der Samojede traurig; seine Lemminge dahin, seine Eisfüchschen und Hermeline fort!

Was nun? Je nun, mag er fischen gehn! Ein paar Weißkittel wird er ja wohl im Winter noch erwischen und die zahlen sich in diesem Jahre

beim Händler in Beresow doppelt aus. Und ein paar Gruppen von Lemmingen sind ja auch wohl noch zurückgeblieben. Aber es mag lange, lange dauern, bis er wieder ein Lemmingjahr erlebt, wie das letzte war, ehe die großen Wald- und Moorbrände über das fröhliche Leben auf der Tundra ihre stinkenden Qualmwolken dahinwälzten.

Das Rätsel.

Die Ursache der Lemmingwanderungen darf im wesentlichen als aufgehellt betrachtet werden: sie liegt in den heftigen Dürren, die das festländische Klima ihrer hochnordischen Heimat mit sich bringt, in dem dadurch verursachten Nahrungsmangel und insbesondere in der Lemming-Seuche. Ob diese freilich nicht auch die Folge der Wanderung sein kann, steht noch zu untersuchen; es wäre überhaupt sehr wünschenswert, daß dieser Krankheit eingehende Aufmerksamkeit geschenkt würde. Die unlängst aufgetauchte Befürchtung, daß die Lemming-Seuche eine Abart der Pest sein dürfte, von der das von den Mongolen „Tabargan" genannte Steppen-Murmeltier (Marmota bobac) befallen wird, und die sich als Tabarganen-Pest, eine gefährliche Form der Lungenpest, auf den Menschen überträgt, lag wohl nahe bei der verhältnismäßig nahen Verwandtschaft beider Nager und der Ähnlichkeit ihrer Lebensweise. Indessen ist bis jetzt noch kein einziger Fall einer Übertragung der Lemming-Seuche auf den Menschen erwiesen, jene Befürchtung darf deshalb als grundlos zurückgewiesen werden.

Wohl aber hat die jüngste Zeit die so oft angezweifelte Tatsache der Lemming-Wanderungen und der dabei auftretenden Seuche erwiesen. Insbesondere sind auch in Schweden in den Jahren 1907 und 1909 wieder große Wanderungen beobachtet, die bis in die bottnischen Niederungen sich erstreckten. Im Jahre 1907 waren ganz Vesterbotten, Lappland, Jämtland, sowie große Teile von Ångermanland, Medelpad und Dalarne von ihnen bevölkert.

Gleichwohl wird es nach menschlichem Ermessen noch lange währen, bis der schwedische Bauer sich an der genannten einfachen Lösung dieses großen Rätsels der Tierwelt genügen lassen und den Aberglauben fahren lassen wird, daß die Lemminge vom Himmel herabregnen. Glaubt doch auch gar mancher Fischer der Kurischen Nehrung noch heute an die alte Erzählung, daß alle zwölf Jahre der schwarze Berg sich öffne, um aus seinem Dünenschoße Scharen von „Zandchens" und „Hachtchens" ins Haff zu werfen!

Der schwedische Bauer kann sich demgegenüber sogar auf einen gelahrten und berühmten Zeugen berufen: Olaus Magnus, der erzählt hat, daß im Jahre 1518 in einem Walde unzählige Hermeline gesehen und gerochen seien, die sich an kleinen bei starken Gewittern vom Himmel herabgeregneten Lemars gemästet hätten. Die Schilderung, die Olaus Magnus von ihren



Purpus. *Schwedisch Lappland, August 1907.*

Lemming am Kiruna Vara oberhalb der Birkenbuschwaldgrenze, bei etwa 600 m Höhe.

Zügen gibt, ist immerhin noch heute wertvoll, da er das Auftreten der Lemming-Seuche richtig beobachtet, wenn auch falsch begründet zu haben scheint. Er schreibt:

„Diese Tiere, welche wie die Heuschrecken in ungeheuren Schwärmen auftreten, zerstören alles Grüne, und was sie einmal angebissen haben, stirbt ab wie vergiftet. (!) Sie leben, solange sie nicht frischgewachsenes Gras zu fressen bekommen. Wenn sie abziehen wollen, sammeln sie sich wie die Schwalben; manchmal aber sterben sie haufenweise und verpesten die Luft, wovon die Menschen Schwindel oder Gelbsucht bekommen, oder werden von den Hermelinen aufgefressen, welche letztere sich förmlich mit ihnen mästen."

Andere schwedische Schriftsteller waren zu allerhand Übertreibungen geneigt, die dazu beigetragen haben, die Tatsache der Wanderungen in Zweifel zu stellen. So kam es, daß selbst Linnés Schilderung der Lemming-Züge leisem Mißtrauen begegnete.

Und doch ist an der ganzen Erscheinung nichts Wunderbares, wenn man im Auge behält, daß die ohnehin störrischen Nager zu ihrer dem oberflächlich Urteilenden sinnlos erscheinenden Wanderung nicht nur durch den quälenden Hunger getrieben werden, sondern noch weit mehr durch die entsetzliche Angst vor dem unfaßbaren, unheimlichen Feinde, der ihre Reihen lichtet: der tückischen Seuche!

Des einen Nachtigall des anderen Uhl.

Was des Samojeden größte Freude ist, ein gesegnetes Lemming-Jahr, ist des Ren-Lappen und gar nun erst des Jämtländer Talbauern Entsetzen. Denn wo ein Lemming-Zug das Land verheert hat, da hat weder der Landwirt, noch der Forstmann, noch der Jäger mehr was zu suchen. Quiekend und grunzend grast das Völkchen in wenigen Tagen den letzten Halm ab. Unermüdlich durchwühlt es alle Weideplätze bis auf die Grundwurzeln. Und wenn nun gar noch Schneefall eintritt, fühlt es sich völlig in seinem Felde und setzt unter der schützenden Decke sein Vernichtungswerk bis aufs letzte fort. Dann geht es über den Wald her, in dem alle Stämmchen entrindet und alle Wurzeln abgefressen werden. Und erst, wenn alles, aber auch rein alles ratzekahl genagt ist, geht die Reise weiter, dem nächsten Tale zu, das sich glücklich preisen kann.

Daß die Lemminge dabei nicht ins Blaue hineinwandern, sondern sicherem, bestimmtem Instinkte folgen, beweist die Tatsache, daß sie stets dieselben Wege nehmen. Diese führen, wie schon Linné sehr zutreffend geschildert hat, nie um Hindernisse herum, sondern auf geradem Wege darüber hinweg oder darunter hindurch. So wird auch der Jugend von Luleå, Piteå, Haparanda und anderen Städten der bottnischen Nordküste oft das köstliche Vergnügen bereitet, auf ihrem Schulwege die Jagd auf die bissigen Lemminge zu betreiben

oder sie mit Schlingen und mit Fallen einzufangen, um sich daheim an den erbitterten Kämpfen der bissigen Racker zu erfreuen, wie die klassischen Römer ihres Herrn Magisters an den Gladiatoren-Kämpfen sich belustigt haben.

Die bitterste Klage über die Schäden der Lemming-Züge führt aber der schwedische Jäger. Allerdings locken diese Wanderungen oft zahlreiche Steinadler von den Hochfeldern herab an die bottnische Küste, es verstreicht auch mancher dieser königlichen Vögel sich bis nach Schonen. Aber das ist auch das einzige Weidmannsheil, das die Wanderungen dem Jäger bringen. Denn alles andere Wild flieht die Stätten, wo die übelduftenden Nager gehaust haben. Kein Elch mag da mehr äsen. Und auch die Wald- und Moorhühner meiden noch jahrelang solche verstänkerten Reviere.

Aber schließlich trägt der Lemming selbst das größte Leid. Denn er geht an der Berührung mit der Welt des Menschen zugrunde, für die seine Art doch einst an den Rändern des Eises die ersten Daseinsbedingungen schaffen half. Von den Tausenden und Abertausenden, die in ungestümem Drängen Lappland verlassen, kehrt in der Mehrzahl der Fälle nicht einer zurück auf die schönen Hochfelder, wo der Mondbogen feierlich über dem rauschenden Aelf steht und das braungrüne Moor unter der schweigenden Schneedecke schläft, bis die Sonne es wieder mit feurigen Blüten schmückt.

Verdorben, gestorben! Ihre bleichenden Gebeine bezeichnen den Weg, den über ein Jahrzehnt der nächste Zug zu gleichem Schicksale nehmen wird!

Lemmus obensis, der obische Lemming, von dem sich Lemmus lemmus, der skandinavische Lemming, durch etwas abweichenden Farbenton des Haarkleides und außerdem durch größeren und kräftigeren Bau unterscheidet. Brehm glaubte in L. lemmus „das Urbild der Sippe" erblicken zu sollen. Aber das geringe Verbreitungsgebiet, das sich auf Skandinavien und Russisch Karelien beschränkt, stützt diese Annahme nicht. Vielmehr dürfte Nehring im Rechte sein, wenn er („Über Steppen und Tundren" S. 28) den skandinavischen Lemming als eine in der Eiszeit entstandene örtliche Abart des obischen Lemming und *diesen* als das Urbild der Sippe ansieht. Jedenfalls sind L. obensis und L. lemmus eng verwandt. Weniger nahe verwandt mit ihnen ist der kleinere sogenannte Wald-Lemming (Lemmus schisticolor), der als eine Zwergform mit erheblichen Abweichungen anzusprechen ist. Die skandinavischen Forscher, insbesondere Sven Ekman, halten an der Artberechtigung von L. schisticolor und L. lemmus sowohl unter beiden als gegenüber der Art L. obensis mit Entschiedenheit fest. Jedenfalls stellt aber gegenüber allen dreien der Halsband-Lemming (Dicrostonyx torquatus Pall.) eine besonders stark unterschiedene Art dar. Sein Verbreitungsgebiet ist mit nahestehenden Arten zirkumpolar und umschließt die arktischen Küsten der Alten und Neuen Welt nebst ihren vorgelagerten Inseln; es reicht höher nach Norden hinauf als das der übrigen Lemminge. Und zwar so, daß der Halsband-Lemming im nördlichen Teile des Gebietes der übrigen Lemminge mit diesen zusammen lebt, in ihren südlicheren Wohnsitzen aber als ausgesprochener „Wärmehasser", wie Hensel ihn treffend genannt hat, nicht mehr vorkommt.

Der Verfasser.

12*

Der Eisfuchs.

Von Egon Freiherr v. Kapherr.

Es ward rot im Osten. Die Tümpel in der Tundra glänzten feurig und goldig, das Nachteis flimmerte im Morgenlicht. Frühling in der Moossteppe. Mit läutenden Glöckchen ziehen die Rentiere der Ostjaken – wackelnde, reifiggraue Bastgeweihe, buschige Hälse, magere Flanken. Ruppig ist das Haar, beulig und wund die Haut. Die Schalen klappern und knacken, die Tritte knistern. Hin und wieder ein grunzendes Blöken, ein Schnauben oder Husten. Friede liegt über der Tundra.

Und als das Licht rotglühend emporsteigt, dampfen die feuchten Schleier über den Tauwassern, glitzern die hellen Perlen auf dem bunten Moose. Und der Himmel bedeckt sich mit langen Reihen, mit Zeilen, wie beschrieben, Punkt bei Punkt, Zeichen bei Zeichen: den Geschwadern ziehender Gänse, Wolken reisender Enten. Und über dem Taueis des Altwassers gaukelt die weiße Möwe.

Der alte Rentierbulle am Tümpel wirft auf: dicht vor seinem Windfang fuhr ein weißes Tier hervor – ein zweites, ein drittes hinterdrein. Eisfüchse sind's – der alte Hirsch kennt die Sorte. Sie laufen um die Steine herum – einer immer hinter dem anderen, die buschigen Ruten fortgestreckt, wie dicke Bürsten. Immer hin und her geht's, hechelnd, jappend. Aufmerksam äugt der alte Renhirsch hin: Was die nur wieder haben mögen? – Da kommen ja noch ein paar neue dazu. Nun geht's Galopp – in langer Reihe hintereinander. Alle scheinen hinter dem vorderen Tier herzujagen. Jetzt hat der schnellste der Verfolger es erreicht . . .

Pfütz! Der alte Renbulle stößt erschreckt einen niesend-schnaubenden Ton aus; denn ein Lärm geht an, wie er ihn lange nicht hörte. In wüstem Knäuel wälzen sich die Füchse am Boden – vier, fünf haben sich wie Bälle ineinander verbissen, keckern, kläffen, jaulen und kreischen. Und während die wilde Schlacht zwischen den Felsblöcken tobt, hat ein großer blaugrauer Rüde die Fähe erreicht und in Besitz genommen. Und nun steht die ganze Bande vor Neid kläffend, vor Aufregung und Anstrengung jappend, herum – denn das Paar hängt, schiebt sich herum, zerrt sich zwischen den Steinen hin und her. Und als es sich trennt, geht die Beißerei von neuem an, das Kreischen und Geheul. Hierhin, dorthin fliehen die Verletzten, vom erbitterten Gegner verfolgt und die Fähe rennt über die Fläche, gejagt von neuen Kavalieren.

Als sich der wüste Lärm verlor, stieß Mooskopf, der alte Bulle, ein er-



Karl Soffel-Hamburg. *Vivarium.*

Eisfuchs im Winterkleid (Bewegungsstudien).

leichtertes Prusten aus. Und dann schüttelte er das schwere Haupt und trollte langsam seiner Herde nach. –

* * *

Frühlingszeit ging, Mückenzeit kam. Es summte und brummte über der Tundra. Und nur wenn ein eisiger Hauch aus Norden flog, stoben die tanzenden Gelsenschwärme wie Schleier auseinander. Ruhelos zogen die Rentiere, umschwirrt von Vögeln, umher. Und kühlten ihre Schwären im Tümpel, im See und flohen vor den Blutsaugern in die Flüsse. Und die Graukrähen und Unglückshäher hackten ihnen die Maden aus der Decke. –

Tief in der Felsspalte hat die alte Füchsin ihre Jungen gewölft – zehn an der Zahl. Hier wachsen verkümmerte Lärchen, Kiefern und Tannen – im Windschutz der Berge. Hier ist's sicher. Ehedem hatte die alte Füchsin ihren Wurf im Erdbau, unten am Fuße des Berges, gehabt. Da war's aber nicht geheuer gewesen, denn der alte Ostjak, der da drüben im Zelt wohnt, kam gar zu oft vorbei. Er war auch durch Knurren und Bellen nicht zu verscheuchen gewesen. Da hatte sie, kurz entschlossen, ihre Jungen in den Fang genommen und einzeln nach der Felsenritze hier oben getragen. Das war im vorigen Jahre gewesen. Heuer blieb sie gleich hier oben.

Es ist aber eine schwere Aufgabe, zehn hungrige Rangen zu nähren. Kein männlicher Beistand steht ihr zur Seite. „Alle Männer sind eben Egoisten", grollt sie in sich hinein, als sie des schönen großen Blaufuchses gedenkt, der ihr Liebster war, zur Zeit der Eisschmelze. Der trabt nun wohl allein in der Steppe umher und jagt Lemminge ...

Lemminge! Es ist schon recht spät und der Magen knurrt. Die großen grauen Bengels da unten im Felsbau werden wohl auch schon wieder recht hungrig sein. Man muß sie ohnehin entwöhnen, an Fleischkost gewöhnen. Das Gesäuge brennt schon recht schmerzlich, wenn die Kleinen daran herumzerren. – Damit trabt die Alte davon, über den Bergkegel, ins Tal.

Ack – rack – arrrr! Die Füchsin verhofft, spitzt die Lauscher, windet. Das feine Näschen zuckt, die Lunte pendelt hin und her. Schneehuhngeruch. –

Ack – arrrr! mahnt der alte Hahn, der Wächter der Familie. Leise schleicht der Fuchs herzu. Und dann fährt er zu – mit der spitzen Nase in das Porstkraut hinein. Ziep – ziep ... Ack – arrr – arrack – arrrr! Verzweifelt flattern die Alten, denn in der Fähe scharfem Fang zuckt ein grauroter Federknäuel, das Nesthäkchen, ihr Sorgenkind. – Ack – arrr! Direkt in die blinzelnden, geschlitzten Seher fährt der alte Hahn seiner Feindin. Die aber erschrickt und flieht mit der Beute. –

Vor dem Bau pfeifen die bunten Lemminge. Auch sie sind glückliche Eltern, – denn drinnen in der Röhren tiefem Grunde schlafen die tolpatschigen



Karl Soffel-Hamburg. *Vivarium.*

Eisfuchs im Winterkleid (Bewegungsstudien).

Jungen, die hilflosen Kinder. Und als die alte Lemmingmutter den bösen Feind erblickt, pfaucht sie giftig-heiser, bläht die dicken Backen, rutscht ins Loch zurück und zeigt das Gebiß. – Umsonst! Schon hat die alte Füchsin den Sprung getan – und furchtbare Kiefer pressen dem armen, dickköpfigen Lemming die quietschende Sterbeklage aus der Brust. –

Und dann trabt die alte Füchsin zu Bau, den Fang voller Wild. Nur mühsam bekämpft sie die Gier, die Beute zu verzehren. Denn der Hunger wühlt. Und sie fühlt sich schwach. Aber Elternliebe siegt über Hunger und Not. –

Und wieder und wieder trabt sie davon, neue Atzung zu suchen. Mit langherabhängendem, wundem Gesäuge, mageren Flanken, ruppigem, graubraunem Pelz. –

* * *

Auch Blauglanz, der alte Rüde, ist dunkel geworden, seit der Haarwechsel begann. Sein Balg ist aber schon wieder glatt, ein schönes, bläulich-schiefergraues Sommerkleid. Er ist stolz auf seine Schönheit: der einzige richtige Blaukittel ist er, weit und breit. Die anderen sind jetzt fahl und erdbraun mit weißen Bäuchen und heller Brust, mit eisgrauen Streifen am Kopf. Bei ihm aber gehen die Farben sanft ineinander über, von blaugrau bis silber. Schön ist er, Sommer und Winter.

Nun trottet er ganz allein über die Moossteppe, denn er ist alt und ungesellig – ganz anders als seine Artgenossen. Überhaupt hat er jetzt soviel zu tun, daß er keine Gesellschaft braucht: Lemminge und Ratten gibt's massenhaft heuer, auch Schneehühner sind da und junge Gänse und Enten an den Seen. Ein feines Leben. Dabei kann man niemand als Begleiter brauchen: Selbstfressen macht satt. –

Emsig schnüffelt er herum, springt hin und her, daß die buschige Rute weht, von Lemmingbau zu Lemmingbau. Ohne Ziel – zu fressen gibt's überall. Da ist er auch schon am kleinen Tundrasee. Etwas Schilfgras, Kaupen, Hümpel. Büschel der Zwergbirke, der Braunbeere, der Mamura, zwischen Gestrüpp der Polarweiden. Geduckt schleicht der Fuchs heran – es plätschert am Ufer. Ack – i – ak. Gänse. Der Fuchs zieht Geschmacksfäden. Gänsefleisch war von jeher seine Lieblingsspeise. Er schiebt sich zwischen den Hümpeln vor. – Ganz niedrig und lang ist er geworden. J – ack – gack. – Die Gänse sind von der großen Sorte. Ganz harmlos gründeln sie im Wasser, äsen am Ufergrase. Die geschlitzten, grünlichen Seher des Fuchses blitzen. Jetzt kommt eine junge Gans angerudert – gerade auf ihn zu. Blauglanz preßt sich fest an den Boden. Und dann – gerade, als das törichte Gänslein den Hals nach dem großen glänzenden Käfer reckt, der am Schilfkolben klettert, fährt er zu!

Und während die Enten schreiend aufstieben, die Gänse schnatternd fliehen,

rupft Blauglanz seine Beute. Heute gab's guten Fang. Er braucht nicht mehr nach Muscheln zu suchen am Meeresstrand, nach toten Fischen. Heute gibt's junge Gans ...

* * *

Wild heult der Nordost über die Tundren, pfeift in den Kaminen der Bergzüge, rüttelt an den spärlichen Baumkrüppeln und Büschen und treibt



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium.*

Blaufuchs.

Wolken mehlstaubigen Schnees um Zinnen und Zacken der Felswände. Sibirischer Winter. Und der kalte weiße Staub stühmt um die Hütten der Samojeden, schwillt an den Zeltwänden empor, häuft Hügel zu Hügel. Und im wilden Stühm stehen die Rentiere dicht gedrängt, die geweihten Häupter geneigt. Flatternde Mähnen, verwehte Decken. –

Monatelang herrscht schon der Frost, vor dem sie nach Süden, in die Gebirgstäler, in die Heiden fliehen. Voran die Herde, getrieben von instinktivem Gefühl, hinterdrein der Nordlandsmensch, der seinem Hab und Gut folgt, seinen Tieren, die sein ganzer Reichtum sind, sein alles, ohne die er nicht leben kann. Sie wissen: im Waldrevier, in der Heide wächst

weiches, weißes Moos, dort gibt's Holzrinden, Zweige. Ein Hungerzug ist's heuer – der Winter ist gar zu böse. Sogar die weißen Schneehühner zogen fort. Ihnen folgten Tundraeule und Polarfalke. Alles zieht dem Futter nach, Graukrähe, Adler, Eule und Falke. Und flieht vor der ewigen Nacht, die nur Nordlands flammende Himmelsfackel erleuchtet, bei sternklarer Zeit, wenn der Schnee im Frost kreischt und pfeift. –

Kleiner und kleiner ward die Herde. Stück für Stück blieb zurück, ermattet, entkräftet. Und der weiße Fuchs trabt hinter dem Todeszuge, hungrig wie ein Wolf. Vergessen ist alle Scheu vor Mensch und Hund, freche Gier treibt die hungrige Kreatur in Pferche und Hütten. Scharenweise haben sich die Füchse zusammengefunden. Tag und Nacht hört der Samojede ihr Heulen, ihr ungeduldiges Winseln, ihr heiseres Kläffen. Und hört er sie kreischen und gröhlen – so weiß er, was geschah. Dann bissen sie sich wohl ums Beutestück, zerfleischten sich um der harten Rippen, um der zähen, mageren Fleischfetzen willen, um Sehnen und dürre Haut. Dann war eines seiner Tiere gefallen. Das weiß der arme Mann. Und es graust ihn. Und er beschwört die Geister der Tundra und betet zum Hausgeist und Trum, dem großen Gott des Himmels. –

* * *

Auf öder, weißer Fläche zwei Männer. Zwei Männer auf Schneeschuhen, pelzvermummte Gestalten mit rußigen Gesichtern. Kleine Handschlitten tragen Gepäck und Zelte, Mundvorrat, Gewaffen. Wochenlang schon irren sie in der Schneewüste, im Eise. Bergehohe Schollen – plätschernde Rinnen wechseln mit Schneeflächen und Packeis. Männer der Wissenschaft sind's, Polarforscher. Verloren das Schiff, verschollen die Gefährten. Längst starb der letzte Hund. – Trostlose Öde, wenn auch die Frühlingssonne scheint, wenn auch die Kristalle gleißen und leuchten, der Schnee flimmert und glüht. Verlorene Leute.

Der eine bleibt hochatmend stehen, fährt sich mit der abgezehrten Hand über die Stirn: „Ich kann nicht mehr . . .“

„Das Depot auf der Insel – wir finden's nicht wieder . . .“ Der andere hockt auf der Narte, verzweifelt, stumpf. „Wir finden's nicht mehr“. – – Und hinter den Männern trabt der weißgraue Fuchs.

Sie finden's nicht wieder. Und der Fuchs bellt und jappt hinter ihnen her. Und ehe das letzte Fünckchen Leben aus den starren Leibern wich, balgten sich die weißen Wildhunde um die Beute. –

* * *

Der alte Ostjake schleicht durch die Tundra. Leise knirschen seine Skier. Seine Augen spähen, sein feines Ohr lauscht. Und dann eilt er vorwärts



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium.*

Eisfuchs.

— denn er fand, was er suchte — die Tapfen im Schnee: Spur des Polarfuchses, des „Pessetz“.

Am großen Schneehaufen bleibt der Mann stehen. Da hinein führt die Spur. Hier ist der Eingang — die Röhre. Aufmerksam späht der Mann. Und dann neigt er sich — legt das Ohr an das Loch, horcht mit verhaltenem Atem. Pftz! Ging's da drin — der Fuchs ist erwacht. Dann ein leises Gähnen. Blauglanz ist's, der Alte.

Er erschrickt. Was rumpelt da draußen? Neugierig schnüffelt er, schiebt sich in die Röhre, blinzelt ans Tageslicht.

Da trifft ihn ein schwerer Schlag auf die Nase, daß er taumelt, daß ihm die Funken vor den Augen tanzen. Und als er zurückfahren will, packt ihn ein eiserner Griff am Kragen — ein zweiter dumpfer Schlag — und die Sinne schwinden ihm. —

Der Jäger grinst übers ganze Gesicht. „Hehe! Ein Blauer! Das wird ein hübsches Geld geben — so hundert Rubel oder mehr. Das ist doch 'was anders, als die weißen Füchse, die man dem Händler für zehn oder fünfzehn Rubel abgeben muß. Was anders als die lumpigen Sommerfelle.



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium.*

Eisfuchs.

aus denen man nur Pelzdecken und Fußsäcke machen kann, an denen eigentlich nur die Läufe einen gewissen Wert haben. Hehe!"

Und mit wenigen schnellen Schnitten hat der Mann dem Fuchs die Hinterläufe aufgeschnitten, quer über Keulen und After. Und zieht den wertvollen Balg gemächlich ab. Das Fleisch mag hier bleiben. Für die anderen Füchse.

* * *

Spitzbergen. Felsen, beschneite Blöcke, Eis auf grüner See. Am Fuße der Klippen Spuren. Menschenspuren: Leere Konservenbüchsen, eine Speckschwarte, Federn von Seevögeln, die Kohlen eines verloschenen Feuers. Unrat, ein alter Stiefel, eine Brotkruste. Der Fuchs schnürt vom Felsen. Sein feines Näschen windet: hier riecht's nach Mensch! Er liebt den Geruch. Wo Mensch ist, gibt's immer was zu fressen. Er muß aber eilen — denn dort drüben kommen schon die anderen Füchse, Weißröcke, Graubälge. Mit einigen Sätzen ist er am verlassenen Lager. Hastig schnuppert er, gierig springt er zu: Brotrinde, Speckschwarte, Unrat — gleichviel — alles wandert in den



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium.*

Eisfuchs hinter einem Felsen hervorlugend.

Magen. Zuletzt werden die Blechbüchsen ausgeleckt. Und dann, als die anderen kommen, packt er das zähe alte Leder. Aus Neid. Er gönnt niemand was. –

Und dann trabt die ganze Rotte fort. Auf den Menschenspuren. Und ruht nicht, bis sie die Zelte erreicht hat, bis sie den Rauch der Feuer riecht. Gebratenes Fett, Fleischgeruch. Ohne Scheu traben die Weißbälge heran.

„Freches Pack!" brüllt der Mann, der eben mit dem Zerlegen der Robbe beschäftigt ist, denn ein Fuchs hatte ihm das Stück Fleisch aus der Hand gerissen. „Freche Bande!" Und dann nimmt er seinen Knüttel zur Hand und steht, mit niedergeschlagenen Augen – regungslos. Und lauert. Wieder fahren die Füchse herzu. Und – patz! saust der Stock dem nächsten auf die Nase, daß der arme Kerl in den Schnee rollt: „Freches Gesindel!" –

Die anderen hocken abseits. Sie heulen, winseln und kläffen. Und warten. Haben ja Zeit, viel Zeit – und schließlich wird ja der Mann doch weggehen . . .

* * *

Ein niedlicher Bursche, der Eisfuchs. Kleiner als der gewöhnliche rote Strauchritter, nur 90 bis 95 cm lang, mitsamt der großen, buschigen Lunte. Ein frecher Geselle, verschlagen und zudringlich zugleich, dumm und schlau – je nach Umständen. Steht niedriger auf den Läufen, als Reineke, hat dichtbehaarte Fußsohlen, dickes langhaariges Fell, das bei einzelnen Exemplaren im Winter grau, blaugrau oder dunkelschieferfarben, bei den meisten aber rein weiß ist. Der Sommerbalg ist bräunlich mit weißem Bauch und heller Brust, hellgrauen Strichen über den Augen zwischen Stirn und Nase zu beiden Kopfseiten, hellgrauer Innenseite der Ohren und der Lunte. Der Körper erinnert sehr an den unseres gewöhnlichen Fuchses, ist aber gedrungener, kürzer, der Kopf ist breiter, weniger spitz, kürzer. Der Haarwechsel fällt gewöhnlich in den Juni, dann verliert sich das Winterhaar. Im August schon wird der Pelz wieder dichter, einzelne Haarspitzen färben sich weiß – und im Oktober prangt der Fuchs schon wieder im schönsten Winterpelz. Je kälter der Herbst, desto schneller vollziehen sich Verfärbung und Vervollkommnung des Pelzes. Im Pelzhandel spielt der Polarfuchs eine große Rolle – von Jahr zu Jahr steigt er im Preise. Natürlich schwankt der Preis nach Güte und Jahreszeit, auch ist die Mode bestimmend. Die wertvollsten sind die bläulichen Bälge, aber auch rein weiße alter Exemplare werden gut bezahlt.

Der Eisfuchs bewohnt den ganzen hohen Norden der alten und neuen Welt. Fast überall auf Inseln und an den Küsten ist er häufig. In Asien und Amerika geht unser Wild bis ungefähr 60° nördl. Br. nach Süden – seine eigentliche Heimat aber ist die hochnordische Moossteppe – die Tundra.

Der Polarfuchs ist „Allesfresser" – d. h. er verschlingt alles, was nur einigermaßen für einen Fuchsmagen genießbar ist: – vom Schneehuhn und dem Fleische des eingegangenen Rentiers bis zum Lemming und der Maus, vom angespülten toten Fisch und der Seemuschel bis zur alten Schuhsohle und Exkrementen. Sogar menschliche Fäkalien werden im Angesicht der Leute verspeist. Der Eisfuchs plündert die Nester der Seevögel ebenso gern, wie er die weggeworfene Konservenbüchse ausleckt – er stiehlt ebenso gern vom Schlitten wie aus der Hütte. Alle Polarforscher stimmen überein, wenn sie ihn das frechste aller Tiere nennen.

Die Ranzzeit fällt in die Zeit von Anfang April bis Mitte Mai – je nachdem die Individuen nördlicher oder südlicher leben. Die Fähe wölft 8 bis 12 Junge im Bau. Die Jungen, drollige graugefärbte, wollige Wesen, bleiben mehrere Tage blind. –

Gezähmt bleibt der Polarfuchs stets eine Persönlichkeit, der gegenüber einige Vorsicht wohl am Platze ist. Immer bleibt er knurrig und reizbar und vergreift sich oft an Haustieren. Gleichwohl hat man am zahmen Polarfuchs viel Freude, schon seiner Schönheit wegen. –

Seine Schönheit und seine Zutraulichkeit werden ihm auch zum Verderben. Denn fast kein Raubwild ist leichter als er zu erbeuten – mit Blei, mit Fallen und Eisen, Gift und Knüttel. –

Nur seine große Fruchtbarkeit wird ihn noch erhalten. Vielleicht auch planmäßige Züchtung auf Pelzfarmen. Der freilebende Polarfuchs wird aber eines Tages verschwinden – früher oder später, ganz wie's die Mode, die Beherrscherin des Kulturweibes, jene erbarmungslose Vernichterin aller Schmuckvögel und Pelztiere, will. –



Karl Soffel-Hamburg. *Vivarium.*

Eisfuchs.

Die Wildkatze.

Von Fritz Bley.

In alter Zeit.

Winter im Harze. Verwunschen liegt Wodes Felsensaal. Unter schweigender Schneedecke träumen die Tannen. Am Gesteine stehn Runen an voll feierlichen Ernstes: Ewigkeitsrätsel von der Wiedergeburt im Morgenrot. In langen Schnüren kristallklaren Frostgeschmeides hängt das Wasser von den Felsstirnen herab. Aber um Treysas Burg, den Berg der stillen Frau Fene, in dem der im Tann Hausende dem neuen Leben entgegenschläft, braust, wie auch die Frostketten ihn umklirren, in dreifachem heiligem Kreise Wodes wilder Fluß des Lebens.

Wenn der Wind auf Zehen durch den Wald schleicht und drüben, weit drüben eine Tanne verschlafen aufrauscht, um erwachend ihre Schneelast fallen zu lassen, so schallt es dumpf und schwer zu den Wipfeln herüber. Man hört das Schwarzwild, das im Dickicht an der fernen Lehne rauscht; aber man hört das alles, ja selbst das leise „Sitt, sitt" der durch den Wald schweifenden Goldhähnchen, wie eine Störung der heiligen Stille am geweihten Orte.

Auch Braun, der Bär, schläft unterm Windwurfe tief eingeschneit. Nur das gelegentliche Brüllen eines Urstieres und die Fährten von Wolf und Luchs erinnern daran, daß wir im Tale Siegvaters, des Jägergottes der Sachsen, sind. Alle Tage sind die Spuren neu. Denn auch der Himmel hat sein düstergraues Schneehemd angelegt und enthüllt nur in den Zwölfnächten sein unendliches unerforschliches Blau mit dem knisternden Gefunkel von Heimdals Strahlenbrücke. Gegen Morgen, wenn die wegmüde Berchta wieder daherschleicht, schüttet er wieder ganze Berge voll Schnee auf das Gebirge herab, um den verwunschenen Wald zu begraben. Das rieselt und tanzt in großen Sternen hernieder, unaufhörlich aus unerschöpflichen Wolken.

Widgas, des Sachsen kriegsgefangene Franken, haben alle Hände voll zu tun, um Burghof und Zufahrt frei vom Schnee zu halten für die Feier an Tius hohem Malbaume, den die Opferschädel heiliger, weißer Rosse schmücken.

Herrlicher noch als dieser Sachsenbrauch dünkt die Franken der Schmuck des hohen Hornsaales mit den bleichen Schädeln starker Ure und endenreichen Hirschgeweihen. Und am herrlichsten von allen dünkt sie, was der Giebel der hohen Halle im Widerspiele des flackernden Hoffeuers und des Abendlichtes aufweist: zwölf Bärenschädel und dreimal zwölf Köpfe erbeuteter Luchse hängen dort. Hoch über der Halle kreist Hraban, Wodes Heil kündender Gesandter mit Siegvaters neunfachem Ringe im Schnabel.

Wigda treibt mit spitzem Feuerbrande Meister Braun aus dem Winterlager und erschlägt ihn dann mit der Steinaxt. Die Luchse fängt er in Schlingen auf bekannten Wechseln mit der Schlagkraft herabgebogener junger Eschen und Buchen. Aber einen hat er nie erwischt, so gierend er ihm auch nachgestellt hat: den alten Pinselohr in den Schründen, die vom Tanzplatze der hagischen Jungfrauen zum Tale Wodes hinabführen. Dort haben sich, aus dem Huy und den Wäldern der Ebene kommend, seit kurzem die ersten Wildkatzen eingefunden. Aber Pinselohr leidet dies in Fuchsbauten hausende Gesindel so wenig, wie Isegrim seinen minderwertigen Vetter Reineke duldet. Wo sie einen von diesen Herumtreibern aufgreifen, gibt es in Isegrims Falle ein kurzes Quäken, ein verzweifeltes Fauchen und Klagen unter Pinselohrs Branten, und der verhaßte Eindringling ist zerrissen. Mit unauslöschlichem Hasse verfolgt der in allen Schlichen erfahrene alte Luchs namentlich die starken Kuder, die am Gebirgsrande ihr Wesen treiben und sich sicher wähnen, solange sie des weitschweifenden Pinselohr süßlichbrenzlig duftende Fährte nicht wittern. In der Regel lernen sie diese Witterung auch nur einmal kennen: in dem Augenblicke, da der Gewaltige auf sie niederfährt, um mit gräßlicher Wut sie zu zerfleischen. Das ist der Grund, warum Pinselohr sich immer mehr den Vorbergen und der Ebene zugewandt hat, bis zu den Erdwällen der Sandsteinfelsen hin, die dem Harze vorgelagert sind. Dort, im Steinholze, unter moosigen Eichen und Dorngestrüpp weiß er einen alten Hauptkuder. Selten nur ist dieser über Tage. Die meiste Zeit liegt er im alten Mutterbau, aus dem er Dachs und Fuchs vertrieben hat, drei Klafter tief, wo es kühl im Sommer und warm im Winter ist und wo es sich gut träumen läßt.

Auf der Eiche über dem Bau ist Pinselohr aufgebaumt und ruht, fest gegen den dicken Querast gedrückt, regungslos dort schon viele Stunden lang. O, er kann geduldig sein der sonst so rastlos Schweifende! Die Sonne sieht er blutrot sinken und das letzte Vöglein hört er verstummen. Nichts als der Ruf des Waldkauzes regt sich mehr im nachtschwarzen Walde. Da kratzt es am alten Holunderbusche über dem Mutterbau und zwei grüne Lichter leuchten durch die Nacht. Der Kuder ist ausgefahren und reibt wohlig schnurrend seinen Buckel an der scharf duftenden Holunderrinde. Da springt Pinselohr mordlustig und blitzartig in gewaltigem Satze hinab. Ein furchtbares Geschrei läßt die schlafenden Vögel in Todesangst erbeben, noch ein paar Bisse und Brantenhiebe und der letzte Kuder in Pinselohrs weitem Reiche ist zerrissen. Seitdem gibt es in Wodes Tale und ringsum auf dem Gebirge keine Wildkatzen mehr. Soweit Widgas scharfe Blicke und seine guten Hunde spüren, trabt nur der Grauhund, Wolf hinter Wolf, in der flüchtigen Fährte der Rudel und lauert der Luchs an hohem Orte seiner Beute auf. Hier und dort hält am Rande des Gebirges sich ein Fuchs

im Dachsbau. Aber vom Kuder weiß das Jägervolk der blauäugigen Flachsköpfe nichts, soweit man in Wodes wilden Bergen zu Donner und Saxnot ruft.

Die wilde Jagd.

Andere Zeit ist heraufgezogen. Tius heilige Malbäume sind gestürzt. Anstatt des Zithergeklöppels der Hillebille dringt dumpfer Erzton gewaltiger Glocken aus fernem Flachlande ins Gebirge herein. Noch immer schmückt der Klosterjäger von Walkenried die Giebelstirn unter dem Vorsprunge seines Schindeldaches mit den Köpfen der Luchse, die er für die Tafel des gnädigen Abtes geliefert hat. Aber gar vieles ist anders geworden draußen in der Welt und auch im Gebirge.

So Ritter wie Besuchsknechte im ganzen Harze blicken mit Zorn und Verachtung auf die Schießjagd, die an die Stelle des ritterlichen Gejaides getreten ist. Nicht mehr wird in fröhlichem Überlandjagen das edele Wild von scharfen Rüden gestellt und vom Waidmanne mit ritterlichem Speere gefällt, sondern mit List wird es auf leisen Sohlen nach Art des wilden Luchses beschlichen, damit der aus dem Hinterhalte zischende Pfeil es töte. Oder man treibt es zum großherrschaftlichen Massenmorde zusammen. Im einen wie im anderen Falle sieht Wodes Rabe mit Verachtung auf solche Jäger herab. Der Pfeil wird dem Wilde zur Qual, dem Schießer zur Schande. Und der ehrliche alte Hadamar von Laber singt:

„Wilent dô die alten
krefticlîchen schône
ir verte kunden halten,
dô hôrt man ouch von jagen süeze dône.
nu wil man ez mit birsen sô durchwalken,
und manic sätze râten,
da von daz wilt vor noeten muoz verschalken."

Da sinkt mit dem letzten Ur der letzte Bär dahin, dem dürren Grauhunde werden die Tage knapper und knapper gezählt, und des Luchses Gewaltherrschaft wird gebrochen, wie der Rabe, Wodes wissender Warner, ihm längst vom dürren Aste der Wettereiche herab geraunt hat.

Mehr und mehr begründet das nun vom Drucke der Zwingherrschaft des Luchses erlöste Geschlecht der Waldkater seinen blühenden Stamm im Harzgebirge. Wo ehedem Steinadler, Bär und Luchs den Tod durch die Täler trugen und der Grauhund die Reste von Wodes Opfermahle nahm, sind mit den alten Göttern auch die alten Fürsten der Tierwelt verschwunden. Aus Siegvaters wildem Frühlingszuge haben die Mönche das scheue Nachtgejaid des Wilden Jägers gemacht, dem der Uhu voranstreicht und das Mauzen der Wildkatzen folgt, die einst Freias Wolkenwagen gezogen haben



Karl Soffel-Hamburg. *Vivarium.*

Wildkatze. Physiognomiestudien.

und als Hüter der Haustreue galten. Nun sind sie zu verfemten Gespenstern des Aberglaubens geworden, wie der Schuhu des wilden Wode.

Haha – au – uh, wuhuuh, schuhuh! Hört Ihr Glutauges Ruf und heftigen Fittichschlag im wilden Märznachtssturme? Dazwischen hinein tönt aus dem Geschröff der im flackernden Mondlichte grinsenden Felsnasen der zornige Liebesschrei des Kuders und seiner fauchenden Liebsten wie das Elendswimmern geräderter Teufelsbuhlinnen, die mitreiten möchten im Nachtgejaide des Wilden Jägers in friedlose Ewigkeit!

Bis hinab zu den Köhlersleuten am dampfenden Meiler hallt die ganze Nacht hindurch das Locken, Rufen, Klagen und Jauchzen der verliebten wilden Sippe. Erst hatte man Nacht um Nacht aus finstern Schründen nur den rauhen Sehnsuchtsschrei der Katze vernommen, die sich einsam dort herumtrieb. Es klang wie Greinen, Heulen und Weinen und wieder dann wie verzweifeltes Grollen und erschreckender Zorn, so furchtbar, daß alles Getier des Waldes erschauerte und mit dem heraufziehenden Morgen die unheimlichen Klippen mied.

Dann aber in einer dunklen Sturmnacht war ein Waldkater gekommen, der es mit der wilden Teufelin aufnahm. Die tiefen Ballen seiner weitstehenden Fährte zeigten die Fülle seiner Jugendkraft, und in seiner würdevollen Anmut prägte sich ein Selbstbewußtsein aus, das ihn von echtem Raubsinne beseelt erwies. Auch der Wildkatze erschien er in Gang und Haltung als ein Kuder gar edeler Art und – ach! – die Gewalt seiner Stimme hatte es ihr gleich angetan. Er hatte sich ihr nicht mit krummem Rücken und schmeichelnd bittendem Mauzen genaht, wie der Milchbart, den sie mit ein paar derben Ohrfeigen tags zuvor heimgeschickt hatte. Nein, mit dumpfem Knurren kam er dahergerannt und mit gellendem Schrei sprang er auf sie wie auf sichere Beute ein. Und als sie ihn grob anfauchte, sagte ihr sein Kreischen und Wutgeheul, das ihr Herz im Innersten erbeben ließ, noch mehr als seine groben Brantenhiebe, daß er nicht viel Federlesens zu machen gewohnt sei, sondern Unterwerfung nach dem Rechte des Stärkeren fordere.

Immerhin gibt es nun noch eine wütende Katzbalgerei, ehe er zu seinem Rechte kommt. Wenn er die unruhig schmachtend an der Felswand hinstreichende Mauze mit rauhem Lecker liebkost, so duldet sie das. Aber sobald er zudringlich wird, springt sie mit wütendem Kreischen auf ihn ein. Aber bebend vor Wut zahlt er ihr zurück. Fauchend fassen sie sich in der Luft, bis Mauze mit neckischer Bosheit in wilden Sätzen davoneilt, und sein klagendes, drohendes Werbeständchen von vorne beginnt. Das ganze Gebirge ringsum muß teilnehmen an der wilden Höllenmusik dieses Liebesstreites. Der Rabe schüttelt sich, befriedigt aufatmend, das Gefieder, als er vernimmt, daß der Kuder endlich wütend dreinschlägt und der dummen Ge=

schichte, die dem ältesten Raben den Schlaf raubt, ein Ende macht und das Wonnemauzen, mit dem die Katze sich dann in ihrem Schmerze wälzt, den Schluß des Zwistes verkündet.

„Krauh, kroh!" ruft im Tone tiefster Genugtuung vom Gipfel seiner Dürrlingstanne herab der alte Rabe.

Raubritter.

Als endlich der Lärm verstummt ist, sind aus den nächtlichen Unholden unheimlich heimliche Gespenster geworden, die man bei Tage nur spürt und nachts nur mit grünen Lichtern an Baum und Stein im Finstern funkeln sieht. In einer tiefen Felsspalte unter den Hexenklippen, wie nun der waldige Tanzsaal der hagischen Jungfrauen heißt, hat sich Mauze häuslich eingerichtet. Der Kuder darf ihr dorthin nicht folgen. Aber wenn er in der Abendsonne vor seinem Bau unter dem Weißen Hirsche liegt und sich putzt, so streicht Mauze, die gern noch mal auf Besuch zu ihm kommt, ihm wohl unter der gelblichweißen Kehle so recht dicht und schnuckelig, daß ihre dicke Rute ihm kosend über das Gesicht fährt und es ihn heiß überläuft. Aber als er zudringlich werden will, verbittet sie sich mit einer kräftigen Maulschelle solche Unziemlichkeiten, und er nimmt die Zurechtweisung ohne Murren hin. Denn schließlich muß er sich ja sagen, daß sie nun im guten Rechte ist. Sie sitzt dann wohl noch ein Weilchen bei ihm und bewundert, wenn er sich putzt, den schwarzen Sohlenfleck am Hinterlaufe*) als Zeichen seiner hohen

---

*) Die Falbkatze (felis maniculata) darf mit größter Wahrscheinlichkeit als Stammform unsrer Hauskatze (felis maniculata domestica) betrachtet werden, wenn auch nicht ausgeschlossen erscheint, daß einzelne Rassen der letzteren anderer Abstammung sind. Mit Recht hat z. B. schon Blasius die Abstammung der Angorakatze von der Steppenkatze (felis manul) als sehr wahrscheinlich bezeichnet. Wenn diese Annahme zutreffend wäre, so würde die Angorakatze den jetzt für sie wissenschaftlich gültigen Namen (felis maniculata domestica angorensis) zu Unrecht führen, müßte vielmehr heißen: felis manul domestica. Daß die Wildkatze (felis catus) die Stammform für irgendeine Rasse der Hauskatzen gebildet haben könne, erscheint wenig wahrscheinlich, obgleich es zuweilen noch als offene Frage behandelt wird. Dagegen steht fest, daß in jüngerer Zeit die Kreuzung zwischen Wildkatze und Hauskatze in manchen Gebirgsgegenden zu einer sehr starken Verwischung der ursprünglichen Artunterschiede geführt hat. Von diesen sind hauptsächlich folgende hervorzuheben:

Das Gebiß ist der Zahl und Stellung der Zähne nach bei beiden Arten gleich, das ganze Schneidezeug und namentlich die Fänge (Eckzähne) der Wildkatze sind aber größer und kräftiger als die der Hauskatze. Die Branten der Wildkatze sind größer, und die Sohlen der Hinterläufe haben unten einen schwarzen Fleck. Auf diesen hat zuerst Professor Dr. Nehring-Berlin hingewiesen. Da er ihn später aber auch an Katzen fand, die ihrem ganzen übrigen Aussehen nach als echte Wildkatzen nicht angesprochen werden konnten, so hat er selbst betont, daß zwar der schwarze Sohlenfleck als unerläßliches Kennzeichen jeder echten Wildkatze bezeichnet werden müsse, sich aber durchaus nicht auf

Geburt. Dann aber erhebt sie sich, reckt und streckt sich, macht einen Buckel, ringelt und wendet die Rute und schleicht dann lautlos auf Raub davon. Rechts ab von ihr wendet sich der Kuder dem Hochforste zu, den weder Uhu noch Dachs noch Fuchs ihm streitig zu machen wagen. Aufschackernde Drosseln, angstvoll kreischende Holzschreier und schreckende Rehe verkünden die Wege, die Katze und Kuder genommen haben.

Ärgerlich verhoffen beide. Dann lauschen sie mit geschärfter Aufmerksamkeit in die Nacht hinaus. Ein leises Rascheln im Welklaube dringt vom Tale herauf. Ein Waldhase hoppelt dort der Äsung auf der Bodewiese zu. Vorwärts! Die Lauscher in höchster Spannkraft nach vorn gedrückt, die Lider bis zur vollen Rundung der Seher aufgerissen, den Schnurrbart unternehmungslustig hochgestellt, schleicht der Kuder, tief an den Boden gedrückt wie ein Aal dem Rascheln nach, springt in weichen, unhörbaren Sätzen abwärts von Fels zu Fels, duckt sich hinter Strauchwerk und Farne und bringt sich so ruckweise bis dicht an den äsenden Krummen heran. Ein wohlgezielter letzter Sprung: „Auwäh, oweh – wäh!" klagt der arme Hase unter den Waffen und Fängen des Räubers. Er klagt nicht lange. Ein Wildkuder quält, schon aus nützlicher Vorsicht, sein Opfer nicht. Auch die Wildkatze tut das nicht, es sei denn zur Erziehung der Jungen. Verröchelnd nur klingt Lampes letzte Klage durch den stillen Wald: „Wäh – owehi – wähi!"

Über den Klippen des tiefen Tales streicht der Uhu zornfunkelnden Blickes hin. Und rauschenden Fluges eilt, als der Morgen sich ankündigt, der Rabe daher, der sich gut die Stelle gemerkt hat, wo das Todesgeschrei des Hasen erscholl. „Klong, klong!"

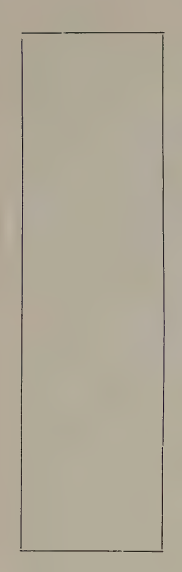
Auch er ist nicht mehr, der er einstmals den Menschen war: Siegvaters Heil kündender Bote. Zum Unglücksraben hat ihn der Aberglaube gestempelt und in platter Vertraulichkeit nennt und ruft das Köhlervolk ihn: Jakob! Nirgends wird er geduldet, und so ist er, der ehedem hohe Verehrung genoß, zum Tagediebe und Frechlinge verkommen, der überall dabei sein muß, wo Unheil geschieht.

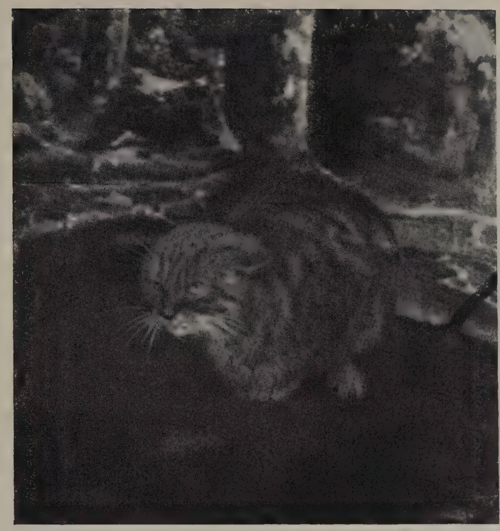
„Klong, kroh!" Der Kuder ist fort. Der Alte weiß schon Bescheid. „Klong, krauh, kroh!" Er kommt nicht allein. Er hat jetzt auch wieder

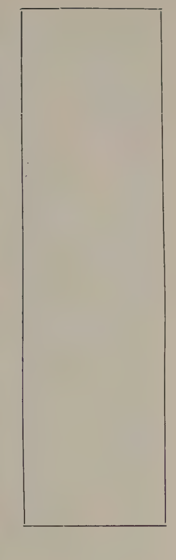
---

diese beschränke. Um ein bestimmtes Urteil abzugeben, muß man also die Gesamtheit der Artmerkmale ins Auge fassen, zu denen noch folgende gehören:

Das Haar der Wildkatze ist rauher, der Hals länger, der Kopf platter, gedrückter, die Lauschermuscheln sind breiter und steifer als bei der zahmen Katze. Der Darm der Wildkatze ist um ein Drittel kürzer als der der zahmen, die zur Verdauung pflanzlicher Nahrung ein längeres Gescheide braucht. Die Lunte der Wildkatze ist kürzer, dicker, schwarz geringelt und auch im abgestumpften Ende schwarz. Die Wildkatze hat einen schwarzen Rückenstreifen, von dem schwarze Querstreifen ausgehen. Ihre Nase ist fleischfarben, die Lippen sind schwarz.







Karl Soffel. *Vivarium.*

Wildkatze.

eine Frau, die sich in sein blauschillerndes Kleid und seine Späße verliebt hat. Lustig hopsen beide vom Eichenaste herunter auf den Schauplatz des nächtlichen Trauerspieles. „Kraoh!" Als die Rabin die gute Arbeit des Kuders betrachtet, den scharfen Biß durch des Hasen Drossel und das säuberlich von beiden Seiten benagte Rückgrat, lobt sie das sehr und ist erfreut über den leckeren Fund. Der Rabe legt ihr ein Stück von den saftigen Keulen vor und läßt sich selbst das duftende Ingeräusch munden. Das ist doch was anderes, als wenn der Schmutzfink Reineke Mahlzeit gehalten hat! Da sieht es aus, als sei eine Sau niedergemacht und dabei hat er nichts übrig gelassen als die elenden Hasenpfoten! Und er selbst, der rote Spitzbube, schnürt bis über die Lauscher besudelt davon und muß sich erst im Bache, wo er sich den Wanst vollschlappt, waschen und säubern, damit er sich im Walde wieder sehen lassen kann. Da ist der Kuder von edlerer Art! Der braucht sich kaum Schnäuzchen und Pfötchen zu putzen, und sein blaßgelber Fleck unter dem Kinn ist nach dem Fressen so blank und sauber wie zuvor.

Art hält auf Art! Behaglich glättet auch der alte Rabe sich die Schwingen. Dann ordnet er sein Hochzeitskleid, schüttelt und zupft alles zurecht, hüpft ein paar Schritte weiter und beäugt mit schief gehaltenem Kopfe befriedigt die saubere Arbeit, die Murk im Moose nach Verrichtung seiner Notdurft gemacht hat. Auch der Rabin flößt das Achtung ein: alles hübsch sauber verscharrt, das muß man sagen! Ja, das hat Lebensart! Dagegen der

Fuchs, der Schmierfink! Der setzt alle Naselang ein Meilensteinchen und an jeder Ecke hebt er den Hinterlauf. Kraoh!

Der alte Rabe hält den Kopf schief, plustert sich auf und putzt das Gefieder. Bei sich denkt er, daß der Fuchs eben kein Kuder ist und daß jeder auf seine Weise durch die Welt zu kommen sucht: der Wildkater mit seiner Heimlichkeit, seinem feinen Vernehmen und scharfen Blicke, der Fuchs mit seiner guten Nase. Na, da kann man es Reineke doch nicht verdenken, daß er sich Wegweiser setzt und Witterungsmarken pinselt, um bei seinen weiten Irrfahrten nicht Weg und Heimfahrt zu verlieren, wenn Frühnebel oder nächtliche Dunkelheit den Ausblick verhängen.

Er, Wodes wissender Warner, braucht das nicht, denn ihm ist der weite Blick gegeben, der ihn erhebt über alles armselige Volk, das auf vieren im Staube läuft. Mit einem Rucke schwingt er sich polternd auf. Ihm nach seine schmucke junge Frau. Hell jauchzend klingt der Schrei des Alten über dem Walde: Kraook, krauh! Dann schwimmen beide in weiten Kreisen über Bergen und Tälern hin, um auszuspähen, was der junge Tag ihnen bringt.

Inzwischen liegt Mauze in ihrem Bau und Murk in dem seinigen, und beide träumen. Sie von der Kinderzeit, als sie mit den Geschwistern um Mutters Rute spielte. Er von dem milchbärtigen Nebenbuhler, dem er neulich die Liebe für immer versalzen hat. Leise zuckt die Luntenspitze, die Waffen greifen aus den Sammetpfötchen heraus und treten wieder zurück. Aufblinzelnd wendet er den dicken Kopf mit den hellhörigen Lauschermuscheln. Dann schnurrt er im Halbschlafe behaglich weiter den lieben langen Tag entlang. Den Hinterleib auf die rechte Keule gelegt und den linken Achterlauf weit ausgestreckt ruht er mit gekreuzten Vorderbranten wie ein kleiner Löwe da, selbst im Halbschlafe noch in achtunggebietender, trotzige Kraft bekundender Stellung.

Hingegen muß Mauze es sich bei der wachsenden Last ihres Leibes nun bequemer machen, als ihr herrischer Gebieter. In weicher Lösung der müden Glieder liegt sie zusammengerollt auf dem dürren Laube, das der Dachs vor Jahren in seinen Kessel eingekarrt und das sie sich hübsch locker gescharrt hat. Ihr Kopf ruht auf den Vorderbranten und die Rute bedeckt die Hinterläufe.

Gern legt sie sich auch jetzt, um den gesteigerten Wärmeverbrauch auszugleichen und den kribbelnden Flöhen zu entrinnen, über Tage unter eine nur ihr zugängliche Klippe und läßt sich die liebe Sonne auf den Pelz brennen, bis die es allzugut meint. Im übrigen bleibt sie auch in ihrem jetzigen Zustande bemüht, ihr rauhes Kleid in Ordnung zu erhalten. Mit dem Behagen innerer Zufriedenheit leckt sie, sobald sie nicht schläft, ihre Vorderbranten abwechselnd, fährt dann mit der gesäuberten von hinten nach vorn über Kopf und Lauscher, beseitigt jedes Stäubchen, glättet mit ihrem rauhen

Lecker jedes abstehende Haar, bis alles in bestens geordnetem Zustande ist. Sie hat auch Ursache dazu. Denn später, wenn die großen Nahrungssorgen und um der Kleinen willen die Angst vor dem Kuder kommen, putzt und schläft es sich so ruhig nicht mehr!

Mutterglück.

Als der Mai kam und der Wal-Burg-Tanz um die Brockenmoore tobte, hatte Mauze natürlich dabei sein müssen, so gut wie Feuerauge und der alte Rabe.

Der alte Köhler unter den Hohne-Klippen meinte, als er Mauzen spürte und des Raben Ruf über seinen Tannen hörte, ohne die Wahrsagersche und den Alleswisser sei eine wilde Jagd im Märzsturme und ein richtiger Hexenritt in der Wal-Burgs-Nacht so wenig zu denken wie ohne den Schuhu! Aus Mauzens schränkender Schleichfährte las er kundigen Blickes ihre gute Hoffnung heraus und murmelte etwas von Hexenart, die nicht vergeht. Das war am Morgen. Mittags ging es „kraoh, krauh" über seinem Kopfe; da hatte der Rabe ihm den Speck aus der Dachstasche gestohlen. Und um Mitternacht prasselte dicht bei seiner Köte der Uhu mit einem Auerhahne von den verwachsenen drei Eichen herunter.

Da wußte der Köhler, daß morgen am Blocksbergkopfe der Tanz losgehen würde. Und so kam es auch: dunkeles Gewölk jagte sich in wildem Ringelreihen um den Vater Brocken, bis der frühe Morgen den Spuk vertrieb und das erste Frühlingsgewitter in den ruhenden Wald herunterrauschte. Da duckte der Rabe geduldig unter im Schutze einer hohlen Eiche, der Uhu saß verdrießlich bei seiner Brut am Horste unter dem Arneklinte, und Mauze hatte längst ihre Decke ins Trockene gebracht, ehe das Pladderwetter losbrach, das sie nicht leiden kann. In der Felsspalte unter dem Giersklinte, weit weg von ihrem alten Bau und von den Lagerstätten des Kuders hatte sie hier oben im wildesten Gebirge ihre Zuflucht gesucht. Von dem Felsen war dort durch das Schmelzwasser grüngraues und weißes Torfmoos abgeschwemmt, das die Sonne dann getrocknet und der Herbststurm auf Haufen geblasen und unter die Felsnase gejagt hatte. Eigens zu dem Zwecke, um Mauzen ein molligweiches und unfindbar heimliches Wochenbett zu bereiten! Das gefiel ihr sehr. Und noch einen anderen Vorzug hatte die Gegend. Drüben auf dem Moore stand unter Birken und Krüppeltannen stark duftender Porscht. In den legte Mauze sich mittags beim schönsten Sonnenscheine hinein, und als sie das drei Tage hintereinander getan hatte, war sie den letzten von den Flöhen los, die sie in dem Dachsbau sich geholt hatte. Auch konnte sie der Stunde ihrer Schmerzen und Wonnen hier um so ruhiger entgegensehen, als es rundherum nicht an Nahrung fehlte.

Als sie dann Mutter geworden war und zum ersten Male ihre vier

blinden Kleinen verließ, fand sie ein Eichhornnest mit Jungen. Tags darauf fing sie eine brütende Auerhenne und warf unter dem zerwaschenen Ufer eine starke Forelle heraus: hier oben ist gut sein!

So gedeihen denn die Kleinen und öffnen am neunten Tage zum ersten Male ängstlich blinzelnd ihre Seher. Das Licht scheint ihnen freilich nur durch winzig schmale Spalten. Aber Mütterchen Mauze hilft durch fleißiges Lecken nach, bis die runden Guckerln ganz aufgehn und zum ersten Male im vollen Scheine das Licht der Welt erblicken. Welch schöne Welt hier in der stillen, kühlen und schattigen Waldesheimlichkeit! Auch die kleinen Lauscher, die anfangs kaum bemerkbar waren, wachsen nun heraus und erschließen den munteren Dingern neue, herrliche Reize. Da summt dicht vor dem Lager ein großer Käfer vorbei. Hei, wie die Muschelchen der Lauscher sich aufstellen und die zaghaften Seher ihm gespannt nachblicken! Wartet nur: die Welt dort draußen hat noch viel schönere Wunder, als Ihr heute ahnt!

Geschmack und Geruch hatten sich ihnen ja gleich nach der Geburt erschlossen: an Mutterchens Gesäuge, das sie mit den Näschen gesucht und dann schmatzend mit dem Mäulchen bearbeitet hatten.

Jetzt üben sie auch ihr Tastgefühl, versuchen im Lager herumzukriechen, tapsen an der Wand herum, kippen über und strampeln mit den kleinen Läufen, bis Mauze sie mit zärtlicher Stimme an sich lockt und, als das nicht hilft, gelassen aufsteht und die kleinen Ausreißer im Fange herbeiholt und ins Nest legt, wo sie sofort ihre Melkarbeit wieder aufnehmen. Allmählich lernen sie dies Geschäft ganz meisterhaft und bearbeiten, um die Milch reichlicher zum Fließen zu bringen, das mütterliche Gesäuge, indem sie mit den kleinen Vorderbranten abwechselnd dagegen treten. Diese knetende Melkarbeit bleibt ihnen als unverlierbare Instinkterinnerung für das ganze weitere Leben, und wenn sie später einmal den höchsten Grad von Liebe und Zärtlichkeit ausdrücken wollen, so werden sie die Liebste kneten mit sanftem Auskrallen der Waffen, wie sie es jetzt an der geduldig schnurrenden Mutter tun.

Bald aber, wenn die Lauscher sich versteifen und der Blick fester auf der Umwelt haftet, melden sich die wilderen Instinkte. Das Spiel, in dem der ganze Ernst ihrer kämpfereichen Zukunft sich spiegelt, beginnt. Und wieder ist die geduldige Mutter das Opfer ihrer kleinen Tölpeleien. Am meisten hat es ihnen die Stummel-Lunte der Alten angetan. Sie ist auch gar zu nett mit ihren schwarzen Ringeln und ihrem ewigen Zucken, diese liebe, so ausdrucksvolle Lunte! Schwapp stolpert das Jüngste darüber hin und, schwapp! hat der Älteste die schwarze Spitze erwischt und krallt sich darin ein. Schwapp ist er mit dem nächsten Zucke beiseite geworfen und schwupp springt der andere kleine Bruder wieder ein. Siehst Du, Mauze,



Douglas English. *Vivarium.*

Wildkatze.

da hast Du nun die fröhliche Erfüllung des Traumes, den Du träumtest im alten Dachsbau unter der Hexenklippe!

Mauze blinzelt durch die halbgeschlossenen Lider, läßt sich von den kleinen Rangen umspielen und schnurrt dazu!

Aber sie sorgt auch dafür, das nichts, insbesondere der Kuder nicht, ihren Burgfrieden störe. Sie leckt den Unrat der Kleinen auf, sobald diese sich nach dem Säugen lösen. Alle Reste ihrer eigenen Nahrung hält sie dem Lager fern. Und so oft sie zu ihrer Zufluchtsstätte zurückkehrt, sucht sie vorsichtig die ganze Umgebung ab, ehe sie sich zu den Jungen legt.

Die hohe Schule.

Der tiefe Sinn im anscheinend so kindischen Spiele der Kleinen enthüllt sich sehr bald. Als sie das Nest verlassen haben, bringt die Mutter ihnen die erste Waldmaus. Mit sanftem hochklingenden Murren, in dem eine Fülle von Mutterliebe und Mutterglück zum Ausdrucke kommt, trägt Mauze die Unverletzte herbei. Die erste Maus! — Wie dies große, ewig unvergeßliche Ereignis doch so verschieden in den Sehern der vier drolligen Tolpatsche sich spiegelt! Schon an ihrem Benehmen erkennen wir jetzt, daß es zwei Kater und zwei Jungkätzchen sind. Die Kater sind nicht nur strammer im Bau, sondern nun auch schon schwerer in den Branten, daher plumper in

den Bewegungen, als die anmutigeren Schwesterchen. Aber aus ihren hellen Lichtern blicken sie so fest und klar in die Welt hinaus, als wollten sie fragen: wo steht der Feind? Als sie der Mutter zärtliches Locken vernehmen, richten sie sich auf. Die Schwesterchen aber laufen gleich der Mutter entgegen und trollen, neugierig auf die Waldmaus schauend, neben ihr her. Ducker aber, der stärkste der beiden Brüderchen, schleicht im Grase der Mutter entgegen und springt dann mit täppischem Satze an ihr hoch, um die Maus an sich zu reißen. Als die Zappelnde ihm entschlüpft, geht eine wilde Jagd los. Aber Ducker ist wieder der erste, der sie erwischt. Und zum ersten Male erprobt er nun den Wert seiner kleinen Waffen! Ein wonnevoller Stolz durchschauert ihn, eine unbestimmte Empfindung von etwas Großem, grausig Schönem, das nun kommen und das er halten müsse mit diesen Waffen! Jedenfalls trägt er sich furchtbar hochmütig, als er die Maus nun wieder zur Mutter bringt, die ihn schnurrend empfängt. Aber erst, als sie ihm zeigt, daß und wie man solches Spielzeug auch fressen könne, geht ihm die volle Ahnung der Zukunft auf; aber in der Hinsicht sind ihm die Schwesterchen weit überlegen, die gleich begriffen haben, daß die Maus köstlich schmecken müsse.

Es bleibt nicht bei der ersten Mahlzeit; denn kurz darauf bringt Mauze ihren Kleinen eine zweite Maus. Damit ändert sich aber nun auch der ganze Haushalt. Den nunmehr scharf witternden Kot mag die Mutter nicht mehr herunterschlucken; dazu ist sie viel zu reinlichkeitsliebend, und eine Wildkatzenzunge ist wohl die feinstschmeckende von allen Zungen der Welt. Die Jungen werden also angehalten, ihr Geschäftchen nun außerhalb des Lagers zu besorgen, und zwar von Tage zu Tage weiter vom Lager entfernt. Ohne weiteres lernen sie, den Kot zu verscharren, wenn die Bedeutung dieser Instinkthandlung ihnen auch zunächst nicht zum Bewußtsein kommt. Später werden sie schon begreifen, wie nützlich diese Vorsicht ist und wie guten Schutz gegen schlimme Entdeckung sie bietet.

Mit großem Jubel stürzt die ganze kleine Sippschaft dann auf Mutter Mauze zu, die es sich nun wieder schnurrend auf dem Lager bequem macht. Aber als die Rangen die gewohnte Saug- und Knetarbeit an den Zitzen der Mutter fortsetzen wollen, leidet diese solches Ungestüm nicht mehr so geduldig wie früher; denn die kleinen Fänge, die nun schon mit der Maus fertig werden, tun ihr von Tage zu Tage mehr weh, und die Milch tritt dementsprechend mehr und mehr zurück.

Mauzes Leib wird wieder glatt und schlank, und die Jungen mögen nun sehn, wie sie ohne Muttermilch fortkommen! Sie sorgt ja auch von Tage zu Tage mehr für unterhaltsames Spiel und guten Fraß.

Mrrrr – rau – uh!

Da ist sie wieder und – schubb-diwubb! – rumpeln auch schon die Kleinen heran. Ducker macht ein erstauntes Gesicht: was die Mutter da

bringt, ist ein neues Ereignis in seinem Leben. Eine flügge Amsel ist es, die Mauze den entsetzt schackernden Eltern von der Buche herunter geraubt hat. Sicherheitshalber hat sie ihr einen Flügel gebrochen, ehe sie sie losläßt. Nun geht das Spiel wieder los, das die Menschen grausam nennen, und das dem Raubwilde und insbesondere allen Katzen doch als ursprünglichster Trieb so eingeboren ist, wie dem Knaben die Lust am Soldatenspielen und dem Mädchen das Bemuttern seiner Puppe. Früh übt sich, wer ein Meister werden will!

Daß von Mauzes vier Jungen dem herzhaften Ducker einmal die Meisterschaft im Sprunge gebühren wird, zeigt jedes lustige Spiel mit neuer Beute. Seine Schwestern Ringellunte und Leisetritt kommen ihm an Draufgängerlust nicht entfernt gleich und sein Bruder Schnauz führt eine große Brante, ist aber zu langsam von Entschluß. Wenn nicht die Mutter bei der Verteilung der Beute für ihn sorgte, müßte er verhungern. Und doch hat Mauze gerade diesen plumpen Tolpatsch am liebsten. Wenn er sich, um einen dummen verspäteten Maikäfer zu fangen, mit voller Wucht auf die linke Brante stellt und die rechte im Gelenke zuckend spielen läßt, so sieht ihr Mutterstolz in ihm den zukünftigen Schlagedoderoh, und mit verdoppelter Sorgfalt widmet sie sich seiner Erziehung.

Sie bringt den Jungen ein quäkendes Junghäschen und freut sich schnurrend daran, wie alle dem kleinen Lampe zusetzen. Wie gewöhnlich kommt Schnauz zu kurz, beim Fangen wie beim Fressen. Da schleicht sich Mauze fort und kommt bald darauf mit ganz besonderer Beute heim. Mrrrauend lockt sie Schnauz herbei und gibt ihm allein, während die anderen kauen, eine flinke Eidechse frei. Wütend springt der Kleine ein. Aber fehl ging der Sprung, und schon witscht die Eidechse auf ein Wurzelloch zu. Da wirft ein Hieb der Alten sie in hohem Bogen zurück und diesmal trifft Schnauz besser; aber tapsend hat er ihre lange Schwanzschleppe erwischt und hält statt der Eidechse nur den zuckenden Schwanz zwischen den Branten, von dem die Eidechse sich getrennt hat, um das Leben zu retten. Doch abermals wirft die Alte sie dem kleinen Tölpel zu und nun endlich erwischt er das flinke grüne Ding, das mit mutigem Bisse ihm in die Lefzen fährt. Das hatte nun gerade noch gefehlt, um Schnauz scharf auf diese Beute zu machen. Und als Mauze ihn am nächsten Vormittage an den Hang unter dem Giersklinte führt, wo im warmen Sonnenscheine die Eidechsen sich im Moose sonnen, gerät Schnauz aus Rand und Band vor Aufregung und Lust an den flinken Dingern. Und in demselben Maße, als dies Hasche-Spiel ihn belustigt, wird er flinker und geschickter in seinen Griffen, so daß er schließlich auch die Grashüpfer fängt und sogar im Sprunge erhascht.

Selbst dem vor ihm davonburrenden Hirschkäfer springt er nach und mit gutem Brantenhiebe holt er ihn herunter. Kein Zweifel: er wird einmal jeden Gegner bestehn im wilden Kampfe um Leben und Liebe.

Mauze ist mit dem Erfolge ihrer Erziehung zufrieden und leckt ihm mit rauher Zunge zärtlich den struppigen Balg. Namentlich das Halsfleckchen, das der kleine Dreckbuddel sich kohlschwarz gemacht hat bei seiner Eidechsenjagd im moorigen Moosgrunde.

Der erste Feind.

Herbstlich sonnige Tage! Braunrote Buchen, weißschimmernde Birken, tiefgrüne Tannen und hellgoldene Lärchen. Darüber der Himmel in unergründlichem Blau. Frühmorgens verhängt ihn der Vater Brocken mit dem großen Nebelschleier. Aber wenn mittags dann doch die Sonne durchbricht, macht der Berggreis selbst das vergnügteste Gesicht dazu. Die Zeit aller Reife ist da, und Wode schreitet segnend durch den Wald, soweit nicht der Schall der Klosterglocken ihn vertreibt. Hier oben allein herrscht er noch und herrschen mit ihm Uhu, Rabe und Wildkatze.

Die Zeit der Reife bringt auch ihnen reiche Ernte. Uhu und Wildkatze greifen das junge Eichhorn, das beim Aufknacken von Bucheckern die Welt um sich her vergißt, und den Häher, der beim Verstecken von Eicheln soviel Lärm macht, daß er die heranschleichende Wildkatze so wenig vernimmt, wie den gleich lautlos herbeigleitenden Kuder der Luft, den Uhu. Der Rabe trägt sich einen Vorrat von Pfifferlingen und Eicheln zusammen und streicht sofort herbei, wenn er Rüdelaut und den Ruf des Jagdhornes vernimmt. Denn wo ein Hirsch oder Keiler gefällt wird, ist auch für ihn der Tisch gedeckt. Wenn er auch nicht so große Ohrmuscheln hat wie die beiden, so vernimmt und äugt er doch mindestens ebenso scharf und ist beim geringsten willkommenen Laute sofort mit „Krauh, klong, kroh!" über dem Schauplatze der Tat.

Da er aber nicht so lautlos herangleiten kann, wie der Schuhu und dessen haariges Gegenstück, die Wildkatze, so macht es ihm besonderen Spaß, beiden nachzuspähen und an ihrem Schmause teilzunehmen. Der Kuder läßt ihm ja fast immer hinreichenden Rest von seiner Mahlzeit, aber der Uhu ruft auch im Herbste seine Brut zur Atzung herbei. Also dem muß der Rabe die Beute abjagen und das macht ihm Heidenspaß. Freilich gelingt das nur in der Abenddämmerung, denn zur Nachtzeit würde Glutauge den Spieß umkehren und den Raben vertreiben. Solange das Sonnenlicht scheint, darf er sich aber mit keiner Beute sehen lassen. Gleich geht es über ihm: „Krauh, klong, kroh!" Immer gleich zu zweien sind die schwarzen Halunken da. Der Kuckuck mag wissen, wo sie immer gleich herkommen. Mit funkelnden Lichtern und gräßlichem Geschrei fährt der Alte auf den Uhu los, wenn der abstreicht, stößt ihn von unten, schnappt von oben nach ihm. Und die Rabin hilft dabei, daß Glutauge Flaum und Feder stieben und er schließlich, um das Gesindel los zu werden, seinen Igel fallen läßt und



Douglas English. *Vivarium.*

Wildkatze.

wütend abstreicht. „Schuhuhu!“ ruft er ärgerlich aus der alten Eiche, in deren Schatten er aufgehakt ist.

„Krauh, kroh, klong!“ antworten ihm höhnisch die frechen Raben, die sich hoch oben auf dem Aste einer einzelstehenden Schwarzkiefer ihren Raub mit den herbeigerufenen Jungen teilen und wohlschmecken lassen. „Krauh, klong!“ ruft der Alte, als er nach der Mahlzeit sich den Schnabel wetzt, „man muß die Sache nur verstehen, Kinder! Kroh!“

Mit Mauzen bindet der Rabe nicht an. Er weiß, daß die ihn beim Flittchen erwischen könnte – und dann säße sein Kragen in ihrem Fange. Danke bestens! Aber es macht ihm einen Heidenspaß, zuzuschaun, wenn sie mit ihren Kindern Schule hält. Sie kann das nämlich gar nicht leiden, weil ihr jede, gleichviel welche, Gesellschaft zuwider ist, und deshalb faucht sie den Raben an, sobald er in seiner Dummdreistigkeit sie belästigt. Neulich wäre ihm diese Zudringlichkeit und Neugierde beinahe übel bekommen. Er sah nämlich die Katze abends mit ihren Jungen spielen. Sie hatten ein Haselhuhn gefangen und belustigten sich an dessen Angstsprüngen.

„Klong, kroh!“ rief der Alte vom Eichenaste herab. Ganz wohlwollend, als wolle er Leisetritts schlanken Wuchs loben und seiner Freude über Schnauzens Wachstum gevatterschaftlichen Ausdruck geben. Mauze warf ihm einen verächtlichen Blick zu, blieb aber im Tiefsitze bei ihren Kindern.

„Kroh, krauh!“ rief der Rabe, der ganz bei der Sache war und überlegte, ob das Haselhuhn nicht doch vielleicht zu erwischen wäre. Dabei hatte er übersehen, wie Ducker sich herangeschlichen hatte und an der Rückseite der Eiche hochkletterte. Erst als er hinter sich verdächtig leises Geräusch vernahm, horchte er auf. Das war nicht Käfer, nicht Maus, nicht Specht, nicht Eichhorn, das war — alle Donnerwetter noch mal, krauh, kroh, kraah, kraah! Lärmend war der schwarze Spitzbube abgepoltert, und noch eine halbe Stunde lang schimpfte er oben in der Luft: Kraah, kroh!

Ducker kauerte beschämt über das Mißlingen seines Anschliches auf dem dicken Aste am Eichenstamme. Dann sprang er zu Boden und schlich sich davon. Er fühlte sich schon zu selbständig, um an den Spielen der Geschwister noch Gefallen zu finden, und nur das lockende Murren der Mutter konnte ihn noch zurückrufen. Scharf ausspähend schlich er unter den Eichen hin, die Lauschermuschel nach vorn gestellt. Da, horch! Piep! Das ist eine Waldmaus. Sie hat eine Buchecker gefunden, knabbert sie auf und schmaust auf den Keulen sitzend den Kern, den sie mit den Vorderpfötchen hält. Piep! Ja, jetzt ist Erntezeit, herrliche Zeit! Schon schleicht Ducker sich näher. Da, was ist das? Piep! schreit das Mäuschen schrill, und etwas Braunes raschelt im Laube. Was fehlt dem Mäuschen? Es macht einen Sprung, dreht sich im Kreise, zittert und fällt tot nieder. Vorsichtig schleicht Ducker noch näher. Da kriecht die Otter an ihre Beute heran, bezüngelt sie, greift sie und würgt sie hinunter. Dann kriecht sie in ihr Versteck unter einem Dürraste zurück.

Ducker hat den Buckel gekrümmt. Langsam umschleicht er die Otter, die ihm zornig mit ihren roten Lichtern folgt. Dem Jungkuder steigt der Zorn zur Kehle. Aber er weiß nicht Bescheid. Fauchend krümmt er sich abermals auf. Da antwortet auch schon die Mutter und mit steif getragener Lunte schleicht sie heran, während ihre Jungen zögernd zurückbleiben. Kchfff! Als Mauze die Otter erblickt, krümmt auch sie sich auf. Dann umschleicht sie den Schlupfwinkel des zischenden Scheusales, das sich immer höher aufrichtet und immer ängstlicher der Katze mit den Blicken folgt. „Was Mutter tut, wird schon richtig sein,“ denkt Ducker und schleicht der Alten im Kreise nach. Jetzt wendet sich die Otter züngelnd gegen ihn. Schwapp, da hat sie einen Mutzkopf von der Alten, der saß nicht schlecht! Mit dem Schweife schlagend ringelt sich die Otter aus ihrer Deckung heraus, aber gleich rollt sie sich wieder zusammen, und das Spiel beginnt von neuem. Inzwischen ist aber Schnauz in den Kreis eingetreten und nun wird die Otter vollends verwirrt. Als sie sich wieder mal lang macht, gibt Schnauz, der mit dem kriechenden Gewürm umzugehen gelernt hat, ihr eine ins Genick, daß sie sich überkugelt. Und in demselben Augenblicke greift Mauze zu und beißt dem Ekelvieh das Rückgrat entzwei, daß rechts und links eine Hälfte herunterringelt.

Mrrrauend lockt Mauze dann ihre Jungen zusammen und zeigt ihnen den verzuckenden Feind. Aber anrühren läßt sie das Scheusal nicht.

Krauh, klong, kroh! Oben im Eichbaume sitzt schon lange der kluge Rabe. Und als die Katzen davonschleichen, ist auch schon seine ganze Sippe zu vieren da. Und so kommt Wodes weiser Vogel doch noch durch die Wildkatzen zu seinem Abendbrote.

Ja, jetzt ist gute, gesegnete Zeit! Klong, krauh, kroh!

Dämmerung.

Nachdenklich, verdrossen, sitzt Jakob, der Rabe, auf dem Dürrlingsaste einer alten Eiche, die aus einer Eichel erspossen ist, die er einst im Moose versteckte. Nun ist ihr Stamm vom Blitze gespalten und wird von Borkenkäfern durchnagt.

„Klong!" Geschlecht auf Geschlecht hat Jakob an sich vorüber leben sehn und ist alt, steinalt, uralt geworden. Das stimmt nachdenklich, aber fröhlich nicht. Die Welt fällt immer mehr aus der Art. Die Zukunft gehört nicht den weisen Raben, sondern dem Gewimmel der schwatzhaften Dohlen, die jetzt auf allen Kirchtürmen im Lande draußen hausen, und den Krähen, die so frech werden, weil ihrer gar so viele sind!

Auch der Uhu wird immer seltener.

Und mit den Wildkatzen steht es schief.

Die alte Art ist dahin!

Jakob hat sie noch gesehn. Er sah Ducker und Schnauz zu den gefürchtetsten Kudern des ganzen Harzwaldes erwachsen und war Zeuge manches wilden Kampfes, den sie miteinander und mit ihrem grimmen Vater, dem alten Kuder vom Weißen Hirsch, um die Minne von Ringellunte und Leisetritt, wie um die mancher anderen Spröden führten. Da setzte es Hiebe! O, war das schön, war das schön!

Deutlich erinnert sich Jakob noch des ersten Zusammenpralles der feindlichen Brüder bei ihrem Wiedersehn. Schnauz war im ersten Winter seines Lebens auf die Wanderschaft gegangen und nach mancherlei Irrfahrten und bestandenen Fehden im dritten Lenze wieder gekommen: als ein ganzer Kerl und verwogener Fechter, der eine fürchterliche Brante führte und barbarisch stolz auftrat. Sein Bruder Ducker, der in der vorigen Ranzzeit sogar dem eigenen Vater über den Nacken gekommen war, wollte erst gar nicht glauben, daß überhaupt noch einer mit ihm anzubinden wagte. Er brachte damals Wachsnäschen sein Ständchen, einem Jungkätzchen mit gelblicher Brust, so recht nach seinem Geschmacke, in das er bis über beide Lauscher vernarrt war. Jakob verzehrte gerade auf einem Felsblocke sein Abendbrot, einen dicken Maulwurf, als der Spektakel losging. Ducker war eben bei seinem schönsten Liede, als, sehr zur Unzeit, der Junker Schnauz dazwischen kam.

Sein Schnurrbart war noch stattlicher geworden und seine Seher blitzten herrisch befehlend. Steifbeinig bedächtig, als ob er Reiterstiefel trüge, stolzierte er daher. Wachsnäschen empfing ihn zu Duckers nicht geringem Zorne mit weichem sehnsüchtigen Gruße. Die Elende! Ihn, Ducker, hatte sie fauchend abgewiesen, ihn, den stärksten Kuder des Gebirges! Gleichwohl vergab er sich nichts, sondern schritt, zu Jakobs unaussprechlichem Spaße, dem herausfordernden Eindringlinge würdevoll entgegen.

Fauchend, mit schief gehaltenen Köpfen, die Lunte steif getragen, das Haar gesträubt und die rechte Brante locker im Gelenke, begrüßten sich die beiden Fechter. Jakob baumte auf, um den beginnenden Kampf besser übersehen zu können. Aus Duckers tiefster Seele quollen Töne sorgenvollen Schmerzes hervor, die das Schicksal anzuklagen schienen. Wie Wodes Donner antwortete der Groll aus Schnauzens Brust. Duckers Unterkiefer zitterte vor Wut, aber noch immer hielt er an sich. Schnauz wurde es trocken im Halse, der Lecker klebte ihm am Gaumen und die Stimme versagte, nur ein übergeschnapptes Kreischen noch konnte er zur Antwort geben. Jakob wurde ungeduldig auf seinem Aste. Na, endlich, endlich ging es los! Schwapp — zu schön war es, wie gleich der erste furchtbare Hieb, den Schnauz austeilte, den Gegner über den Haufen warf, daß er forttaumelte. Aber nicht umsonst hieß der: Ducker! O je, o jeh, wie er jetzt in wendigen Wirbeln den Gegner umtobte, daß dem schwindelig vor den Sehern ward und dann nach einer geschickten Finte ihm in den Nacken sprang und ihn mit dem Fange bis hart ans Leben bearbeitete: das wird Jakob sein Lebtag nicht vergessen! Aber das Schönste kam noch. Schnauz gelang es endlich, sich herumzuwerfen und Ducker abzudrücken. Kaum hatte er den Nacken frei, so gab er dem Gegner, den er mit den Hinterbranten festhielt, mit der Rechten eine gegen die Kinnlade, daß ihm Knurren und Greinen zugleich verging und nur noch ein halb zerkauter Ton aus dem zerbrochenen Fange herauskam, mit dem der Sieger von eben todmüde davonschlich. Schnauz sank gleichfalls erschöpft ins Heidekraut. Da lockte ihn das boshafte Liebchen wieder mit ihren zartesten Sehnsuchtstönen. Aber ehe Schnauz die Puste wiederfand, hatte schon ein anderer von Wachsnäschen Besitz ergriffen: der alte Wildkuder vom Weißen Hirsche!

Ja, das waren herrliche Tage! Und die Musik, die die Kerle dazu machten, was war die schön! Schütteln muß sich Jakob, wenn er daran denkt. Die ganze Nacht hindurch, wild und immer wilder scholl das Lied, das hinunter in die tiefste Hölle des Katerleides und hinauf bis in den Himmel der Seligkeiten drang. Das war Waldmusik, alle Donnerwetter nochmal! Jakob hat nur ein einziges Mal was Ähnliches gehört. Das ist nun auch schon lange, lange her. Damals war es, als er eine große Reise südwärts machte. Da traf er im Walde am nächtlichen Feuer schwarzbraunes



Douglas English. *Vivarium.*

Wildkatze.

Menschenvolk in langen Zottelhaaren und struppigen Flauschgewändern. Die führten drei Bären an Nasenringen bei sich, brieten sich Mäuse und tanzten um die verglimmende Glut zu den Weisen, die drei Alte mit Pferde-haar-Bögen auf Katzendärmen kratzten. Hei, das kreischte, knurrte, jaulte, quiekte und murrte: ein ganzer Wald von Katern wurde lebendig, wenn die Kerle den Katzendarm geigten — das war auch wunderschön!

Damals im Süden hat Jakob auch die andere Katzenart kennen gelernt, die nun immer mehr auch am Harze sich ausbreitet. Die Nonnen vom Stifte Quedlinburg haben das Gesindel hergebracht. Weit, weit her übers Meer ist es ursprünglich gekommen, wo es keinen Schnee gibt und wo die Raben weiße Kragen tragen, wie hierzulande die Nonnen. Dort im Lande des Nil soll es bei den alten Ägyptern in hoher Verehrung gestanden haben. Eine besondere Katzengöttin gab es dort, Pascht genannt, um deren Tempel herum die Mumien heiliger Katzen beigesetzt wurden. Wer eine solche heilige Katze tötete, wurde auf grausame Weise zu Tode gemartert. Starb aber eine Katze im Nillande natürlichen Todes, so legten die Bewohner Trauer an und ließen sich die Augenbrauen abrasieren.

Desto schlechter ist es den Katzen dafür in Europa ergangen. Denn hier zogen sie sich wegen ihrer Walburgs-Musik und als das ehemalige Gespann vor Freias Wolkenwagen den Groll abergläubischer Gemüter zu,

14*

der doch nur der Wildkatze als Freias echter Dienerin gebührt hätte! In Metz sind lange Zeit alljährlich auf dem Marktplatze vom hohen Magistrate eine tüchtige Anzahl Katzen, in Weidenkörbe gesperrt, wegen Wahrsagerei und Teilnahme an einem Hexensabbat auf einem Scheiterhaufen verbrannt worden.

Abstammen soll die Hauskatze von der wilden Falbkatze, der sie ja auch ähnlich genug sieht. Mit dem echten Waldkater hat sie so wenig gemein, wie die Dohlen mit Wodes weisem Raben. Schlappe Haltung, dünnen Buckel, lange dürre Rute mit dünnzipfliger, womöglich gar weißer Spitze. Und ein dünnes Stimmchen ohne Saft und Kraft!

Solange Mauzens tapfere Heldensöhne noch lebten, konnte diese hergelaufene Sippe am Harze nicht gedeihen. Ducker und Schnauz haßten sie, wie einstmals der Luchs ihre Väter gehaßt und zerrissen hatte, und duldeten keinen von der albernen Gesellschaft, soweit ihre Räuberfahrten reichten. In den Mühlen längs der Bode und auf den Bauernhöfen am Steinholze, der Altenburg und dem Huy räumten sie auf mit allem, was sich vermaß, in ihr Jagdgebiet zu kommen. Und sie machten auch keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern. Mieze, die weibliche Dorfkatze, fingen sie ebensogern und zerrissen sie mit demselben Behagen, wie Hinz, den Mühlenkater, oder Schienz, den Verschnittenen aus dem Nonnenkloster.

Im März, zur Zeit der großen Musikfeste, blieben die Edelkuder im Bodetale bei ihren stolzen Schönen und dachten nicht an die Katzenmägde auf den Dörfern.

Donner und Sarnot, wie haben die Zeiten sich geändert! Heute strolcht jeder halbreife Jungkuder, der bei den edelen Fräulein seiner Art Fauchen und Brantenhiebe als Antwort auf seine Anträge kriegt, hinter den liederlichen Katzendirnen her, die nachts schmachtend und greinend am Zaune der Mühle oder am Giebel des Forsthauses hinstreichen. Und auf allen Feldern, in allen Vorhölzern des Gebirges treibt sich die Bastardbrut*) aus dieser Unzucht

*) Von den zahlreichen „Wildkatzen", deren Bälge alljährlich in Deutschland in den Handel kommen, sind sehr viele Bastarde oder verwilderte Hauskatzen. Immerhin ist die Zahl der echten Wildkatzen auch in Deutschland noch immer größer, als vielfach angenommen wird. Der Harz mit seinen Ausläufern bildet im wesentlichen die nördlichste Grenze ihres Verbreitungsgebietes. In der Tiefebene ist die Wildkatze immer selten gewesen und kommt heute kaum noch vor. Dagegen bergen die an Schluchten und Dickungen reichen Vogesen noch ganz gute Kuder, auch der Spessart und die Rhön liefern deren alljährlich mehrere zur Strecke. Im Schwarzwalde und Odenwalde, namentlich aber in allen Vorbergen der Alpen kommt unser Wild noch verhältnismäßig häufig vor, während es in den eigentlichen Alpen selten ist. Spanien und die waldigen Gebirgsgegenden Frankreichs sind noch mehr seine Heimat, insbesondere aber ist die Wildkatze in Slavonien und an den Rändern des Balkan stark verbreitet. In der Hohen Tatra, Siebenbürgen und namentlich der Bukowina kommt sie überall da verhältnismäßig häufig vor, wo der Luchs fehlt.

herum und dünkt sich wunder was, weil ihre Lunte stummeliger ist als die des dicken Pietsch vom Landstraßenwächter oder der gelben Mimi von der Lauenburg! Hält sich wohl gar wegen ihrer Wilddieberei für echte Wildkatzenart!

Wer kann es ändern? Es geht zu Ende mit Wodes und Freias alten Gesellen. Dohlen und Krähen über Dir, alter Rabe mit dem verschimpfierten Namen! Wohl Dir, daß Du das grau in grau herabdämmernde Ende nicht mehr zu erleben brauchst!

Am Mutterbau.

In den Sandsteinbrüchen des Burgholzes haben die Karnickel fleißig gearbeitet. Die alten aufgegebenen Brüche sind längst mit Haselstauden und Eichen überwachsen und bieten wunderschöne Deckung für die Flinkflitzer. Da brauchten sie nur wenig nachzuhelfen, Röhren buddeln, Kessel ausbringen, Verbindungen und Notröhren unter den Schlehdornbüschen anlegen. Das haben sie gründlich besorgt. Das ganze Burgholz ist heute nur noch ein einziger Karnickelbau, in dem die ältesten Rammler sich kaum noch auskennen. Den Hasen gefällt es dort schon lange nicht mehr. Denn wo solch ein Karnickelbock hingenäßt hat, mag kein Hase mehr sich äsen. Ein Rehbock schon gar nicht! Und das unaufhörliche Klopfen der Rammler, das Hin- und Herflitzen der ewig beweglichen Sippschaft macht Hasen wie Rehe nervös.

Aber danach fragen die Karnickel nicht. Sie sind lustig und guter Dinge und würden sich in die unbegrenzte Möglichkeit hinein vermehren, wenn nicht gute Freunde und getreue Nachbarn für ihre Vertilgung sorgten, als da sind Wiesel, Iltis und Fuchs.

Aber Iltis und Fuchs haben einen Feind, der sie in Fallen fängt. Das ist der Mensch. Der meint es gut mit den Karnickeln! Er möchte sie zwar auch vertilgen, aber das schafft er nicht! Er hat ein doppeltes Feuerrohr; aber wenn er täglich ein halbes Dutzend schösse, ihrer zwanzig kommen täglich zur Welt! Manchmal jagt er sie mit Hunden und Klappertreibern, nachdem er zuvor ihre Löcher verstopft hat. Oder er schickt einen weißen Iltis, den er Frettchen nennt, in die Baue, der eine Klingel am Halse trägt und alle Karnickel heraus und in die Netze jagt, in denen sie sich überkugeln.

Aber auch das schafft nicht. Es sind ihrer immer mehr geworden, so daß sie auswandern mußten. Die Kiefernschonungen und Feldgärten ringsum wissen schon längst davon zu erzählen. Da buddelt, klopft, hopst und flitzt es schon lange ebenso verrückt wie im Burgholze an der alten Warte.

Dort unter der uralten Eiche, die trotz des verdorrten Astes, der wie ein Galgen ins Land hinausragt, dies Jahr wieder vollere Mast trägt als je, geht es seit einiger Zeit nicht mit rechten Dingen zu. Da spukt ein graues Nachtgespenst mit grünen Lichtern und Bösewichtskrallen, mit tückischem Fauchen und wilder Hexenmusik zur Mitternachtszeit. Die Rebhühner, die

sonst gern im Schatten der Eiche hier am Waldrande stüberten, getrauen sich schon lange nicht mehr her. Karnickel und Hase, Amsel und Rotkehlchen, alle meiden sie diesen Platz. Und der Makolf verschreit ihn oft halbe Stunden lang vom Galgenaste der Eiche herab.

Die Burgholz-Wirtin klagt Not und Gewalt, daß der Fuchs ihr alle Hühner stehle. Aber der alte Jäger weiß, daß das kein Fuchs getan hat. Dummes Zeug, als ob er nicht sollte eine Katerfährte von der eines Fuchses unterscheiden können! Ist etwa der Tritt eines Rotrockes so rundlich wie dieser hier und zeigt dieser die Mittelzehen vorstehend wie beim Fuchse?

Trotzdem verschweigt der Alte, was er sich bei der Fährte denkt, denn er will sich nicht lächerlich machen. Ein Waldkater — den gibt es ja hier gar nicht mehr!

Vor drei Jahren freilich hat sich einmal einer gezeigt. Ein strammer Bengel. Aber den soll der Steinmüller in der Vollmondnacht bei seiner Hauskatze erschossen haben.

Die Katze hat aber ganz dickköpfige Junge gekriegt und die haben auch stummeldicke und geringelte Schwänze. Genau so ist es der Katze vom Chausseehaus ergangen. Und überhaupt treiben sich jetzt unheimlich viel verwilderte und wildernde Katzen im Felde herum. Wenn der hier vom Burgholze nur nicht so einer ist!

Na warte nur, Dir wollen wir bald mal den Jagdschein abfordern! Tag für Tag spürt der Alte Weg und Steg ab. Keine Fährte zu finden! Da endlich bringt der Wetterumschlag, den er schon lange in den alten steifen Knochen gespürt hatte, Schmadderwetter und ein tüchtiges Graupelschauer. Kaum ist das vorbei, als auch schon der Alte durch das Gehölz schleicht. Er untersucht die alten Fuchsbauten, spürt alle Wege ab. Donnerwetter auch: kurz vor dem Wirtschaftswege steht am hellen lichten Tage die Spur! Und wohin? Zu der Eiche am Wartturme. Na, warte, Kerlchen, da haben wir ja den Hochsitz gleich zur Hand.

Sorgfältig folgt der Alte der Fährte und muß sich schließlich die Stirn reiben, als er sieht, daß diese unter den Wurzeln der Eiche einmündet. Jetzt spürt er die Umgebung ab, untersucht jedes Karnickelloch, guckt unter jeden Busch — aha! Hier im Schlehdorngestrüppe ist die Hauptröhre! Das Wurzelloch ist ursprünglich vom Fuchse als Luftröhre benutzt.

Als es wieder einmal grau vom Himmel herunterpladdert, bettet der Alte nach allen Regeln der grünen Gilde ein Tellereisen vor dem Wurzelloche der Eiche ein und ein zweites in der Öffnung der Hauptröhre. Dahinter aber legt er einen Stein. Dann steckt er sich die Pfeife an und geht in seine alte aus Sandstein gemauerte und mit Erde überworfene Jagdhütte, wo er sich ein Feuerchen anmacht und übernachtet. Das Pladderwetter mag keine Katze leiden, da steckt sie im Bau!



Douglas English. *Vivarium.*

Wildkatze.

In der Morgenfrühe findet der Alte das Gespenst im Eisen: einen Kater! Er hat wunder wie pfiffig zu handeln geglaubt, indem er den Stein übersprang und ist gerade damit ins Eisen getapst. Aber ein strammer Kerl, Donnerwetter nochmal! Der alte Jäger holt ein Maßband aus der Tasche und mißt: Länge von der Nase bis zur Rutenspitze 70 Zentimeter, Schulterhöhe 35 Zentimeter! Und schwer ist der Kerl! Seine fünfzehn Pfund hat er gewiß! Und da, hier, ist auch der schwarze Sohlenfleck. Also doch ein echter Wildkuder!

Na, solch ein Ereignis darf man schon feiern! Der Kater wird nicht zu knapp begossen, und alsdann wird sein Glück und Ende in der Stadt berichtet. Der Balg soll ausgestopft und der Sammlung der Schule überwiesen werden.

Da ist aber ein Oberlehrer „mit Katerverstand", dem kommt die Geschichte sonderbar vor und er schickt den Balg zum Vergleiche an einen bekannten gründlichen Kenner. Nach drei Tagen kommt von dem die Antwort: „Der anbei zurückgesandte Balg ist der eines der Wildkatzenform sehr stark ähnelnden Bastardes. Der schwarze Fleck ließe auf volles Wildblut schließen, aber die schwarze Nase, sowie die Gesamtfärbung sprechen gegen diese Annahme."

Der alte Jäger nickt bei dieser Nachricht nur mit dem Kopfe und ist nicht überrascht. „Dreiviertel oder Vollblut, das bleibt sich gleich! Im Rauben macht das keinen Unterschied! Und fort muß die Sorte bis auf den letzten!"

„Ganz recht!" meint der Oberlehrer. „Dann haben die Karnickel wieder Ruhe!"

Vor dem Hunde.

Förster Müller steht, die Büchsflinte über der Schulter, vor der Türe seines Forsthauses und schmaucht sein Pfeifchen an. Dann nimmt er den froh wedelnden alten „Hirschmann" an die Halsung des von der Schulter ihm aufgedockt herabhängenden Riemens und schaut froher Laune hinaus auf den in Glast und Silber funkelnden Wald. Über Nacht ist eine Neue gefallen. Und frühmorgens hat der Rauhreif Tannen und Lärchen mit seiner Pracht verzaubert. Das bedeutet Wetterwechsel. Solchen Tag muß man nützen! Der sonst so ernste Hirschmann blickt seinen Herrn fröhlich fragend an. „Wollen mal sehn, was es gibt, mein Hund!" sagt der Weißbart laut. Und bei sich denkt er: „Wer weiß, wie viele solcher Tage uns beiden noch beschieden sind!"

Ein herrlicher Tag fürwahr! Alles wie mit Silberstaub bestreut: die welken Farne am Wege und die Tannen, die ihre Schleppen tief zum wildzerrissenen Bette der Bode niederhängen lassen, selbst das Kahlwild, das dort am Hange verhofft, ja selbst des alten Weidmannes verschossene Joppe und der ohnehin schon silberweiße Bart. Der ganze Wald ist froh gestimmt. Lustig zieht ein Flug Kreuzschnäbel über das Tal, und in den Tannen prunken die Dompfaffen mit ihren roten Staatswesten.

Im hohen Holze hämmert Rotkopf, der Schwarzspecht, daß die Späne flitzen. Aber dann ruft er: Kliäh, klih, kliäh! Und hinterdrein seinen schnurrenden Wetterruf: Trrr, trrr! Wenn der erklingt, ist weiches Wetter so sicher wie das Amen in der Kirche. „Also vorwärts, mein Hund, nützen wir den Tag!"

Langsam abspürend ist der Alte durch den Hochwald gegangen, hat darin das vorhin gesichtete Kahlwild herauswärts gespürt und ist dann zur Königsburg emporgestiegen, deren von Brombeeren umranktes Schiefergemäuer in besonders schönem Silberschmucke vor ihm liegt. Hier war einst der Burgstall des alten Jagdschlosses Bodfeld, von dem aus schon Heinrich I. der „den Leib erquickenden Jagd" nachging. Hier haben die Ottonen gejagt und gar manche wichtige Urkunde ausgestellt, hier haben die salisch-fränkischen Kaiser beim Weidwerke Trost gesucht, hat freilich auch Heinrich III. den Tod gefunden, als die niederschmetternde Kunde vom Siege der Wenden über das Sachsenheer bei Pritzlaw ihn in der Gesellschaft des Papstes Viktor II. erreichte. Welch eine Weidmannslust muß der Harz damals noch geboten haben! Heute aber?

Pfui, Alter, willst Du murren angesichts dieses funkelnd herrlichen Wintertages? Bedenke: damals ist der alte Harzspruch aufgekommen von

der grünenden Tanne und dem wachsenden Erze! „Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!"

Hirschmann fällt eine Fährte an. Das bringt allemal den Alten auf fröhliche Gedanken. Er hat ja noch zwei Stücke abzuschießen, auch einem geringen zur Nachzucht ungeeigneten Hirsche stellt er nach. Vielleicht arbeitet er den heute aus dem Bette hoch! Die Fährten stehn hinauswärts, das Wild macht jetzt weite Gänge, um zu den Ackerstücken zu kommen. Über die Schneise weg und die Trogfurter Brücke ist es durch den Schnapphahnengrund gezogen unter der Susenburg hin. Dort weiter der Fährte nachzuhängen hat keinen Zweck, weil es über die Grenzen von Förster Müllers Schutzbezirke führen würde.

Also nimmt er Hirschmann von der Fährte ab und schlägt einen Bogen, um vielleicht Rückfährten zu finden. Oben die Susenburg, das ist auch solch ein Lieblingsplätzchen von ihm. Sie soll früher mit dem Bodfelde in Verbindung gestanden haben. Heute ist auch das verwitternde Schiefergestein ihrer alten Umwallungen vom Rauhreife überzogen, und ein feierlicher Schimmer liegt über ihr ausgebreitet in schweigender Waldeinsamkeit. Der umfassende Rundblick zeigt dem Alten das liebe vertraute Bild der Bodewindungen, von denen feierliches Rauschen zu ihm heraufdringt.

Unten im Tale bei Königshof trifft die Warme Bode mit der Kalten zusammen. Beider Quellen, die so nahe beieinander am Brocken entspringen, haben doch so weiten Weg nehmen müssen, um zusammenzukommen. Nach Süden die eine, gen Nord die andere: just wie das deutsche Leben drüben von Bodfeld aus unter Konrad III. Staufen und Welfen gen Süden und Norden geführt hatte, um sie dann doch schließlich nach mühsamem brauserfüllten Suchen in gemeinsamer nördlicher Richtung zusammenzuführen und dem deutschen Meere zustreben zu sehn!

Es ist lange her, daß der alte Förster das einmal in der Schule gehabt hat. Und wie nun doch das alles so lebendig vor ihm steht in dem einsamen versilberten Winterwalde an dem Schutte unansehnlichen Schiefergemäuers!

Wenn man es so recht bedenkt und – – „Was ist mein Hund? Was wittert dich an? Laß sehn!"

Hirschmann hat sich mit sichtlicher Aufregung in den Riemen gelegt. Und als der Förster vorgreift und die angefallene Fährte betrachtet, kommt auch in ihn Leben hinein.

Ja, was ist denn das? Ist es möglich? Hier oben im alten Gemäuer ein Wildkuder?

„Zur Rückfährte, mein Hund!"

Wahrhaftig, da hat der Kerl gesessen! Er muß kurz vor dem Förster aufgestanden sein und sich davongemacht haben. Schnell wird der Hund gewendet. „Hin zur Fährt, fornahin!"



Douglas English. *Vivarium.*

Wildkatze.

Und Hirschmann legt sich in den Riemen. Das ist mal was anderes! Eigentlich ja nicht seine Arbeit; aber das müßte kein Harzer Schweißhund sein, dem nicht auf solcher Fährte das Herz gegen die Rippen hämmerte!

Lustig läutet der Specht im Walde und lacht dazu. Dann fliegt er vor dem Hunde her an einen Tannendürrling und hackt, daß es nur so prasselt.

Hirschmann aber hat die Falten seiner dunkelen Stirn noch dichter als sonst zusammengezogen. Er weiß, daß es hier eine Arbeit mit saurem Kopfzerbrechen gibt. Eine Weile lang führt er auf blankem Schnee und bloßliegender Fährte schlank, allen Widergängen sorgsam folgend, dahin. Das Wild ist hier geschnürt: die einzelnen Tritte stehen nahezu in gerader Linie und zeigen in ihrer vollen Ausprägung das flüchtige Stück als Wildkater. Dann wird die Gangart schleichend; die Tritte stehn nebeneinander, und zwar stark schränkend. Kein Zweifel also: ein starker Kuder! Bald aber wendet sich die Fährte einer Dickung zu. Und nun wird guter Rat teuer. Der Förster dockt den letzten Rest des Schweißriemens ab und gibt dem Hunde Spielraum. Die Fährte steht aus der Dickung hinaus. Offenbar hat der Kuder das hohe Holz angenommen. Hirschmann wendet sich dann in weitem Bogen rechts, biegt wieder ebenso weit links ab und steckt die Nase dann in den Schnee. „Laß sehn, mein Hund!" Nichts als ein zu=



C. Reid. *Vivarium.*

Wildkatzen.

sammengeballter Flausch Schnee. Aber der Führer weiß schon: der Hund hat recht! Der Kuder ist durch die Tannenwipfel geflüchtet. Wenn jetzt der Hund nicht zurechtfindet: menschliche Kunst ist in dieser Lage hilflos! Und Hirschmann findet. Nochmals zeigt er ein abgeworfenes Stück Schnee und noch ein drittes. Dann blickt er sich um und windet gegen die Wipfel eines besonders dichtstehenden Horstes hinauf. Ehe der Förster die Büchsflinte herunterreißen und fertig machen kann, bricht aber oben bereits der Kuder los und prasselt durch die Wipfel hin.

Verzweifelt blickt ihm der Alte nach. Aber jetzt hilft kein Besinnen! Kurz entschlossen schnallt er den Hund, und wie der Sturmwind braust Hirschmann dahin.

Ruhig, wenn auch mit beschleunigtem Schritte, folgt der Förster der Fährte des Hundes. Aha! Da tönt schon der tiefe Boll! Nun vorwärts, was die alten Beine winden wollen, und dann vorsichtig heran! Der Kuder hat einen Haken geschlagen und sich dann im Wipfeldickicht einer Doppeltanne gedrückt. Unter der gibt Hirschmann Standlaut. Tief und fest. Herrgott, ist das eine Musik! Die hatte gefehlt zu diesem sonnigschönen Frühwintertage! Schwer hält es, den dicht an den Stamm geschmiegten Kuder zu entdecken. Nur einen Augenblick sieht der Förster die nach dem Hunde äugenden Seher funkeln. Da bricht der Schuß durch den schwankenden Wipfel. Der Kuder taumelt, hält sich aber im Geäste. Um Gottes willen nun schnell den Fangschuß auf den Kopf, daß nicht der Herabstürzende den Hund schlägt!

Als der scharfe Knall des Kugelschusses verhallt, hat Hirschmann sich den fuchsgroßen Kuder um die Behänge geschlagen.

Zärtlich liebelt der Alte den besonnen kühnen, überlegenden Hund. Dann schnürt er den Kuder auf seinen Rucksack, und Hirschmann darf nun, vom Riemen frei, ihm den Heimweg weisen. Zuweilen bleibt der Hund stehn, als fühle er sich allen Ernstes verantwortlich für den Weg. Dann, als sie die feste Straße erreichen, kommt er seinem Herrn zu Fuß und erlaubt sich nur einmal eine leise Liebkosung, indem er die Nase in des Herrn linke Hand steckt.

Als wolle er sagen: Nicht wahr, das war harzer Waidwerk?

Der alte Förster nickt ihm schmunzelnd zu und steckt sich das Pfeifchen an. Heimwärts schreitend denkt er vergangener Zeiten und vergangenen Wildes, dem seine Väter nachgebirscht sind. Ob der Enkel, der ihm als einziger geblieben ist, als Mann noch ebenso gutes Waidwerk finden wird?

Schmunzelnd nimmt der Alte vor der Tür seines Hauses den Kuder vom Rucksacke und betrachtet den stattlichen Kerl. Und dann hebt er sinnend den Blick zu dem alten Spruche, den einst sein Ahnherr über die Türe des Forsthauses geschrieben hat, und fragt sich, ob, wenn der letzte Kuder aus dem Harze verschwunden sein wird, der alte Spruch wohl noch Geltung haben wird:

êr, lêr, wêr — kein man brukt mêr!

Der Vielfraß.

Von Egon Freiherr v. Kapherr.

Abendglühen. Wie flüssiges Gold leuchtet der See, die Junghölzer am Hange brennen, die Stämme der Föhren flammen in rotem Feuerschein. Und über grünmoosige Blöcke rauscht der Bergstrom, hüpft die Schaumwelle zu Tal. „Klong – klong“ rufen die Schwäne auf dem See und recken die schlanken Hälse, als Nordlands weißstößiger Adler vorüberrauscht – dem Horstbaum zu – dürrwipfliger Kiefer auf steiniger Insel.

Noch brummen die Käfer am sonnendurchglühten Hange, noch summen die Mücken und Fliegen über dem Seegestade – blutdürstig Gelichter. Und – platsch – platsch – springt der Fische Schar im Schilf, denn der Hecht jagt zum Nachtmahl. – Und Flöten im Busch und Zwitschern im Gezweig und Flattern. – Frühjahrszauber. Hinter die Berge sank das Licht. Der kleine Hahn singt ein Kullerlied vom Wipfel der Birke, faucht und zischt, bläht und dreht sich, denn noch gibt's Hennen jetzt, liebesbedürftig und zärtlich, noch gibt's Minne im Mai. – Im Moor poltert's und kracht's. Braunzottiger König der Wälder gräbt und scharrt am morschen Wurzelstock, kratzt an altem Faulstamme. Und – krach – krach – fliegen die Splitter, wenn gewaltiger Branten Kraft sie auseinanderreißt. Fette Made, dicken Engerling findet die schnüffelnde Nase – schmatzende Lippen vertilgen die Beute. – Und am See knistert's im Schilf, prasselt's im Busch, als schwere Masse zum Ufer zieht. Und dann rauscht's und plantscht's in der goldigen Flut, denn der Elch nimmt sein Abendbad. –

Die Unglückshäher, die drüben am Felshang flatterten und pfiffen, recken neugierig die Hälse und lassen ein leises, zorniges „kerr – kerr“ hören, sträuben die Hauben und falten und spreizen die rotbraunen Stöße, denn verdächtiger Ton drang ihnen ans Ohr, wie schleichender Sohle Tritt. Und die Drossel im Busch zieht den Kopf hervor unter schützendem Flügel, flattert ängstlich von Zweig zu Zweig und kreischt und zwitschert und zankt. Klipp – klapp – springt ein loser Stein über die Klippen, poltert von Kante zu Kante und plumpt dumpf in die Klamm. Schleichendes Gleiten, Rascheln im Moos, Knistern im Busch . . .

Plötzlich kreischen die Häher gehässig auf und flattern aufgeregt davon, denn ein dunkles Etwas schlich um den Felsblock. Ein zottig-wildes Wesen – ein kleiner Bär fast von Gestalt, schwarzbraun und struppig, mit zottigem, buschigem Schwanz. Und hopp – hopp – setzt das Tier seinen Weg fort über Steinblock und Faulstamm – in purzelnden, drollig rollenden Sätzen. Ein



Alaric Behm. *Stockholm (Skansen).*

Junger Vielfraß.

Kobold ... Der Jerf ist's, der Fiellfräß, bei allem Getier verhaßt. Selbst der Bär unten am Moor hält inne im Schmatzen und Kratzen am faulen Wurzelstock, als ihm die scharfe, gemeine Witterung des Kobolds entgegenschlägt, schnauft und brummt böse und faucht durch die Nüstern, daß es weithin schallt. —

„Ftsch!" — Ihm ist der Kerl, der sich da in kurzen Sätzen dahinwälzt, gründlich verhaßt. Wo sich solch' Gelichter niederließ, gab's Unfrieden und Verdruß, eitel Unruhe und Ärger. So hatte er im vorigen Jahre — da drüben, am Berghange — ein so schönes Versteck gehabt, eine Höhle, so gemütlich und sicher. Darin hatte er auch den Winter über schlafen wollen. Eines Tages aber — gegen Ende der weißen Zeit war's gewesen — hatte es plötzlich Lärm gegeben. Zottige Eindringlinge balgten sich und kreischten und keckerten wütend und hörten auch gar nicht auf zu lärmen, als der Herr des Hauses mit drohendem Brummen Einhalt gebot. Das Beißen und Murren und Knurren ward im Gegenteil immer heftiger und wilder — und sogar bis an das Lager rollten und sprangen die Gegner. Schließlich aber hatte der eine der Fremden kreischend die Flucht ergriffen — die beiden Zurückbleibenden aber hatten Hochzeit gemacht. Nette Bescherung! Täglich gingen und kamen sie wieder, täglich gab's Lärm und Gekreisch, täglich nahm der Gestank zu, wuchsen die Haufen ekler Losung. Immer und immer wieder schleppten die Eindringlinge Knochen und anderen Fraß herbei, Teile vom Rentier, vom weißen Hasen und manches Stück Auer- und Birkwild. — Schließlich aber, als draußen wieder die Wasser murmelten, heller Sonnenschein vor dem Eingange der Höhle glänzte, zog Meister Petz aus. Er hatte genug von dem Lärm und Gestank. Mochte die wüste Gesellschaft dort toben und poltern, mochte sie hecken. Er — Braun — wollte sich ein ander Quartier suchen. Dann aber war das warme Frühjahr gekommen, und



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium (Skansen).*

Vielfraß. Bewegungsmomente.

Petz hatte seine Wanderungen ausgedehnt bis an die Felder des einsamen Farmers am Fluß, wo das Vieh brüllte und die Pferde weideten – kling, klang, mit Glöckchen am Halse. Und dann hatte er sich aus dem Dickicht herausgestürzt, auf den jungen braunen Stier und hatte ihn niedergehauen mit wuchtigem Schlage. – Ja, der Hunger war groß gewesen damals – kaum zu ertragen. Darum hatte er's gewagt ... Erde und Moos hatte er über die blutigen Reste gekratzt, hatte sie aufbewahrt für ein ander Mal ...

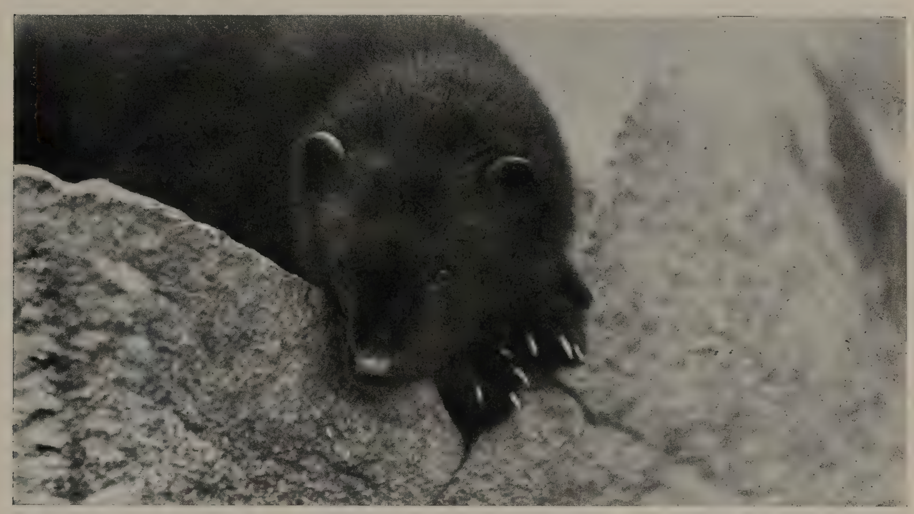
Und als er wiederkam, als er schnüffelte und suchte? Fort war der gute Fraß, fort, fast bis auf den letzten Knochen! – Aber Losung hatte dagelegen, Losung, die er wohl kannte, und eine Witterung – ganz wie die in der Höhle zur weißen Zeit. Weggeschleppt hatten sie alles, die Kobolde! – Ja, er ist ihnen gram, der alte Bär. Und darum äugt er auch so mürrisch und darum schnauft er auch so zornig, denn Erfahrung lehrte ihn, daß der hungrige Jerf ihm nachspürt zur Nachtzeit, nachschleicht, um einen Bissen zu erhaschen – die Reste, die sich der Große aufbewahrte für knappe Zeit ...

Maienzeit ist's. Frau Vielfraß hat Junge – drei kleine, wollige, täppische Junge. Erst vor einer Woche oder etwas mehr sind sie „angekommen", die Kleinen, und eben erst wurden sie sehend. Nun liegen sie im Winkel der Höhlenkluft auf Moos und Grasstreu und quäcken und kreischen und hängen an der Mutter Gesäuge. – Papa Jerf hat für den Krempel nicht viel übrig. Nur ungern betritt er die Höhle, denn die Gattin ist plötzlich gar zornig und beißt auf ihn ein, wenn er ans Lager kommt. Fürchtet für das Leben der Kleinen – denn dem Alten ist nicht zu trauen, Vielfraß bleibt Vielfraß ... – Mürrisch trottet der Jerf fort. Heute scheint bei Braun nichts zu holen – Maden und Engerlinge kann man zur Not ja selbst suchen, und im Ameisenhaufen herumwühlen. – Nein, er will mal an den Rand der Heide, wo die vielen alten Föhren stehen. Vielleicht gibt's dort Waldmäuse oder gar ein Gelege oder ein junges Häschen ... Der Jerf setzt sich in gelinden Galopp – hinab zur Heide.

Tiefer über Wald und Fels sinkt die Nacht. Es dampfen die Quellen, es rauschen die Moore, und der Auf ruft dumpf im Tann.

Gemächlich wälzt sich der Jerf weiter, – springt über Steinblock und Baumstumpf, windet sich durch die Mooshümpel im Moor, trottet an Lachen und Tümpeln vorüber, wo die Gelsen ihren Nachtgesang summen und der Kauz lautlosen Fluges auf- und abschwebt, auf der Jagd nach Frost- und Kiefernspinner. – Die feine Nase windet hin und her, leitet zum Weidenbusch, wo zwischen Polarbirken und Porstkraut das Nest der Moorhenne. Leer! Schon ausgeschlüpft die Jungen. Hier ist eben nichts zu holen – drum geht's weiter, in kurzen Sätzen zum Rand der Heide. – Hier, wo zwischen Irrblöcken der große Erlenbusch, wurde er schon einmal satt. Das war im

Winter gewesen, zur Krustenzeit. Rentiere waren's, vier, fünf Stück. Damals hatte er sich angebirscht — unter dem Winde, wie's echte Vielfraßart. Und als ihm die Vollmondscheibe das ruhende Wild gezeigt hatte, war er drauflosgesprungen — schnell, hastig, ohne zu zaudern. Fast war er aber zu spät gekommen, denn schon waren die Schläfer hoch und rasten fort ins Moor. Nur ein dummes Kalb lag noch im Schnee und äugte ängstlich umher. Ein schwaches, krankes Tier war's, mager zum Erbarmen — und als er ihm an der Kehle saß und das heiße Naß hervorrieselte, hatte das schwache Opfer kaum geklagt, kaum gezappelt. Leichter Kampf war das



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium (Skansen).*

Vielfraß.

gewesen. Da hatte er geschwelgt in heißem, frischem Blut, hatte er sich den Wanst angefüllt zum Platzen. Und den Rest hatte er verschleppt und unter den Blöcken versteckt — Stück für Stück — für kommende Hungertage. Und das war gut gewesen, denn knappe Zeit kam und Not, viel Not. Die Schneehasen waren viel zu geschwind, Lemminge gab's schon gar nicht mehr, und von den paar lumpigen Waldmäusen, die er unter Wurzeln und Stubben fand, konnte er nicht satt werden. Überhaupt — der tiefe Winter hier im Heidelande! Da gab's mühseliges Waten durch den lockeren Schnee, und nur, wenn man die Spur eines Jägers fand oder den Wechsel der Rentiere, konnte man aufatmen. Ja — wenn man nicht so kurze Läufe hätte, wenn man geschickt wäre, wie der Luchs! Auch mit dem Klettern auf Bäume war's nicht getan. Es hoppelte ja wohl mal ein dummer Hase unter dem

schrägen Äste durch, auf dem man lauerte — aber — meist war er zu flink und man sprang vorbei. — Nur, wenn man die Stellen aufschnüffelte, wo Birk- und Auerhühner sich vergraben hatten im tiefen Schnee, gab's ein Fest. Dann schlich man sachte herbei — sprang zu — und — wupps! hatte man so einen großen Gockel am Kragen, daß die Federn flogen. — Hatte man dann die Sache richtig angefaßt und das Loch versperrt, so gab's manchmal noch mehr des Guten. Hui — wie's dann im Gang rumpelte, wenn die geängstigten Hühner drin herumpolterten! Ja — in dieser Kunst war man geschickter noch wie der Fuchs . . .

Die Heide hinauf geht der Galopp. Ein Ameisenhaufen — hier, zwischen den Fichten. Auch leer! Da hat schon Petz gearbeitet — die Witterung verrät's. — Der Jerf birscht am Ufer des Waldsees entlang, erhascht hier eine Wühlmaus, dort einen jungen, ungeschickten Wasserläufer am Ufer, wälzt die Steine um, schnüffelt an einem verlassenen Entennest, würgt mit Ekel einen toten Barsch herunter, der von den Wellen hier angespült ward, und steigt schließlich mürrisch die Halde hinauf, um oben im Windwurf nach Mäusen zu graben, deren Nester im faulen Wurzelstock sitzen.

Schon rötet sich der Osten, schon flammen die Wipfel. 's ist Zeit, die Burg in der Felskluft aufzusuchen. Knappe Kost gab's heute schon wieder ... Auf schmalem Trittwege trottet der Jerf nach Hause. Als er aber an der Moorwiese entlang schleicht, kommt ihm in die Nase verlockende Witterung — Witterung, die er kennt. Die kurzen Gehöre spitzen sich, der Windfang öffnet sich, schnuppert. Und dann geht's — die Nase am Boden — in eiligen Sätzen vorwärts, durch Schilf und Porst und Heidekraut, durch Gestrüpp und Strauch, über Felsblock und Bruch, bis vor gierigem Blick auf dem Moos ein hüpfender, grauer Ball . . .

Schmatzend hält der Jerf sein Mahl, als der letzte Jammerlaut des Junghasen verklungen. Heut' kann man sich, einigermaßen satt, zur Ruhe begeben.

Und als die Sonne über die Bergwipfel steigt, als die feuchten Klippen und Felskanten im ersten Frühschein flammen und leuchten, als die Ziemer zwitschern, und die Häher im Gezweig flattern und zanken, humpelt der Jerf zu Bau, träge im Sonnenglast blinzelnd. Und während der Specht am Dürrwipfel trommelt und die Meisen im Tann huschen und zirpen, rollt er sich in der Ecke zusammen, steckt die Nase unter scharfkrallige Brante und schläft, bis wieder die Eulen rufen und die Schnepfe über die Wipfel quarrt. —

* * *

Liebenswürdig ist Meister Jerf gradenicht — ein rein nächtliches bos-haftes, blutdürstiges Geschöpf, scharf bewehrt durch furchtbares Gebiß, scharfe



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium (Skansen).*

Der vergnügte Jerf.

Krallen. Gulo borealis nennt ihn der Zoologe, Jerf der Schwede, Fiellfräß der Norweger, Rossomacha der Russe, glouton der Franzose. Wir nennen ihn Vielfraß . . .

„Vielfraß nennt man dieses Tier,
Wegen seiner Freßbegier."

Nun, so arg ist's nicht, mit der „Freßbegier". Wenn der Jerf auch kein Kostverächter ist – den Namen „Vielfraß" hat er aber kaum verdient. Dies böse Wort wird wohl nichts anderes sein, als das verdeutschte Fiellfräß (Felsenkatze) der Skandinavier . . . Aber gar mancherlei ward über das – übrigens heute noch wenig bekannte – Tier geschrieben, und natürlich manch üble Nachrede von Vielfresserei und Prassen . . .

So schrieb Michow (1518): „In Lithauen und Moscovien gibt es ein Tier, welches sehr gefräßig ist, mit Namen Rosomaka. Findet es ein Aas, so frißt es so lange, bis ihm der Leib wie eine Trommel strotzt. Dann drängt es sich durch zwei nahestehende Bäume, um sich der Unrate zu entledigen, frißt dann von neuem und drängt sich abermals durch die Bäume ..." O weh! Armer Jerf! Nun – wir kennen ihn besser und wissen auch, daß er innerlich nicht gar so einfach konstruiert ist . . . Olaus Magnus (1555) schreibt noch sonderbarere Mär: „Unter allen Tieren ist es das Einzige, welches wegen seiner Gefräßigkeit den Namen Vielfraß bekommen hat . . . Dabei darf man nicht verschweigen, daß alle diejenigen, welche Kleider von diesen Tieren tragen, nie mit Essen und Trinken aufhören können." – Viel besser ist schon der Franzose Say (1838) unterrichtet. Er schreibt folgendes: „ . . . Le lynx, qui appartient à la famille des chats, a, comme tous les animaux de cette famille, des mouvements très rapides, très précis, au lieu de chercher à forcer le renne à la manière du loup, il se contente de l'attendre au passage, et souvent c'est sur un arbre qu'il se met en embuscade, car il a, comme tous les carnassiers à ongles rétractiles, le lion seul excepté, une grande facilité à grimper.

Une pareille manœuvre ne réussirait guère au glouton qui saute encore plus mal qu'il ne court. Il n'est pas besoin, d'ailleurs, de chercher par quels moyens il se rend maître des grands ruminants; car les observations les plus récentes tendent à prouver que ces animaux ne deviennent sa proie que lorsqu'ils sont malades ou blessés. Il peut cependant parfois les surprendre pendant leur sommeil; car c'est un rôdeur de nuit, et il est surtout en mouvement aux heures où les autres bêtes reposent."

Diese Beschreibung des Franzosen ist zweifellos richtig. Karelische Jäger bestätigen alles, was Say vom Jerf mitteilt, so auch, daß der Vielfraß fast stets seine Beute des Nachts beschleicht, nur sehr selten aber, – wie der



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium (Skansen).*

Vielfraß.

Luchs auf Bäumen liegend, auf vorüberziehendes Wild lauert. Dazu ist er viel zu ungeschickt und plump. — Der Jerf ist kein Kostverächter, wie der Bär, zieht aber, im Gegensatze zu seinem großen Vetter, das Fleisch warmblütiger Tiere jeder anderen Nahrung vor. In der Tundra wird er den Rentierherden der Lappen und Samojeden äußerst gefährlich, er zieht den Lemmingen nach, plündert die Gelege der Schneehühner, Enten und Gänse, überfällt den Schneehasen wie das Elchkalb im nordischen Walde und stellt dem Auerwilde ebenso gerne nach, wie Mäusen und Ratten, gräbt die Ameisenburgen auf der Suche nach Puppen um und schnüffelt im faulen Holze nach Maden. — Von Hunden gejagt, stellt sich der Jerf bald, indem er einen Baum erklettert oder sich verklüftet. Sein furchtbares Gebiß und seine mächtigen Krallen richten unter den verfolgenden Hunden oft großen Schaden an. Ein ausgewachsener russischer Jerf wiegt 60 bis 80 russische Pfund, also etwa 25 bis 30 Kilogramm. Die Körpermaße sind folgende: Länge 3 bis $3^{1}/_{2}$ Fuß, Höhe ca. $1^{1}/_{2}$ Fuß. Die Behaarung ist dicht und lang, besonders hinten — im Winter mit dichter, weicher, graubrauner Unterwolle. Die Farbe des Balges ist schwarz, an den Flanken dunkel- oder hellbraun. Ein grauer Fleck steht zwischen Gehör und Licht.



Karl Soffel-Breslau. *Vivarium.*

Vielfraß.

Farbenvarietäten sind sehr häufig, es kommen hellbraune und sogar weißlich-graue Exemplare vor. Die Heimat unseres Jerfs ist der ganze hohe Norden Europas, Asiens und Amerikas. Der „Wolverene" der Amerikaner unterscheidet sich vom eurasiatischen Vielfraß höchstens durch etwas geringere Größe.

Zur Eiszeit reichte das Verbreitungsgebiet des Vielfraßes bis tief nach Frankreich und Süddeutschland hinein, wie viele Funde beweisen. Die Knochen finden sich meist mit Resten von rangifer tarandus, bos primigenius, elephas primigenius und ovibos moschatus zusammen, so u. a. bei Rixdorf, Cro-Magnon im Vezèretal und an vielen anderen Orten. Mit dem Zurückweichen der Nordfauna wich auch nach den Eiszeiten der Jerf allmählich zurück – jedoch hat er sich wahrscheinlich in einigen Exemplaren noch im 16. und 17 Jahrhundert in Polen und Lithauen, wie in den Ostseeprovinzen aufgehalten. Möglicherweise kam der Vielfraß noch zur Römerzeit in Mitteldeutschland vor, jedenfalls ist es merkwürdig, daß wir über ihn in den Berichten der Alten nichts lesen. – Im hohen Norden Rußlands und in Karelien, besonders im Felsengebirge von Olonez – steht noch reichliches Vorhandensein des Vielfraßes fest.







Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium.*

Vielfraß.

Ein Renhirsch, der krankgeschossen, am nächsten Tage erst gefunden wird, kann schon von Vielfraßen in einer Nacht fast vollständig aufgefressen und verschleppt sein. Einst wurde auch der Kadaver eines frisch geschossenen Bären in wenigen Tagen vertilgt und fortgebracht. In solchen Fällen mögen wohl mehrere Vielfraße beteiligt sein – jedenfalls eine Mutter mit ihren Jungen.

Die Ranzzeit fällt – wie die Karelen versichern – in den Februar, die Wurfzeit in den Mai.*) Die Mutter verteidigt ihre Jungen aufs mutigste, während der Vater den Sommer über ein Junggesellendasein führen soll. – Samojeden versichern, daß sich der alte Jerf im Herbst wieder zur Familie geselle. Die Bande jage dann bis zur Ranzzeit gemeinsam, um sich dann erst zu trennen. Den Rentieren soll eine solche, aus 4 bis 6 Köpfen bestehende Vielfraßfamilie hartnäckig tagelang folgen, bis das eine oder andere schwache Stück gerissen wird. Die Karelen berichten, nur wenige Hunde seien zur Jagd auf den Jerf zu brauchen, und selbst der Wolf wage sich an einen erwachsenen Vielfraß nicht heran. Gewöhnlich fangen die Karelen den Jerf in Eisen am Luder, seltener hetzen sie ihn, wie dies bei den Lappen und Syrjänen üblich, mit Hunden (Laiki), welche den unbeholfenen Räuber bald stellen und verbellen, so daß es dem Jäger mit Leichtigkeit gelingt, einen sicheren Schuß anzubringen. – Aber auch dem Menschen kann der in die Enge getriebene Jerf gefährlich werden. So berichtet ein Jäger von einem Falle, der sich unweit Sondali am Segosero ereignete. Der von Hunden gestellte Jerf tötete zwei seiner Angreifer und sprang schließlich dem Jäger entgegen, welcher, um seinen Hunden zu Hilfe zu kommen, den Eingang der Kluft, in die sich der Vielfraß geflüchtet hatte, betrat. Er brachte dem Mann einige furchtbare Bißwunden an Armen und Schultern bei und zerkratzte ihm das Gesicht. Endlich gelang es den mutigen Hunden, den wütenden Jerf abzuwürgen. – Auch wurden, wie die Einwohner von Padansk und Selez in Karelien erzählen, mehrfach Pferde und Kühe auf der Weide vom Vielfraß gerissen. – – Kurz – ein wenig sympathischer Geselle, unser Gulo. Durch sein nächtliches Leben, die Abgeschiedenheit seiner nordischen Heimat, blieb er uns bisher fremd. Nur wenige Exemplare gelangten in die zoologischen Gärten, nur wenige in den Besitz von Privatpersonen. Zahm gehalten, soll der Jerf recht angenehm und anhänglich wie ein Hund sein, gleich zahmen Dachsen aber gerne den Haushühnern unerwünschte Besuche abstatten und bei Balgereien mitunter die Hunde arg zurichten. –

Aus dem Balg des Vielfraßes machen die Samojeden, Lappen, Tungusen,

---

*) Direktor Alaric Behm erhielt im Februar bei einer Kälte von 50° C. Junge aus Lappland. Die Red.



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium (Skansen).*

Vielfraß.

Syrjänen und Jakuten sich Pelze. Sonderbarerweise werden auf Kamtschatka gerade die gelblichgrauen, fast wertlosen Bälge am meisten geschätzt. –

* * *

Soviel über unseren Kobold, unseren Tunichtgut, den von allen gehaßten und verfolgten. Nur der Jäger liebt ihn, den schlauen, heimlichen Gesellen, den rätselhaften Bewohner jener finsteren Berge Nordlands, wo der Wildstrom donnert und das Nordlicht flammt, wo in weißen Sommernächten die Gelsen summen, wo der Seidenschwänze lustige Schar um die Wipfel der Föhren flattert, und der reisige Beherrscher der Wälder durch die armen, dürftigen Heiden trottet, fernab, weit vom Treiben der Menschen und vom Rauschen der Kultur, von ihrem Hasten und Jagen nach Gold und Ruhm ...

Der Luchs.

Von Fritz Bley.

Der Blutschreck.

Wochenlang trank das Knieholz am Kopfe des Negovan sich satt und übersatt am Nebelregen, den der Sturm wie graue Schleierfetzen flach über die Siebenrichterwaldungen dahintrieb. Rauh gibt sich der Frühling hier in den Karpathen. Aber sobald nur der Heulwind jetzt einmal verschnauft und die Sonne einen Blick durch das Lumpengewölk wirft, jodelt und pfeift und flötet es in den Tälern: der Lenz ist da!

Längst sind die Scharen der Wacholderdrosseln, die auf der Wanderschaft auf den Bergkämmen Beeren auflasen, ihrer hochnordischen Heimat zugeeilt; aber die Weindrossel singt und der Fink schlägt den Reisigerzug. Die Schnepfe brütet. Nur ab und zu noch streicht an gelinden Abenden er, der Schnepf, murksend und puitzend, die Talmulde herauf und hinab. Ab und zu noch döckelt ein verzückter Auerhahn ein paar Gesätzel, um schließlich einzusehn, daß seine Kunst keinen Zweck mehr hat, da keine Henne mehr ihm lauscht. Sie brüten alle.

An Jungbuchen und schlanken Fichten zeigen blitzblanke Fegestreifen, daß der Rehbock an der Arbeit ist. Sein Perlengehörn ist abgefegt: der Lenz ist da! Auch die Ricke hat junge Mutterfreuden und liebkost im tiefen Blattverstecke an der Talwiese ihre Zwillinge.

Drüben an der Fichtenwand über der Dornschlucht ist es seltsam still. Dort schreckt kein Bock mehr, kein Auerhahn döckelt, kein Hase hoppelt zur Grasblöße; nur der Häher lärmt und schimpft in hohen Wipfeln. Ein Nachtschreck haust dort, den keiner noch gesehen hat. Denn wer ihn erblickt, um den ist's geschehn!

Wo drei zerzauste Randfichten auf hohem Sägegrate ins Land hinauslugen, bis zur Hohen Rinne hinüber als Wahrzeichen sichtbar, da sang im Vorlenze ein starker Urhahn sein heimliches Lied. Der alte Balzkönig: ein ganz Schlauer, Erfahrener war der! Wenn er sich prasselnd eingeschwungen hatte, stand er ruhig, nur den Kopf nach allen Richtungen hin wendend. Jeden Stein, jeden Busch sicherte er ab. Dann lief er den Ast entlang bis zur Spitze hin, trat wieder langsam zurück, überstellte sich auf einen anderen Ast, auf noch einen dritten, und kehrte dann erst auf den ersten zurück. Nochmals lief er den auf und ab. Dann bresselte er. Dann erst stand er still, flauschte das Gefieder, streckte den Kragen weit vor und worgte tief. Noch ein Schütteln. Dann mit hereinsinkender Nacht ward es ruhig. Der



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium (Skansen).*

Halbwüchsiger Luchs.

alte Urhahn schlief ein. Aber sobald die Sterne erblichen, knisterte es leise: der Balzkönig sicherte schon wieder. Und die Balz begann. Bald vom aufflammenden Morgenlichte umgossen, klippte und döckelte er, aber nach dem Hauptschlage verschwieg er mißtrauisch und sicherte. Erst, wenn er sich völlig beruhigt hatte, überließ er sich der süßen Glut des Herzens und schliff länger aus. Sein Knappen klang lauter, der Triller fester und der Hauptschlag wie ein lustiger Schnalzer. Dann durchbebte ihn die Leidenschaft, weit straffte er die Schwingen, tief hinab senkte er den Kopf und Kragen, um dann wieder wie verzückt zum Monde hinaufzujubeln, der bleich im Westen Abschied nahm.

Nicht lange trieb er es so. Eine Nacht, als man den Tau zählen konnte, wie er von den Nadelntropfte, prasselte der Hahn im Fichtenwipfel. Fittichschlag und dumpfer Fall. Morgens Schweißtropfen und Federn auf dem Moose am Boden. Nimmer sang der Balzkönig mehr!

Wo die Sohle der Dornschlucht sich zu einem Waldsiefen erweitert, trat sonst um diese Jahreszeit ein starker Bock zur Äsung aus. Die Jäger sind ihm grad oft genug nachgeschlichen. Vor acht Tagen fand der Heger den Langgesuchten — ohne Kopf! In der dritten Nacht darauf hörte er ein Reh klagen. Als der Tag heraufzog, fand er auch dies Stück ohne Kopf.

Die alte Dächsin, die im tiefen Mutterbau unter der Gesteinswand ihr Geheck hatte, lag eines Morgens zerrissen unweit des Einganges mit durchbissener Kehle und ersichtlichen Spuren des Bluttrunkes.

Das Rotwild, das sonst durch diesen Graben seinen Wechsel zur Höhe des Bergrückens zu nehmen pflegte, war längst nicht mehr zu spüren, die Rudel zeigten im weiten Umkreise der Dornschlucht angstvolle Scheu und flüchteten in stummem Entsetzen bei jedem verdächtigen Geräusche.

Von Hasen und Haselwild war längst ebensowenig mehr zu hören oder zu sehn.

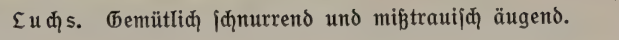
Es hätte nicht des schimpfenden Markolf bedurft, um dem Heger klar zu machen, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugeht. Aber wie er auch sucht, die Spur des blutdürstigen Unholdes findet er nicht, und immer noch ist er im Zweifel darüber, ob nicht doch Bär oder Wolf hier gehaust haben, die beide sich frisch im Wege spüren, wo das Sickerwasser den Boden weich hält.

Janku der Zigeuner will's besser wissen. Er hat dem Heger schon im Hornung erzählt, wie des Nachts dort in der Dornschlucht die Blutschrecken raufen. Grauslich soll's geklungen haben das Geschrei, bei dem Einem die Haare zu Berge stehn konnten. Keine Zigeunerfidel und kein Zymbal könne so herzbrechend wild schluchzen wie die Teufelsbiester dort unter der Wand. Erst klinge es wie süße Sehnsucht von Verliebten, dann wieder wie der Angstschrei eines Gefolterten oder das letzte Röcheln eines Gehängten. Wißt's: ohach-k! Akkrat so! Dann wieder plärre und keife eine scheußliche Hexe schrill dazwischen und ein alter Urteufel grunze vor Lüsternheit im tiefsten Basse.

Der Heger lachte zu dieser anschaulichen Schilderung. Aber dann schüttelte er den Kopf; auf den Bären stimmt sie so wenig wie auf den Wolf. Und sonst spürt sich nichts, gar nichts auf Elendsweite herum!

Inzwischen liegt die Urheberin all dieses Landunfriedens glückselig schnurrend am Spätnachmittage über dem alten Mutterbaue. Nicht an der Hauptröhre, wo sie die Dachsmutter beschlichen und zerrissen hat. Unter einer Schirmfichte hat der letzte Dachs sich eine Seitenröhre gegraben, die nun der Räuberin als Schlupfpforte dient. Keine Spur mündet hierher; mit gewaltigem Satze springt die Luchsfähe stets in das Dickicht ab, wenn sie über freien Boden hin gewechselt ist, wo ihre mächtig starke Fährte lesbar stehn könnte. Die würde dann sicher zur Verräterin werden; denn die Branten des Luchses sind viel stärker als die des Wolfes. Der Tritt ist auffallend rund und, weil die Krallen beim Gehen eingezogen werden, vorn stumpf. Der Schritt ist, entsprechend dem gedrungenen, stämmigen Leibesbaue, verhältnismäßig kurz; die Spur, da Tritt in Tritt gesetzt ist, einer Perlenschnur gleich. Das müßte schon ein besonderer Dummerjahn





Karl Soffel-Stockholm und Hamburg. *Vivarium.*

Luchs. Gemütlich schnurrend und mißtrauisch äugend.

sein, der die nicht von jeder anderen Fährte zu unterscheiden verstünde, wenn – nun ja, eben deswegen gibt sich die kluge Alte soviel Mühe, ihre Spur überhaupt zu verhehlen!

So kann sie also den lieben langen Tag entlang hier im Halbschlafe ruhn. Das Fleckchen neben der Fichte wird von der Sonne erreicht, sobald die über den Grat herüberschauen kann, lange bevor sie im Mittage steht. Dann wärmt sich das Moos mollig an, und es ruht sich noch mal gut so im tiefen Verstecke. Die pinselförmigen Büschel der lang zugespitzten Gehöhre stehen dabei selten still. Wenn die Schläferin sich süßer Träumerei überläßt, legen sie sich zurück. Doch beim leisesten Wispern richten sie sich auf. Selbst im tiefsten Traume ist die Luchsin durch ihre feinen Sinne vor Überraschungen geschützt.

Eine Haselmaus raschelt im Laube. Sofort öffnen sich die Seher der Raubkatze, und blinzelnd verfolgt sie die Bewegungen des Mäuschens, das an einer Himbeerstaude in die Höhe klettert. Die steifen und langen Schnurren an der dicken Oberlippe richten sich auf und der Kopf hebt sich ein wenig aus dem dichten Kragen heraus, der nun als zweispitziger breiter Backenbart das Gesicht umrahmt. Die Lippen rümpfen sich und die Lunte stelzt sich auf. Ihr Zucken beweist, daß der Geist nicht schläft, wenn die Glieder ruhen. Nachlässig sind die breiten Branten gekreuzt, die rechte Tatze unter das Herz geschoben, die linke geradeausgestreckt. Der Hinterleib ruht auf der linken Keule, die rechte Hinterbrante ist freiweggestreckt. Die bräunlichen Flecken des Kopfes sind kaum von den Schatten zu unterscheiden, die das Sonnenlicht durch das Geäst auf den rötlichgrauen Rücken wirft. Die weiße Unterseite ist in der liegenden Stellung verdeckt, die gefährliche Räuberin deshalb trotz ihrer lebhaften Zeichnung der Umgebung täuschend angepaßt.

Mit tiefem Schnurren spinnt sie ihren groben Faden vor sich hin. Doch plötzlich blickt sie zurück. Aus dem Eingange des Baues kommt ihr hellweißlich schimmernder Jungluchs hervorgekrochen, dem erst kürzlich die Spalten der Lichter sich geöffnet haben. Blinzelnd und leise mautzend nähert er sich der Alten, die sich seitlich zurechtlegt, um dem Einzigen die Zitzen zu reichen, die er während des Saugens mit den kleinen Branten knetet. Mit stillem Behagen duldet die Mutter diese Mißhandlung. Nichts unterbricht ihren würdevollen Ernst als das lebhaftere Zucken der dick behaarten geringelten Lunte. Langsam wie ein Uhrtickel geht die breite schwarze Spitze hin und her.

„Was ein Häkchen werden will . . .“

Am Wurzelspiegel einer umgeworfenen Fichte hatte der Zaunkönig sein Schlafnest. Aber als es ans Brüten ging, hat er doch vorgezogen, seine



Alaric Behm. *Vivarium (Skansen).*

Einen Monat alter Jungluchs.

kleine Burg an unzugänglicherer Stelle zu bauen. Wo das Gemengegestein eine glatte Stirnwand zeigt, hat sich ein Spalt gebildet, über den das Sickerwasser hinwegschießt. Da hinein hat Stelzschwänzchen mit seinem Weibchen Moos und weiche Federn getragen. Herrgott, war das eine Zankerei beim bauen! Zerrr, zerrr, zerrr! Hatte sie einen Halm quergelegt, mußte der nach seinem Kopfe gradeausliegen; und fing sie die Auspolsterung des Bettchens an, so schmiß er alles wieder raus, weil ihm der Unterbau noch nicht dicht genug erschien. Dann aber, als schließlich höchste Eile geboten war, schleppten sie beide einträchtiglich alles Daunenzeug hinein und, seit am nächsten Tage das erste Ei im warmen Neste lag, hat es kein Gezänk mehr gegeben. Jetzt hat Meister Schlupf seine liebe Not, um die Anwesenheit der Jungen allen bösen Feinden zu verhehlen. Er weiß schon, was für eine dort unten im Mutterbaue ihre nichtsnutzige Brut hat! Ihm kann die ja nichts! Er ist selbst für die Luchsin viel zu flink, und beschleichen läßt er sich schon gar nicht. Aber das Nest soll sie doch nicht erfahren! Also heißt es, die hungrigen Jungen fleißig mit Atzung versorgen. Schweigt doch nur still, ihr Schreihälse! Wie sie da schon wieder alle viere gierend die weitaufgerissenen Gelbschnäbel zum Nestloche herausstrecken! Stopf, stopf, stopf! So, da habt ihr jedes ein Insektenbündel im Rachen! Im selben Augenblicke macht die ganze Sippschaft kehrt, und vier in dicke Haut gehüllte Kotballen quellen zum Nestloche heraus. Jedes der beiden Alten schnappt nacheinander zwei auf, deren jedes fast ihr eigenes Gewicht ausmacht, und schleppt sie weit, weit weg, um ihr heimliches Glück zu verhehlen.

Meister Schlupf hat ganz recht. Anderen, die weniger klug sind, ist es schlecht ergangen. Der Singdrossel zum Beispiele. Die hatte ihre Jungen so hübsch herangefüttert im offenen Neste, das so glatt ausgestrichen war und so lauschig sich an den Stamm der hohen Fichte anschmiegte. Aber als die jungen Zippen zu gieren anfingen, war es um sie geschehn. Eines schönen Nachmittages mußten die wehklagenden Alten sehen, wie ihre Kleinen

dem Jungluchse zum Fraße gebracht wurden, der unweit seines Baues im Spielen unterwiesen wurde. Freilich lebten die Kleinen nicht mehr, aber die Fähe schleuderte eins nach dem anderen mit der Brante ein Stück weit weg, damit der Junge ihnen nachspringen und sie haschen mußte.

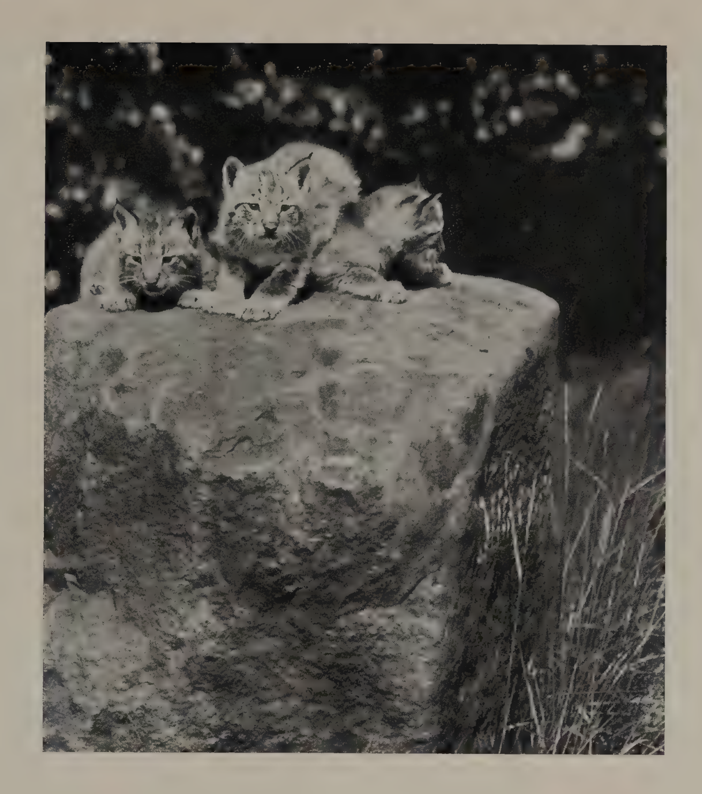
Oh der! Der ist überhaupt jetzt schon ein ganz Schlimmer! Er übt sich bereits im Klettern und schwimmt lustig durch den rauschenden Wildbach. Alles was ihm wichtig erscheint, muß er mit seinen Schnurrhaaren betasten, und beim leisesten Wispern richten sich die Pinsel seiner Geöhre auf. Wenn er nachmittags sich mit der Mutter im Sonnenscheine räkelt, so braucht nur ein Vogel vorbeizufliegen, um sofort seine gespannteste Aufmerksamkeit zu wecken. Mit leisem, sehnsüchtigem Mautzen gibt er seiner lüsternen Mordgier Ausdruck. Surr, da fliegt ein Käfer vorbei. Sofort heften sich die Lichter des Jungluchses an die Bewegungen des Burrenden. Jetzt kommt der Brummkäfer zurück. Da springt der Kleine auf und holt ihn mit einem flinken Hiebe der Brante herunter.

Nicht lange wird es dauern, daß er der Mutter zur Nachtzeit auf ihren einsamen Schleichwegen folgt. Aber noch kann sie ihm dies nicht erlauben und, wenn der Abend hereinfällt, weist sie ihn in den Bau zurück. Sie selbst liegt dann noch lange in fürstlicher Ruhe unbeweglich wie ein Steinbild auf ihrem Platze. Längst trabt der Wolf, der ewig hungrige Gierfraß, durch Schluchten und Tann den Rehen nach. Häher und Amsel verraten schimpfend und schackernd seinen Weg, und das Schmälen der Altricken schallt von Stande zu Stande durch den dunkelnden Wald.

An solche Torheit denkt die Luchsin nicht. Erst wenn das letzte Gezwitscher der Vögel verstummt ist und die Schatten der Nacht sich tiefer herabsenken, erhebt sie sich und schreitet weit ausgreifend durch den Wald dahin. So derb sie aufzutreten scheint, so weich und geräuschlos ist doch ihr Tritt und ihr geschickter Sprung. Da hilft dem armen Waldhasen, der zur Äsung hinausgehoppelt ist, kein noch so fixes Hakenschlagen: der ungeheure Sprung der furchtbaren Räuberin holt ihn ein. Verglichen mit ihr sind Bär und Wolf Stümper im Birschen und im Vergleiche mit ihr harmlos in ihrer Mordlust. Mit Entsetzen erkennt der Cioban drüben in den Waldungen von Rezinar am nächsten Morgen, daß fünf, sechs von seinen Schafen mit durchbissener Kehle kalt und steif daliegen. Der Blutschreck war da über Nacht, und nichts hat ihn verraten!

Gestörte Brunft.

Drunten im Lande bei den Bauern Rezinars sind die Felder freigegeben, und wer sich nicht beeilt hat, das letzte Kukuruzblatt zusammenzuklauben, hat das Nachsehen. Denn nun stürzt sich die grunzende Herde der Schweine über die Gemeindeflur, um die Felder nach Brocken von Kür-



bis und Maiskolben zu durchwühlen. Der Altweibersommer zieht in feinen Fäden über das Flachland hin. Droben aber in den Bergen glänzte der Fichtenwald bereits mehr als einmal in duftigem Rauhreife, und in dieser letzten Nacht ist sogar eine Neue gefallen, die bis gegen Mittag hin der Sonne standhält. Was gilt's? In der nächsten Nacht wird es wieder schneien!



Alaric Behm. *Vivarium (Skansen).*

Jungluchse.

Dem starken Vierzehnender, der an Bucur Bloncas kleiner Stina allmählich mit grobem Trenzen ein Schmaltier treibt und erst spät nachts über die Täler hinausschreit, ist solch hartes Wetter gerade recht. Ist ein uralter Kerl. Letztes Jahr hat er achtzehn Enden getragen und wer weiß, ob er es früher nicht auf noch mehr gebracht hat. Ringsum in den Siebenrichterwaldungen ist kein so alter Kämpe wie er, und ein Heimlicher ist er, das weiß der Teufel!

Der Herrenjäger, der jetzt unten an der Bachwiese sein Lager aufgeschlagen hat, wo Janku ihm Holz hackt und die Pferde bewacht, kennt sich schon aus auf diesen alten Schlauberger. Dort, wo der Hirsch in letzter Nacht sein Schmaltier getrieben hat, steht am feuchten, vom Schmelzschnee übersickerten Wege seine Herfährte drei-, viermal schön deutlich ausgesiegelt. Alle Wetter auch, sind das abgenutzte Schalen! Ein Steinbock könnte sie nicht kürzer haben! Nur daß sie doppelt so breit und lang sind; die ganze Faust kann der Jäger in den Tritt hineinlegen! Und dazu die grobe Brummstimme; ist schon der rechte Hirsch, der die weite Reise her ins Karpathenland verlohnt!

Herrgott, ist so ein Mittag langweilig auf der Alpenwiese, wenn das Jägerherz sich hinaufsehnt zu den kahlen Gesteinsplatten, zwischen denen zerzaustes Knieholz trotzt. Endlich kriecht die Sonne, die heute wieder einmal gar kein Ende finden will mit ihrem Strahlen und Funkeln, hinter die Bergriesen, und aus den Schründen und Schluchten blaut die feine Kühle auf. Wippenden Fluges streichen Wacholderdrosseln auf dem Zuge den Höhen zu, wo ihre Lieblingsatzung mählich heranreift. Der Jäger liebelt noch einmal die ernst zu ihm aufblickende Schweißhündin und steigt dann langsam, dem Laufe des Baches folgend, der Höhe zu. An drei zerzausten Dürrlingen auf dem Grate macht er halt. Hier steht der Wind fest und gut. Wo immer der Hirsch stecken mag, aus einem der beiden dort unten zusammenlaufenden Gräben muß er heraufziehen. Wird freilich spät werden, und geduldig sieht der Jäger die Sonne sinken, sieht den Mond im ersten Viertel aus dem Tage heraufsteigen und lauscht dem letzten Wispern der einschlafenden Vögel. Sonst kein Laut ringsum. Nur tief aus dem Grunde zur Rechten dringt es herauf wie ein leises Rauschen: das alte ewige Hochzeitslied des tosenden Wildbaches, dem der Schneefall neue, schnell verrauschende Verstärkung gebracht hat.

Da, horch! Drüben an der Fichtenwand ein paar kurze Trenzer: der Hirsch! Alles still. Kein Zweifel, er zieht herüber. Richtig: dort unten treibt er das Tier: „Ho, ho, ho, ho–hooah!“ Seltsam: kein Gegner antwortet ihm! Mag mit diesem Urian kein Schneider anbinden und gehn auch die Starken ihm aus dem Wege?

Jetzt, als die Schatten der Nacht sich tiefer herabgesenkt haben, dringt



Karl Soffel. *Vivarium.*

Luchs.

mit der vollen Grundgewalt des Basses der Schrei über die Täler her: „Uo — ooh — haoh!“ Auch jetzt keine Antwort!

Ob er herüberziehen wird? Der Jäger überlegt und findet es geraten, den Platz hier zu räumen, um unter Wind am Hange den Morgen abzuwarten. Im frischen Luftzuge hier oben wird seine Fährte bald verwittern und kann schon nach einer Stunde verkühlt sein. Also hinab bis zu den schwer behangenen Schirmfichten.

„Uo — ooh — haoh!“

Näher zieht der Hirsch, aber noch immer hält er sich im Talgrunde. Schwärzer und tiefer erscheinen die Schatten des Waldes, und der Mond wird von leichtem Gewölke umschleiert. Vermutlich wird es wieder schneien.

Macht nichts! Der Jäger setzt sich auf den Rucksack, drückt sich, in den Wettermantel gewickelt, dicht an den Stamm der alten Riesenfichte heran und trinkt in vollen Zügen den Zauber der tiefen Waldesstille.

„Ho — ho — ho!“

Wieder treibt der Hirsch. Er scheint bereits am diesseitigen Hange zu stehen, denn der Widerhall gibt den Ton von drüben zurück. Wie diese herzerquickende Weise alte Erinnerungen weckt! Bilder aus fernen, weiten Ländern ziehen durch die Seele des Weidmannes: mühsame Birschen hinter

16*

scheuem und schwerem Raubwilde, doch darüber als Krone seines Jägerlebens die stillen Nächte im heimatlichen Walde, vom Schreie des edlen Hirsches durchdröhnt.

Wie ein Gesicht aus diesen Träumen sieht der Aufblickende vor sich zwei weich schillernde grüne Lichter. Zu dunkel für Leuchtkäfer, zu tief lebendig für funkelndes Faulholz. Unwillkürlich geht die Rechte mit dem Kolben der auf dem Schoße liegenden Büchse hoch. Da ist der Lichterspuk verschwunden, geräuschlos wie er gekommen war.

Jetzt erst reißt es den Jäger in die Höhe: zum Teufel, was war das? Nur drei Schritte vor ihm – – – ja was war denn das? Kein Wolf konnte es sein und noch weniger ein Bär, und doch zweifellos war es der heimlich funkelnde Blick von Raubtierlichtern! Ohne Zweifel: ein Luchs! Nun mag sein, was will; der Morgen wird es erweisen! Behaglich drückt der Jäger sich an den Stamm zurück und sinkt schließlich in leichten Schlummer. Gegen vier Uhr schnurrt es auf seinem Herzen. Die Weckuhr in der Tasche sagt ihm, daß es Zeit zum Weiterbirschen wird.

Aber wo steht der Hirsch? Wie kommt es, daß er um diese Stunde gar keinen Ton von sich gibt, da er doch die halbe Nacht hindurch so gut geschrien hat? Ein wenig Schnee ist frisch gefallen und hat den grünen Fichtenmantel weiß überzogen. Der Mond ist untergegangen. Aber aus leichtem Gewölke blickt der feierliche Schein der Sterne lustig hernieder. Es wird ein kalter, frischer Morgen, recht wie zur Brunft geschaffen. Und doch kein einziger Schrei?

Langsam und vorsichtig schleicht der Jäger bergan. Nichts, aber auch rein gar nichts ist zu vernehmen. Als sei der Wald ausgestorben und Todeshauch liege über Bergen und Tälern. Drüben im Osten graut es, und mählich zieht der Morgen herauf. Der Jäger hat die Höhe erstiegen. Drüben, weit drüben in der Nachbarjagd ruft ein guter Platzhirsch. Von dem starken Vierzehnender ist noch immer nichts zu hören.

Als endlich das Licht voll und voller geworden ist, erzählt die leichte Neue vom Tun und Treiben der letzten Nacht. Und da steht es denn zu lesen: hier am Hange des Berges ist der Hirsch hinter seinem Schmaltiere in langsamem Troll heraufgezogen. Hier war es wohl, wo er den letzten Trenzer vernehmen ließ. Doch hier gehen die Fährten flüchtig ab! Und – – da steht die Bescherung: ein Luchs ist herbeigeschlichen und hat in vier Meter weitem Sprunge das Schmaltier zu schlagen versucht, aber gefehlt! Eine Fähe ist es; dort im Schatten der Fichten hat ihr Junges gestanden, das dann hinter der beschämt davonschleichenden Alten fortgezogen ist. Und richtig: dort, wenige Schritte vor dem Ruheplatze des Jäges, haben ja beide, die Fähe und ihr Jungluchs gestanden. Das also ist die Lösung des Rätsels dieser Nacht!



Karl Soffel-Hamburg. *Vivarium.*

Mutter und Kind.

Der Hirsch ist weg. Drei Tage später kommt die Nachricht, daß er drüben in der Nachbarjagd mit dem Schmaltiere gespürt sei, aber bis jetzt noch nicht gemeldet habe. Wieder drei Tage später steht der Förster der Siebenrichterwaldungen morgens auf dem Rückwechsel einer Rotte Sauen, die Nacht für Nacht auf der Talwiese gebrochen haben. Diesmal scheinen sie ausgeblieben zu sein, und ärgerlich über den Mißerfolg schultert der Förster, als der Morgen heraufzieht, am Riemen die Büchse, um sich heimwärts zu begeben. Kaum aber ist er, alter Gewohnheit getreu vorsichtig birschend, fünfzig Schritte weit vorgerückt, als er in der Fichtenjugend einen verdächtigen Fleck sieht. Die Büchse im Anschlage haltend bleibt er regungslos stehen. Da tritt in voller wuchtiger Gestalt die alte Luchsfähe heraus. Auf den Knall der Büchse überschlägt sie sich, und flink wie ein Hase flüchtet der Jungluchs über sie hinweg. Aber schon hat der Schrotschuß ihn herumgeworfen. Doch klagend richtet er sich in die Höhe; der Postenschuß hat das Rückgrat zerschmettert. Bei den greinenden Tönen ihres Kleinen packt die sterbende Alte eine rasende Wut und fauchend nimmt sie den Jäger an. Doch nur, um verendend vor seinen Füßen zusammenzubrechen. — —

Nun hatte das Rotwild am Negovan wieder für eine Weile Ruhe. Aber der Vierzehnender war für lange Zeit vergrämt. Erst lange nach der Brunft hat Oberst Berger, dem der Jäger sein Pech erzählt hat, den Hirsch, stark abgefallen und schlafend, auf der Morgenbirsch zur Strecke gebracht. Ein uralter Bursche war es, grauweiß die ganze Haut, selbst in der kurzen dunklen Mähne grau gestichelt. In Hermannstadt hängt sein mächtiges Geweih.

Vor den Hunden.

Der Januar hat mit schwerem Schneefalle das Raubzeug heruntergedrückt von den Schroffen am Königsteine, unter denen auch das Gamswild fortgezogen ist, um tiefer im lawinensicheren Walde seine Einstände zu nehmen. Das ist die Zeit, in der der echte Jäger seine Gewissenhaftigkeit ernstlich zu erweisen hat. Und zudem: welchen wirklich passionierten Weidmann litte es denn an solchen Tagen in der dumpfen Stube, wenn draußen die Höhen in ihrer Schneepracht funkelnd locken? Freilich keine leichte Arbeit solch ein Revierbegang! Aber seit man auch in Siebenbürgen die Schneeschuhe benutzt, ist's eine doppelte Lust geworden. Auf dem weißen Blatte steht geschrieben, was in jeder Nacht sich zugetragen hat, warum die Rehe hier versprengt sind und dort die Gamsen trotz hoher Schneelage bergan geflüchtet sind, um in einem Spalte sich einzustellen.

Da haben wir ja die Bescherung: hier an der steilen Sonnenlehne spürt sich ein Luchs flüchtig weg von der Felsnase, auf der er sich niedergetan hatte. Da er allein gelegen hat, dürfte es ein starker Rüde sein. Es ist



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium (Skansen).*

Träumerei.

aber außerdem eine Fähe mit zwei Jungluchsen im Revier, die der Heger nur nach dem letzten Schneefalle nicht mehr gespürt hat. Mag der Kuckuck wissen, wo die nun stecken! Bei solchen Gästen kann freilich kein Rehstand in die Höhe kommen, denn der Luchs hält sich doch in erster Reihe an die Rehe. Drüben in den Rotwildrevieren reißt er ja freilich auch gern ein schwaches Stück. Überhaupt haben sich die Luchse in den ganzen Karpathen hauptsächlich seit der Zeit vermehrt, als über die Marmaros her das Rotwild gegen Süden vorgedrungen ist.

Na, den hier wird der Heger bald haben! In kurzem Bogen umgeht er die Fährte und saust dann in flotten Sprüngen talab, um aus der Hütte die scharfen Bracken zu holen. Herrgott, die Freude von den Kötern, als sie aufgekoppelt werden. „Vadas", der stämmige Schwarzundtann, weiß sich vor Aufregung kaum zu lassen, und selbst der alte „Heccoli" verzieht sein greises Gesicht zu vergnügtem Grinsen. Er kennt sich schon aus und weiß, daß es heute ernste Arbeit gibt. Sonst wäre der Jäger nicht so schnell heimgekehrt, um ihn zu holen, ohne den es, wie man hier wieder mal sieht, schließlich, wenn die Sache ernst wird, doch nicht geht!

Der alte Bursche hat manch harten Strauß bestanden. Die breiten Narben an Brust und Nacken hat er sich einst geholt, als er zusammen mit seinem Vater „Zoltan" eine Luchsfähe abwürgte, die sich zur Verteidigung auf den Rücken geworfen hatte und mit ihren Branten bös um sich schlug. Dem alten „Zoltan" hat das damals so ziemlich den Rest gegeben. Aber



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium (Skansen).*

Luchs.

„Heccoli“ ist seit der Zeit erst der scharfe Raubzeugjäger geworden, als den ihn das ganze Burzenland nun rühmend kennt.

Der Heger hat seine liebe Not, mit den heftigen Hunden durch den tiefen Schnee bergan zu kommen. Am verlassenen Bette des Luchses angekommen steckt der alte „Heccoli“ die Nase tief in den Schnee, sträubt das Nackenhaar und saugt mit ingrimmiger Lust die Witterung ein. Nur ein paar kurze Jauler sagen „Vadas“, daß es hier scharfe Arbeit gibt.

Liebelnd gürtet der Heger jedem der beiden Hunde ein breites, bis zur Brust reichendes Wolfshalsband um, das mit scharfen Stacheln gespickt ist. Dann schnallt er sie und läßt sie mit aufmunterndem Rufe zur Hetze los, die sofort laut beginnt.

Nach kaum fünf Minuten geht in einer Schlucht jenseits des Bergrückens der Spektakel an und, was die Schneeschuhe hergeben, jagt der Heger auf den Kampfplatz zu, um seinen Hunden zu Hilfe zu kommen. Als er jenseits des Berges lauscht, rückt die Jagd abermals talwärts. Mehr springend als schreitend saust er hinterdrein. Was macht's, daß er sich da einmal in dem weichen Schnee überschlägt? Die Nässe im Nacken spürt er nicht bei solcher Hetze. In stürzenden Sprüngen erreicht er schließlich eine Felsnase, von der aus er das gegenüber sich abspielende Bild deutlich einsehen kann; mit hellem Geläute verbellt „Vadas“ den auf einer gut 50 Meter hohen Klippe fauchend



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium (Skansen).*

Luchs.

über ihm stehenden Luchs, während „Heccoli“ sich von rückwärts gegen den Feind in die Höhe arbeitet, nur ab und zu einen tiefen Boll ausstoßend. Er muß die Klippe nahezu erreicht haben; denn jetzt wendet sich der Luchs mit gekrümmtem Buckel und bietet dabei dem Heger unvorsichtigerweise die Breitseite.

Peng!

Mit gutem Blattschusse sinkt der Prachtkerl in sich zusammen. Im nächsten Augenblicke ist „Heccoli“ schon oben und „Dadas“ stürmt auf der Spur des Gefährten gleichfalls hinauf. Als der Heger nach rasend wilden Sprüngen den Kampfplatz erreicht hat, liegt „Heccoli“ bereits lang ausgestreckt auf „seiner“ Beute und hält „Dadas“ mit Knurren und Zähnefletschen in achtungsvollem Abstande.

Ja der „Heccoli“; der kennt sich aus, der alte Bursche! Seit dem Denkzettel, den ihm sein erster Luchs verabfolgt hat, fällt ihm nicht mehr ein, den auf dem Rücken liegenden Gegner für besiegt zu halten und wie blind in seine Branten zu rennen. Wie ein Wirbelwind jagt er um ihn herum und, ehe der Luchs weiß, wie ihm geschah, ist der Hund herumgesprungen und hat ihn von rückwärts bei der Gurgel.



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium.*

Luchs.

Verzweifelt versucht der Luchs, ihn am Hals zu packen. Aber da gibt es nichts als blutige Branten zu holen: an den Nägeln des Wolfsbandes. Und inzwischen hat der Hund den Drosselknopf des Gegners durchbissen und schüttelt ihn knurrend wie einen Plumpsack hin und her. Kann man's ihm verdenken, daß er den Luchs als seine Beute betrachtet?

Erst auf wiederholten Ruf seines Führers gibt er sie frei, und gelassen nimmt er dann die Liebkosungen und Lobsprüche entgegen.

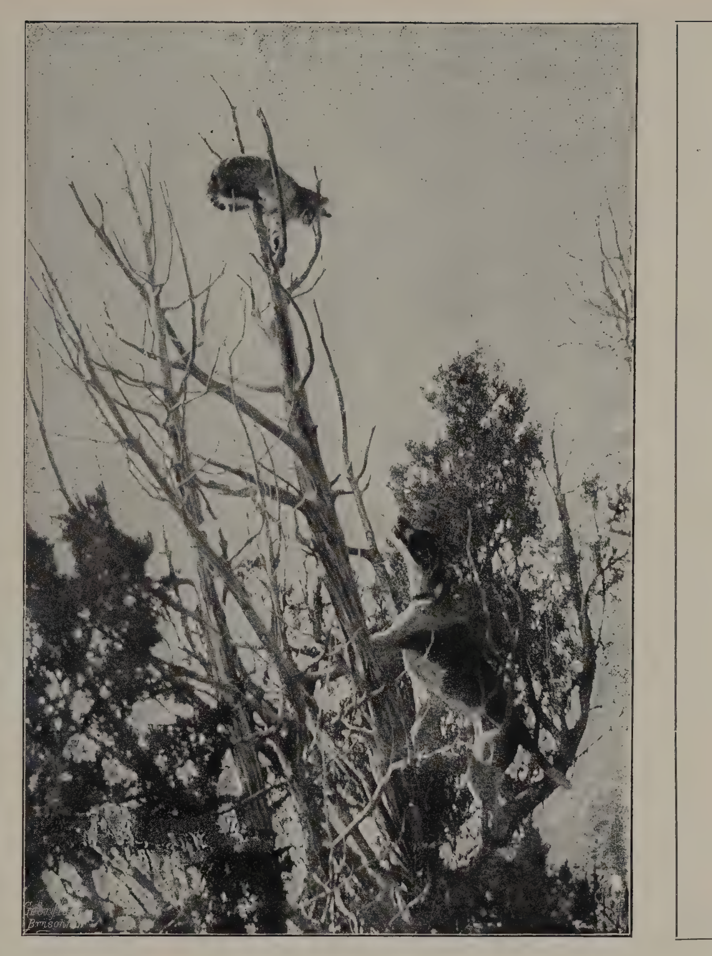
Leuchtenden Blickes hebt der Heger den prächtig gefleckten Luchs in die Höhe. Herrgott, was für ein Kerl! 1,15 Meter mißt er. Und was für ein ranker, hochgewachsener, dürrer Traber! Kein Wunder auch, daß der Sätze von 8 Metern im Schnee machen konnte!

Seine 16 bis 18 Kilo wiegt er aber doch; im Rucksacke drückt er wie ein geringer Bock! Na, Freundchen, vor dir sind die Rehe und Gamsen nun sicher!

Und doch, wenn der letzte Luchs einmal aus den Karpathen verschwunden sein wird, werden die Böcke dann etwa stärkeren Aufsatz tragen? Und werden alle Rehe und Hasen zusammengenommen die Lust eines Tages, wie heute, aufwiegen?

* * *

Klarer und kalter Wintertag im Felsengebirge von Kolorado. Der Weiße Fluß knirscht in seinen klirrenden Eisketten. An einer flachen Stelle



Amerikanischer Luchs, aufgebaumt und vom Hund verbellt.

hat ein starkes Wapiti-Rudel den Fluß überschritten und auch der „lang-ohrige“ Hirsch spürt sich in guter Menge. Der Schnee liegt nicht allzu tief und bietet Roß und Reitern guten Sport.

Mit dem Morgengrauen sind Jim und John Hopkins von Vaters Farm ausgeritten, um mit ihren gut eingejagten Hatzhunden ein bißchen nach Kuguar oder Rotfuchs*) zu suchen. Hier am Fuße treffen sie zusammen

*) Rotfuchs, Lynx rufus, von den amerikanischen Jägern Bobkatze genannt. Neben dem stärkeren Polarluchs, Lynx borealis, im gebirgigen Norden stark verbreitet und um seines Pelzwerks willen hoch geschätzt.

mit Ben Buttler und Dick Hayes, die ihre tüchtigen Packer mitgebracht haben. Stämmige Kerle, halb Bluthund, halb Hatzrüde, dazwischen wohl auch etwas Doggenblut. Machen mit dem Kuguar nicht viel Federlesens und klettern dem Rotluchs im Geäste der Fichte bis zu den höchsten Wipfeln nach. Selbstverständlich sind sie alle tadellos hirschrein.

Ben und Dick haben schon eine Fährte bestätigt und bald jagt die ganze Meute mit hellem Geläute Wand ab, Wand auf durch Schluchten dahin.

„Hallo, Rob! Bist du verrückt?"

Der alte Hund kommt schon zurück. Tief beschämt, daß er sich hatte dazu hinreißen lassen, der süßlichen Fährte eines Langohres ein paar Sprünge weit zu folgen. Vorn umspringt die Meute jetzt eine breitästige Wetterfichte, die einsam auf einem Felsen steht.

„Vorwärts, Rob, Arbeit für dich!"

Mit tiefem Boll jagt der Hauptpacker bereits dem Halte zu und arbeitet sich auf die Platte hinauf. Der Luchs sitzt im Gipfel der Fichte, aber Rob baumt ihm ohne langes Besinnen in dem derben Gezweige der Fichte nach. Jetzt wird's der Bobkatze doch bedenklich und sie steigt bis in die höchste schwankende Spitze des Baumes. Der schwere Hund kann ihr nicht weiter als bis zum letzten Quirl folgen und so bellen und fauchen beide einander eine Weile an, während unten die versammelte Meute ein wahres Wolfsgeheul anstimmt. Ehe der Luchs zum Entschlusse kommt, ob er den Baum verlassen und sein Heil in neuer Flucht suchen soll, wirft ihn eine Kugel aus Bens Winchester herunter, und im selben Augenblicke ist auch Rob über ihm. Er hat sich einfach vom Baume herunterfallen lassen. Zwar schont er nun beim weiteren Jagen den rechten Lauf, aber seiner Passion tut das keinen Eintrag. Und als er vollends beim dritten Anjagen mit einem Kuguar anbinden kann, hat er Lähme und Schmarren längst vergessen.

Die zweite Hetze war eine Fehljagd, weil der aufgetane Luchs zu Baue schliefte. Nachgerade hat er ja gelernt, daß mit den scharfen Hunden schlecht anbinden ist; und seit ihm um seines seidenweichen Felles willen, für das die Händler immer höhere Preise zahlen, so wütend nachgestellt wird, ist der Rotluchs immer mehr Höhlenbewohner geworden. Aber auch das hilft ihm nichts; die verdammten Köter schliefen ihm einfach nach. Können sie ihn auch nicht heraustreiben, so verbellen sie ihn doch Tag und Nacht, bis Hilfe kommt.

Im Eisen.

Unter dem Königsteine spürt sich nun auch die Luchsfähe wieder. Zuweilen neben ihr noch die beiden Jungen. Offenbar stecken die in irgendeinem Baue



Else Krasser. *Karpathen (Hermannstädter Komitat) Sommer 1909.*

Luchs im Eisen.

und vermutlich die Alte meistens mit ihnen. Sie scheint nur zur Nacht zu jagen. Jedenfalls ist kein Lager zu finden. Da wird das Eisen an Stelle der Hunde seine Schuldigkeit tun müssen! Dicht neben die Schneeschuhspur eingebettet, wird es ja vom Luchse leicht angenommen. Denn im Gegensatze zu Wolf, Bär und Fuchs folgt der Luchs gern der Schneeschuhbahn. Oder noch besser, man richtet die Fanggrube an dem alten Hauptwechsel fängisch her, zumal man ja nicht wissen kann, ob nicht auch die Jungluchse in der Fährte der Fähe schnüren. An einem Steine unweit der Grube hatte neulich anscheinend einer genäßt. Heute aber ist jedenfalls die Alte allein gewesen, denn sie hat den Rest eines Hasen im Schnee verscharrt. Zu solchen Rissen kehrt jeder Luchs gern zurück!

Also bettet der Jäger nach allen Regeln alter Weidmannskunst im Schnee ein Eisen ein, fegt mit Fichtenreisig den Platz hübsch sauber und überläßt den Rest vertrauensvoll dem bleigrauen Himmel. Richtig, gegen Abend fängt es an zu schneien und nicht zu knapp. Als der Jäger aber am nächsten Tage sein Eisen nachsehen will, ist es verschwunden, und die Zerr=

spur im Schnee geht geradeswegs auf die Luchsgrube zu. Richtig ist die Alte da hinein geraten! Aber als der Jäger vorsichtig die fängische Decke abnimmt, traut er seinen Augen nicht, denn er findet die Grube leer. Mitsamt dem Eisen ist die Luchsin aus der 3 Meter tiefen Grube herausgesprungen und hat sich offenbar einschneien lassen, denn keine Spur ist mehr von ihr zu finden.

Da müssen denn also doch wieder die Hunde dran!

Bald sind beide herbeigeholt, aber lange suchen sie vergeblich im Schnee herum. Endlich gibt „Vadas“ wütend Hals und bald ist auch „Heccoli“ herbeigeeilt. Wildes Durcheinander. Fauchen und grollendes Knurren der Luchsin, tiefer Boll der Hunde. Endlich nur noch ein Röcheln und Würgen. Als der Jäger hinzukommt, ist die alte starke Fähe abgewürgt.

Unter der Lehne, an der dieser Kampf sich abspielte, hat der Heger noch tagelang die beiden Jungluchse gespürt, aber keiner ist zur Strecke gekommen. Vermutlich sind sie ausgewandert, nachdem sie die Vergeblichkeit der Suche nach der Mutter erkannt haben.

Der Luchs in Deutschland.

Im Deutschen Reiche ist der Luchs bei weitem früher als der Wolf vertilgt. Am letzten hat er sich natürlich in den Gebirgen gehalten, insbesondere im bayrischen Allgäu. Dort haben zur Franzosenzeit zwei Jäger, Vater und Sohn, mit Namen Georg und Kasper Angerer in 48 Jahren 30 Luchse gefangen. Bei Kreuth wurden im Jahre 1826 zwölf Luchse erlegt. Im gleichen Jahre bei Berchtesgaden sieben Stück und damit der letzte in dieser Gegend. Bei Partenkirchen wurden im Winter 1820—30 dreizehn Stück erlegt. Im Jahre 1832 erschien einer im Markte selbst, in den folgenden Jahren wurden in dieser Gegend jährlich zwei bis sechs Stück geschossen. Im Allgäu und damit in Bayern und Deutschland überhaupt ist der letzte Luchs 1840 bei Hindelang zur Strecke gebracht. Im Bregenzer Walde hat ein Luchs im 18. Jahrhundert auf einer Alpe in der Nähe des Hohen Iffer eine ganze Schafherde von 600 Stück in den Abgrund gejagt, und der Besitzer ist dadurch verarmt. Der letzte Luchs ist dort 1855 abgeschossen. In Tirol ist er früher das häufigste Raubtier gewesen. In den Jahren 1521 bis 1589 wurden im „Land im Gebirge“, wie Tirol damals hieß, 645 Stück erlegt und zur Prämiierung eingesandt. Im 17. Jahrhundert weisen die Rechnungen noch mehrfach solche Prämiierungen nach und Groß schreibt, daß „bis in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts der Luchs im Gebiete der oberen Iller und Osterach eine gewöhnliche Erscheinung“ gewesen sei. Ende der zwanziger Jahre wurde bei Raggal im Walsertale ein Luchs geschossen, trotzdem im angrenzenden Kanton Appenzell der letzte schon 1791 gestreckt war. Zwischen 1837 und 1852 wurde eine Fähe bei



Luchs im Eisen.

Brixen und eine in Vorarlberg erlegt. Im Stubai wurden 1842 zwei Luchse beobachtet, die großen Schaden an den Rehen anrichteten. Der Luchs wurde vom Wegereutter Pfarrer unter dem Sailjoche, die Fähe 1885 bei Grün in Navistale vom Osterbauern erlegt. Auf der Zipfelalpe wurden 1850 zum letzten Male zwei Luchse gespürt. In ganz Tirol ist der letzte Luchs am 3. Mai 1872 vom Färber Mathoy in Stauders unterhalb dem Piz lat geschossen, aber erst zehn Tage später verludert gefunden. Er hatte nach dem Schusse noch einen Hasen gerissen. Der Balg löste 200 Frank und steht ausgestopft heute in der zoologischen Sammlung des Kantonal-Gymnasiums in Chur. In demselben Jahre wurde auf dem Friedhof von Schlanders im Vintschgau „ein Wolf" erschlagen. Als man die rechte Vorderbrante zur Einlösung des Schußgeldes der Bezirkshauptmannschaft einlieferte, stellte sich dort heraus, daß sie von einem Luchse war. In den Karawanken ist der letzte Luchs im siebziger Jahre gesehen. In Graubünden dürfte noch ab und zu einer vorkommen. Überraschend ist das fast völlige Verschwinden des Luchses aus Bosnien. In den Karpathen ist er noch heute häufig genug, seine Vermehrung wird dort zurückgeführt auf die Ausbreitung des Rehwildes.

Gezähmte Luchse.

Der Luchs läßt sich leicht zähmen und wird, wenn jung eingefangen und aufgezogen, ein selten liebenswürdiger Hausgenosse. Unter Anderen berichtet Wasmuth von einem auf dem Gute Saksamois in Estland mit der Flasche aufgezogenen Luchse. In Schweden wurde einem Jungluchse eine Katze als Amme gegeben und er gedieh in deren Pflege prächtig und wurde später ein Liebling der Familie. Als er doppelt so groß war, wie seine Pflegemutter, leckte diese den Rüpel noch zärtlich bis oben hinauf. Wenn er aber dann mit ihr spielen wollte, wurde Mieze mißtrauisch, sprang ihm auf den Rücken und backpfeifte ihn, daß es rauchte.

Die ausführlichsten Mitteilungen verdanken wir Löwis, der auf dem Gute Panthen im Livland eine junge Luchsin „Lucy" hielt, die mit musterhaftem Gehorsame bei Anrufe ihres Namens Folge leistete. Ihre Erziehung war ohne alle Mühe eine so feine geworden, daß sie in der wildesten, leidenschaftlichen, aber verbotenen Jagd auf Hasen innehielt, falls sie angerufen wurde. Sie warf sich dann beschämt zu Boden und erwartete nach Art der Hunde Gnade für Recht. Hatte sie sich zu weit entfernt, um die rufende Stimme zu erkennen, so genügte ein Gewehrschuß, um sie in höchster Eile herbeizuführen. Mit Leidenschaft machte „Lucy", ihrem Herrn auf dem Fuße folgend wie ein Hund, alle Herbstjagden mit. Stand ein armer Hase vor dem Schützen auf, so begann die hitzigste Jagd und trotz aller unbeschreiblichen Aufregung behielt sie soviel Überlegung, um das Verhältnis



Karl Soffel. *Vivarium.*

Luchs.

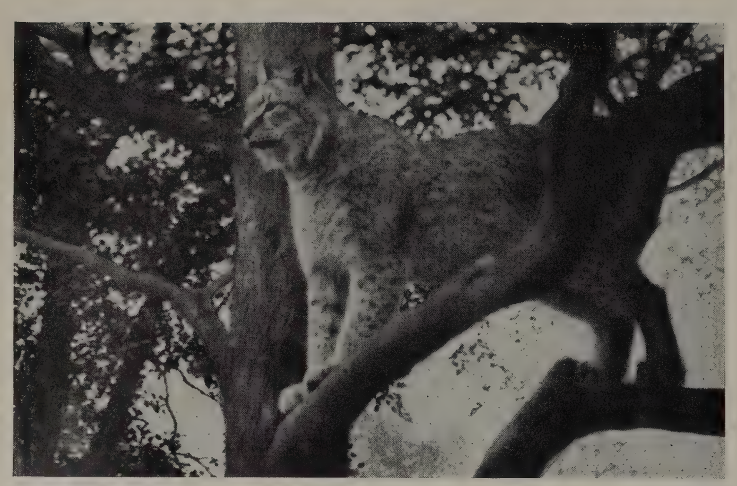






Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium (Skansen).*

Luchs.



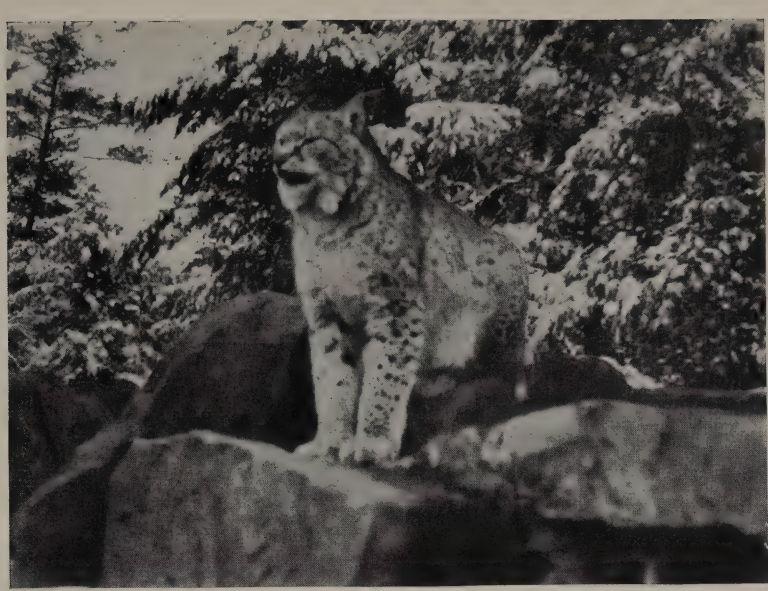
Karl Soffel. *Vivarium.*

Aufgebaumter Luchs.

ihrer Geschwindigkeit und der des Hasen zutreffend abzuschätzen. An ihren Herrn hatte sie sich, ganz im Gegensatze zu den Gepflogenheiten der Katze, wie ein Hund gewöhnt. Sie hörte nur auf seine oder seines Bruders Stimme. Fuhren beide auf einen Tag in die Nachbarschaft, so war „Lucy“ nicht zu bändigen. Dann wehe jedem unbedachten Huhne und jeder unbesorgten Ente oder Gans! Beim Dunkelwerden kletterte sie auf das Dach des Wohnhauses, um dort, an einen warmen Schornstein gelehnt, ihre Ruhe zu halten. Rollte dann nachts der Wagen vor die Haustreppe, so sprang sie vom Dache herab und flog in Bogensätzen ihrem Herrn an die Brust, ihre Vorderbranten um seinen Hals schlagend, laut schnurrend und mit dem Kopfe nach Katzenart sich an ihm stoßend und reibend.

Ihr Ehr- und Schamgefühl war bemerkenswert entwickelt. Eines Novembertages versuchte sie, platt auf das Eis gedrückt, eine Gänseherde zu beschleichen, die auf der Mitte der frischen Eisdecke stand. Aber als sie mit gespreizten Branten im Bogen mitten unter die erschreckten Gänse sprang, nicht ahnend, wie dünn die Eisdecke war, brach sie durch. Mit ihr natürlich auch die Gänse. Aber diese waren flink aus dem Loche hinausgesprungen oder geschwind untergetaucht. Anstatt aber nun eine der auftauchenden zu ergreifen, schlich „Lucy“ triefend, mit gesenktem Kopfe, Scham in jeder Bewegung zeigend, mitten durch die Wehrlosen fort und verbarg sich viele Stunden an einem einsamen Platze. Hunger und angeborene Blutgier konnten die Beschämung über den verfehlten Angriff nicht unterdrücken.

Unter ihren eingewurzelten Instinkten trat am wildesten ihr geradezu



Karl Soffel. *Vivarium.*

Luchs.

unausrottbarer glühender Haß gegen die verwandte Hauskatze hervor. Ehe der Winter kam, war die letzte Katze in Panthen ergriffen und mit gräßlicher Wut zerfleischt. Nur einmal wagte ihr Herr, „Lucy" zu einem Besuche auf ein benachbartes Gut mitzunehmen. Kaum war man eine Stunde dort, so meldete schon der Diener, daß soeben die weißbunte Katze vom Luchse erwürgt worden sei.

Im Hause war „Lucy" der liebenswürdigste aller Gesellschafter. Hinter dem Rücken der vorlesenden Mutter des Besitzers auf dem Sofa lang ausgestreckt, gemütlich schnurrend, gähnend oder auch tüchtig schnarchend, bot sie allen Gästen ein seltenes und ungewöhnlich fesselndes Schauspiel.

In Balten, namentlich in Estland und dort insbesondere östlich vom Meridian von Wesenburg, kommt der Luchs noch verhältnismäßig häufig vor. Er kann sich ja in den dortigen großen Wäldern und Sumpfmorästen so geheim halten, daß man seine Anwesenheit nur zufällig und gelegentlich bemerkt. Dennoch dürften diesem wunderschönen und eigenartigen, für die Ostseewälder so bezeichnenden Raubwilde die Tage gezählt sein.

Mit Recht weist deshalb C. Grevé in seiner Arbeit über den „Luchs im Balticum" („Zoologischer Beobachter", 3 u. 4, 1911) darauf hin, wie wünschenswert es sei, ihm einige Schonung zu gönnen:

17*

„Es mag ja so manchem, besonders den schneidigen Raubzeugvertilgern, lächerlich erscheinen, wenn man für diesen ‚Mordgesellen' ein gutes Wort einlegen will, doch darf man auch nicht vergessen, daß der Luchs bei uns vorherrschend von Holzhasen lebt und daß man es stets in der Hand hat, eine stärkere Vermehrung hintanzuhalten. Eine absolute Ausrottung sollte aber doch vermieden werden, nicht allein aus Rücksicht auf die Wünsche von Naturfreunden, die gerne unseren Moorwäldern auch die zugehörigen Charaktertiere erhalten sehen möchten, sondern auch auf Grund der Erwägung, daß jedes Geschöpf seine Aufgabe in der Erhaltung des Gleichgewichtes in der Natur zu erfüllen hat und deshalb eine Lebensberechtigung besitzt, wenigstens solange es die Interessen des egoistischen Generalraubtieres, des Menschen, in bescheidenen Grenzen schädigt."

Da neuerdings in Balten Schutzgebiete für Tiere und Pflanzen eingerichtet werden, z. B. auf der Moritzinsel im Usmaitenschen See in Kurland, auf einigen kleinen Inseln bei Filsand am Nordwestende Ösels, und da außerdem manche Gutsbesitzer auch dem Raubwilde in gewissen Grenzen Schonung geben, wie z. B. die Verwaltung der Isenhofschen Forsten in Estland dem Bären, so steht zu hoffen, daß auch dem Luchse dort eine Duldung in gewissen Grenzen gestattet werden wird.



Karl Soffel-Stockholm. Vivarium (Skansen).

Luchs.

Das Stachelschwein.

Von J. Vosseler.

Eine stolze Rolle hat er nie gespielt, der plumpe Stachelheld, weder in der Sage noch in der Geschichte, weder im Haushalt des Menschen noch im Verband mit der übrigen Natur. Und doch ist sein Geschlecht ein sehr altes, sein Stammbaum ehrwürdig und seine Sippe umspannt einen beträchtlichen Teil des Erdballs. Wenig gewertet und beachtet lebt das Stachelschwein seine Tage dahin, selbst in der Naturgeschichte vielfach verkannt, nur durch einzelne Fabeln der Alten mit einem auf die Volksseele abgestimmten unheimlichen, ja mystischen Nymbus umgeben. Diesem hat es vielleicht eine größere Popularität auch heute noch zu verdanken als seinem grotesken Aussehen und seinen vielen merkwürdigen Eigenschaften. In manchen von ihm bewohnten Gegenden ahnt der Eingesessene kaum seine Anwesenheit, bis vielleicht irgendeine Schädigung seiner Kulturen ihn zur Beobachtung und Entdeckung des Attentäters veranlaßt.

Obwohl von Haus aus nichts weniger als ein lichtscheuer Geselle, sondern zum mindesten zeitweise ein Freund der Sonne und ihrer Wärme, wurde das Stachelschwein offenbar in naturgeschichtlich nicht allzuweit zurückliegenden Zeiten zum vorwiegenden Nachttier, besonders in stark von Menschen und tierischen Feinden besiedelten Gegenden. Schon sein kleines Auge und der schlechte Wärmeschutz, den ihm sein seltsames Fell gegen die nächtliche Abkühlung bietet, weisen daraufhin, daß seine Vorfahren wohl bessere Tage, wirkliche Tage gesehen haben mochten und daß seine Umwandlung zum Nachttier noch nicht abgeschlossen ist, vielleicht auch nie vollkommen wird. Spät erst am Abend, wenn schon satte Dämmerung auf den steppenartigen Gefilden der Campagna und seines übrigen, das ganze Mittelmeerbecken umfassenden Wohngebietes ruht und außer dem Gezirpe verschiedener Insekten kein lautes Getöse vom Lärm des Tages mehr übrig blieb, dann regt sich ein unförmiger, spießbewehrter Klumpen in seinem verborgenen Höhlenlager. Langsam, bedächtig zieht er erst noch einige Male die muffige Luft seiner Behausung ein, schleicht dem Eingang zu und lauert nun vorsichtig, ob alles in Ordnung ist. Nase und Ohr werden dabei aufs äußerste angestrengt. Ist jene auch das vorherrschende Sinnes- und Sicherungsorgan, so wird doch das Gehör des Stachelschweines gewöhnlich unterschätzt. Die behaarte Schnauze mit den langen Bartborsten schnuppert nach links und rechts in die frische, kühle Nachtluft hinein, immer mit einer gewissen Gemächlichkeit, und wenn alles sicher befunden, schiebt sich der plumpe Leib mit enganliegenden Stacheln

aus der Röhre langsam hervor, vorsichtig, zögernd, wie es einem scheuen Wild geboten ist. Große Toilette wird nicht erst lang gemacht, das mag beim nächtlichen Reviergang der Tau des Grases oder der Regen besorgen. Der Magen treibt tyrannisch vorwärts. Noch ein kurzes Zaudern, einige trippelnde Schritte und das Tier trennt sich trottend von seinem Schlupfwinkel. Ähnlich dem des Dachses oder Igels ist sein fördernder Lauf, die hohe Rückenmähne schwankt hinüber und herüber. Hat der Nachtwandler keine Gefährdung zu befürchten, so tritt er herzhaft auf, so daß seine Schritte und ein leichtes Gerassel der aneinanderschlagenden Stacheln hörbar sind, findet er jedoch Anlaß zur Vorsicht, so weiß er sich fast lautlos zu bewegen. Erst in ziemlicher Entfernung vom Bau wird der Lauf unterbrochen. Zumeist an einer früher schon benutzten Stelle erfolgen die Entleerungen. Nun geht es an die Nahrungssuche. Das Stachelschwein ist ein ausgesprochener Feinschmecker, der bei vorhandener Auswahl unter verschiedenen Nährstoffen stets die feinsten und unter diesen noch die leckersten Qualitäten zu finden weiß. Neben Gräsern und Kräutern verzehrt er gerne verschiedene, mit einem gewissen Geschick ausgegrabene Wurzeln und Knollen, vor allem aber Früchte, wie Feigen, Datteln, Trauben, Nüsse usw. Wie sehr viele Nagetiere, lebt das Stachelschwein nicht als reiner Vegetarianer, sondern wird häufig von einem ausgesprochenen Fleischhunger befallen. In Gefangenschaft kann man ihm stets eine große Freude bereiten durch Verabreichung von Tischabfällen animalischen Ursprungs, besonders von Geflügelknochen. Diese Geschmacksrichtung ist ihm schon öfters verderblich geworden. Sie führte ihn zu Tellereisen, die für kleines Raubzeug mit entsprechendem Fleischköder versehen waren und von denen seine feine Nase Witterung erhalten hatte. Aus schwächeren Fallen befreit er sich dank seiner keineswegs geringen Kraft. Ein kräftiger Schwanenhals aber hält ihn fest, wenn nicht gerade nur ein Bein gefaßt worden ist. In diesem Falle schneidet es der Gefangene bisweilen mit seinen scharfen Meißelzähnen ab und rettet so auf drei Beinen sein Leben. Auch Meister Reineke soll auf gleiche Weise seinen Nachstellern ein Schnippchen schlagen, doch wird neuerdings eine solche Überlegung bekundende Handlung bestritten und der Vorgang damit zu erklären versucht, daß das in der Falle sitzende Tier teils vor Schmerz, teils durch die unwillkürlichen Fluchtbewegungen das gefaßte Glied abdrehe. Das zwischen den Eisen festgeklemmte Stückchen zeigt aber im ersten Falle dem enttäuschten Fallenjäger, der statt eines Hühnerdiebs einen kleinen Pfotenrest erbeutete, das Bild einer glatten Amputation, die freilich ebensogut ohne, als mit Überlegung ausgeführt sein kann. —

Hat das Stachelschwein ohne einen solchen immerhin seltenen Unfall einen guten Bissen erlangt, so verzehrt es ihn nicht immer auf der Stelle, sondern schleppt ihn gern nach einem nicht allzu fernen Plätzchen, das ihm



Karl Soffel-Breslau. *Vivarium.*

Europäisches Stachelschwein.

bequemes Liegen beim Genießen gestattet. Breitspurig behaglich läßt es sich nun nieder, hält sein Futter zwischen den Vorderpfoten und beginnt gemächlich schmatzend mit der Mahlzeit nach dem Prinzip: „Viel darf es schon sein, wenn's nur gut ist." Gleich darauf geht die Suche von neuem los. Was auf dem Weg liegt, wird emsig auf seine Genießbarkeit hin beschnuppert und es ist nicht ausgeschlossen, daß dann und wann auch irgendein Kerbtier, ein Frosch oder ein Reptil daran glauben muß. –

Sowenig wie auf seiner Streife vergißt unser Tier während des Schmausens fortgesetzt zu sichern. Das geringste verdächtige Geräusch, selbst ein unvermutet vom Wind bewegter Strauch oder Grasbüschel läßt es blitzschnell zusammenrücken und die Stacheln und Mähne sträuben, selbst den Atem anhalten. Alle diese Bewegungen und Handlungen erfolgen wie beim Igel reflektorisch und oft genug unnötigerweise. Dies hat das Stachelschwein in den Ruf einer übergroßen Ängstlichkeit gebracht.

Ist die Mahlzeit glücklich beendigt, so beginnt die Stillung des keineswegs geringen Durstes. Gewiß muß manchmal der Wassergehalt der verzehrten Wurzeln, Kräuter oder Früchte genügen, besonders in Gegenden mit langen Trockenzeiten und fehlendem offenem Wasser. Kann das Stachel-

schwein aber Wasser erlangen, so zieht es selbst nach saftreichem Mahl ziemliche Mengen davon ein, gewöhnlich geräuschlos saugend, nicht schlappend. Öfters ist wohl ein schöner Durst die Folge trockener Atzung, aber in weiter Umgebung nichts Trinkbares zu erreichen. Dann werden nächtliche Tau- oder Regentropfen von Pflanzen abgeleckt und erst, wenn auch diese Möglichkeit fehlt, macht es von seiner Fähigkeit Gebrauch, längere Zeit zu dursten. Weniger bekannt dürfte es sein, daß auch der sonst so rege Appetit in kalten Tagen sehr zurückgeht und ebenfalls einige Zeit ungestillt bleiben kann, wenn es die äußeren Umstände erfordern. Erwacht er aber wieder in seinem ganzen Umfange, so erfolgt die Nahrungsaufnahme unter besonders gierigem Schnuppern und Hasten. Gefangene Tiere schleppen ab und zu etwas vom Überschuß der Nahrung in ihren Schlupfwinkel, um später davon zu zehren. Ob dies auch in der Freiheit geschieht, steht noch dahin. Größere Vorräte wie bei manchen anderen, Höhlen bewohnenden Nagern scheinen nicht eingetragen zu werden. —

Das Stachelschwein ist ein bequemer Bursche. Wenn irgend möglich, schlägt er seine Behausung in einer Umgebung auf, die ihm seine Bedürfnisse in nächster Nähe bietet. Eine gewisse Bequemlichkeit drückt sich auch in dem Mangel an Familien- und Geselligkeitssinn aus. Er ist geborener Einsiedler und selbst zur Paarungszeit im Frühjahr kein allzu stürmischer Liebhaber. Erfaßt ihn zartes Sehnen, — der zweitstärkste Trieb des animalischen Lebens, — so pflegen sich die Geschlechter auf weiter ausgedehnten Wanderungen aufzusuchen. Etwas derb und plump umwirbt das Männchen das äußerlich nur wenig von ihm unterschiedene Weibchen. Die Paarung erfolgt sehr vorsichtig, denn obgleich das Weibchen die Rückenstacheln niederlegt und die gefährlicheren, kurzen Schwanzstacheln nach Möglichkeit zur Seite dreht, stellen sich immer noch verschiedene scharfe Spitzen dem Männchen entgegen, das, die Vorderpfoten auf den Rücken seiner Auserkorenen aufgestützt, sich beinahe senkrecht aufgerichtet hat. Die Sorgen und Unbequemlichkeiten der Wochenstube bleiben dem temporären Ehegatten erspart, denn die ebenso temporäre Gesponsin wartet in ihrer eigenen Behausung ihre Stunde ab, in der sie nach stark 2 Monaten einem bis vier sehenden, aber zunächst weichstacheligen Wesen das Leben gibt. Die Mutterschaft verleiht dem sonst wenig altruistisch veranlagten Tiere eine neue Eigenschaft, indem es als Zeichen der Mutterliebe wenigstens seine Jungen betreut und beschützt, bis sie einigermaßen selbständig sind. Dabei verhält sie sich Feinden gegenüber mehr verteidigend als angreifend. Das Säugegeschäft ist wieder auf eine gewisse Bequemlichkeit der Mutter gestimmt. Die breite, tonnenförmige Körperform und die Kürze der Beine ist die Ursache, daß die Stachelschweine beim Ruhen sich gewöhnlich nicht auf die Seite, sondern platt auf den Bauch legen, die Vorderbeine nach vorne gestreckt. In dieser Stellung würde es



Karl Soffel-Breslau. *Vivarium.*

Europäisches Stachelschwein.

den Jungen nicht möglich sein, Zitzen zu erreichen, die in der bei Säugetieren üblichen Weise über Brust- und Bauchseite verteilt sind. Die Milchquelle ist deshalb so weit über die Achselhöhle hinaus nach der Seite verschoben, daß die Mutter ohne Belästigung das Junge in der Ruhelage nähren kann, trotz der starren, die Zitze umgebenden Borsten. –

Nach der bisherigen Charakterschilderung möchte man glauben, daß das Stachelschwein ein ziemlich lichtscheuer, stumpfsinniger, fast moroser Eigenbrötler sei, dem der Mangel an Freude und Spiel angeboren ist. Das wäre ein Irrtum. Wenn auch nicht gerade häufig, so zeigen doch die Jungen manchmal lange vor Erreichung der Halbwüchsigkeit Neigung zu Scherzen. Sie puffen und knuffen die träge Mutter oder vollführen wegen ihrer Plumpheit höchst possierlich anzusehende Sätze um sie herum und üben sich im Stachel- und Mähnesträuben. Viel ist das nicht, aber dennoch entschieden ein Ausdruck einer gewissen Lebensfreude, die sich im spiellustigen Übermut äußert. Die Mutter freilich läßt kaum ein Verständnis dafür erkennen, macht jedenfalls nicht mit. Ein weiterer versöhnender Zug tritt an gefangenen Tieren zutage, nämlich der, daß mehrere vereinigte Exemplare nicht nur verhältnismäßig sehr verträglich sind und selbst der sich ab und zu offenbarende Brotneid selten „verletzende" Formen annimmt, sondern daß nicht nur die Mutter, sondern auch der Vater sich den Sprößlingen widmet. In einem beobachteten Fall hatte sich das einzige Produkt eines Wurfes, eben der Mutter entwöhnt, so eng an den Vater angeschlossen, daß es kaum von seiner Seite wich und erst mit Erlangung der Majorennität diese Gewohnheit ablegte. An Gefangenen auch überzeugt man sich leicht nicht nur von einer künstlichen Angewöhnung an Licht und Sonne, sondern geradezu von einem Bedürfnis danach, das allerdings mit dem nach einem schattigen Ruheplätzchen an irgendeiner geschützten und gedeckten Ecke wechselt. Im Grunde genommen verhalten sich ausgesprochene Tagetiere ebenso. –

Dem tieferen Eindringen in die Geistes- und Wesensart der Stachelschweine stellen sich noch mehr Schwierigkeiten entgegen als bei anderen vorsichtigen, ängstlichen oder zurückhaltenden Vierfüßern. In freier Natur gelingt eine befriedigende Beobachtung wegen der Abgelegenheit der Wohnplätze, der Scheu und nächtlichen Lebensweise ebensowenig wie an gewöhnlichen gefangenen Tieren. Erst wenn man sie aufgezogen und durch verständige Pflege vertraut gemacht hat, lassen sie nicht etwa eine besondere Tiefe des Gemüts oder leuchtende Intelligenz, aber immerhin Eigenschaften erkennen, die man bei ihnen nicht vermutete. Die Voraussetzung dafür aber ist, daß das Tier sich möglichst ungezwungen in der Umgebung seines Herrn bewegen kann und daß dieser es nötigenfalls als Zimmergenosse um sich duldet. Gemeinhin wird dies für unmöglich gehalten werden. Es geht aber, trotz eines gewissen Parfüms und der Nagezähne. So gewissermaßen von dem



Karl Soffel-Breslau. *Vivarium.*

Europäische Stachelschweine.

Banne instinktiver Scheu und Vorsicht befreit, gibt sich das Tier vollkommen anders als es nach gelegentlichen Betrachtungen schlecht gehaltener Exemplare sich darstellt. Die ihm angewiesene Wohnkiste mit Stroh- oder Heulager bildet dann nur noch seinen Ruheort, den es von selbst abends oder, wenn es ganz ungestört sein will, auch tagsüber aufsucht. Im übrigen trollt es sich in den ihm zugänglichen Räumen oder im Freien mit um so größerer Zuversicht und Emsigkeit herum, je genauer es mit seiner Umgebung vertraut ist. In Zwischenräumen streckt es sich vor den Füßen seines Herrn, an einem sonnigen Plätzchen oder im Winter vor dem warmen Ofen behaglich aus. Bisweilen auch trottet es wie ein Hund hinter seinem Pfleger her, leckt ihm die Stiefel oder gibt durch Scharren seinem Verlangen nach Nahrung Ausdruck. Ebenso weiß es angelehnte Türen zu öffnen oder durch Grunzen und Kratzen an einer verschlossenen Tür Einlaß zu verlangen. Bald holt es das Futter aus der Hand, wählt eine bestimmte Stelle zur Defäkation, wird also sozusagen stubenrein und lernt bis zu einem gewissen Grade sich den Wünschen seines Pflegers durch Gewöhnung zu fügen, indem es sich z. B. Nageversuche an Möbeln wehren läßt und schließlich abgewöhnt. Etwas dauerhafter ist die Gier nach Nahrung. Versuche in der

Richtung, ihm beizubringen, daß nicht alles Genießbare nur für ihn da sei, hatten einen unerwarteten Erfolg. Eine Schale mit allerlei Obst und Nüssen wurde in erreichbarer Höhe aufgestellt, während das Stachelschwein weit davon entfernt am Ofen ruhte. Schon nach wenigen Minuten hatte es den Köder erwittert und derb zugegriffen. Nach wiederholtem Erschrecken durch Zuruf und Abnahme des erfaßten Stücks ergab es sich in sein Schicksal und suchte wie ein Hund seinen Stammplatz wieder auf. Die Lehre schien gefruchtet zu haben, der Schüler ganz in sich selbst versenkt zu sein. Nach einer Viertelstunde noch dasselbe Bild: das Tier spielt den Harmlosen und beachtet die aufmerksamen Blicke seines Beobachters nicht. Nach einer weiteren Viertelstunde aber, als dessen Aufmerksamkeit wenige Minuten abgelenkt war, fehlte das Stachelschwein, mit ihm die größte Traube aus der Fruchtschale. Unter einem hochbeinigen Kanapee fand sich beides, das eine schmausend, das andere fast verzehrt. Der Rest war nicht mehr zu retten, denn das Tier deckte seinen Raub und wehrte sich diesmal gegen die Wegnahme. Derselbe Vorgang wurde oftmals absichtlich herbeigeführt, auch bei Lampenlicht. Stets mit gleicher Sicherheit und Geduld trug das Tier die Marke der Gleichgültigkeit, besser fast als ein Affe es versteht, genau so lange, bis die Achtsamkeit seines Herrn eingeschläfert war. Vollkommen geräuschlos bewegte es sich sodann den Möbeln entlang über den halben Umfang des großen Zimmers nach der Schale mit Früchten hin, entnahm ihr vorsichtig, offenbar wegen des beim Aufbeißen verräterischen Krachens, nicht etwa die von ihm sehr geschätzten Nüsse oder Mandeln, sondern stets nur saftige Früchte, die es gegen seine sonstige Gewohnheit ohne Geschmatze verzehrte, sobald es sich an dem schon erwähnten, geschützten Platze in Sicherheit gebracht hatte. Das Stachelschwein hatte sich also zu einem ganz abgefeimten Heuchler und Dieb entwickelt, dessen Handlungen in auffallend zweckmäßiger Reihenfolge mit einer gewissen Art scheinbarer oder wirklicher Logik vollzogen wurden. Überraschender beinahe noch ist die ganz zweifellos außerordentlich feine Empfindung dieses sonst geistig gering bewerteten Nagers dafür, ob seine Absichten geahnt und beobachtet werden oder nicht und die Selbstbeherrschung, mit der er trotz seiner Naschhaftigkeit und Freßgier den Verlockungen selbst der beliebtesten Leckerbissen widersteht. Entweder ist sein Auge bedeutend leistungsfähiger, als man annimmt, oder sein psychologisches Beobachtungsvermögen gerade in dieser Richtung besonders hoch entwickelt, oder beides wirkt zusammen. Jedenfalls macht das Tier völlig den Eindruck, als ob es sich beim Stehlen der Unrechtmäßigkeit seines Tuns bewußt wäre und verstärkt diesen Eindruck durch sein total anderes Verhalten bei jeder beliebigen anderen Art der Darreichung von Futter selbst auf ganz ungewohnten Stellen. Die Erklärung dieses Vorganges braucht natürlich nicht auf ein Wunder zurückzugreifen.

Das Stachelschwein als wenig streitbares und rettender Flucht unfähiges Tier ist, wie andere wesensähnliche und deshalb auch durch einen starken äußeren Schutz gekennzeichnete Säuger, z. B. Schuppen- und Gürteltiere, Igel, und andere Nagestachler von Haus aus äußerst vorsichtig, scheu und nervös und schon aus diesen Eigenschaften läßt sich ein Teil des geschilderten Verhaltens ableiten. Mit dieser natürlichen Veranlagung verbindet sich ein gutes Gedächtnis für selbsterworbene Erfahrungen und ihre Nutzanwendung, in gewissem Sinne also Gelehrigkeit. Ähnlich wie in dem geschilderten Falle verhalten sich viele Tiere, z. B. Hunde, Affen, Papageien, selbst Eichhörnchen und Rabenvögel im Umgang mit Menschen und demnach wahrscheinlich auch in der Freiheit. Für schmerzhafte Lehren ist das Gedächtnis des Stachelschweins besonders gut, denn es ist ungemein wehleidig. Derselbe Hausgenosse verlangte einmal durch Kratzen an der Tür Einlaß. Trotz aller Vorsicht stieß die Tür gegen sein Vorderbein. Obwohl wegen der Höhe der Schwelle von einer Quetschung und nennenswerten Verletzung keine Rede sein konnte, gebärdete er sich doch wie vor Schmerzen rasend, wälzte sich unter nervösem Pusten und Atemstoßen, jammerte und klagte in mitleiderregenden Tönen. Das getroffene Bein wurde, obwohl vollkommen beweglich und nur anfangs wenig geschwollen, ganze sechs Wochen nicht benutzt, weder beim Fressen noch weniger beim Gehen und tagelang wimmerte der Weichling aufs kläglichste, sobald man sich nur näherte oder sein Lager wechseln wollte. Um das Glied ja recht zu schonen, wurde vorwiegend die sonst ungewohnte Seitenlage eingenommen. In Erinnerung an diesen kleinen Unfall vermied das Tier in der Folge, in der früheren Weise Einlaß zu begehren, wenn die Türe sich nach ihm zu öffnete. In einem zweiten ähnlichen Falle hatte ein noch junges Exemplar ein volles Jahr bei sonst tadellosem Befinden gelegen, bevor es sich wieder bewegte und nur die erste Erfahrung verhinderte die Erlösung des Patienten durch einen Gnadenschuß oder Gift. Nach der genannten Zeit erwies sich ein Vorderbein als seitwärts gewachsen, entweder infolge einer Verrenkung oder eines Bruchs des Oberarms. Auch in diesem Falle war das verletzte Glied sicher längst gebrauchsfähig und wurde nur aus übertriebener Wehleidigkeit so enorm lange geschont, daß der Patient längst verhungert wäre, wenn er sich nicht in Gefangenschaft befunden hätte.

Dieser Überempfindlichkeit wenigstens der Beine steht eine offenbare Unempfindlichkeit anderer Körperstellen gegenüber. Ein kleiner Fixköter hatte sich mit einem ebenfalls freigehaltenen, erwachsenen Stachelschweine zusammengewöhnt und dieses ließ sich von dem Hund beschnuppern ohne das geringste Zeichen von Furcht. Trotz dieser seltsamen Duldung schnappte der Hund einst wohl aus Eifersucht scharf nach dem feisten Nackenkamm seines Genossen und riß eine mehr als 4 cm lange Wunde. Ohne jede Spur von

Erregung, Schrecken oder irgendeiner Schmerzäußerung drehte sich das Stachelschwein herum und ehe seine Absicht erkannt war, hatte es dem ahnungslosen Kläffer mit einem Ruck das Gesicht mit sechs Stacheln gespickt. Während dieser sich wie unsinnig über diese unvermutete Strafe gebärdete und kaum von den tiefsitzenden Horndolchen befreit werden konnte, wandte sich jenes wieder gelassen seiner Beschäftigung mit einer Mohrrübe zu. Seine wenig blutende Wunde heilte glatt, aber äußerst langsam. Der Hund aber hielt sich von Stund' an stets in angemessener Entfernung vor solchen schmerzhaften Überraschungen. –

Gemeinhin hält man das Stachelschwein für ängstlich und wehrlos. In Wirklichkeit aber ist es, wie des öfteren betont, mehr scheu und vorsichtig und weiß gegebenenfalls seinen Mann ganz gut zu stellen, sich nicht nur gegen Angriffe nachdrücklich zu wehren, sondern auch ohne Herausforderung anzugreifen. Ein seit Jahren sich großer Bewegungsfreiheit erfreuendes Weibchen hatte sich seinen vielen Bewunderern gegenüber nie etwas zuschulden kommen lassen, bis es ohne jeden ersichtlichen Anlaß eines Tags eine junge Dame geradezu wie von plötzlicher Wut befallen, angriff. Bei einem bedeutend späteren Besuch dieser Dame wiederholte sich derselbe Vorgang. Dieses ausnahmsweise Verhalten muß einer instinktiven, auch bei anderen Tierarten anzutreffenden Abneigung gegen einzelne Personen zugeschrieben werden. –

Erschreckt oder geärgert, gerät das Stachelschwein leicht in Zorn und sucht sich dann ebenso zu wehren und zu rächen, wie es gelegentlich für sein Leben kämpft. Von seinem scharfen und außerordentlich kräftigen Nagergebiß macht es dabei merkwürdigerweise kaum je Gebrauch. Wohl werden die gelben Schneidezähne in Wut knirschend gewetzt, wohl auch schäumt das erregte Tier manchmal, jedoch das, was der Störenfried oder Feind erwartet, das Zubeißen, erfolgt nicht. Wohl aber ein durch seine Fremdartigkeit überraschendes Kollern, Prusten und Trommeln, das wie die Miniaturausgabe eines eben in Gang gesetzten Automobils klingt. Dazwischen ein gefährliches Rasseln und Aufstampfen mit dem Hinterlauf wie ein erschreckter Hase und eine drohende Aufrichtung der langen Kopf- und Nackenmähne und der Waffenkiele. Wer erst die Friedenspose der schwerfällig erscheinenden Masse betrachtet hat und diese wie mit einem Schlage in ein geräuschvolles, spießstarrendes Ungetüm von fast verdoppeltem Querdurchmesser verwandelt sieht, mag sich, ob Mensch oder Tier, leicht von der Anknüpfung näherer Bekanntschaft mit dem unruhig vor- und rückwärts und nach den Seiten pendelnden Untiere abhalten lassen, dessen Stachelwald zudem drohend je nach der Stellung des Gegners nach links und rechts verschoben werden kann. Wehe dem aber, der dieser Warnung keine Beachtung schenkt und die lauernden Blicke übersieht, die, nach rückwärts gerichtet, bald links, bald rechts eine Gelegenheit



Karl Soffel-Breslau. *Vivarium.*

Europäische Stachelschweine.

zu wohlberechnetem Angriff suchen. Ein rammender Ruck nach rückwärts vonseiten des Stachelschweins und ein gellender Schmerzensschrei vonseiten seines Opfers und die Schlacht ist geschlagen, der Feind mit Stacheln gespickt, schmerzdurchzuckt.

Ein zweites Rencontre wagt höchstens ein mit der Bewältigung der Stachelschweine vertrauter scharfer Hund, jedoch selten allein.

Die Körperbedeckung des Stachelschweines stellt ein ganzes Arsenal von Waffen und Mitteln zu Schutz und Trutz dar. Selbst eine Art Trommel fehlt nicht, deren klirrende Wirbel den Feind schrecken und den Kampf begleiten. Über den Mittelrücken liegen lange schwarz=weißgeringelte Speere in enggeschlossenen Reihen; eine Kolonne kürzeren schließt sich an. Die hinteren Seiten= und die Schwanzstacheln endlich bilden scharfe Dolche und Spieße, die Schwanzstacheln ein meist hellgefärbtes enggestelltes Bündel unheilkündender Spitzen, in dessen Mitte — dem Schwanzende entsprossen — langgestielte, am Ende offene Hornröhren halbversteckt liegen, bei jeder Erregung vibrierend aneinanderschlagen und so ein eigenartiges trockenes Rassel erzeugen, als Warnungszeichen und in Verbindung mit dem durch das Rütteln der Rückenstacheln erzeugten Geräusche als Signal zum Angriff. Aus dem Stachelwald der Körperseiten ragen lange biegsame borstenähnliche Stachelgebilde wie Feldzeichen empor. Weiter den Bauchseiten und dem Vorderkörper zu verkleinern sich die Stacheln und gehen in einfarbige dunkle breitflächige Haare über, die durch dichte Stellung und Überlagerung eine Art Panzer darstellen.

Die hoch aufrichtbare Kopf= und Nackenmähne mit ihren langen Borsten gewährt insofern Schutz, als Feinde, die nach dem Nacken schnappen, irre=geleitet werden und fehlgreifen. In den großen Stacheln hat das Haar die weitaus größte Entwicklung im ganzen Tierreich erlangt. Von ihnen bis zum feinsten, kleinsten Normalhärchen, ja selbst bis zu den Bart= und Tast=haaren der Schnauze, über und hinter dem Auge kommen alle Zwischenformen beim Stachelschwein vor. —

Die eigentliche, sozusagen hinterlistige Waffe bilden nicht etwa die bis zu 25—30 cm langen Stacheln des Vorderrückens. Diese dienen in der Hauptsache nur der Defensive, stehen wie Bananenfrüchte zu mehreren in Reihengruppen beisammen, werden teilweise zum Schutz des Kopfes und Nackens fast um einen Winkel von 140 bis 150 Grad nach vorne gelegt und sind in regelmäßiger seitlicher Anordnung von einzelnen bis zu 60 cm langen, mehr borstenförmigen Gebilden überragt. Die gefährlichsten Waffen sind vielmehr die des seitlichen Hinterrückens und des Schwanzes, die wenn auch weniger beweglich, dennoch nur zu leicht so gerichtet werden können, daß eine möglichst große Anzahl den Gegner trifft. Sie sind nur 8—20 cm lang aber sehr fest und starr und sitzen, wie auch die langen Spieße, teil=

weise so lose in der Haut, daß, nachdem sie ins Fleisch des Angegriffenen 1–2 cm tief eingedrungen, fest stecken bleiben. —

Für ihre Bestimmung sind die Stacheln besonders gebaut, vereinigen in zweckmäßiger Weise große Leichtigkeit mit größter Festigkeit. Drehrund im großen ganzen von langer Spindelform endigen sie in eine Spitze, deren Ende auf die Länge von 2—4 cm stets zwei gegenüberliegende, scharfe Grate verstärken. Dadurch gleicht der äußerste Teil des Stachels einem zweischneidigen Dolche, wenn man will, sogar mit Blutrinnen. Die erzeugte Verwundung entspricht aber nicht nur einer mechanischen Verletzung. Sie blutet schlecht und hinterläßt recht nachhaltige und ausstrahlende Schmerzen, oft auch Anschwellungen. In der Nähe der Gelenke der Finger kann sie zudem mehrtägige Unbeweglichkeit des getroffenen Glieds verursachen. Diese Begleiterscheinungen müssen als eine Art Giftwirkung angesprochen werden, die eine weitere Untersuchung verdient, um so mehr, als sie auch bei anderen Stacheltieren festzustellen ist. —

So schreckhaft sich auch das ganze Getue des gereizten Stachelschweines ansieht und so schmerzlich die Verwundungen durch seine Stacheln sein können, so ist das Tier doch schon deshalb wenig gefährlich, weil ihm leicht auszuweichen ist. Vorwitzige Hunde mögen ab und zu ein Auge verlieren, selbst an der Menge von Stacheln, die sie sich etwa in einem Bau holen und die sie durch ihr Toben tiefer in den Körper treiben, eingehen, im allgemeinen jedoch sind die Wunden wohl unangenehm, aber keineswegs lebengefährdend. Obwohl dies im alten Griechenland sicher wohlbekannt war, hat es doch die Phantasie eines Plinius fertiggebracht, den gelegentlichen Polterer zu einem Untier schlimmster Sorte zu stempeln, das seine Stacheln dem verfolgenden Feind entgegenschleudert. Einmal in die Welt gesetzt, erhielt sich diese Fabel nicht nur bis über das Mittelalter hinaus, sondern wurde noch durch allerhand schaudererregende Zutaten weiter ausgebaut. Nach Oppian gibt es in den Wäldern kein schrecklicheres und wilderes Tier als das Stachelschwein, das wenig kleiner als der Wolf und von kräftigem Körperbau sei, im Fliehen kämpfe, indem es seine Stacheln gegen seine Feinde abschieße und getroffene Hunde damit töte. Zum mindesten sollen die entstandenen Verletzungen fast unheilbar sein. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wendete sich Buffon gegen dieses Märchen. Nichtsdestoweniger geht es noch heute unter den Beduinen und Europäern von Algerien und Tunesien, selbst unter den Eingeborenen Nordost-Afrikas und den Malayen Hinterindiens um, und das Stachelschießen wird mit aller Bestimmtheit bestätigt. —

So häufig auch solche Volksmärchen jeder tatsächlichen Unterlage entbehren, so wäre es doch ein wenig wissenschaftliches Verfahren, Nachforschungen nach ihrem Ursprung zu unterlassen oder sie ohne jede Prüfung abzulehnen. In unserem Falle liegen nun in der Tat eine Reihe von Beobachtungen

neueren Datums vor, aus denen man vielleicht die Grundlage der Sage erklären kann. Bekannt ist, daß reife Stacheln gerade wie Haare leicht ausfallen, teils von selbst, teils wenn sie in den Körper eines Feindes festgespießt sind. Bekannt ist ferner, daß die großen Stacheln nicht nur einfach aufgerichtet, sondern geradezu in einem fast vollkommenen Dreiviertel-Halbkreis von hinten nach vorne geschwungen werden können. Geschieht dies unter der Einwirkung eines plötzlichen starken Schrecks oder Unfalls, so erfolgt das Umlegen ruckartig mit einer solchen Kraft und Schnelligkeit, daß z. B. ein auf die niedergelegten Rückenstacheln geworfenes Taschentuch bis 2 m weit vor den Kopf des Tieres fliegt. Der Stachel stellt nun einen etwa 30 cm langen, starren Stab von 3—4 g Gewicht dar, der bis zu 1 cm, tief in Hauttaschen sitzt, an welche sich die ungemein kräftigen und schnellen Hautmuskeln ansetzen. Es liegt deshalb immerhin im Bereiche der Möglichkeit, daß sich ohnedies schon lose sitzende Stacheln bei beschleunigter ruckweiser Bewegung durch die Fliehkraft aus der Hauttasche lösen und mit der bereits angenommenen Geschwindigkeit und Richtung weite Bogen beschreiben, selbst sich auch in benachbarte Gegenstände von entsprechender Weichheit einbohren können. Ein junger Farmer, der kaum vom Stachelschwein, geschweige denn vom Stachelschießmärchen eine Ahnung hatte, behauptete, daß mit Fangeisen gefangene Tiere Bäume erklettert hätten, da er bis über Mannshöhe einzelne Stacheln, in die Rinde gespickt, angetroffen habe. Es stellte sich heraus, daß er gegen Leoparden Schwanenhälse mit Fleischköder ausgestellt, mit einer Kette an einen Stamm gebunden hatte und daß aus früher erwähnten Gründen Stachelschweine dem Köder zum Opfer gefallen waren. Wohl unter der Zusammenwirkung des plötzlichen Schrecks und Schmerzes beim Zuschlagen des Eisens traten die vorhin als möglich geschilderten Vorgänge ein. Die Stacheln in der Baumrinde würden dann als Beweis dafür dienen müssen, daß sie in der Tat geschleudert werden können. Nur würde es sich dann nicht um einen willkürlichen, der Verteidigung dienenden Vorgang handeln, sondern um eine ganz unwillkürliche und nur gelegentliche Erscheinung. Eine einzige solche unvollkommene oder falsch gedeutete Beobachtung genügt aber bekanntlich für die Entstehung von Jägergeschichten und deren Aufbauschung zu Fabeln, Sagen und Märchen im kindlichen Gemüt primitiver Völker und selbst europäischer Volkskreise.

Von Natur aus erfreut sich das Stachelschwein einer sehr dauerhaften Gesundheit und da es in philiströser Behäbigkeit Aufregungen und Anstrengungen soviel als möglich aus dem Wege geht, ist ihm ein verhältnismäßig hohes Alter beschieden. Ein, allerdings ostafrikanisches Weibchen lebt seit 21 Jahren im Hamburger zoologischen Garten und hat damit den bisherigen Altersrekord um 3 Jahre geschlagen. Freilich so schmuck wie in der Jugend, sieht die bejahrte Dame und Mutter vieler Kinder nicht mehr aus.



J. Vosseler. *Vivarium.*

Halbwüchsiges Ostafrikanisches Stachelschwein beim Fressen.

Die Stacheln erreichen nicht mehr die volle Länge, ihre sonst schwarzweißen Ringe verwischen sich mit den Jahren in ein vorwiegendes Braun und auf den Schneidezähnen bildet sich ein schwarzer Überzug. Sonstige Anzeichen von Altersschwäche aber fehlen vorerst gänzlich, ihre Lebhaftigkeit und ihr Appetit hat keine Einbuße erlitten. Ob sie in Freiheit dieselbe Jahreszahl erreichen und ob Stachelschweine in der Wildnis noch älter werden können, ist ungewiß und unbekannt. Von Feinden werden ihre Reihen offenbar kaum gelichtet. Selbst der Mensch stellt ihnen des Nutzens oder Sports wegen kaum irgendwo anhaltend nach und vertilgt sie mehr gelegentlich, um seine Kulturen zu schützen. Besonders ehrenvoll ist das Ende des armen Burschen nicht, der auf seinem nächtlichen Ausflug vom Jäger und seiner Meute im Feld überrascht, oder wie der Dachs ausgegraben wurde. Man weidet sich an seiner Furcht und ohnmächtigen Wut oder erlustigt sich am Kampfe zwischen ihm und den Hunden und schlägt ihn dann tot. Wie in so vielen Fällen, findet er wenigstens dann noch eine gewisse Wertschätzung. Die dem südeuropäischen Bauern eigene Furcht vor dem bösen Blick wird durch den Besitz einer getrockneten Stachelschweinpfote gebannt, die Stacheln dienen als Amulette und die Schwanzrassel nagelt der französische Farmer Nordafrikas zur Abhaltung von Unheil an die Türe seines Stalles oder

18*

seiner Scheune und nennt sie „clôche“. Sie dient also einem ähnlichen Aberglauben, der die Bauern verschiedener Gegenden Deutschlands früher und vielleicht noch heute mit erbeuteten Fledermäusen oder Käuzen ebenso zu verfahren veranlaßt. Große Stacheln dienen bisweilen als Federhalter, die anderen, in kleine Stücke zerlegt und in Form- und Farbmustern zierlich angeordnet, zur Überkleidung niedlicher Kästchen und Schatullen. Dem Fleisch wurden früher allerhand besondere Wirkungen, selbst Heilkräfte beigemessen, an die vielleicht heute noch da und dort geglaubt werden mag. Es gibt einen guten, saftigen Braten ähnlich dem des Schweinefleisches, wird aber von manchen aus Unkenntnis oder in Erinnerung an das lebende Tier ebenso verschmäht wie Hundefleisch. Das Stachelschwein umgibt nämlich im Leben wie im Tode eine starke Ausdünstung, die besonders in der Aufregung sehr bemerkbar wird, sich aber dem Fleisch nicht mitteilt. Außerdem schreckt die unbestreitbare Häßlichkeit und Unreinlichkeit des Stachelschweines manchen vom Genuß der ungewohnten Speise ab. Wenn auch der seltsame Anblick der Rücken- und Schwanzbekleidung über die Plumpheit und Formlosigkeit des Körpers hinwegtäuscht, so widerspricht doch schon allein der Kopf allen landläufigen Begriffen von Schönheit und Proportion und wenn auch nach dem Mahl die Schnauze geputzt und die Pfote geleckt wird, so erstreckt sich der Reinigungstrieb doch kaum über den anderen Körper. Das Borsten- und Stachelkleid mag ganz leidlich blinken, aber die Haut dazwischen ist gewöhnlich unrein, denn sein Träger ist zu ungelenk zum Putzen und zudem durch seine Rüstung daran verhindert. Das Wertvollste am ganzen Stacheltier waren aber in früheren Zeiten nicht die vorhin angeführten Bestandteile, sondern ein in den Eingeweiden ausgebildeter sogenannter Bezoard- oder Gallenstein, der als Arznei gebraucht wurde und über 1000 Taler gekostet haben soll. Wie so oft, so bezahlte auch in diesem Fall der Käufer mit den unglaublichsten Preisen für das Abnorme und Krankhafte zugleich seinen eigenen Aberglauben. —

Gewissermaßen als Paria unter den Jagd- und Nutztieren seiner Heimat reizt das Stachelschwein kaum noch die Habgier des Menschen unserer Tage. Mehr bekannt als gekannt erfreut es sich weder einer Zuneigung noch einer richtigen Bewertung, höchstens einer passiven Duldung. Seine wenig anschmiegende Art, sein ganzes abweisendes Äußere, der absolute Mangel eines verklärenden Schimmers von Poesie und Ästhetik und einige der geschilderten Eigenschaften lassen es ja begreiflich erscheinen, daß niemand so leicht unter der mehr als rauhen Schale einen guten Kern vermutet oder zu suchen strebt. Im Sinne des ganz Besonderen ist es aber ein „Eigener“ nicht nur nach dem Wesen und dem Äußeren, sondern auch nach seiner Stellung im Naturganzen und in der Tierwelt Europas. Ist es doch der größte Stachelnager unseres Kontinents und neben dem Biber dessen zweitgrößtes Nagetier überhaupt.

Der Wolf.

Von Fritz Bley.

Im Kaunis=Kangasch.

Himmelanstrebende uralte Kiefern. Das Reihergefieder der Birken kommt nicht zum Fließen im Gezweige sich durchzwängender Espen. Der rotgoldene Sonnenschein liegt nur in zitternden Flecken auf dem grauweißen Boden. Ausgescharrte Mooshaufen, Arbeit der Rener. Am Astwerke lang=bärtige Flechten, dazwischen der Durchblick auf den See. Farbentrunkene Ufer, dunkle Felshügel kleiner Inselchen, tiefe Schatten über geheimnisreichem Spiegel: das ist der „Kaunis=Kangasch", der Schöne Wald der Karele!

Zwischen wildem Geröll von Granitblöcken, überragt von einer ent=wurzelten und dann in trotzigem Knie doch wieder aufwärts ringenden Kiefer, hat die Wolfsfähe ihr Geheck. Läge das Nest nicht auf einsamer Insel, würde es sich leicht verraten durch den Gestank der von weit herangeschleppten Beute. Hier aber ist gut und sicher sein. Behaglich blinzelt die Alte, den Kopf auf die Vorderläufe gestreckt, und läßt sich von der Morgensonne den Balg trocknen. Ihre fünf Welpen spielen um sie herum. Die beiden Jung=rüden sind noch fast schwarz bis auf die weiße Rutenspitze; den kleinen Betzen sind Kopf und Nacken schon grau. Eine hoffnungsvolle Brut! Der stärkste Rüde der kleinen Sippschaft hat im Fange eine Schwungfeder aus dem Fittich der Wildgans, mit der Mutter gestern durch den See geronnen kam. Die wirft er in die Luft. Aber ehe er sie haschen kann, hat ein Schwesterchen sie ihm fortgeschnappt, und nun geht die Jagd kopfüber, kopf=unter, bis er in ein Loch fällt und belfernd jammert. Die Alte rührt sich nicht, und schließlich hat der Junge sich herausgearbeitet und das Spiel beginnt von vorn.

Zwei andere sind in tiefsinnige Betrachtung versunken vor dem Gerippe eines Schneehasen. Wie sie's drehen und wenden, kein Faserchen Wildbret mehr dran! Blank poliert Kopf und Rippen. Und zum Knochenknacken sind die Zähnchen noch zu schwach. Macht nichts; das Ding ist doch ganz außerordentlich lehrreich!

Plötzlich schauen sie auf. Ihre drei Geschwister ziehen in einer Reihe, Welp hinter Welpen, jedes in der Fährte des andern, hinter der Mutter fort. Lautlos schließen unsere beiden sich an. Hinter einem hohen Steine hält die Mutter, und nun lugt jedes mit gespitzter Nase am andern vorbei Was mag da vorn sich begeben?

Ja, Kinderchen, das ist auch merkwürdig genug! Der dort durch den

Düstersee geronnen kommt, ist niemand anderes als euer leibhaftiger Herr Erzeuger. Ein Mustervater, wie er unter Wölfen selten zu finden ist! Dickgefressen wie ein Jerf kommt er an. Am Ufer schüttelt er sich, daß die Tropfen sprühen. Dann wendet er sich zu der Wölfin, die ihn zärtlich beleckt. Und nun geht es Wolf hinter Wolf, Welp hinter Welpen zum Lager zurück, wo der Alte, ohne sich viel mit Begrüßung seiner Kleinen aufzuhalten, zunächst einmal auspackt, was er mitgebracht hat. Drei=viermal muß er würgen, um den Fraß vorzubrechen. Und mit Gier stürzen die Rangen sich auf die köstliche Leckerei. Hmm, was mag das sein? Das haben sie noch nicht gehabt! Das ist nicht Hoppelmann, nicht Schnattergans, nicht Paakente! Duftet wie frisches Nadelgewürz. Und dazwischen kaut sich seegrünes Federgewölle!

Hmm, schluckt sich das gut! Und muß sich auch fein brechen lassen!

Ja, was mag das sein? Weit, weither hat der Altwolf den Fraß geschleppt; und wer seine Fährte spüren könnte, würde sehen, wie er geschränkt hat unter der wackelnden Last des Leibes. Auf der felsigen Landzunge, an der die Furt zwischen den Seen liegt, hatte der Jerf gelauert auf die wandernden Rener. Ein schwacher Nachzügler, ein Tierkalb vom vorigen Jahre, war ihm zum Opfer gefallen. Da kam „Varg", der Starke, gerade zur rechten Zeit. Mit wildem Einsprunge verjagte er den knurrenden und zähnefletschenden Jerf vom Risse und schlang sich satt am Reste seiner Mahlzeit. Den Rest ließ er „Michel", dem Fuchse.

Durch die Nacht hin trabte der Wolf, über Steingeröll und Blößen und gegen Morgen dann durch einen Moosmorast mit schütterem Fichtenbestande.

Dort schlich er behutsam, alter Gewohnheit treu. Im Lenze gibt es hier allemal Spaß und Unterhaltung. Horch! Fittichschlag und Poltern! Die Lauscher des Grauhundes stellen sich auf, tief in den Porst geduckt, schleicht er vorwärts. Vor ihm ist ein Hahn abgebaumt, ein anderer gefolgt. Mit gestrafften Schwingen, „den Schlitten ziehend", schreiten sie den Schnee furchend einher zwischen gockenden Hennen, springen auf und sausen in schräger Richtung durch die Luft. Verrückt, wie Birkhähne. Plötzlich reckt eine Henne den Hals, wendet den Kopf. Gock, gock, gaock! Wie sie abstreicht, macht auch der vorderste Hahn sich dünn und lang. Da fährt der graue Klumpen, den der Hahn für Flechtenmoos angesehen hat, ihm an die Drossel. Schwingenrauschen und Zucken, stiebendes Gefieder. Ehe die abstreichende Kette die Wipfel der Kiefern erreicht, ist der Ergriffene zerrissen. Und rülpsend schnürt der vollgestopfte Wolf seiner Brut auf der Klippeninsel im Waldsee zu.

Den Weg kennt er genau! Vor fünfzehn, sechzehn Wochen war dort am Ufergestein Beißens genug um die Fähe. Hart setzten ihm die Bewerber zu. „Reißzahn" zumal, der Breitbrüstige, dem Kragen und Rückenhaar in dunkelbraunen Strähnen wallten. Aber gegen „Vargs" seidig glänzenden Pelz mit dem frostweißen Reife kam die Schönheit des Schwarzwolfes doch



Karl Soffel-Hamburg. *Vivarium.*

Jungwölfe, auf Futter wartend.

nicht auf. Und im Balgen und Beißen blieb „Varg“ ihm über. Gleichmütig schaute die Fähe zu, wie sie sich Schrammen und Schmisse austeilten. Und als „Reißzahn“ schließlich mit zerbrochener Rechten und eingekniffener Standarte abziehen mußte, drückte sie sich mit „Varg“ hinter das Gestein.

Ein paar andere, die dann über das Moor geschnürt kamen, wagten zunächst kaum den starken „Varg“ anzugreifen. Heulend saßen sie auf ihren Keulen, bis ein dritter kam. Ein rechter Landstreicher mit fuchsfahlem Pelze und einer Gaunerfratze. Als der angriff, blieben die andern nicht faul. Aber ehe der zweite den Rachen aufreißen konnte, hatte der Altwolf den ersten bereits erledigt und brachte die andern dann auf den Trab, daß ihnen das Wiederkommen verging.

Stjernsund, der lange Norrländer, der hier in der russischen Karele seit Jahren sich fischend und jagend herumtreibt, kam damals aus dem Staunen nicht heraus. Hatte er heute die lange und tiefgreifende Fährte des Altwolfes gespürt, so fand er morgen die eines andern, der schweißend den rechten Lauf schonte. Und wieder einige Tage später die von zwei andern, die nach links und rechts hin schweißten. Als ihm schließlich die Lage klar wurde, war der ganze Spuk vorbei. Denn das Recht zum Spüren haben die Zweibeinigen nicht vor den Wölfen voraus, und der schlaue „Varg“ hatte aus den Widergängen des Jägers auch seine Nutzanwendung gezogen und sich auf die Reise begeben. Zumal hier bei der Fähe nichts mehr zu machen war. Huuaoh! Was hat er erlebt seit der Zeit!

In die Eisen, die ihm die Zweibeinigen stellen, geht er ja so leicht nicht hinein, und hineingeworfene Brocken nimmt er auch nicht ohne weiteres auf. Neulich hätte er aber doch beinahe dran glauben müssen. Oben im Norden am Toposero fand er eines schönen kalten Abends das duftende Hinterteil einer Wolfsfähe. Neuschnee lag. Aber „Varg“ blieb mißtrauisch. Gierend vor Hunger schlich er sich dem leckeren Fraße näher und näher. Lange saß er davor. Plötzlich sprang er in die Höhe, setzte darauf zu. Aber etwas riß ihn zurück, er wußte selbst nicht, was. Er schüttelte sich und windete wieder mit erhobenem Fange und aufgezogenen Lefzen das Luder an. Dann plötzlich machte er kehrt, schlich sich fort und konnte doch dem Anreize nicht widerstehen. Tiefauf heulte er zum Monde empor und starrte dann wieder auf das Leckermahl. Von ferne kam Antwort. Dürre Gestalten schlichen herbei und umkreisten das Luder. Abermaliges Warten, Heulen, Gieren. Schließlich sprang der eine ein, riß und schlang. Gier und Neid zehrte an „Varg“. Doch als er eben zufassen wollte, sah er, wie der andere einen Luftsprung machte, dann ein paar Schneller und schließlich sich zitternd streckte. Da riß es ihn wieder herum, und diesmal trabte er, soweit seine Läufe ihn tragen mochten, fort von dem Orte der Versuchung. Da war Zweibein im Spiele und tückische Teufelei!

Noch schlechter wäre es ihm beinahe ergangen, als er in die Schweine-



Karl Soffel-Hamburg. *Vivarium.*

Der letzte Knochen.

bucht des Buschwächters eingesprungen war. Da hatte er sich schön satt geschlungen an schmackhaften, glatten kleinen Ferkelchen. Aber die alte Sau machte fürchterlichen Lärm. Und als er sie schließlich kalt machte, quiekte sie zum Steinerbarmen. Gerade wollte „Varg" das Weite suchen, da blitzte, knallte und stank es. Und hätte er nicht schleunigst das ganze schöne Schweinefleisch fortgebrochen – wer weiß, ob er wieder über die Bucht herübergekommen wäre! Auf der linken Keule schmerzt ihn noch immer die Wunde, und er spürt sich auf dreien seit der Zeit. Ganz gut, daß er dort oben ausgerückt ist. Denn man weiß nicht, was die Zweibeine nach solchen Geschichten tun. Immer sind sie einem gleich mit ihren verteufelten Verbellern auf der Fährte! Also war es besser, ein paar Nächte lang zu traben und einmal nach der Fähe und ihrer Brut Ausschau zu halten. Hunger wird sie ja nicht gelitten haben, wie im vorigen Jahre, wo sie sich den Magen mit Ton und Birkenknospen ausfüllen mußte. Gerade zur Zeit, als sie die Welpen säugte. Solcher Magenballast hält vor, bis es frisches Fleisch gibt, das Abfuhr schafft. Gut auf alle Fälle, daß „Varg" nicht mit leerem Rachen kommt! Unterwegs hat er wahrlich Fraß genug für das Rackerzeug gefunden. Na, das macht sich ja so für einen alten, in allen Schlichen gehetzten Wolf!

In der nächsten Zeit rauben Varg und die Fähe weitab von der Felseninsel, die ihrer Brut zur Heimat dient. Die kleinen Rangen können nun auch schon tüchtig knabbern, und die Alten müssen hurtig ausgreifen bei der nächtlichen Wanderung. Wieder gibt es da Abenteuer um Abenteuer.

In der Altgläubigen-Ansiedlung am Schwarzsee hat die Fähe frühmorgens eine Ziege gerissen. Aber das Weib springt zu und will die liebe Milchgeberin retten. Die Fähe hält fest, bis der Mann mit einer Flinte dazu kommt, einem wahren Kanonenrohr von zwei Arschin Länge, worauf die Fähe losläßt und ihn anknurrt. Da springt Varg hinzu, wird aber mit einem Hagel von gehacktem Blei empfangen. Dicker Qualm und herzbrechendes Jammergeschrei. Als ein Windhauch dazwischen fährt, wischt sich der Ansiedler das Blut vom Gesichte und sieht, wie die Wölfe die Frau, die eine Birke hat erklettern wollen, von unten hinauf zerfleischen. Stöhnend vor Schmerz richtet er sich auf und schlägt mit der Flinte dazwischen. Der Kolben bricht ab. Der Wolf reißt ihm den Arm auf. Als der Tag heraufzieht, sind Wölfe und Ziege verschwunden. Schluchzend vor Wut und Schmerz sitzt der Alte mit Babuschka auf der Stufe der wackligen Holztreppe, die Beide nicht mehr erklimmen können. Nach einer Woche hat der Herrgott die Alte zu sich genommen. Es war sein Wille! — — —

Ein andermal lauern Varg und die Fähe am Viehstalle eines Waldhofes. Das Weib des Karelen hat sein Kind im Kuhstalle gelassen, um den Eimer mit frischer Milch ins Haus zu tragen. Dort hört sie Schreckensschreie, stürzt herzu und findet die Stalltür geschlossen. In einem umgekippten Eimer Fetzen Fleisches von der Wange des Kindes; drei Schritte davon dessen blutbeflecktes Kopftuch. Laut aufschreiend folgt das händeringende Weib der roten Spur. Dort auf dem Heuschlage ringt der Wolf mit dem Kinde, das er beim Oberschenkel gepackt hat. Auf dem schlüpfrigen Boden kann er mit seiner Last nicht vorwärts, schwingt das Mädchen hin und her, läuft dann einige Schritte und so wieder. Das Weib läuft herzu. Varg läßt sein Opfer fallen und zieht, zähnefletschend, auf sie los. Als sie kehrtmacht, um schreiend Hilfe herbeizuholen, packt er das Kind wieder, und als die Viehmagd mit einem Knüttel herzukommt, geht er auf diese los. Und vom Walde her taucht die Gestalt der Wölfin auf. Endlich kommt der Knecht mit der Heugabel, und man trägt die Kleine ins Haus, wo sie in den Armen ihrer Mutter den Geist aufgibt. Die Wölfe schauen alledem aus der Ferne zu. Doch als am nächsten Tage Hilfe kommt und man die Umgegend untersucht, ist nichts mehr von ihnen zu finden. Nur die moorige Stelle im Heuschlage, wo ihnen das Kind entrissen ward, haben sie heulend vor Wut aufgewühlt.

Rotglasig sinkt die Sonne hinter schütterem Birkenwalde. Auf der



Karl Soffel-Hamburg. *Vivarium.*

Vollgefressen.

Blöße, wo Beilschlag und Sägekreischen vor Jahren den Wald gelichtet haben, weidet ein rothaariger Enaksjunge sein liebes Vieh, die bunte Kuh, das Pferdchen mit dem Fohlen, die Mutterschafe und ein paar Hammelchen. Zwei struppige große Hunde mit buschigem Kragen und breitbürstigen Ruten schlafen zu seinen Füßen. Plötzlich spitzt die Hündin die Lauscher, richtet den Kopf auf, knurrt, sträubt den Kragen, und im nächsten Augenblicke saust sie mit dem aufjaulenden Rüden davon. Der Bube sieht im Hintergrunde einen Wolf vor den Hunden wegflüchten.

Na so was, solch ein Frechhund! Noch vor Nacht hier angreifen zu wollen! Na warte! Die Hunde werden dich!

„Uljulju! Uljulju! Uljulju! Faß ihn, den Sohn des Schwarzen, faß ihn! Uljulju!“

Neugierig läuft er den Hunden nach und springt auf einen Stein. Da plötzlich hinter ihm wildes Durcheinander, Schnaufen und angstvolles Rennen. Die Stute beschützt keilend ihr Fohlen. Da ist der Wolf eingesprungen und schleppt einen Hammel davon.

Solches Spitzbubenpack! Erst die Hunde fortzulocken und dann hintenrum zu kommen! Ach Gott, das Unglück! Herr erbarm' dich, erbarm' dich!

Aber was hilft dem Jungen alles Jammern und Schimpfen, er mag dem Himmel danken, daß er selbst mit heiler Haut davongekommen ist! In später Nacht kommen die Köter hechelnd und abgehetzt zurück. Von den Wölfen tags darauf keine Spur zu finden. — — —

Zwischen den schwarzen Blöcken im Steingerölle an der Stromschnelle haben sie den Hammel zerrissen. Immer weiter müssen sie ihre Räuberfahrten ausdehnen, um nicht in der Nähe der Jungen reißen zu müssen. Doch als die Wölfin heute voll von Fraß zurückkehrt und das Wasser aus dem Pelze schüttelt, kommen ihr nicht wie sonst fünf Welpen entgegen. Eins fehlt. Die Alte schnüffelt am Lager herum. Da stinkt es nach Zweibein. Sie beschnüffelt die Welpen. Die stinken auch; einer von der Karelenbrut hat sie angefaßt. Sie bricht den Welpen den Fraß vor und beleckt einen nach dem anderen. Da wird ihr klar: einer der beiden Jungrüden fehlt! Gestohlen, geraubt, kein Zweifel!

Da gibt es kein langes Besinnen. Noch in dieser Nacht müssen alle viere fortgebracht werden. Mit einem im Fange rinnt sie sofort durch den See, schnürt über wildes Steingeröll und durch dunkles Bruch, über den Moosmorast und die Hahnenbalzen bis zu dem schwimmenden Venn in der Bucht des Elchsees. Einige letzte Blänken sind hier mit ein paar zehnpfündigen Karauschen darin. Das Wasser stirbt. Das haben die grünen Algen gemacht, die überlebt darin niedersanken, Schicht auf Schicht, immer stärker von Jahr zu Jahr, bis ihre verwesten Leichen anderen Wasserpflanzen Nahrung boten und das Wurzelnetz schließlich angeflogenen Boden und erste Sauergräser trug. Schwamp von vertorftem Gesenke, Birkenanflug darauf in vermaserten Stämmchen, Weidenwerften und Seggen, an den Rändern Sumpfporst und Rauschbeere. Ein paar flachwurzelnde Krüppelfichten, vom Wirbelwinde aus dem weichen Boden gerissen und dazwischen überall das tückische Grün, das jeden lautlos verschwinden läßt, der sich nicht auskennt in diesem Wirrsal von lauernden Gefahren. „Wer im Moore liegt, war nicht geboren", sagt der Karele von denen, die hier versunken oder versenkt sind.

Huuauh! Das ist ein Platz so recht nach dem Herzen der Wölfin. Hier inmitten von Seggenbülten und Mooskaupen birgt sie den Welpen und schnürt unverwandt zurück, um auch die übrigen zu holen. Ehe der junge Mond sinkt, ist das letzte gerettet. Ehe der Morgen graut, ist der Wolf bei der Fähe und den Welpen. — — —

Am Lachssee aber, in Stjernsunds Hütte, hält ein blondes Karelenmädchen den geraubten Welpen auf dem Schoße. Sie will sich ausschütten vor Lachen über den närrischen Kerl, der anfangs so wild um sich schnappte und kratzte und nun doch schon gierig das Fläschchen mit Ziegenmilch annimmt. Wie lieb er gucken kann; kein Hündchen kann treuherziger sein! Und hat doch auch solch ein Räuber werden wollen, wie die andern!



Karl Soffel-Hamburg. *Vivarium.*

Jungwolf.

Draußen Gestapf von Schritten. Stjernsund kehrt heim mit dem Hütebuben, der den Welpen aus dem Neste genommen hat. Ihr Weg war vergeblich: sie haben die andern vier nicht mehr gefunden. Gott mag wissen, wohin die Wölfin die geschleppt hat!

Nachtgesang.

Spätsommernacht und weicher Glanz des jungen Mondes. Bleich schimmern die Seggebülten wie große Buketts, vom Teufel ins Moor gepflanzt. Auf trügerischem Teppichgrün des Wassermooses der tausendköpfige Chor von Fröschen. Braune Padden mit dunkler Kehlstimme, darüber grüne Jäger als Tenöre. Ab und zu brummt eine Dommel im Baß dazwischen, und die Erpel auf den Blänken melden mit hellem Paak, Paak. Dazwischen das biesende Singen dichter Säulen von Mücken. Millionen ihrer Larven haben dem jungen Flugwilde zur Nahrung gedient und doch sind Abermillionen ausgekommen und verfinstern, sobald die Prellsonne hinter dem Walde verschwunden ist, morgens wie abends und jetzt in der hellen Mondnacht die Luft.

Plötzlich, horch, wie langgezogene tiefe Töne; wauhuh – huuh! Ist

es die alte Wölfin? Hat sie am Nordufer des Sees ein paar Wildganter ergriffen, die bei dieser Trockenheit leicht zu beschleichen sind?

Gierend antworten ihr die Jungwölfe in einem langen Tone mit belferndem und knurendem Abgesang: Huuh! Wa, ba, wa!

„Wauhau – huuh!" Näher kommt sie geschlichen. Hört nur, wie sie quatscht auf dem Moore. Lustig wedelnd schleichen die Kleinen ihr entgegen.

Da, was ist das? Das ist nicht Mutter! Das sind fremde Gestalten!

Auf Schneeschuhen kommt Stjernsund mit zwei Karelenjungen über das trügerische Moor herüber. Er ist es, der die Jungen mit der Stimme ihrer Mutter betrog. Aber wie Wiesel sind die Jungwölfe hinter ihren Büschen verschwunden. Doch sobald die Moorgänger festen Grund unter den Füßen fühlen, lassen sie die struppigen Finnhunde los, die sie im Arme über die Moorsuppe getragen haben. Die machen kurzen Prozeß. Bald ist der letzte von den Welpen ergriffen und zerrissen bis auf einen, den Stjernsund vor den Hunden gerettet und in einen Sack gesteckt hat. Schnell werden die Erschlagenen mit den Laufstöcken ins Moor gedrückt, wo es am weichsten und tiefsten ist. Der Sack aber mit dem darinsitzenden Jungwolfe wird an einem Werftbusche aufgehängt, neben dem Stjernsund den Ansitz bezieht.

Freilich ein bißchen naß von unten! Macht nichts! Dem langen Schweden lacht das Herz im Leibe bei der Aussicht auf gute Jagd.

Hübsch klar scheint noch immer der Mond. Nur zuweilen huschen ein paar weiße Wölkchen an seiner hellen Sichel vorüber. Allzulange wird die Wölfin nicht auf sich warten lassen.

Dem Gefangenen wird es langweilig in seinem Sacke. Man wird hübsch aufpassen müssen, daß er sich nicht herausschneidet. Einstweilen kratzt und strampelt er nur und jetzt – recht so, mein Jungchen! – jetzt fängt er an: Huuh! Wa, ba, wa.

Dann nach einem Weilchen greinend: Huuh! Ho, ho, wa! Wieder Kratzen und Stampeln und schließlich in höchster Wut: Huuh! Aeeho, rrrr!

Drüben lärmen die tauchenden Erpel und eine Kronenschnepfe jagt auf. Stjernsund lauscht. Richtig, ein Plunschen im Röhricht und dann, näher schon, ein leises Brechen. Dann wieder Stille. Wieder klagt der Jungwolf im Sacke am Weidenbusche. Da zeigt sich, vom Mondlichte voll beschienen, die Gestalt der Wölfin.

Am Boden wittert sie die Spur des Feindes. Aber dann ist Stjernsund durch Wasser gegangen, das die Fährte verhehlt. Der Werftbusch scheint der Wölfin verdächtig. In weitem Bogen will sie sich Wind davon holen. Aber nicht umsonst hat der Jäger sich an das Wasser gesetzt. So läuft sie ihn geradeswegs an. Zwei Blitze und nur ein Knall. Eine Wolke stinkenden Qualmes in der feuchten Luft. Fünf Schritte weit vom Anschusse liegt die alte Räuberin verendet. Mit Jubelgebrüll umtanzt von den ausgelassenen



Karl Soffel-Hamburg. *Vivarium.*

Jungwölfe.

Karelenjungen. Schmunzelnd hebt der lange Schwede die gute Beute in die Höhe. Zwei Arschin und vier, fünf Werschock (260 cm) mißt sie von der Nase bis zur Rutenspitze. Und ein Gewicht hat sie, wie ein guter Rüde! Wird nicht viel an zwei Pud fehlen (also etwa 60 kg). Dabei hat sie nach dem Schusse den ganzen Fraß herausgewürgt; eine nette Bescherung von Federgewöll und Fleischfetzen!

Sofort, ehe die Todesstarre eintritt, wird die Alte aus der Haut geschlagen. Das Haar ist schon vollständig gewechselt, aber freilich noch kurz und stichelig. Schade drum: im Winter hätte der Balg einen prächtigen Pelz gegeben: Aber sicher ist dies die Urheberin alle der Schandtaten an Mensch und Vieh. Recht ist ihr geschehen!

Lachend stülpt Stjernsund dem ältesten Jungen die Wolfshaut, an der der Schädel geblieben ist, auf den Kopf und gibt ihm die Vorderläufe in die Hände, damit er, wie ein Scheitan herausgeputzt, im Triumphe dem Zuge vorantanzen kann.

Das abgehäutete Aas wird in den Sack gesteckt und dem andern Jungen aufgepackt. Stjernsund selbst nimmt den geknebelten Jungwolf unter den Arm und einen Finnhund auf den Rücken und so wird der Heimweg

angetreten. Auf Schneeschuhen über das Venn, solange es weich und durchlässig ist und dann „zu Fuß“ durch die Kiefernheide der Luderhütte zu, wo das Aas der Wölfin leicht verscharrt wird. Der Mond steht im ersten Viertel; just die rechte Zeit. Da soll das Luder gute Kirre geben für den Altwolf. Warte nur, Meister Varg!

Vom Elchsee-Venn her aber tönt nun Nacht für Nacht noch schauriger als zuvor das drohend klagende Geheul des Altwolfes: Wuuhuhaah! Wuuhaahoahoh!

Uraltes Erbgut.

Kindheitserinnerungen der Menschheit, wie wurzelt ihr tief! Wie furchtbar muß seit undenklicher Zeit den Bewohnern Germaniens die Wolfsgefahr erschienen sein, daß die Gestalt des lungernden Grauhundes noch heute so fest im Bewußtsein unseres Volkes eingeprägt steht! Selbst in Mitteldeutschland, wo der Wolf längst ausgerottet ist, leben noch in der Bevölkerung die Erzählungen von dem furchtbaren Schrecken, den die Wölfe zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges über das Land gebracht haben, als sei es an dem Morden und Sengen der Scharen Tillys und der Schweden, an dem bleichen Schrecken der Pest und Hungersnot noch nicht genug gewesen. Alte Chronik weiß auch aus früheren Zeiten Schlimmes zu berichten; so aus Würzburg, wo in dem harten Winter 1271 dreißig Menschen von Wölfen zerrissen sind. Im Hannöverschen hausten sie noch im 17. Jahrhundert so übel, daß die Hauptstadt 1649 ihren Zehnten an Lämmern nicht entrichten konnte, weil die Wölfe alle gerissen hatten. Die Heimat dieser Räuber war wohl die Lüneburger Heide, in der noch 1740 fünfzig Stück zur Strecke kamen. Der letzte Wolf wurde, soweit Hannover in Betracht kommt, 1872 im Becklinger Holze geschossen, es war ein sehr starker, fast silbergrauer Rüde.

Aber zweifellos beruht das Grauen, das noch heute die Erinnerung an den Schrecken des Waldes umwebt, auf weit, weit älterem Grunde. In dem Märchen vom Rotkäppchen und vom bösen Wolfe haben wir nur den sanften Ausklang der düsteren Schauer, mit denen die nordische Sage den Wolf umgibt. Kein anderer, als Loki, der Erzböse, gilt als dessen Erzeuger. Die Riesin Angerboda gebar ihm Wölfe.

„Ostwärts im Eisenforst saß der Böse
und erzeugte dort die jungen Wölfe.“

Und von da stammen, wie man sich in Nordlands Spinnstuben erzählt, alle Rassen der verschiedenen Wölfe.

Ähnlich klingt die esthnische Sage, nach der Uko, der Allvater, nach Erschaffung der Welt den Teufel gefragt habe, ob sie ihm wohlgefalle. Worauf Satan um die Erlaubnis gebeten habe, ein Tier nach seinem Gefallen









Karl Soffel-Hamburg und Stockholm. — Vivarium.

Wölfe. Photographische Studien.

zu schaffen und nach Bewilligung seiner Bitte aus Unrat den Wolf erschaffen und diesem ein Herz von Stein gebildet habe.

Klingt aus solchen Sagen der Hirtenvölker die blasse Furcht vor dem zur Urzeit des Menschengeschlechtes noch besonders wilden und in verheerenden Rudeln auftretenden Wolfe heraus, so zollen alle Jägersagen diesem als wildem Gefährten des Gottes der Helden aufrichtige Achtung. Noch heutigentages verehrt der Sioux in ihm Manitus spurfesten Hatzhund; und in unsrer Heimat zeigen alte Wodensteine links und rechts vom Hauptopfersteine mit der Blutrinne die Steine mit napfartigen Vertiefungen, in denen Wodes Wölfen vom Ingeräusche der geschlachteten Feinde geopfert ward. So erhebt sich denn auch in der Götterdämmerung, wie die Völuspa sie besingt, der Wolf zum Fenriswolfe:

„Gen Osten sitzt im Eisenforste
die alte Riesin und brütet Wölfe,
der Wölfe ärgsten brütet sie da,
der den Mond verschlingt mit Riesenwut."

„Wulf", „Wolff", „Welf" war, dieser Wertschätzung des Wolfes entsprechend, seit gotischer Zeit ein Lieblingsname streitbarer Recken und klingt aus zahlreichen Heldenliedern wieder, insbesondere aus dem angelsächsischen Liede des 8. Jahrhunderts, das die Taten des Jütenkönigs Beowulf besingt.

Wenn das Mittelalter aus dem Auftreten der Wölfe in großen Rudeln auf Kriegsgefahr schloß, so hallt darin nach, was die Edda von „Wolfszeit und Beilzeit" der Ahnen geraunt hatte. Alte Hexen im Walde nennt der Nordländer noch heute „Varg-Mödrar": Wolfsmütter. Dem Wolfe zu bestimmten Stunden zu begegnen, bedeutet Unheil. Und so tief sitzt diese Auffassung im Volksbewußtsein, daß sie noch dort die Gemüter schreckt, wo der letzte Wolf längst verschwunden ist. Auch hierin klingt das Grauen der alten Sage aus, nach der man sich mittels eines Wolfshemdes oder Wolfsgürtels in einen Wolf verwandeln konnte. Neun Tage lang blieb ein solcher Wagehals verzaubert, bis er die menschliche Gestalt wieder erhielt, falls er nicht dem Gelüste der Wolfsnatur nach Menschenfleisch erlag, um ewig dann als Werwolf ein Schrecken der Menschheit zu bleiben. Unzweifelhaft reicht diese Sage auf die Urzeit des Ariertumes zurück; denn sie fand sich, wie bei den Germanen auch bei den alten Griechen. Kein Wunder also, daß sie im Volksbewußtsein so tief Wurzel geschlagen hatte! Noch im Jahre 1685 erblickte das Volk, wie Jäckel berichtet, in einem Wolfe, der beim Einbruche in ein Gehöft in einen Brunnen gefallen und dort erbeutet war, den kurz vorher gestorbenen Bürgermeister von Ansbach, Michel Leicht, von dem es hieß, er habe von seinem Dachfenster aus seinem eigenen Leichenbegängnisse zugeschaut und seitdem als Werwolf mordend und menschenfressend das Land durchstreift. Nachdem dieser „Werwolf" mit Knütteln umgebracht war und



Karl Soffel-Hamburg. *Vivarium.*

Verdauungsruhe.

man ihn in feierlichem Aufzuge der hochfürstlich gnädigsten Herrschaft in Ansbach zu schauen gebracht hatte, wurde er an einem aufgerichteten Schnellgalgen in Kleidung von gewichster Leinwand, in Farbe fleischfarb-rötlich, in einer kastanienbraunen Perücke und mit einem langen weißlich graulichten Barte angetan, aufgehängt. Dem nach Ansicht des Volkes in dem Wolfe gestorbenen und also hingerichteten Bürgermeister wurde dann ein gereimter Nachruf an den Galgen geschlagen, in dem es hieß:



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium.*

Dösend.

19*

„Ich Wolf, ein grimmig Tier und Fresser vieler Kinder,
die ich weit mehr geacht't, als fette Schaf und Rinder,
ein Hahn, der bracht' mich um, ein Bronnen war mein Tod;
nun häng' am Galgen ich, zu aller Leute Spott.
Als Geist und Wolf zugleich tät ich die Menschen plagen.
Wie recht geschiehet mir, daß jetzt die Leute sagen:
Ha! du verfluchter Geist bist in den Wolf gefahren,
hängst nun am Galgen hier geziert mit Menschenhaaren.
Dies ist der rechte Lohn und wohlverdiente Gab',
so du verdienet hast, der Galgen ist dein Grab."

Auch wenn man absieht von dem Urgrunde alter Sagen, auf den diese Wahnvorstellungen zurückreichen, erklären sie sich zur Genüge aus der unbändigen Raubtiernatur dieses Wildes, das die Jäger oft zur Verzweiflung gebracht hat, so daß mancher nach dem Mißlingen aller Jagden zu der Auffassung kommen mochte, es gehe bei diesem unsteten Räuber nicht mit rechten Dingen zu.

Wie Franz v. Kobell im „Wildanger" mitteilt, berichtete 1677 der Forstmeister v. Leubelfing, der tagelang mit seinen Förstern vergeblich Jagd auf einen zur Plage der Gegend gewordenen Wolf gemacht hatte, daß dies „khain Nathürlicher, sondern ein gezauberter Wolf sey" und erhielt, nachdem der Wolf zu Treswitz wieder einen Hütbuben zerrissen hatte, von der Regierung neuen Befehl zum Streifen mit der Anordnung, „dabei auch die Hüt- und andere Leuth, so uffm Feld zu schaffen haben, sich mit Geistlichen mitln versehen zu lassen".

Solche geistlichen Mittel, wie sie hier noch am Ende des 17. Jahrhunderts amtlich verordnet wurden, waren im Mittelalter in ganz Deutschland allgemein gewesen, gegen Werwolf wie auch gegen den „natürlichen" Wolf. Ein derartiger Wolfssegen aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts lautet nach Grimms deutscher Mythologie:

„ich treip heut aus / in unser lieben frauen haus, / in Abrahams garten, / der lieber herr sant Martein, / der so(ll) heut meines (Viehes) pflegen und warten, / und der lieber herr sant Wolfgang, / der lieber herr sant Peter, / der hat den himelischen slussel, / die versperrent dem wolf und der vohin (vohin = Fehin, Wolfsfähe) irn drussel, / daß sie weder plut lassen noch bein schroten. / Des helf mir der man, / der chain ubel nie hat getan / (d. i. Christus) und die heiligen V wunden / behüten mein vieh vor allen holzhunden."

Nicht minder zahlreich sind die Werwolfsagen bei den Slawen der Ostalpen; am stärksten aber klingt der Widerhall der altnordischen Einflüsse in Pommern nach. Tenne in seinen „Volkssagen", sowie Kuhn und Schwartz in ihren „Norddeutschen Sagen" haben uns viel zu berichten von Werwölfen bei Caseburg, Kratzig, Zarnow; Jahn aus dem Kreise Naugard von einer Frau, die Umgang hatte mit einem Werwolfe, der ihr Leichen zum Fraße



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium.*

Alter schwedischer Wolf.

aus den Gräbern scharrte. In Sydow im Kreise Schlawe erzählt man, daß dort einst ein Werwolf dadurch erlöst sei, daß man ihn bei seinem Namen angerufen habe. Und aus Greifswald wird berichtet, daß die Werwölfe vor 200 Jahren in erschreckender Menge die Stadt und namentlich die Rokower Straße unsicher machten. Da taten sich beherzte Studenten zusammen, konnten den Unholden aber nichts anhaben, bis sie alle ihre ererbten Knöpfe in Büchsen luden und damit die Untiere erlegten.

Aus naheliegenden Gründen hat dieser Werwolfsglaube gerade in Pommern lange sich erhalten. In den Jahren 1723–37 sind in Preußen für 4300 erlegte Wölfe Prämien bezahlt, von denen ein großer Teil auf Pommern entfiel. Noch im 19. Jahrhundert sind in vielen pommerschen Kreisen Wolfsjagden abgehalten worden. Eine Verordnung der königlichen Regierung zu Cöslin vom 10. Dezember 1817 an die Landratsämter des Bezirkes enthält eine ausführliche Instruktion für die als Wolfsjäger bestallten Forstbeamten und stellt eine neue Ordnung für die damals noch allgemein notwendigen Wolfsjagden auf. Ja, noch im Jahre 1840 teilt die königliche Regierung zu Cöslin mit, daß die Staatsminister v. Roche und v. Ladenberg die Bestimmung getroffen haben, daß (offenbar zur Vermeidung von Täuschung durch Hundeschädel) die Zeugnisse über Erlegung von Wölfen und das Ausnehmen von Nestwölfen nicht mehr durch die Landräte, sondern durch die königlichen Oberförster oder die Vorsteher der Wolfsjagdbezirke ausgestellt werden, die Prämien jedoch auch künftig durch die Landräte ausgezahlt werden sollen.

Die Fortschritte des Verkehrs haben inzwischen den Wolf aus ganz Nordostdeutschland verdrängt. Berechtigtes Aufsehen erregte es deshalb, daß in dem schneereichen Winter des Jahres 1892 in dem Forste des Rittergutes Mehrentin in der Neumark ein Wolf zur Strecke gebracht wurde, der an dem dortigen Rotwilde gejagt hatte! Erst nach mehrtägigem Kreisen war es gelungen, ihn festzumachen und dem Besitzer der Herrschaft zu Schusse zu bringen. Der sehr starke Rüde erregte, sauber ausgestopft, in der Deutschen Geweih-Ausstellung berechtigtes Aufsehen, da in der Neumark die Wölfe seit langer Zeit bereits ausgerottet waren.

In Ostpreußen treten noch jedes Jahr einige aus Rußland in die Johannisburger oder die Romintener Heide über, und zwar nicht nur in schneereichen Wintern, sondern ab und zu auch im Sommer. So wurde am 3. Juli 1911 im Belaufe Classental der Oberförsterei Lyck ein 87 Pfund schwerer Wolfsrüde zur Strecke gebracht, den der Erleger tags zuvor aus Russisch-Litauen in die königliche Forst hatte einwechseln sehen. Die eigentliche Heimat dieser unerbetenen Gäste dürfte aber nicht das Masuren benachbarte Gouvernement Grodno sein, da selbst in der Bjelowjescher Heide der Wolf zur großen Seltenheit geworden ist. Vielmehr steht anzunehmen, daß sie aus dem jenseit der Düna gelegenen Polnisch-Litauen, dem russischen Gouvernement Witebsk, herwandern, wo auf den winterlichen Wolfsjagden noch alljährlich große Strecken gemacht werden. In ganz Osteuropa ist der Wolf trotz heftigster Verfolgung noch gemein. In Skandinavien hält seine Vermehrung Schritt mit der der Herden zahmer Rener.

In der Eifel und den Vogesen werden noch zuweilen Wölfe zur Strecke gebracht, deren Nest wohl meistens in einer Ardennenschlucht gesteckt haben mag. Dort wie in den Pyrenäen war die Heimat der zahlreichen Wölfe, die den Schrecken ganz Frankreichs bildeten. Um ihrer Herr zu werden und auch, weil die Wolfsjagd als hochfürstliches Weidwerk galt, ward jenes weitgreifende System durchgebildet, von dem La Vallée uns in „La Chasse à Courre en France“ erzählt. Der Oberstwolfsjägermeister war Großoffizier der Krone. Daß diese Parforcejagden nicht etwa zu Kämpfen auf Leben und Tod führten, hat uns Liselotte, die prächtig deutschdenkende Prinzessin von Kurpfalz, die als Herzogin von Orleans manche dieser Wolfshetzen mitgeritten hat, in ihren Briefen mit köstlicher Munterkeit erzählt:

> „Ein wolff ist viel weniger alß ein hirsch zu fürchten, den wen sie gejagt attaquieren sie die menschen Nie.“

Anderseits weiß auch sie von den frechen Angriffen der Wölfe gegen Reisende zu erzählen:

> „Die wolff haußen auch abscheulich hir, den courier von allançon haben si Sambt seinem pferdt gefressen undt vor der statt du mon haben 2 wolff Einen Kauffmann attaquirt Einer sprang Im auff die Brust undt fing schon ahn



Karl Soffel-Hamburg. *Vivarium.*

Kopf eines Jungwolfs.

sein justau corps zu zerreißen Er schrie zwei dragoner so Vor der statt spatzirten kammen dem Kauffmann zu hülff Einer zog den Degen undt stieß den wolff damitt durch und durch der wolff lest den Kauffmann undt springt den dragoner ahm halß der Cammerath Konte nicht geschwindt genug dazu Komen Er bracht den wolff zwar umb allein daß grausame thier hatt den dragoner schon Erwürgt, der zweyte wolff Kam von hinden wurff den dragoner zu boden undt biß Im die gurgel ab Ehe Man Ihm auß der statt zu hülff Konnte Komen wie die hülff kam fandt Man Einen wolff undt die zwey dragoner todt der zweyte wolff aber hatte sich auß dem staub gemacht."

Im Jahre 1830 wurde die seit Napoleon nur noch freiwillige Louveterie aufgehoben. Aber aus dem verschollenen Glanze der französischen Jagd und ihres feierlichen Zeremoniells hallt neben den dem edlen Hirsche geltenden Fanfaren „Du Roy" und „La Reyne" als bezauberndste in dem Herzen aller Jäger nach die Fanfare „Le Loup":



Tollwut.

Tafeleben dehnt sich die Steppe dahin, nur zuweilen langgewellt oder zu Talbildungen gesenkt. Kein Baum, kein Strauch, soweit das Auge über

verdorrtes kurzes Büschelgras dahinschweift. Zuweilen rollt im Winde wie eine Kugel das entwurzelte Gerank der „Steppenhexe" dahin. Rastlos, zwecklos, wie die Leere dieser Einöde. Selbst die Mulden, die im Frühjahre oder Herbste für kurze Zeit sich mit Wasser füllen, das dann weite Gegenden in tieferen Lagen überschwemmt, starren jetzt dürstend gen Himmel. Hinter ihnen Flugsanddünen und weißschimmernde Salzwüsten, dazwischen Lößflächen, von denen jeder Windzug dunkle Wolken dichten Staubes entführt.

In lähmender Glut brennt die Sonne herunter auf die Auls der Kirgisen. Über dem Boden flimmernd spielt sie in täuschender Spiegelung mit dem Elende der Steppe. Dort zaubert sie einen Haufen dreckigen Kameldunges zur schattigen Felslandschaft auf, dort aus Steingeröll verödeter Friedhöfe ragende Burgen und Zinnen wehrhafter Festen. Überstaubt und dem ewigen Gleichklange des Bildes eingefügt wirken die ruhenden Herden der Pferde und Kamele kaum belebend in der Eintönigkeit dieses Bildes.

Aus den losen Geröllsteinen, die in der Nähe des Auls als Landmarke geschichtet sind, erhebt sich ein dürrer Gast und trabt mit gesenktem Fange und eingekniffener Rute durch die flimmernde Mittagsglut.

Auch in seinen Adern glüht es. Eine rasende Wut verzehrt seinen zitternden Leib. Unerträglich quält ihn der Durst, und doch ist er voll Grauens und Ekels der Pfütze an der steinernen Viehhürde ausgewichen, die er am „Schwarzen Berge", dem Rande der breiten Lößspalte, traf. Wie brennende Wunden beißt ihn der Hunger im Gedärme, und in wilder Hast jagt er auf die flügellahme Krähe zu, die mit kreischendem Entsetzen vor ihm sich zu retten sucht. Aber als er sie ergriffen hat, schüttelt er sie und wirft sie weg; denn bei allem Hunger ekelt ihm vor allem Fraße. Wasserscheu trotz allen Durstes, scheuert er an jedem Grasbüschel den Geifer ab, der ihm von den Lefzen trieft. Dann trottet er weiter, sinnlos immer weiter. Immer nur von dem einen wütenden Drange getrieben, nach allem zu schnappen, was sich ihm in den Weg stellt.

Als er über Wind an der lagernden Herde vorbeischnürt, wo die Hunde unbeweglich schlafen, wird eine Hündin, die ihn gewittert hat, laut. In wirrer Hast stürzen alle auf den struppigen Strolch los, dem sich die Seher verdrehen und um Lefzen und Lauscher drohende Falten zucken. Eine wilde Beißerei gibt's und wüste Rufe vom Aul her dazu. Der Wolf ist dem stärksten Hunde an die Kehle gesprungen und hat mit einem Bisse ihm die Drossel zerbrochen. Dann schüttelt er sich den heulenden und knurrenden Knäuel vom Leibe und nimmt Reißaus. Hinter ihm her die vor Schmerz und Wut rasenden Hunde. Aber schon sind zwei Reiter auf ungesattelten Gäulen ihm auf der Spur. Jeder hat eine Bleikugel in die Spitze seiner Knute geflochten, und so jagen sie den Dürrhund vor sich her über die bleigrau im Mittagsdunste zitternde Steppe, bis der Gehetzte mit steifem Genick



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium.*

Schwedischer Wolf.

zusammenbricht und ein paar wohlgezielte Hiebe seinem Räuberleben und seinem Elende ein Ende machen.

Daheim im Aul bleibt das Nachspiel nicht aus. Unter den Hunden bricht die Tollwut aus und alle müssen erschlagen werden. In der Kibitka des Mullah aber wird beraten und gefeilscht um Amulette, die den Pferden umgehängt werden sollen, um die Gebissenen vor der Tollwutgefahr zu schützen. Leider wird dem ehrwürdigen Greise in seinem Handel mit Koransprüchen und Ellbogenknochen vom Schafe, die als besonderer Schutz wirken, viel unlauterer Wettbewerb bereitet. Irrlehrer, die Mohammed verdammen möge, ziehen durch das ganze Land und betrügen Leichtgläubige mit Krankheits-beschwörungen und Wahrsagereien, dreimal verfluchten Resten des absterbenden Schamanendienstes aus der vorislamitischen Zeit. Ein solcher altheidnischer Schwindler, Gauner und Erzbetrüger ist es auch, der den Kopf des zu stande gehetzten Wolfes abgeschnitten und am Eingange zu seiner Jurte vergraben hat. Trotz aller Predigten des Mullah steht dieser Brauch noch immer hoch im Schwange, von den östlichen Säumen der Steppe bis zu den Baschkiren

im Ural, die nicht ruhen und rasten, bis sie einen Wolfsschädel unter der Schwelle ihres Hauses haben.

Neue Zeit, alte Zeit, hier wie überall im heiligen Rußland!

Vargs Ende.

Sengende Dürre landein, landaus. Selbst die Eismoore Sibiriens brennen und sind von Wolken schwarzen Qualmes verfinstert. Selbst im Ural jagen durch die Taiga die Waldbrände in prasselnder Eilung dahin. In Karelien sinken die Seen, weil der Zustrom versiegt. Das trügerische Elchvenn ist ausgedörrt. Alles Flugwild ist davongezogen. Gierend trabt Varg über das glühende Moor. Standhaft ist er dem Luder von der Wölfin ausgewichen, das die Zweibeine im Walde am Moorrande vergraben haben. Draußen auf den Karelenfeldern hat er ein paar Kartoffeln gebuddelt und ein Stück Kürbis gefunden, hier auf dem Moore eine Natter verschlungen und dann einen Frosch gegriffen, schließlich noch einen. Ist ja schließlich was! Aber doch ein Köterleben!

Als die Abendsonne mit blutigem Scheine im Dunste versinkt, trabt der Wolf moorauf, waldab. Kein Flugwild ist ringsum vernehmbar, kein Waldhase steht vor ihm auf. Mit unwiderstehlichem Drange zieht es ihn doch wieder zu dem Luder hin. Zwar wagt er nicht einzuspringen, aber gierend sitzt er davor und saugt den Duft ein. Schließlich reißt es ihn doch zurück und er trabt weiter, um den Durst an der kleinen Quelle zu löschen, die sonst in vollem Sprudel am Fuße des Waldhügels hervorbricht, jetzt aber nur noch ein dünnes Gerinnsel bildet, das im fauligen Waldlaube versiegt.

Am nächsten Morgen liest Stjernsund hier die Handschrift des Wolfes und arbeitet mit dem Finnhunde die Fährte aus. Richtig, die führt zum Luder. Und hier hat der Wolf gesessen. Schnell entschlossen führt der Jäger seinen Hund zu der Stelle, wo das Luder verscharrt ist und gestattet ihm, es auszubuddeln. Dann schnallt er ihn, läßt ihn auf dem Luderplatze und wendet sich allein seiner Hütte zu. Gegen Mittag kommt der Köter vollgefressen und stinkend wie ein Iltis nach Hause, und vor Abend bezieht Stjernsund seinen Platz an der Luderhütte.

Wieder steht der Mond im ersten Viertel. Da wird der Wolf nicht lange auf sich warten lassen. Und richtig. Diesmal gelingt's! Gegen Mitternacht trabt Varg heran; zunächst bleibt er dem Luder gegenüber sitzen. Aber durch das Zugreifen des Hundes ist sein Mißtrauen überwunden und in heftigem Satze springt er zu, um gierend zu schlingen. Der Aasgestank übertäubt die Witterung seines Feindes, also tritt er sorglos auf den Hügel, auf dem die Fähe verscharrt ist. Frei hebt er sich in voller Breitseite gegen den bleichen Himmelssaum ab, und der Schütze bringt Korn und Kimme auf



Ein kapitaler Wolf.

sein Ziel zusammen. Unter Feuer, Knall und Qualm verendet das Haupt der Sippe, die einen Sommer lang den Schrecken der Ansiedler am Elchsee-Denn gebildet hat.

Wolfszeit.

Hungersnot rings im Lande. Nach schneelosem Vorwinter und unwegsamer Steppe um so tollere Wirbelstürme mit unaufhörlichem Schneefall im Januar. Aus allen Gegenden des Reiches kommen Nachrichten über Wolfsschäden. Im Ssamaraschen ist ein Bauer mit der Frau und dem Kindchen vom Markte

heimgekehrt. Im Walde werden sie von Wölfen überfallen. In toller Flucht jagt das Pferdchen mit dem leichten Schlitten davon. Doch immer näher kommen die Wölfe. In der Verwirrung keilt das Pferd hinten aus und schlägt dabei über die Stränge. In verzweifelter Angst rät die Frau, das Kind den Verfolgern hinzuwerfen, um das eigene Leben zu retten. Aber der Bauer will davon nichts wissen, bringt sein Pferdchen zum Stehen und steigt ab, um den Strang zu ordnen. Da springt ein Wolf auf ihn los und das Pferd rast mit dem Schlitten davon. Voller Entsetzen sieht die rückblickende Frau, wie die Bestien den Mann zerreißen. — —

Im Ural fährt der Semstow Natschalnik Michailow mit seinem edelblütigen Traber durch den Wald, um den hungernden Bauern Regierungsgetreide und Brot auszuteilen. In sternenklarer Nacht hört er in der Ferne schaurigen Nachtgesang. Neben sich hat er die geladene Doppelflinte. Zur Vorsicht nimmt er noch ein paar Patronen aus der Jagdtasche. Nicht allzulange braucht er zu warten, da huscht es links und rechts neben ihm über den Schnee. Graue Schatten kommen näher, und als er das Pferd zu ruhigerer Gangart veranlaßt, jagen zwei starke Grauhunde heran, die im Doppelschusse unter Feuer bleiben. Schnell gelingt es ihm, das Pferd zur Ruhe zu bringen. Als er sich umblickt, sieht er die Angreifer verendet. Die möchte er doch nicht verlieren. Also bindet er das Pferd mit der Leine an einen Baum, nimmt die Flinte unter den Arm und geht zurück, um die Gestreckten an den Schlitten zu schleifen. Tags darauf findet man von Roß und Jäger nur noch kümmerliche Reste. Neben diesen im Schnee drei abgefeuerte Hülsen und die Flinte mit den gleichfalls abgeschossenen Läufen. Von den gestreckten Wölfen keine Spur. — — —

Aus den Steppendörfern, wie aus den Ansiedlungen im Walde kommen tagtäglich Klagen über von Wölfen gerissenes Vieh. Auch den Bauern von Schwarzenbruch ist der Viehbestand gelichtet, und die Hälfte ihrer Hofhunde sind von Wölfen geholt. Alle Dörfler sind einig darin, daß das so nicht weitergehen darf.

Also am nächsten Abend lädt Timofei seine große Flinte tüchtig mit Pulver und gehacktem Blei, steckt eine Ahle in den Pelzgürtel und das Ferkelchen in einen Sack, lädt es auf den Schlitten und schirrt den Braunen vor, um bei schönem Mondscheine durch das Schilf und Gestrüpp der Altwässer zu fahren. Dort unten will er die Ahle hervorziehen, um das liebe Ferkelchen zu pieken, damit es schreit. Und dann wird er die Wölfe, ei, ei!

Als aber das Pferdchen über die glatte Schneebahn auf dem Eise dahintrabt, wird Timofei die Sache bedenklich. Die Ahle bleibt im Pelzgürtel stecken und als das Ferkelchen in seiner Dummheit auch unaufgefordert zu quieken anfängt, steckt er ihm den Ahlenstiel in die Schnauze, um es zum Schweigen zu bringen. Froh ist er, als er wieder das Tor seines Höfchens



Karl Soffel. *Vivarium.*

Wolf.



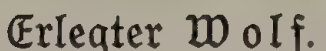
erreicht. Denn wenn seine Aufregung ihm nicht einen üblen Streich gespielt hat, so hat er wahrhaftig in der Dorfstraße einen großen Wolf gesehen, der mit einem Hunde im Fange dahergetrabt kam. Und zwei andere von den Ganzschlimmen lauerten im Schatten des Hofzaunes auf Beute. „Gospodi pomilui!“

Timofei hat viel Spott erfahren müssen; aber die Bauern sehen wohl ein, daß die Geschichte so nicht geht, und deshalb wird einer von ihnen auf die Reise geschickt in die Stadt zu dem Vorsitzenden der großen Jagdgesellschaft, der denn auch höchst erfreut von der Meldung Kenntnis nimmt. Auf einen Wunsch müssen die Bauern einen alten Gaul hinausführen ins Gestrüpp und dort niederschießen. Und als gemeldet werden kann, daß die Rotte das Aas bis auf den letzten Fetzen verzehrt hat, kommt Auftrag, ein zweites Luder an derselben Stelle auszulegen. Drei Tage darauf stellt sich Nikita ein, der berühmte Pskowitsch. Ein Nachkomme jenes Luka aus Litauen, der sich mit seinem Bruder Peter in Ostrowa im Pleskauschen niederließ und als Wolfsjäger so berühmt wurde, daß alle seine wirklichen oder angeblichen Nachkommen, die seine Jagdweise beibehalten haben, sich Lukaschie nennen. Den reichen Kaufherren in der Stadt gelten diese hochbezahlten Wolfsjäger als wahre Zauberer. Aus dem einfachen Grunde, weil die Stadtherren sich mit dem Schusse begnügen und vom Tun und Treiben des Wolfes keine Ahnung haben.

Nikita bringt zwei Gefährten mit und stellt durch Kreisen fest, daß elf Wölfe in Gruppen von vier und sieben unweit des Luders im Gebüsche stecken und ein anderer Trupp von weiterher nachzuwechseln pflegt. In der Morgenfrühe des nächsten Tages treffen drei Jäger mit Kisten und Körben voll Stjerlet, Kaviar, Pasteten, Truthahn, Allasch und köstlichen Weinen ein. Und als die Sonne heraus ist, beginnt die Jagd. Unter Beobachtung der Windrichtung werden hinter Sträuchern gedeckt die Schützen angestellt, die Seiten des Triebes mit Lappen verhängt und durch die Fuhrwerke gegen Ausbruch des Wildes versichert. Zuletzt, den Schützen gegenüber, stellen sich die Treiber auf, die sich tags zuvor mit der Örtlichkeit vertraut gemacht haben und mit äußerster Vorsicht vorrücken. Nur ab und zu das Knacken eines Zweigleins, ab und zu ein Ruf wie ein Hahnenschrei. Die Wölfe sind schon hoch. Vorsichtig weichen sie den ihnen wenig verdächtig erscheinenden Treibern aus und kommen dabei auf die Lappen oder Schlitten. Abermals schwenkend rücken sie langsam vor, um schließlich lautlos vor den Schützen aufzutauchen, wo sie mit Feuer begrüßt werden. Die Zurückgebliebenen brechen jetzt in voller Flucht zurück. Sofort haben die Treiber sich geduckt und einer, auf den ein Altwolf gerade zutrabt, läßt ihn heran, um kurz vor ihm in die Höhe zu springen, worauf dann auch dieser Wolf sofort zurückbricht, um abermals in die Schützenlinie zu kommen und dort sein Ende



Erlegter Wolf.



zu finden. Nur zweie von allen sieben sind unbeschossen durchgekommen. Auf der Strecke liegen drei. Zwei sind schwerkrank fortgewechselt.

Nikita saust mit Sascha auf Schneeschuhen hinterdrein. Die Rotfährte führt über die Steppe in einen mit Espen und Weidicht bestandenen Faulgraben.

„Wot leschit!“ Da liegt der prachtvolle silbergraue Rüde mit breitem Schwarzrücken starr und steif. Unweit des Anschusses wird dann das letzte Stück, eine junge Wölfin, gefunden. Und, mit ungeheurem Jubel empfangen, kehrt der Zug ins Dorf zurück.

Gezähmt.

Und wo sind Vargs Söhne geblieben? Der Nestling vom Kaunis-Kangasch und sein auf dem Elchsee-Venn geraubter Bruder?

Auf Stjernsunds Höfchen hausen beide brüderlich in einem Zwinger mit einer Finnhündin von gleichem Alter. Sie spielen und balgen sich mit ihr den ganzen Tag, bringen ihr ohne Futterneid das halbe Futter, obwohl sie soviel fressen, als man ihnen vorsetzen mag. Drei Schüsseln voll den Tag mag gewiß ein jeder. Kommt ihr Herr, so springen sie an ihm in die Höhe,

lecken und liebkosen ihn. Verläßt er sie, so winseln sie hinter ihm her, und wenn er sie vernachlässigt, heulen sie die ganze Nacht. Freilich darf ihr Herr auch nicht übelnehmisch sein und es nicht mißverstehen, wenn einer von den spielenden Schlingeln sein Knie in den Fang nimmt. Es ist ja doch alles nur Spaß. Kein Hund hat den Herrn so lieb als „Varg“ und „Jerf“.

Und warum denn auch nicht? Die erste Freundschaft, die der erste Eiszeitrecke in der hochnordischen Heimat des Menschengeschlechtes schloß, galt doch wohl zweifellos dem Wolfe, von dem alle Barsois, Bracken, Laiki und sonstige vierläufigen Gefährten zur Jagd abstammen. Rückhaltlose Unterwerfung hat von ihnen allen der strenge Gebieter gefordert. Sie dürfen ihm das Wild aufspüren und zustande hetzen, aber wehe ihnen, wenn sie es anschneiden! Denn als einzigen Lohn hat der Jäger ihnen die Reste seiner eigenen Mahlzeit gelassen und – die alte Jagdleidenschaft.

Aber selbst diese hat der Hund opfern müssen, wenn aus dem Renjäger ein Herdenbesitzer und Renzüchter wurde, der den Hund als Hirten brauchte und als einzige Jagd ihm nur noch die auf die Feinde der Herden, des Hundes eigene wilde Artgenossen, gestatten konnte. Um diese fernzuhalten, muß der Hirtenhund selbst die besten Eigenschaften des Wolfes haben. Daher im hohen Norden der Neuen wie der Alten Welt die fortgesetzte Blutauffrischung mit der wilden Stammrasse, der auch Stjernsunds Nestwölfe dienen sollen.



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium.*

Grönländischer Polarwolf.

Das Flughörnchen.

Von Else Soffel.

Siipi orawa.

Weit im Innern Finnlands liegt ein einsamer See. Wahrhaft einsam und ungekannt, der Lärm geschäftiger Küstenstädte ist lange vergessen, ehe man an diese Stätte kommt.

Man kann an ihm entlang gehn tagelang, immer das gleiche Bild vor Augen: Zur Seite den sanften lichtgrauen Spiegel des Sees und Wälder, die an ihm hinziehn stundenweit und nur hin und wieder ihre Kronen im Wasser still beschaun.

Ein einsamer Lappe, der sich von seiner Gesellschaft getrennt hat, schlitzäugig und schmierig, im Sommer selbst in engen Pelz gezwängt, sitzt am Ufer, tief im Walde verklingt der Ruf streitender Drosseln. Sonst verrät nur die Sonne, die abends den West und morgens den Osten malt, daß das Bild auch Leben hat. Und der Wind, der leise die Oberfläche des Sees strichelt.

Den Fremden, der zum ersten Male hierher kommt, nimmt die große Stille gefangen, sie drückt ihn nieder und schläfert ihn fast ein, so daß er am hellen Tage geht wie in einem dumpfen Traum, in dem man hört ohne zu hören und sieht ohne zu sehen. Er muß erst zur Ruhe kommen und selbst still geworden sein nach dem Lärmen, in dem er bisher mitgelärmt, der langausatmende große Rhythmus der Natur muß erst der seine geworden sein nach all dem kurzatmigen Hasten, in dem er mitgehastet, bevor Auge und Ohr sich auftun. Dann aber belebt sich die Stille mit heimlichem Leben überall. Sein hell gewordenes Auge sieht den Rauhfußkauz lautlos über den Föhren schwanken, den ihm kein Ton, kein Flügelschlag verriet. Und er grüßt in Wiedersehensfreude den Wintergast seiner südlicheren Heimat, den Seidenschwanz, der ihn stumm=faul vom Wacholderbusche mustert. Er lernt die Schneeeule sehn, die ganz in ihr weißbraunes Kleid gehüllt ohne Augen und Füße auf der Fläche sitzt, nicht viel besser als ein Birkenstumpf, das heimliche Wasserhuhn im Röhricht des Sees, den Keil ziehender Wildgänse hoch unter dem Abendhimmel. Sein Ohr vernimmt das vielstimmig=leise „tschätt tschätt" turnender Birkenzeisige im Gezweig und das bittende Locken des Gimpels in den Föhren um Mittag. Und während er ihren Duft atmend, am roten Stamm liegend, die Sonne genießt, hört er vor dem Wald auf freiem Platz den Lemming pfeifen und eräugt schon den Adler in der Höhe, der ihn fassen wird. Und er träumt und sieht in glitzernder Winternacht den hungernden Grauhund über die Fläche trotten, lungern auf dem Eis des See's —



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium.*

Europäisches Flughörnchen.

Es gibt aber noch heimlicheres Leben im finnischen Wald. So heimlich, daß es sich der Sonne entzieht und ihrem freundlichen Blick und nur des Nachts, wenn der Mond um die Bäume geistert, sein Wesen treibt. Dann schaut es aus Nachtaugen, groß und unglaublich sanft, hängt angeklebt am Birkenstamm oder segelt in rätselhaftem Flug schräg abwärts von Baum zu Baum. Sitzt dann auf dem Erdboden wie herabgefallen still und schiebt sich endlich fort wie eine Fledermaus, faltig und unsicher. Am Beerenstrauch, der den Boden bedeckt, rupft und zerrt es, nagt oben an feinen Birkenblättchen, die Knospen der Fichte. Sein dunkler Mondblick geht durch die Zweige – nichts rührt sich. Fernab klingt das Bellen des Kauz, kein Schleichen, kein Leisetritt außer vom Mond. Da legt sich's in die Flughaut und saust abwärts an dreißig Meter weit. Hoch oben aus laubigem Birkendach bis an den rauhen Föhrenstamm unten, wo er sich aus dem Granit zwängt.

Sprang dort nicht eben der Marder ab?

Keine Klage wird laut in der Mondstille des Waldes. Auch kein Kratzen und Klettern, kein Beerenstrauch rührt sich mehr. Still ist das Birkenlaub. Um den Föhrenstamm windet der Marder, springt ab vom Stein, verschwindet.

Des anderen Tags um Mittag sitzt der Lapplandkauz auf dem Dürrast einer alten Weißtanne und träumt. Er sitzt gerne hier — die Sonne kann durch und wärmt ihm das alte Gefieder. Er ist auch nicht von heuer. Und so manches erlebt hat er auch. Der Kauz schüttelt sich, griesgrämig zieht er die Lider von unten und oben halb über die Augen. Dann stellt er die Flügel zum Korb, alle Federchen auf dem runden Kopf, daß der noch

dicker erscheint als sonst. So ist's ihm recht. Die Sonne tut gut. – Gleich wird er aber wieder lang. Und so schlank wie der weißgraubraune Ast, auf dem er sitzt. Was ist denn das hier unten? Vor Neugier dreht er den Kopf wie ein altes Weib, grünlich funkeln die Lichter. Respektlos war das da unten, unerhört jedenfalls. Weit vor beugt sich der Kauz in Erregung, hebt abwechselnd erst den einen, dann den andern Fuß.

Unter ihm, ihm gegenüber aus altem Spechtloch hervor ans Tageslicht krochen, als achteten sie seiner nicht, zwei pelzige Junge des fliegenden Eichhorns (der Kauz kannte sie wohl, hatte er doch Junge wie Alte oft und gerne gefressen), das dritte kam nach –

Der Kauz besann sich nicht länger. Und rettete alle drei vom Tode des Verhungerns.

Unruhig nach Nahrung, der Mutter wartend, suchend in dumpfem Trieb, waren die drei ans Licht gekommen.

Was aber der Mond nicht verraten, zeigte die Sonne; das fahlbraune Fellchen der Alten auf dem moosigen Stein bei der Föhre, blutig, zerrissen. –

Am Abend bei Vollmond aber geistert's doch wieder im Walde. Und am Fuß der Fichte liegt schwärzlicher Unrat gehäuft wie Mäusekot. Der Marder, als er dran vorüberkommt, nachts auf dem Pirschgang, zieht die Luft ein. Aber es ist nichts diesmal. Die Alte führt Junge, da ist sie doppelt behutsam. Sie führt sie weitab und hält sie ängstlich beisammen. Auch ist ja die Nahrung nicht knapp jetzt.

Anders war es im März. Als kein Vogel im Wald, Mäuse und Eichhorn und alles andere Getier schlief. Da hatten die Grauen schon Junge. Und man hielt sich an sie und die Alten. Ach die Alte weiß wohl, warum sie ängstlich ist. Keines von ihren Märzkindern war ihr geblieben. Und wie niedlich waren sie schon im Zeuge! Trotzdem der Mutter Nahrung knapp gewesen im langen Winter. Keine Nuß, kaum eine hartgefrorene Beere, nur Espentriebe und Birkenknospen, ja im schlimmsten Fall hieß es mit Fichtenspitzen vorliebnehmen. Vier Wochen hatte sie die Jungen getragen, dann lagen sie im Nest, nackt, blind und hilflos. Aber die Pflege der Mutter brachte sie hoch. Sie hüllte sie ganz in die Flughaut, wo sie am Quell des Lebens liegend warme Tage verschliefen, bedeckte sie sorglich mit Moos, wenn sie ausging. Nach sechs Tagen schon spürte sie kleine Spitzen von Zähnchen, wenn sie die Kleinen tränkte. Und noch nicht ebensoviel Tage später spürt sie's, daß die Äugelchen offen. Und als sie zum erstenmal ausging mit ihr die ganze kleine Gesellschaft! Dickköpfig und munter und mit großen erwartenden Augen! Ängstlich probierten die Flughaut zu spannen und durch den Dämmer zu segeln! Wobei es natürlich oftmals noch fehlgeht und die Mutter Hilfe leisten muß. Wie sie dann größer wuchsen, die veränderte Nahrung verstanden und sie selber suchten. Wie sie den Feind erkannten, den lautlosen





Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium.*

Europäisches Flughörnchen.

Kauz und den schleichenden Marder und sich zu bergen wußten. Ach, und wie er sie dann doch holte eins nach dem andern, vor ihren Augen!

Noch liegt ihr der Schrecken im Blut. Drum ist sie doppelt besorgt um die Kinder des Sommers. Führt sie tagsüber zurück zum Nest, lehrt sie des Nachts alles was not tut für ihr Leben und ihre Zukunft. Warnt und straft sie strenger als die ersten. – Und sie blieben ihr. Keines kam in den Magen der Eule, dem Marder zwischen die Zähne. Friedlich flossen die Nächte dahin, mit Klettern und Springen, wie ein Eichhorn sitzend beim Fressen, leicht und gewandt in der Höhe, schwerfällig am Boden.

Draußen wurde es Herbst. Nebel verhüllten den See und schlichen im Walde. Oder sie lösten sich auf in endlosen Regen und Stunde auf Stunde, Tropfen auf Tropfen rann von den Zweigen. Die Schneeeule reiste, Gimpel und Zeisig zogen weg. Welk war das Birkenlaub, silbergrau der Pelz der kleinen Nager geworden. Und endlich bauten sich ihrer viele ein großes Nest in der Höhlung uralter geborstener Eiche, wo sie den Winter verschliefen.

Flying squirrel.

In der Nähe der großen nordamerikanischen Seen, wo der Höhenzug der Appalachen zum Tieflande abfällt, steht unter mächtigen Hikoreybäumen und tiefdunklen Weimutskiefern ein Blockhaus. Im Sommer ist es bewohnt und auch im Winter wohl einmal für einen Tag oder zwei, wenn es seinen Besitzer gelüstet, den Weihnachtstag oder die Jahreswende draußen in schneeweißer Feierstille zu begehen. Dann schmückt er sich einen der Bäume, die vor seinem Hause stehen und der darum doch nicht sein Leben lassen muß und sieht vom behaglichen Raum durch die offene Tür in die Lichterpracht, bis sich seine Augen dran festgesogen haben und seine Ohren die Stille eintrinken, diese reiche, mit allen Harmonien des Weltalls geladene Stille. Allmählich verglimmen dann die Lichter mit leisem Knistern und dünnen, bläulichen Säulen, die im Dämmer noch erkenntlich kerzengerade in die Luft steigen. Und ein Licht am andern steht am Himmel die Unendlichkeit der Sterne und ihre Strahlen tönen den Hymnus der Welten.

Heute aber ist's Sommernacht. Tief aus dem Walde tönt der Abendpsalm der einsamen Drossel, „die Stimme der ruhigen stillen Feierlichkeit". Zur Ruhe gegangen ist blue-bird, der blaue Hüttensänger, verstummt das Orgeln und Gezwitscher der Grasmücken. Die Vögel vom leisen Flug erwachen und beginnen zu fliegen, der Waldkauz und die Zwergohreule mit ihrem menschenähnlichen Ruf. Zwischen nachtschwarzen Stämmen ist die Sonne verglommen, sieht der Nachthimmel in blassen Streifen. Und tiefer und dunkler wird die Einsamkeit.

Vor dem Blockhaus, still bei seiner Lampe, sitzt der Sommersiedler am roh gezimmerten Tisch. Seit Tagen kampiert er völlig im Freien, die Nächte verschläft er draußen im Zelt. Selbst die Küche ist herausverlegt und steht in Gestalt von Tellern und Töpfen auf der großen, runden Tischfläche eines vom Sturm gebrochenen und für seinen Zweck zurechtgesägten Baumstrunks. Daneben ein kleiner Herd mit hohem Rohr. Das helle Licht der Lampe hält das Ganze zusammen, bestrahlt den bücherbeladenen Tisch, spielt über den braunen Waldboden und bis zur Waldküche hinter, die in traulichem Halblicht liegt wie das Schlafzelt. Weiße Motten tanzen um das Licht und hin und wieder etwas Selteneres, Buntes — die kleine Zwergohreule sitzt im Walnußbaum der das Ganze schirmt und wiederholt ihren Ruf bald höher bald tiefer, bis ihre Stimme zitternd sich überschlägt. Vom improvisierten Küchentisch herüber tönt plötzlich ein leiser Lärm, als wenn Teller angestoßen oder ein Topf umgeworfen würde. Die Eule im Walnußbaum bringt ihren Triller nicht zu Ende und fliegt ab in unhörbaren Flügelschlägen. Der Mann am Tisch, in sein Buch vertieft, lächelt leise in sich hinein. Das ist die Waldmaus, der kleine Weißfuß mit rehgelbem Rücken und großen Ohren, der dort in der Wald-



Karl Soffel - Stockholm. *Vivarium.*

Europäisches Flughörnchen. Bewegungsstudien.

küche geistert. Einmal hat er sie schon erblickt. Und er liest weiter. „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein." Seitdem er über dies Buch gekommen, hatte er die Nächte durchgesessen. –

„Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein." Leise wiederholt er die Worte für sich. Da ist ihm, als sei er nicht mehr allein und er blickt auf. Richtig, die Maus, wagte sie sich doch einmal in seine Nähe! Aber nein, was dort saß in einiger Entfernung von ihm, das war doch der kleine Weißfuß nicht? Wo waren denn die großen Ohren, der Langkopf hingekommen?

Rund war das Köpfchen dort mit kleinen Ohren und unglaublich großen Augen, die ihn wie die Dämmerung selbst anschauten. Und was hing ihm sein Gewand so faltig an den Seiten? Plötzlich durchzuckt es den Beschauer und er macht eine Bewegung – fort ist's. Fort ist der kleine Assapan. Aber er wird wiederkehren. Sie können beide satt werden, er und der kleine Weißfuß. Und sie kehrten auch beide wieder und gehörten bald zu der Waldküche wie die Eule zum Walnußbaum und die Motten zur Lampe.

Sie holten sich die Frucht oder Körner, die er ihnen nach einiger Zeit in der Nähe seines Tisches hinlegte. Sauber entfernte er die Reste von Tellern und Töpfen auf dem Waldtisch – sie sollten sich näher heran gewöhnen. Anfänglich suchten sie dort noch herum. (Das Eulchen kannte das jetzt und ließ sich nicht stören.) Bald aber rochen sie den Apfel, die Milch, das Brot, das er ihnen anbot. Sie nahmen beide das eine wie das andere, fraßen auch vom rohen Fleisch, das er versuchsweise dazutat. Bald war's der eine, bald der andere von den beiden. Assapan war zutraulicher als die Waldmaus. Saß wie ein Eichhorn und nagte aus silberweißen Pfoten, die großen Augen, über denen sich ein hellerer Streif zog, fragend in zahmer Neugier auf den Leser gerichtet, die dunkel gerandete Flughaut im Bogen an die Körperseiten gezogen. (So lange ruhig saß er nun schon, daß es möglich war, dies zu beobachten.) Ein vornehmes Kerlchen! Das Pelzchen schimmerte seidig und glatt, gelbbräunlich, wenn die Lampe nicht täuschte. Unten ganz hell. Etwas grauer der Schwanz, den's auch gern über den Rücken legte beim Sitzen wie das Eichhorn. Das war aber schon viel, solch zwei Minuten währende Beobachtung. Wir danken, kleiner Assapan, wissen's zu schätzen. Denn unruhig ist das Kerlchen — es ist ihm nicht mit den Augen zu folgen. Auch wenn er nicht über den Lichtkreis der Lampe hinauskommt. Hurtig selbst auf dem Boden.

Weit bracht' er's übrigens im Vertrauen zu dem Einsiedel vor dem Blockhaus. Turnte schließlich auf Stühlen und Tisch. Holt sich da Nahrung und putzt sich. War dann wieder weg, urplötzlich. Und auch wieder da. Saß auf dem dünnen Zweig, der im Steinkrug auf dem Tisch stand, dann ohne Probieren auf der Stuhlkante, der Zeltstange oben, den nächsten Baum



Karl Soffel-Breslau. *Vivarium.*

Nordamerikanisches F l u g h ö r n c h e n.

hinauf. Nie schwankt es, auf noch so schmalem Sitz, bei noch so jähem Ankommen. Immer ist es da und immer fort. Das Auge hält's nicht fest.

Sanft wie es aussah, hätt' es doch übrigens in rascher Mordgier nach dem kleinen Jungvogel gefaßt, den der Bewohner des Waldhauses arglos auf dem Tisch hüpfen ließ, ein kleiner Robin, aus dem Nest gefallen und von ihm aufgezogen. Warte, du Beerenfresser!

Nur unter sich schienen sie verträglich.

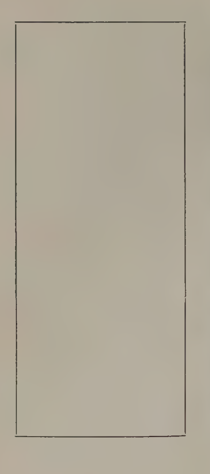
Denn längst kamen mehrere von ihnen. Oder war's eine Mutter mit Jungen? Sie sollen gesellig leben im Walde. Auch zur Herbstzeit zu vielen ein Nest bauen, wie der kleine Letjaga der baltischen Heimat –

Nicht hinter alle Lebensgeheimnisse des Assapan konnte der Herr des Blockhauses mehr kommen. Seine Zeit war um. Fort ging's, zurück in die Stadt, in die Tretmühle. Waldküche und Zelt verschwanden. Das Blockhaus stand verschlossen und einsam.

Assapan suchte noch ein Weilchen mit seinen Kameraden. Dann ging auch er ins Herbstnest, in Eulchens Walnußbaum zur Ruhe.

* * *

D a s e u r o p ä i s c h e F l u g h ö r n c h e n kommt mehr oder minder häufig in Skandinavien, Finnland, den Ostseeprovinzen, Nordrußland, Sibirien vor. Die Russen nennen es Letjaga, die Finnen siipi orawa. Das Flughörnchen ist ein echtes Baum- und Waldtier, das mit Vorliebe gemischte Bestände, Birkenwälder mit eingesprengten Espen- und Nadelhölzern bewohnt. Es klettert sehr behend und die pelzige Flatterhaut gestattet ihm bis 30 m







Karl Soffel-Breslau. *Vivarium.*

Nordamerikanisches Flughörnchen.

schräg abwärts von hohen Bäumen zu springen. Fliegen kann es natürlich nicht. Auf der Erde ungeschickt, weil die faltigen Flatterhäute es bei den Bewegungen hemmen. Hauptsächlich Nachttier, das einzeln und paarweise lebt und den Tag in Baumlöchern und Krähennestern verschläft. Anfangs des Jahres paaren sich die Hörnchen und anfangs März wird der erste Wurf (meist drei Junge) geboren. Der zweite Wurf findet im Juni statt. In der Hauptsache von Pflanzenstoffen lebend, von Knospen, Kätzchen, Beeren, Nüssen und Samen. Das fahlbraune Pelzchen, das auf der Flughaut und der Außenseite der Beine etwas dunkler ist, bei weißer Unterseite, beginnt sich im September schon ins silbrig-bräunlich-weiße Winterkleid umzufärben. Bei starker Kälte hält das Tierchen einen nicht anhaltenden Winterschlaf.

In Gefangenschaft ist das Flughörnchen bald zahm und zutraulich, leider aber auch bei verständigster und liebevollster Pflege meist nicht lange am Leben zu erhalten. Auch ist es nur ein Glückszufall, wenn der Pfleger einmal ein solches in die Hände bekommt.

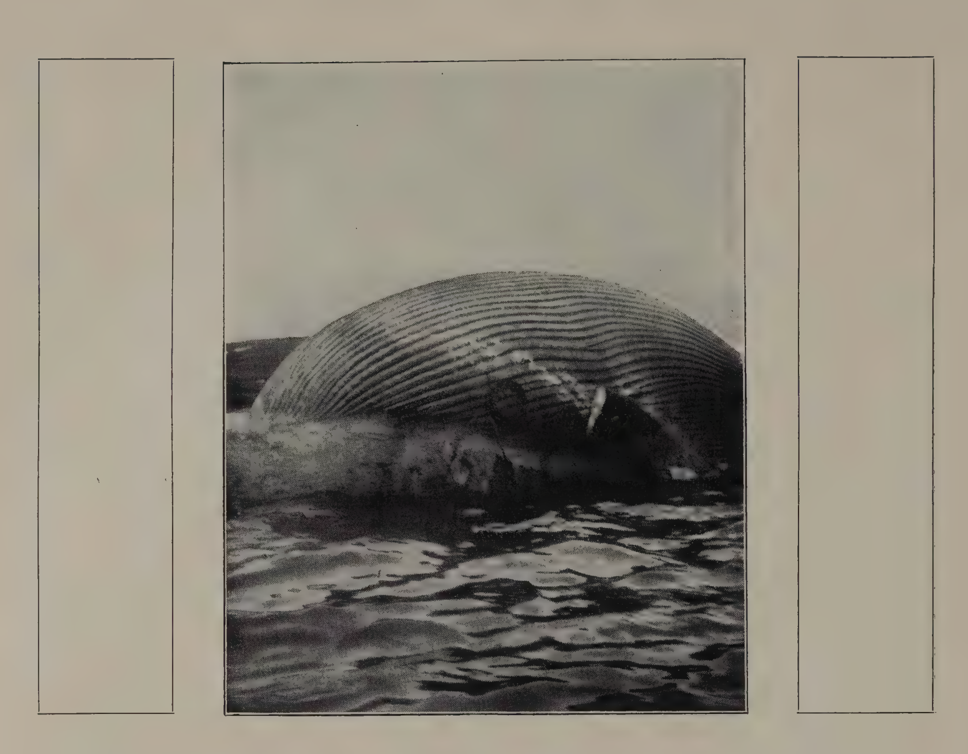
In der Freiheit wird es, obwohl ihm selten nachgestellt wird und es als Nachttier vor vieler Verfolgung sicher ist, immer seltener. Wahrscheinlich ist die Schuld in der Entwaldung seiner Heimatgebiete und dem schonungslosen Ausrotten aller alten Bäume — seinen Schlupfwinkeln — zu suchen.

Die Wale.

Eine biologische Skizze von Willy Kükenthal.

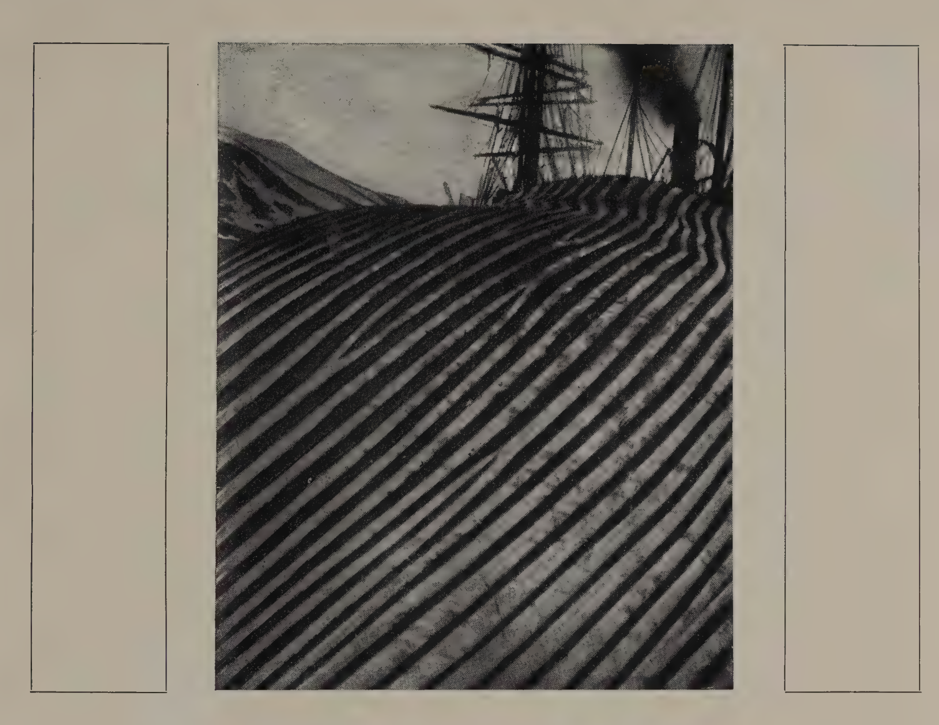
Verzweifelt äußerte sich einst der große Cuvier, „daß die Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse von den Walen den Naturforscher auf die Folter spanne". Wenn wir auch seitdem ein gutes Stück in der Erforschung dieser merkwürdigen Säugetiere vorangekommen sind, so müssen wir doch zugeben, daß auch heute noch manche recht einfache Fragen völlig ungelöst sind. Wissen wir doch nicht einmal, wie viele Arten von Walen es gibt! In einem neu erschienenen tiergeographischen Atlas werden z. B. gegen 180 Arten von Walen angegeben. In Wirklichkeit aber dürfte nur etwa die Hälfte existieren. Ähnlich steht es mit unserer Kenntnis der Lebensgewohnheiten der Wale. Wir wissen z. B. nicht, wie alt die Wale werden können, über ihre Begattung ist bis heute nichts Zuverlässiges bekannt, oder um ein anderes Beispiel herauszugreifen, so ist es auch bis heute noch nicht entschieden, ob die Wale gelegentlich schlafen. Diese Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse rührt von den Schwierigkeiten her, welche mit der Erforschung dieser ihr Leben meist unter der Wasseroberfläche verbringenden Tiere verbunden sind, die man schon ihrer Größe wegen nicht in Aquarien halten oder gar züchten kann. So war man für das Studium der Lebensgewohnheiten vorwiegend auf die Berichte der Walfänger angewiesen, unter denen sich einzelne Männer, wie z. B. der Kapitän Scoresby, durch ihre sorgfältigen Beobachtungen die größten Verdienste erworben haben. Aber nicht alle Mitteilungen dieser Praktiker verdienen das gleiche Vertrauen, denn das naturwissenschaftliche Beobachten ist eine Kunst, die wohl gelernt sein will und gewisse Grundlagen erfordert, und so ist es denn mit Freude zu begrüßen, daß sich in neuerer Zeit auch Naturforscher von Beruf gefunden haben, welche die Wale an Ort und Stelle aufgesucht und ihren Beobachtungen durch photographische Aufnahmen erhöhte Beweiskraft verschafft haben.

Doch nicht nur die Erforschung der Lebensweise, sondern auch das Studium des Körperbaues der Wale hat bis heute dem Zoologen besondere Schwierigkeiten geboten. Früher waren es meist gelegentliche Strandungen von Walen, welche erwünschte Gelegenheit zur genaueren Zergliederung boten; aber abgesehen von dem Übelstande, daß ein solcher gestrandeter Wal schnell in Verwesung übergeht, ruft allein schon das Aufliegen eines derartigen riesigen Tieres auf dem festen Boden starke Deformationen des Körpers hervor, die durch die Entwicklung von Gasen im Inneren und ein damit verbundenes Aufblähen noch vermehrt werden. Auch auf die Hautfarbe



Durch Gasentwicklung deformierter, auf dem Wasser treibender Wal-Kadaver.

wirkt die schnelle Zersetzung stark verändernd ein, wodurch sich die zahlreichen einander widersprechenden Angaben über die Färbung der einzelnen Arten erklären lassen. Schließlich ist auch die Unübersichtlichkeit des Riesenkörpers, sowie die Unhandlichkeit seiner Organe die Quelle zahlreicher Irrtümer geworden. So wird es auch begreiflich, daß man bis heute noch nicht genauen Bescheid über die Anzahl der einzelnen Walarten weiß. In erster Linie war es wohl der Mangel an brauchbarem Vergleichsmaterial, welcher zur Aufstellung angeblich neuer Arten führte. Es ist ja für den Beschreiber stets leichter und wohl auch ehrenvoller, wenn er die Wissenschaft mit einer neuen Art beschenken kann. Jedoch kann man anderseits auch zur Entschuldigung anführen, daß gerade bei den Walen die individuelle Variabilität innerhalb einer Art eine sehr große ist. Männliche, weibliche und junge Tiere der gleichen Art weichen oft in Gestalt, Maßen und Farbe ganz erheblich voneinander ab. Nun kam noch dazu, daß man für die einzelnen Arten ein immerhin nur begrenztes Verbreitungsgebiet gelten ließ, und z. B. von vornherein die Wale des Atlantischen Ozeans für verschieden hielt von denen des



Die Bauchfurchen eines großen Furchenwals.

Pazifischen, während wir heute wissen, daß sehr viele Walarten nahezu kosmopolitisch verbreitet sind.

Zwei große Gruppen von Walen lassen sich unterscheiden, die Bartenwale und die Zahnwale. Trotz großer äußerer Ähnlichkeiten finden sich im inneren Bau doch auch tiefgreifende Verschiedenheiten.

In der Ordnung der Bartenwale unterscheiden wir zwei Familien: die Glattwale und die Furchenwale. Die Glattwale zeichnen sich durch einen enormen Kopf aus, der ein Drittel der gesamten Körperlänge erreichen kann. Ihr Oberkiefer und Gaumen ist sehr stark gebogen, und ihr Name rührt davon her, daß sie keine Rückenflosse haben. Zu ihnen gehört der Grönlandwal (Balæna mysticetus L.) und der Nordkaper (Balæna glacialis Bonn.). Beide sind heutzutage nahezu ausgerottet. Zwischen Glattwalen und Furchenwalen steht der kalifornische Grauwal (Rhachianectes glaucus), der auch in japanischen Gewässern vorkommt. Die Furchenwale sind viel schlanker, haben einen kleineren Kopf, eine Rückenflosse, weshalb sie auch als Finwale bezeichnet werden, und am vorderen Teil ihrer Bauchseite tiefe Längsfurchen. Der größte ist der Blauwal (Balænoptera musculus L.). Von anderen

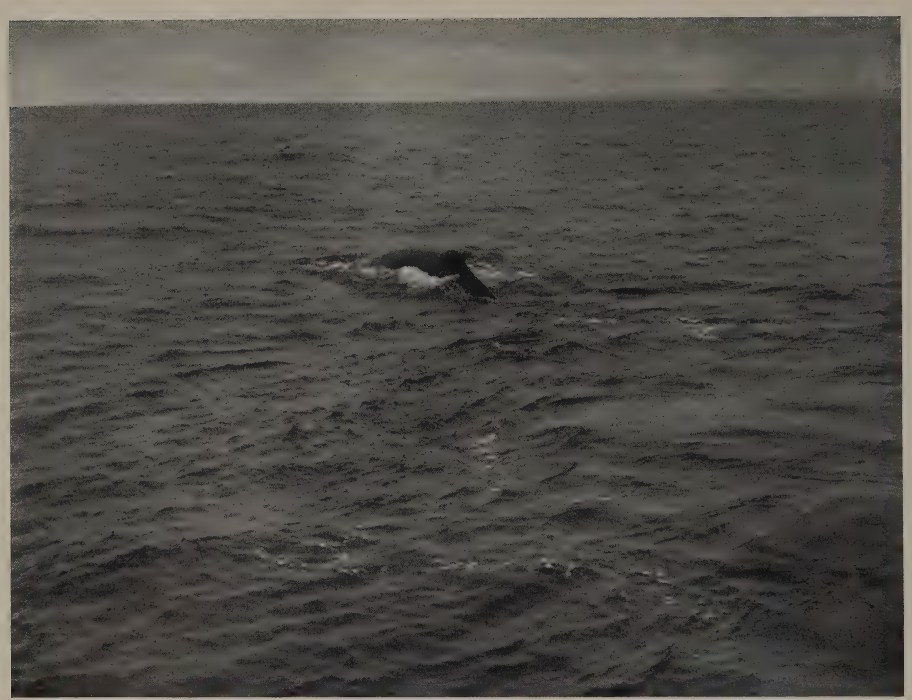
Arten merken wir uns den Finwal (Balænoptera physalus L.), den Seihwal (Balænoptera borealis Less.) und den kleinen Zwergwal (Balænoptera acuto-rostrata Lacépède). Einer anderen Gattung gehört der merkwürdige Buckelwal (Megaptera nodosa Bonn.) an, der sich durch seinen sonderbaren Körperbau, eigentümliche knollige Auswüchse auf seinem Vorderkopfe und sehr lange Brustflossen auszeichnet. In der Ordnung der Zahnwale ist der Pottwal der berühmteste. Die meisten Erzählungen über den Walfang und seine Gefahren beziehen sich auf diesen Wal. Dies ist der Wal, der den Ausführungen gelehrter Männer früherer Zeiten zufolge den Propheten Jonas verschluckt hat, da es der einzige Wal ist, dessen Kehle die genügende Weite hat, um einen erwachsenen Mann hindurchpassieren zu lassen. Indessen dürften einige leise Zweifel erlaubt sein, da heutzutage der Pottwal niemals Menschen verschluckt, obgleich er die beste Gelegenheit dazu hätte, wenn er z. B. ein Walboot in Stücke zerbeißt. Ein anderer interessanter großer Zahnwal des Nordatlantischen Ozeans ist der Dögling (Hyperoodon rostratus Müller), zur Familie der Ziphiiden gehörig. Er wird bis 10 m lang, während ein anderer Vertreter der Ziphiiden, Berardius, sogar eine Länge von 13 m erreicht. Unter den zahlreichen Arten von Delphinen, wie die kleineren Zahnwale heißen, ragt hervor der bis 8 m lange Schwertwal (Orcinus orca Fabr.), der Grindwal (Globicephalus melas Traill), der gewöhnliche Delphin, den wohl alle kennen, welche jemals eine Reise über das Meer gemacht haben, da er schwarmweise den Schiffen folgt, und endlich der kleine Braunfisch (Phocæna communis Cuv.), der weit in die Flüsse vordringt. Ein ausschließlicher Flußbewohner ist der Gangesdelphin (Platanista gangetica Cuv.), dessen Augen vollständig rudimentär geworden sind, und im hohen Norden kommen zwei arktische Zahnwale vor, der Narwal (Monodon monoceros L.) und der Weißwal (Delphinapterus leucas Gmel.).

Die Verbreitung der Wale ist erst in neuerer Zeit genauer erforscht worden. Ganz falsch ist es, als Heimat der meisten Wale die arktischen Gewässer anzusehen. Von den etwa 90 bekannten Walarten kommen nämlich nur drei in arktischen Gewässern vor: der Grönlandswal, der Narwal und der Weißwal. Ferner sind durchaus nicht alle Wale Bewohner des Meeres, denn manche von ihnen leben auch in Flußmündungen, und andere können flußaufwärts viele Hunderte von Meilen schwimmen, ja wir kennen selbst Arten, wie den schon erwähnten Gangesdelphin oder eine Inia genannte Form vom oberen Amazonenstrom, die ausschließlich im Süßwasser leben. Auch ausgesprochene Küstentiere sind sie nicht, wie neuerdings behauptet wurde, sondern ihre Verbreitung regelt sich nach dem Vorkommen der Nahrung und manche von ihnen, wie der Pottwal und der Dögling, sind überhaupt selten in der Nachbarschaft von Küsten zu sehen, sondern ziehen die hohe See vor.

Einiges ist auch neuerdings über die Wanderungen der Wale bekannt



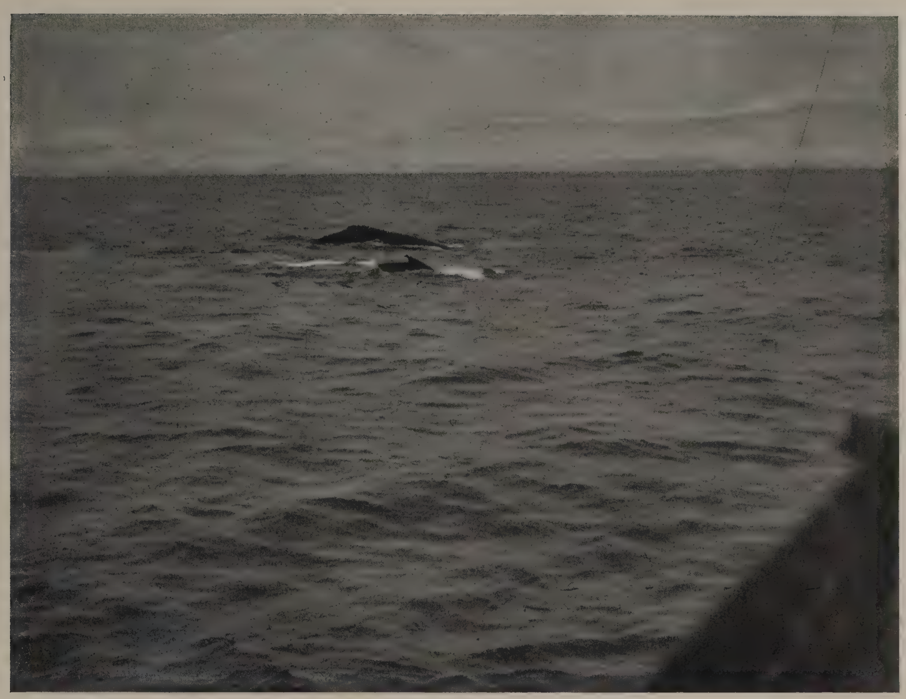
Furchenwal (Gattung Balaenoptera) bei Westerholz (deutsche Ostsee) auf einer Sandbank gestrandet.



Roy C. Andrews. *Küste von Alasca, Sommer 1908.*
Buckelwal, im Begriff zu tauchen. Der Körper ist stark gebogen.

geworden; so wandern manche Furchenwale im Sommer in kältere Gewässer, im Winter in wärmere, und es scheint ferner, als ob jede Art in einzelne geographische Stämme geteilt wäre, von denen jeder eine bestimmte Area bewohnt, deren Grenzen im großen und ganzen nicht überschritten werden.

Über den Ursprung der Wale wissen wir noch sehr wenig. Fest steht nur, daß sie sich aus alten Landsäugetieren entwickelt haben. In früher Tertiärzeit existierte eine dritte Gruppe von Walen, die Urwale, und man hat nachzuweisen versucht, daß diese von alten raubtierartigen Landsäugetieren, den Creodontiern, ihren Ursprung genommen haben. Dagegen ist es nicht gelungen, einen einwandfreien Beweis für die Abstammung der Zahnwale oder der Bartenwale von den Urwalen zu liefern. Ebensowenig ist es bis jetzt den Paläontologen gelungen, eine sichere Verwandtschaft der Bartenwale mit den Zahnwalen festzustellen. Die bisherigen paläontologischen Tatsachen können daher die Ansicht nicht widerlegen, daß wir in den drei Arten der Wale, den Urwalen, Zahnwalen und Bartenwalen, drei unabhängig voneinander entstandene Stämme vor uns haben, die sehr wohl



Roy C. Andrews. *Küste von Alasca, Sommer 1908.*
Zwei Buckelwale an der Oberfläche schwimmend.

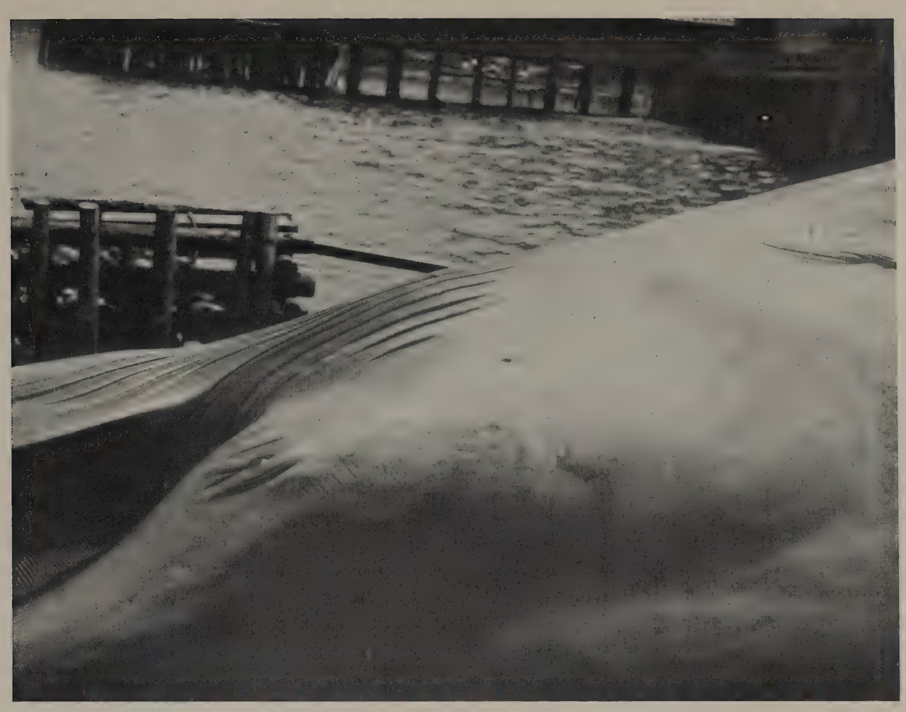
von landlebenden Creodontiern abstammen können, aber zu verschiedenen Zeiten aus diesen entstanden sind und deren Ähnlichkeiten im Bau im wesentlichen auf der Anpassung an die gleiche schwimmende Lebensweise im Wasser beruhen.

Man kann es wohl begreifen, wenn man den Wal früher den Fischen zuzählte, denn einem Fische gleicht er nicht nur in seiner schwimmenden Lebensweise, sondern auch in seiner äußeren Körperform. Wie bei einem Fisch so ist auch beim Wal der Körper langgestreckt und spindelförmig. Der Kopf geht ohne Bildung eines Halses geradlinig in den Rumpf über, der sich allmählich zu einem Schwanze verjüngt, und auch die Gliedmaßen sind äußerlich zu Flossen geworden, allerdings nur die Vordergliedmaßen, denn die Hintergliedmaßen fehlen. Dafür tritt aber eine Schwanzflosse auf, horizontal gestellt, nicht vertikal wie bei den Fischen, und auch eine als Gleichgewichtsorgan wirkende Rückenflosse ist meist vorhanden. Es ist wohl kaum nötig darauf hinzuweisen, wie zweckmäßig die fischähnliche Gestalt für diese schwimmenden Säugetiere ist. Ein Ingenieur, welcher die Aufgabe bekäme, ein Schiff zu

bauen, welches ohne Rücksicht auf andere Umstände nur die größtmögliche Geschwindigkeit erhalten sollte, würde ihm ebenfalls eine solche Spindelform geben.

Trotz der so tiefgreifenden Unterschiede zwischen dem Körper eines Wales und eines Landsäugetieres steht es dennoch außer allem Zweifel, daß der Walkörper durch allmähliche Umformung aus dem Körper eines landlebenden Säugetieres hervorgegangen ist. Dafür liefert uns vor allem die Entwicklungsgeschichte der Wale untrügliche Beweise. Wir sehen, wie die zahlreichen Umformungen nichts anderes sind, als das Resultat von allmählichen Anpassungen an das Leben im Wasser. So ist z. B. der gesamte Körper des Wales glatt und anscheinend stets haarlos, dennoch stammen die Wale von haartragenden Säugetieren ab, und selbst bei erwachsenen Bartenwalen kann man noch einzelne Haare am Kopfe verteilt finden, die durchaus nicht rudimentär sind, sondern wohl ausgebildete Tasthaare darstellen. Auch bei einigen erwachsenen Zahnwalen sind solche als Sinnesorgane funktionierende spezialisierte Haare in der Haut versenkt vorgefunden worden, und andere Zahnwale zeigen wenigstens im embryonalen Zustande noch derartige Haaranlagen auf der Oberlippe. Warum bei den Walen das dichte Haarkleid geschwunden ist, welches so charakteristisch für die das Land bewohnenden Säugetiere ist, läßt sich leicht einsehen. Das Haarkleid dient vor allem als Wärmeschutz, während bei den Walen der Wärmeschutz viel wirksamer durch die dicke Speckschicht unter der Haut erzielt wird. Fast bei allen Walen ist die Haut völlig glatt, schon um den Reibungswiderstand beim Vorwärtsschwimmen möglichst zu vermindern. Ferner sind alle jene Körperteile, welche bei den landlebenden Säugetieren vom Körper abstehen, geschwunden oder doch ins Innere zurückgezogen, um den Reibungswiderstand zu vermindern. So hat der Wal seine äußeren Ohren eingebüßt. Die äußeren Ohrmuscheln sind bei ihm überflüssig geworden und verloren gegangen, weil die Schallleitung im Wasser eine ganz andere ist, und die Schallwellen auch ohne Vermittlung eines äußeren Ohres und eines Gehörganges zum eigentlichen Gehörorgane gelangen können und hier wahrgenommen werden. So kommt es, daß die äußere Ohröffnung des Wales nahezu verschwunden ist, und nur mit Mühe als ein kleines hinter dem Auge gelegenes Grübchen gefunden werden kann (Abb. S. 321). Daß aber die Wale früher äußere Ohrmuscheln besessen haben, davon zeugen noch unter der Haut liegende Knorpelrudimente, die sowohl bei Zahnwalen wie bei Bartenwalen vorkommen.

Tiefgreifende Umformungen haben auch die Anpassungen an die Vorwärtsbewegung im Wasser am Walkörper hervorgerufen. Als Lokomotionsorgan kommt für den Wal nur die Schwanzflosse in Betracht, deren horizontale Stellung darauf zurückzuführen ist, daß der Wal als Lungenatmer von Zeit zu Zeit an die Oberfläche kommen muß; das Schlagen der horizontalen



Roy C. Andrews. *Küste von Alasca, Sommer 1908.*

Auge und Ohr eines **Blauwals.**

Schwanzflosse von oben nach unten genügt zu diesem Zweck vollkommen, während der Fisch mit seiner vertikalen Schwanzflosse sich nur dann aufwärts bewegen kann, wenn er seinen Körper zuvor in eine schräge Lage gebracht hat. Das Verschwinden der Hinterextremitäten, die übrigens embryonal noch angelegt werden, ist auf diese horizontale Stellung der Schwanzflosse zurückzuführen, indem die sich mächtig entwickelnden Schwanzflossenflügel ihre Aufgabe übernehmen und sie überflüssig machen. Übrigens ist die Bewegung der Schwanzflosse kein einfaches Auf- und Niederschlagen, sondern eine Kombination von Stoß- und Schlagbewegung, so daß die Bewegung des Tieres nicht nur eine Vorwärtsbewegung ist, sondern daß sie außerdem eine drehende Komponente enthält. Es wirkt also durch die Bewegung der Schwanzflosse ein Kräftepaar auf den Walkörper ein, von dem die eine weitaus stärkere ihn vorwärts bewegt, während die andere eine Drehung des vorderen Körperteiles nach einer Seite, und zwar gemäß der Art der Anheftung der Schwanzflosse an den Schwanz und ihrem inneren Bau, nach links bewirkt. Der Wal durchschneidet also beim Vorwärts-

schwimmen das Wasser nicht genau in der Richtung der Längsachse seines Körpers, sondern wird bei jedem Schlage der Schwanzflosse etwas nach links abgelenkt. Das läßt sich übrigens auch sehr gut an dem Bilde eines aus dem Wasser springenden Delphins auf Seite 339 beobachten. Diese eigentümliche Bewegung der Schwanzflosse ist die Ursache der verschiedengradigen Asymmetrie, welche wir bei allen Walschädeln sehen. Der Druck der beim Schwimmen durchschnittenen Wassermasse wirkt auf die linke Seite des Vorderkopfes etwas stärker als auf die rechte, pflanzt sich durch die elastischen Weichteile des Kopfes hindurch auf die darunter liegenden Schädelknochen fort, und hat die asymmetrische Ausbildung besonders der steil aufsteigenden Knochen der Stirnpartie zur Folge gehabt.

Die Schnelligkeit, mit welcher Wale vorwärts schwimmen können, ist bei den verschiedenen Arten sehr verschieden. Die Glattwale bewegen sich relativ langsam vorwärts, so wird vom Nordkaper berichtet, daß er etwa 4 Meilen (Seemeilen) in der Stunde schwimmt, wenn gejagt bis zu 8 Meilen. Viel schneller schwimmen die Furchenwale, die bis zu 12 Meilen in der Stunde erreichen können, und von Delphinen ist schätzungsweise anzunehmen, daß sie auf kurze Zeit mit einer Geschwindigkeit von 16 Meilen das Wasser zu durchschneiden imstande sind.

Auf den Einfluß der schwimmenden Lebensweise ist auch die Verkürzung der Halswirbelsäule zurückzuführen, wodurch eine erhöhte Festigkeit des Körpers erreicht wurde. Die beiden ersten Halswirbel zeigen immer mehr das Bestreben, die Rolle der gesamten Halswirbelsäule zu übernehmen und die dahinter gelegenen Halswirbel erleiden verschiedenartige Verkürzungen und Verschmelzungen.

Der Wasserdruck, welcher beim Vorwärtsschwimmen auf den Walschädel einwirkt, äußert sich noch in anderer Weise, indem die das Gehirn bergende Schädelkapsel in der Richtung der Längsachse stark verkürzt, in der Querachse verbreitert wird. Bei den Zahnwalen ist es dadurch zu einem Auseinanderweichen der Scheitelbeine gekommen, die in der Mitte nicht mehr zusammenstoßen. Auch die breite Form des Gehirnes ist daraus zu erklären.

Sehr tiefgreifend sind ferner die Umbildungen, welche das Skelett der Vorderextremitäten der Wale erlitten hat. Die Funktion der Vorderextremitäten ist neben der eines Gleichgewichtsorganes die eines Steuers. Zu diesen Funktionen sind aber die Vorderextremitäten erst gekommen, als sich die Schwanzflosse zu einem neuen und äußerst wirksamen Lokomotionsorgane ausgebildet hatte. Vordem standen sie nur im Dienste der Ruderfunktion. Die breite Fläche, welche durch Ausbildung einer die einzelnen Finger mehr und mehr einhüllenden Schwimmhaut geschaffen worden war, fungierte bereits bei den Brustflossen, als sie noch Ruder waren. Ebenso waren bereits zu dieser Zeit die proximalen Teile des Armes verkürzt und begannen sich in



Küchler. *Strömö (Faröer), Juli 1911.*
Erlegte, mit der Luftpumpe aufgeblasene (wahrscheinlich Blau-)Wale, auf dem Wasser flottierend.

den Leib hineinzuziehen, während das Handskelett, das aus den gleichen Elementen wie bei landlebenden Wirbeltieren besteht, sich verlängerte. Eine größere Biegsamkeit wurde erzielt durch eine verlangsamte Verknöcherung und selbständige spät eingetretene Verknöcherung der biegsamen Knorpel jedes Skeletteiles, welches zu einer sekundären Vermehrung der Fingerglieder geführt hat. Mit der Ausbildung der Schwanzflosse vollzog sich ein Funktionswechsel der Brustflosse und aus einem Ruder wurde ein Gleichgewichtsorgan und ein Steuer. Eine leichte Hebung der Flosse durch ihre an die Fingerstrahlen ziehende Muskulatur genügt, um den Walkörper nach der gleichen Seite zu drehen.

Da die Wale Lungenatmer sind und von Zeit zu Zeit an die Wasseroberfläche kommen müssen, so ist ein möglichst geringes spezifisches Gewicht für sie von größter Bedeutung. Je leichter ihr Körper ist, um so geringer ist der ständige Verbrauch an Muskelkraft, um sich schwimmend zu erhalten. Diese Verringerung des spezifischen Gewichtes wird auf verschiedene Weise herbeigeführt. Zunächst einmal durch die schon erwähnte verlangsamte Verknöcherung des Skeletts, dann aber auch durch die Ausbildung einer mächtigen Fettschicht unter der Haut. Dieser Speck ist es ja vor allem, weswegen den Walen nachgestellt wird. In erster Linie dient natürlich der

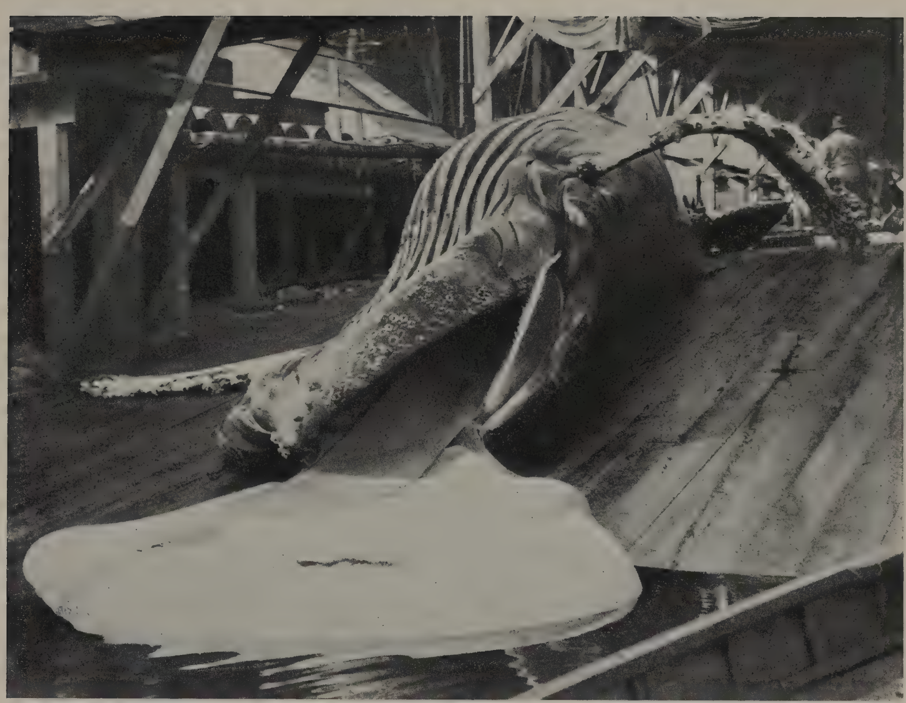
Speck als Reservenährmaterial sowie als Schutz gegen Wärmeverlust. Wie vortrefflich eine solche Speckschicht vor Wärmeverlust schützen kann, erhellt daraus, daß die Körpertemperatur eines großen Blauwales noch drei Tage nach dessen Tode 34° C betrug. Da der Speck spezifisch leichter ist als das Wasser, so dient er auch zur Erleichterung des Gesamtgewichtes.

Erlegte Wale mit dicker Speckschicht flottieren demgemäß an der Oberfläche, während magere Individuen sinken. Um das zu verhüten, verfährt man neuerdings folgendermaßen. Es wird ein eisernes Rohr in die Bauchhöhle gestoßen und mit Hife der Dampfmaschine Luft hineingeblasen, dann wird die Öffnung mit Werg verstopft und der tote Wal bleibt alsdann an der Oberfläche.

Um möglichst ohne Verlust an Zeit und Muskelarbeit an die Wasseroberfläche kommen und atmen zu können, ist die Atemöffnung der Wale, das der Nasenöffnung entsprechende „Spritzloch", scheitelwärts verlagert, findet sich also hoch oben am Kopfe an der Stelle, welche zuerst aus dem Wasser auftaucht. Da der Kopf meist aus anderen biologischen Gründen eine sehr mächtige Ausbildung und damit vermehrte Schwere erlangt, sind im Schädel mancher Arten pneumatische Hohlräume vorhanden, oder es finden sich Anhäufungen besonders leichten Fettes oder Öls, wie z. B. beim Pottwal, der Kogia und beim Dögling. In diesem Öle ist das wertvolle Spermaceti enthalten. Bei manchen Delphinen dagegen enthält der hintere Teil des Unterkiefers flüssige Markmassen, die ein sehr feines, besonders von Uhrmachern verwendetes Öl liefern. Auch das riesige Fettpolster in der Zunge der Bartenwale dient zur Erleichterung des Kopfgewichtes.

Wie schon eingangs erwähnt wurde, ist die Frage, ob die Wale schlafen können, noch immer ungelöst, und die Möglichkeit wird sogar von manchen Forschern bestritten. Immerhin sprechen aber einige Beobachtungen doch dafür, daß die Wale gelegentlich schlafen können; haben doch auch Seehunde die Fähigkeit auf der Wasseroberfläche zu schlafen.

Als eine Anpassung an das Wasserleben müssen wir auch die riesige Größe betrachten, welche manche Walarten erreichen können, denn nur das dichte Medium des Wassers kann solche enorme Fleischmassen tragen. In alten Zeiten freilich hat man ihre Größe gewaltig übertrieben. Der gute alte Plinius, das Muster eines fleißigen aber unkritischen Kompilators, gibt den Walen eine Länge von 900 Fuß, während in Wirklichkeit der längste Wal, der Blauwal, nicht über 29 m lang wird. Der viel dickere und daher schwerere Grönlandswal wird höchstens 20 m lang. Als König der Zahnwale ist der Pottwal zu betrachten, dessen Männchen bis über 20 m Länge erreichen können, während die Weibchen durchschnittlich etwa nur 10 m Länge besitzen. Dieser Größenunterschied ist um so merkwürdiger, weil bei den Bartenwalen umgekehrt die Weibchen etwas größer sind als



Roy C. Andrews. *Küste von Alasca, Sommer 1908.*
Zunge eines **Buckelwals**. Aus dem Maul herausgetreten, nachdem Luft in den Kadaver gepumpt worden war.

die Männchen. Obwohl das spezifische Gewicht eines Wales das des Wassers nur wenig übertrifft, so ist doch bei der gewaltigen Wasserverdrängung eines solchen Tieres sein absolutes Gewicht außerordentlich groß. Es ist ausgerechnet worden, daß ein Blauwal von mittlerer Größe, etwa 23 m lang, bereits ein Gewicht von 73000 kg hat, also etwa soviel wiegt wie 1000 erwachsene Menschen. Daß diese Riesen des Meeres eine enorme Muskelkraft besitzen, ist leicht zu verstehen. Allgemein bekannt sind ja die Erzählungen von den Gefahren der Pottwaljagd, und wenn auch manche Übertreibungen mit unterlaufen mögen, so ist es doch ganz sicher, daß ein Schlag der Schwanzflosse genügt, ein Walboot samt Mannschaft hoch in die Luft zu schleudern, ebenso wie Beispiele dafür bekannt sind, daß Pottwale ein ganzes Boot mit ihren Kiefern in Stücke zerbissen haben. Selbst große Walschiffe sind gelegentlich von wütenden Pottwalen angegriffen und gänzlich zerstört worden. Aber auch andere Wale haben eine enorme Körperkraft. So wurde an der nördlichen Küste Norwegens ein großer Blauwal von einem Wal=

dampfer aus angeschossen. Die Harpune drang in den Walkörper gerade hinter der Brustflosse ein, und die damit verbundene Bombe explodierte auch durchaus vorschriftsmäßig, ohne indessen den Wal zu töten. Dieser zog nun den Waldampfer mit großer Geschwindigkeit mit sich, trotzdem dessen starke Maschinen in entgegengesetzter Richtung arbeiteten. Nach vier Stunden vergeblicher Anstrengungen kam ein anderer Dampfer derselben Kompagnie seinem gefährdeten Kollegen zu Hilfe. Eine zweite Harpune wurde in den Wal gefeuert, und auch diese explodierte prompt. Aber der verwundete Wal war doch noch stark genug, um noch weitere zwei Stunden beide Dampfer, deren Schrauben rückwärts arbeiteten, mit sich zu ziehen. Ein anderer Be-



Blasender Wal.

richt der von der ungeheueren Ausdauer der Wale zeugt, besagt, daß ein angeschossener Blauwal den Dampfer 28 Stunden lang mit sich schleppte mit einer Geschwindigkeit von sechs Meilen in der Stunde, trotzdem die Maschinen auf halbe Kraft rückwärts gestellt waren. Welche Kraft der Schwanzflosse innewohnt, kann man schon daraus erkennen, daß es große Wale wie den Buckelwal gibt, welche gänzlich aus dem Wasser springen können. Auch von Pottwalen ist dieses beobachtet worden, und bei kleineren Delphinen ist es ja eine durchaus gewöhnliche Erscheinung.

Wohl einem jeden, der Gelegenheit gehabt hat einen großen lebenden Wal zu sehen, wird das Schauspiel unvergeßlich bleiben, als der ungeheuere Rücken des Tieres aus dem Wasser auftauchte und mit dumpfem Geräusch fontänenartig die weiße Rauchsäule der ausgestoßenen Atemluft emporstieg. Obige Abbildung gibt davon eine Vorstellung. So scharf umrissen ist die Form dieser Dampfsäule, daß sie, von einiger Entfernung gesehen, wie ein



Finwal.
Zwecks Abspeckens werden tiefe Längsschnitte gemacht.



Küchler. *Strömö (Faröer), Juli 1910.*

Finwal. (B. physalus L.)
Ausschlachten desselben Wals. Die Schwanzflosse ist gekappt.

emporgeschleuderter Wasserstrahl aussieht. Kein Wunder daher, daß in früheren Zeiten ganz allgemein die Ansicht verbreitet war, daß die Wale aus ihrem Spritzloch Wasser auswürfen. Schon bei Aristoteles findet sich dieser Irrtum, den Plinius gutgläubig übernimmt und noch weiter ausschmückt. Genauere anatomische Untersuchungen haben indessen gezeigt, daß die Nase gar keine Verbindung mit der Mundhöhle hat, und daß daher das in den Mund aufgenommene Wasser unmöglich zu den Nasenöffnungen herausgespritzt werden kann, und sorgfältige Beobachtungen lebender Wale haben ergeben, daß der vermeintliche Wasserstrahl nur zusammengepreßte und schnell kondensierte Atemluft ist, wie wir auch an einem kalten Tage unseren eigenen Atemdampf in der frischen Luft sehen können. Wie schwer es aber ist, einen einmal eingewurzelten Irrtum auszurotten, das ergibt sich daraus, daß auch heute noch Verteidiger der Ansicht, daß die Wale gewissermaßen eine Art schwimmender Fontänen wären, existieren. Sie weisen darauf hin, daß der Strahl auch in warmen Meeren bei hoher Temperatur der Luft sichtbar sei, und daß er daher nicht aus kondensierter Atemluft bestehen könne. Für diese Erscheinung war man mit einer falschen Erklärung zur Hand, indem man behauptete, daß die Wale eine sehr hohe Temperatur des Körpers hätten, die viel höher als die des Menschen sei, so daß selbst in wärmerer Luft eine Kondensation eintreten könne. Das Gegenteil ist der Fall. Exakte Beobachtungen haben uns nämlich gezeigt, daß die Körpertemperatur der Wale nur etwa 35,5° C beträgt. Die Erklärung der Erscheinung, daß der Atemstrahl der Wale auch in warmer Luft sichtbar werden kann, besteht sehr einfach darin, daß der enorme Druck, mit welchem die Atemluft aus dem relativ engen Nasenloch ausgepreßt wird, beim Freiwerden eine augenblickliche Erniedrigung der Temperatur herbeiführt, die kondensierend wirkt. Daher sieht man auch bei Walen unter 8 m Länge, deren Atemluft also unter einem geringeren Druck steht, keinen Atemstrahl, und bei den großen Tieren ist er je nach der Beschaffenheit der Atmosphäre in verschiedenem Grade sichtbar. So ist an warmen Tagen, vor allem im Tropengebiet, der Atemstrahl auch der größten Wale oft nicht oder doch kaum zu sehen. Ganz neuerdings ist nun behauptet worden, daß die Wale beim Atmen dadurch Wasser in die Höhe schleudern, daß sie gelegentlich ausatmen, wenn sie sich noch unter der Wasseroberfläche befinden. Es ist kein Zweifel, daß das vorkommen mag. Dann wird aber niemals eine Wasserfontäne erscheinen, sondern das über der Nasenöffnung stehende Wasser wird in lebhafte Bewegung geraten, beiseite geschleudert werden und der Strahl des Atemdampfes wird etwas weniger hoch als sonst in die Höhe steigen. Man hat auch die Vermutung aufgestellt, daß das Wasser von oben her in die Nasenlöcher einfließe und dann wieder ausgespritzt werde; das ist aber ganz unmöglich, denn in diesem Falle müßte das Wasser die Luftwege hinab und in die

I.



II.



Julian A. Dimock.

Delphinfang an der Küste von Florida.

I. Der Delphin ist getroffen und — II. — zieht mit großer Geschwindigkeit den Kahn hinter sich her.

Lunge gelangen. Die Wale würden sich in diesem Falle ebenso betragen wie ein Mensch, der sich verschluckt und Flüssigkeit in seine Luftröhre oder Lunge bekommen hat. So ist das Märchen vom Wasserspritzen der Wale ein für allemal aufzugeben.

Die Art und Weise der Atmung ist bei den verschiedenen Arten der Wale oft recht verschieden, und in manchen Fällen läßt sich nach Stärke, Höhe und Form des Strahles, nach den Intervallen, in welchen der Wal bläst, sowie nach der Zahl der Exspirationen mit ziemlicher Sicherheit schon auf große Entfernung beurteilen, welche Walart man vor sich hat. Besonders leicht ist der Pottwal zu unterscheiden, da er seinen Atemstrahl schräg nach vorn sendet und eine große Zahl von Exspirationen und Inspirationen nötig hat, bis er sein Blut wieder gereinigt und mit neuem Sauerstoff gefüllt hat. Nun existiert ein Unterschied zwischen Zahn- und Bartenwalen, indem die ersteren eine quer gestellte äußere Nasenöffnung besitzen, während den Bartenwalen zwei getrennte Längsschlitze zukommen. Demzufolge wird ganz allgemein angenommen und auch auf Abbildungen dargestellt, daß die Bartenwale zwei auseinander gehende Atemstrahlen haben, während bei den Zahnwalen nur einer sichtbar wird. Aber auch das ist ein Irrtum, denn auch bei den Bartenwalen vereinigt sich der aus den beiden Nasenlöchern ausströmende Dampf sofort zu einem einheitlichen Strahl, der beim Blauwal etwa 6 m Höhe erreichen kann.

Bei den Walen steht die Nase nur noch im Dienste der Atmungsfunktion. Der Geruchssinn ist nicht mehr vorhanden, und daher ist auch der Riechnerv bei den Bartenwalen stark rudimentär geworden und bei den meisten Zahnwalen gänzlich verschwunden.

In engem Zusammenhang mit der Atmung steht die Fähigkeit des Tauchens. Unter allen Säugetieren sind die Wale die vollkommensten Taucher, und wir wollen zunächst die Frage zu beantworten suchen, wie lange ein Wal unter Wasser bleiben kann. Hier können nicht theoretische Erwägungen, sondern nur sorgfältig angestellte Beobachtungen entscheiden. Danach ergibt sich, daß die Fähigkeit des Tauchens bei den verschiedenen Arten sehr verschieden entwickelt ist, und daß es daher nicht angeht, an einem Wale gemachte Beobachtungen auf die ganze Gruppe zu verallgemeinern. Auch muß man zwei verschiedene Arten des Tauchens unterscheiden: ein flaches Tauchen und ein Tauchen in die Tiefe. Wenn ein Wal sich zum Tauchen anschickt, so sehen wir meistens, daß er den Kopf herabdrückt und den Körper soweit einkrümmt, daß er Bogenform annimmt. (Siehe Abb. Seite 318.) Dann wird die Rückenflosse sichtbar, wenn eine solche vorhanden ist, und bei manchen Arten erscheint dann die Schwanzflosse, bis sie senkrecht zur Wasseroberfläche steht. (Siehe Kunstbeilage). Aus dieser Stellung heraus schwimmt dann der Wal rapid in die Tiefe. Ein nach dem Untertauchen erscheinender spiegelnder Fleck auf der

III.



IV.



Julian A. Dimock.

Delphinfang an der Küste von Florida.

III. Der angehakte Delphin wird zur Seite des Boots gezogen. IV. Kopf voran ist er zu schwer, um ins Boot geschafft zu werden.

Wasseroberfläche rührt nicht von einer öligen Exkretion her, wie angenommen wird, sondern ist eine rein physikalische Erscheinung, veranlaßt durch eine beim Herabsinken des mächtigen Körpers erfolgende Aufhebung der Wellenbewegung. (Siehe Kunstbeilage). Bartenwale bleiben im allgemeinen 3 bis 20 Minuten unter Wasser, wenn sie aber durch eine Harpune verwundet worden sind, tauchen sie auch weit länger. Noch bessere Taucher sind manch Zahnwale. Von Kükenthal liegt eine Beobachtung aus dem Jahre 1886 vor, nach welcher ein harpunierter Dögling 45 Minuten unter Wasser blieb, und zahlreiche Beobachtungen an harpunierten Pottwalen haben ergeben, daß dieser bis $1^1/_4$ Stunde, ja sogar bis $1^3/_4$ Stunden tauchen kann. Die kleineren Delphine tauchen im Durchschnitt etwa 5 Minuten lang.

Schwieriger ist die Beantwortung der Frage, wie tief die Wale tauchen können. Auf Grund theoretischer Erwägungen hat man angenommen, daß Wale nicht tiefer tauchen können, als etwa 60 oder höchstens 100 m. Es existieren aber einwandfreie Beobachtungen, nach welchen die Wale die ihnen gesteckte Grenze von 100 m durchaus nicht respektieren. Vor allen sind es der Dögling und der Pottwal, welche gelegentlich sehr viel tiefer tauchen können, und auch von Bartenwalen haben wir sichere Kunde, daß sie bis 260 m unter die Wasseroberfläche getaucht sind. Man kann daher annehmen, daß die Tiefe, bis zu welcher Wale herabtauchen können, für verschiedene Arten verschieden ist. Zweifellos stellt aber das Tauchen in sehr große Tiefen eine Ausnahme dar und geschieht wohl nur in der größten Todesfurcht, es steht aber fest, daß alsdann Bartenwale bis 260 m tief, der Pottwal bis 600 m und der Dögling noch tiefer getaucht haben.

Es ist sehr interessant zu sehen, in welcher Weise der Körper der Wale dem ungeheuren Druck angepaßt ist, der bei dem Tauchen in so große Tiefen eintreten muß. Insbesondere ist es das Atmungs- und Zirkulationssystem, welches tiefgreifende Umänderungen erfahren hat. Um nur einen Punkt herauszugreifen, so ist die Blutzufuhr des Gehirns eine ganz andere wie bei Landsäugetieren. Die oberflächlich gelegene große als Carotis bezeichnete Kopfarterie, welche bei den Landtieren vorwiegend die Blutzufuhr für das Gehirn besorgt, würde durch den enormen Druck des Wassers beim Tauchen in Gefahr kommen komprimiert zu werden, und wenn die Blutzufuhr des Gehirns auch nur für kurze Zeit aufhören würde, so würde selbstverständlich der Tod sofort eintreten; daher wird bei den Walen das Gehirn überhaupt nicht von der Carotis versorgt, sondern von Blutgefäßen, welche in der Umhüllung des Rückenmarkes, also durch den Wirbelkanal gegen jeden Druck geschützt, zum Gehirn verlaufen.

Nun wollen wir uns etwas mit der Nahrungsaufnahme und den dafür in Betracht kommenden Organen beschäftigen. Nach der Art, wie die Nahrung aufgenommen wird, lassen sich zwei Gruppen von Walen unterscheiden: die

V.



VI.



Julian A. Dimock.

Delphinfang an der Küste von Florida.

V. Schwanz voran geht es schon besser. VI. Endlich im Boot.

weidenden und die jagenden Wale. Zu ersteren gehören alle Bartenwale, zu letzteren fast alle Zahnwale. Wie eine Kuh Schritt für Schritt auf der Weide vorwärts geht und frißt, so bewegen sich auch die weidenden Wale auf ihrem marinen Weidegrunde langsam vorwärts. Ihre Nahrung besteht aus unzähligen kleinen Organismen, meist kleinen Krebsen oder Mollusken oder auch kleineren Fischen bis zu Heringsgröße. Manchmal wird die Beute erst zusammengetrieben, indem der Wal in engen Kreisen um den abzuweidenden Fleck herumschwimmt und die Nahrung zusammendrängt. Dann öffnet er seine ungeheueren Kiefer und schwimmt ganz langsam vorwärts, so daß das Wasser samt seinen kleinen Bewohnern in das Maul hereinströmt. Dann werden nach einiger Zeit die Kiefer geschlossen und der Kopf außer Wasser gehoben, während das Tier von einer Seite auf die andere rollt. Das in der Mundhöhle befindliche Wasser fließt nun in breiten Bächen über die Unterkieferränder nach außen, während die kleinen als Nahrung dienenden Organismen in einer Art Filter hängen bleiben. Dieser Filter besteht aus zwei Reihen von hohen hornigen Platten, die in großer Zahl jederseits vom Gaumen entspringen und in die Mundhöhle hineinragen. Die inneren Ränder dieser spitz-dreieckigen Platten sind in lange Fasern aufgelöst, die als Filter dienen. Die Platten selbst sind das Fischbein, dessen wundervolle Elastizität nicht etwa zum Vorteile der Korsett- und Regenschirmmacher geschaffen ist, sondern dem Tiere ganz allein dient. Wenn z. B. der große Grönlandswal sein Maul öffnet, um Nahrung aufzunehmen, so muß das Filter bis zum Boden des Unterkiefers hinabreichen, damit nicht unterhalb der Fischbeinplatten ein freier Raum entsteht, der den kleinen Organismen das Durchschlüpfen gestattet. Wird nun das Maul geschlossen, so wird die mächtige Zunge nach oben gedrückt, und der in den Fischbeinfasern hängengebliebene Nahrungsbrei wandert nach hinten den engen Schlund hinab. Bei geschlossenem Maule sind aber die Barten zu lang und ihre untern Enden werden daher nach hinten umgebogen; das ist nur möglich auf Grund ihrer außerordentlichen Elastizität, die auch bewirkt, daß die Fischbeinplatten sich beim Öffnen des Maules wieder strecken. Es sind natürlich ungeheure Mengen von Nahrungssubstanz nötig, um einen solchen riesigen Körper am Leben zu erhalten, und dies ist auch der Hauptgrund, warum bei den Bartenwalen der Kopf so mächtig entwickelt ist, und bis über ein Drittel der gesamten Körperlänge erreichen kann. Um die Mundhöhle möglichst geräumig zu gestalten, ist der Kopf auf zwei verschiedene Weisen umgeformt. Bei den als Glattwalen bezeichneten Bartenwalen ist der Gaumen und Oberkiefer sehr hoch gewölbt, weshalb auch der zu dieser Gruppe gehörige Grönlandswal als „Bowhead" bezeichnet wird. Bei der zweiten Gruppe der Bartenwale, den Furchenwalen dagegen, ist Gaumen und Oberkiefer nur wenig gewölbt, dafür aber der Unterkiefer

VII.



Julian A. Dimock.

Delphinfang an der Küste von Florida.

VII. Der Delphin erwacht aus seiner Betäubung. Kurz, nachdem die Aufnahme gemacht worden war, schlug das Boot durch die mächtigen Schwanzschläge des Gefangenen um.

sehr tief löffelartig umgestaltet. Durch die Tätigkeit der mächtigen Zungenmuskulatur wird bei diesen Walen die Zunge bei geöffnetem Maule tief herabgedrückt, um dem Unterkiefer einen möglichst großen Fassungsraum zu gewähren, und damit in Zusammenhang steht die Ausbildung von Längsfurchen auf der Bauchseite dieser Wale, welche der vorderen Bauchhaut eine sehr große Ausdehnungsfähigkeit verschaffen. (Abb. S. 314, 315, 317, 323.) So bildet der Unterkiefer beim Fressen gewissermaßen eine mächtige tiefe Schaufel. Sobald das Maul geschlossen wird, schnellt die Zunge nach oben, die Furchen kehren in ihre Ruhelage zurück und die Nahrung wird schlundwärts befördert. Früher hatte man ganz irrige Vorstellungen von der Natur des Fischbeines. So glaubte Belon, daß das Fischbein die Augenlider des Wales darstelle, und in England existierte ein altes Feudalgesetz, daß die Schwänze aller Wale der Königin gehörten, um die Garderobe ihrer Majestät mit Fischbein zu versehen. Wir betrachten diese merkwürdigen Bildungen als Differenzierungen sogenannter Gaumenplatten, wie wir sie bei manchen Landsäugetieren vorfinden. Daß übrigens die Barten eine relativ späte Erwerbung der Bartenwale sind, erhellt daraus, daß sie embryonal sehr spät auftreten und daß ihnen ein Gebiß vorausgeht, welches aber niemals die Kiefer durchbricht und welches noch im Embryonalleben vollkommen resorbiert wird.

Die Zahnwale sind fast alle jagende Tiere, vielleicht mit Ausnahme einiger tintenfischfressenden Formen, wie Pottwal und Dögling, welche meist ihre massenhaft auftretende Beute wahllos und in großer Zahl verschlucken. Gelegentlich werden sie aber auch wohl auf einzelne große Tintenfische Jagd machen. Viele Delphine nähren sich vorwiegend von Fischen, die sie gewandt erhaschen und mit ihrem meist langen, mit vielen gleichmäßig spitzen Zähnen besetzten Schnabel festhalten, um sie dann ganz zu verschlucken. Dieses Gebiß erinnert an das von Reptilien, es ist aber entstanden aus einer Vereinfachung der Zahnkronen der hinteren Zähne, die wie bei Landsäugetieren ursprünglich mehrhöckerige Backzähne waren, und die große Zahl der Zähne rührt von der Neubildung von Zähnen an den hinteren Kieferenden her. Das Gebiß der Zahnwale zeigt übrigens große Verschiedenheiten je nach der Art der Nahrung. Sonderbar ist der lange Stoßzahn, welcher sich beim männlichen Narwal in der linken Oberkieferhälfte findet. Man hat auf die Autorität von Lacépède hin geglaubt, daß der Narwal diesen Stoßzahn dazu brauche, um Bodenfische wie Flundern und Heilbutten, von denen er sich gelegentlich nährt, damit aufzuspießen. Das ist aber doch sehr unwahrscheinlich, denn man kann nicht verstehen, wie ein Narwal seine Beute dann in den Mund bekommen soll, wenn sie einige Fuß davor an dem Stoßzahn hängt. Es müßten wahre Tantalusqualen für das arme Tier sein, die Beute immer vor seiner Mundöffnung hängen zu sehen, ohne doch in der Lage zu sein, sie

VIII.



IX.



Julian A. Dimock.

Delphinfang an der Küste von Florida.

VIII. Man versucht, das Boot wieder flott zu machen, und IX. sich wieder in den Besitz des Delphins zu setzen.

herunterzuschlucken. Auch würden die weiblichen Narwale, denen der Stoßzahn fehlt, sehr übel daran sein. Der Stoßzahn des männlichen Narwals ist vielmehr eine Waffe, welche besonders bei den sexuellen Kämpfen der männlichen Tiere zur Verwendung kommt. Die tintenfischfressenden Zahnwale haben vielfach eine starke Reduktion des Gebisses aufzuweisen. So finden sich beim Pottwal nur noch Zähne im Unterkiefer, und beim Dögling ist das Gebiß völlig rudimentär geworden.

Ein Zahnwal mit wilden Raubtierinstinkten ist der Schwertwal (Orca). Es sind ein paar Fälle bekannt, daß diese bis etwa 8 m lang werdenden Tiere sich selbst an große Glattwale herangemacht und ihnen ganze Stücke Speck und Fleisch, sowie Teile der Zunge mit ihrem furchtbaren Gebisse ausgerissen haben. Auch den Pottwal sollen sie gelegentlich angreifen und ebenfalls junge kalifornische Grauwale. Meistens indessen nährt sich die Orca von Fischen, gelegentlich auch von Seehunden und kleineren Delphinen. Bekannt ist der Bericht von Eschricht, welcher in der ersten Magenabteilung einer 8 m langen Orca dreizehn Delphine und vierzehn Seehunde fand, die sämtlich ganz verschluckt waren bis auf einen einzigen in der Mitte durchgebissenen Seehund. Gelegentlich wird die Orca auch den Walfängern lästig, indem sie sich an erlegte Wale heranmacht. So ist ein Beispiel bekannt, daß eine kleine Schar von Schwertwalen in kurzer Zeit einen erlegten Blauwal, der vom Waldampfer an die Küste transportiert wurde, so gründlich von Speck und Fleisch befreite, daß nach der Ankunft an der Walstation für die Walfänger nichts mehr übrig war.

Da das Gebiß nur zum Ergreifen der Nahrung aber nicht zum Zerreißen oder Zerkauen bestimmt ist, so schlucken die Zahnwale die Nahrung unzerkaut herunter. Das gibt natürlich dem Magen sehr viel mehr Arbeit, und der Bau dieses Organes ist daher ganz besonders darauf eingerichtet. Vor allem ist der Magen aus mehreren Abteilungen zusammengesetzt, deren erste und geräumigste Kammer mit kräftigen, verhornten Falten versehen ist und als eine Art Kaumagen dient. Nicht selten darin vorkommende Steine oder Sand helfen bei dieser Verrichtung. Mit dem Wiederkäuermagen hat aber der Walmagen nicht das geringste zu tun, da ja die einzelnen Abteilungen hintereinander und nicht nebeneinander liegen. Dennoch hat man die Meinung vertreten, daß die Wale die Nahrung wiederkauten oder doch wenigstens deren unbrauchbare Teile wieder durch das Maul ausstießen. Davon ist aber keine Rede. Wenn bei Walen, wie öfter beobachtet worden ist, halb verdaute Nahrung wieder ausgestoßen wird, so ist das nur ein Erbrechen, das dann eintritt, wenn das Tier harpuniert worden ist.

Im Darme des Pottwales findet sich ganz gelegentlich eine fettige Masse von halbflüssiger Konsistenz, die in frischem Zustande schlecht riecht, nach dem Trocknen aber einen feinen Duft ausströmt. Diese Masse ist das kostbare



Julian A. Dimock.

Delphinfang an der Küste von Florida.
Auf Nimmerwiedersehen davon — Delphin springend.

Ambra. Es scheint nur ganz gelegentlich und nur von kranken Tieren produziert zu werden und mit der Nahrungsaufnahme von Tintenfischen zusammenhängen. Die Angabe, daß das Ambra sich in der Harnblase von Pottwalen vorfinde, beruht auf einem Irrtum. Gelegentlich kommt das Ambra in großen Mengen vor. So erbeutete einst das Walschiff „Elisabeth" von New-Bedford einen Potwal, dessen Darm in einer Länge von zwölf Fuß ganz mit Ambra gefüllt war, und diese Masse hatte ein Gewicht von 180 Pfund. Da der Wert des Ambras ein sehr hoher ist und gegen 600 Mark für das Pfund beträgt, so war das ein sehr lukratives Geschäft. Gelegentlich findet sich auch das Ambra schwimmend auf dem Meere und wird wohl auch dann und wann an die Küste getrieben.

Es mögen hier einige Punkte über die Ernährung der Jungen angefügt werden. Trächtige Wale tragen ihr Junges — sehr selten Zwillinge — zehn bis zwölf Monate, und das neugeborene Junge ist bei der Geburt schon sehr groß. Nicht selten erreicht es mehr als ein Drittel der Länge der Mutter. So ist das Neugeborne des Blauwals bei der Geburt fast 8 m lang und wächst in sehr kurzer Zeit enorm heran, so daß es nach einem Jahre schon eine Länge bis gegen 16 m erreichen kann. Da anderseits Beobachtungen existieren, denenzufolge nicht viel größere weibliche Individuen dieser Art bereits einen Fetus beherbergt haben, ist anzunehmen, daß die Geschlechtsreife schon sehr frühzeitig, vielleicht schon zwei Jahre nach der Geburt eintritt. Wie alle Säugetiere so ernähren auch die Wale ihre Jungen mit Milch, die in zwei ventral am Hinterleib gelegenen Drüsenkomplexen pro-

duziert wird. Die Milch sammelt sich jederseits in einem Hohlraume, Zisterne genannt, an. Da nun das Junge die Milch unter Wasser erhält, und auch die Walmutter ein Interesse daran hat, ihrem Baby die Milch nicht allzusehr mit Wasser vermischt zu geben, so findet sich eine eigentümliche Einrichtung in Gestalt eines mächtigen Muskels um die Zisterne herum, durch dessen Druck die Milch in das Maul des Jungen hereingespritzt werden kann, so daß es nicht zu saugen braucht. Die Milch ist übrigens äußerst fettreich, und dieses tranige Fett ist arm an flüchtigen Fettsäuren, so daß der Wärmewert dieses Fettes ein höherer sein muß, als z. B. der des Kuhmilchfettes. Das kommt natürlich dem großen Wärmebedürfnis des Walsäuglings zugute. Charakteristisch für die Walmilch ist ferner das völlige Fehlen von Milchzucker oder irgendeiner anderen Zuckerart. Beobachtungen über das Saugen der Jungen sind noch recht spärlich. Vom Pottwal ist zu berichten, daß dessen Säugling die Zitzen der Mutter nicht mit der Schnauze, sondern mit einem Mundwinkel erfaßt, was übrigens auch von anderen Walarten angegeben wird.

Die Paarungszeit ist bei den verschiedenen Arten recht verschieden, und sie ist sogar bei ein und derselben Art nicht immer fixiert. So wird von dem Grindwal (Globicephalus melas), einer kosmopolitischen Form, berichtet, daß die in südlicheren warmen Gebieten lebenden Tiere eine andere Paarungszeit haben als die der kälteren Regionen. Ja es scheint sogar, daß die Paarung zu allen Jahreszeiten eintreten kann. Bei anderen Arten dagegen ist die Paarungszeit mehr fixiert. Die Paarung findet in der Weise statt, daß sich die Weibchen auf den Rücken legen, und dauert beim Pottwal bis zu zwei Minuten. Andere Angaben beruhen auf einer Verwechslung der Paarung mit vorausgehenden Liebesspielen. Bei kleineren Formen beträgt die Trächtigkeitsperiode neun bis zehn Monate, bei größeren dagegen bis zu zwölf Monaten und darüber. Von manchen Arten wird berichtet, daß die trächtigen Weibchen um zu gebären ruhige Ufergewässer aufsuchen.

Viele Walarten treten in größeren oder kleineren Verbänden, sogenannten Schulen, auf. So ist es vom Pottwal bekannt, daß diese Schulen aus einer oft großen Anzahl von Individuen, ausschließlich Weibchen und jungen Männchen bestehen, die von einem alten Männchen angeführt werden. Alte männliche Pottwale streifen meist allein durch die Gewässer. Sehr große Herden bilden manche Delphinarten, wie der schon erwähnte Grindwal, der oft zu vielen Hunderten gemeinsam auftritt. Ebenso auch der Weißwal, wie auch der gewöhnliche Delphin.

Von Gemütsäußerungen ist bis jetzt noch wenig bekannt. Das bei manchen Walen beobachtete Herausschnellen aus dem Wasser, sowie das Aufpeitschen der Wasseroberfläche mit den Flossen dürfte in die Kategorie der Spiele fallen. Von manchen Arten wird eine gewisse Anhänglichkeit



Roy C. Andrews. *Küste von Alasca, Sommer 1908.*

Buckelwal, den Kopf über Wasser hebend.

der Mutter zum Kinde berichtet. So finden wir z. B. Mitteilungen über mütterliche Sorge um das Junge beim Grönlandswal, Nordkaper und Buckelwal. Dagegen soll sich die Pottwalmutter nicht um ihr Kalb bekümmern. Von verschiedenen Walarten wird behauptet, daß sie eine Stimme haben. Sicher festgestellt ist das aber nur beim Buckelwal. Das Schreien des Buckelwales, das natürlich nicht durch den Mund, sondern durch die Nase erfolgt, ist als eine Äußerung des Schreckes, der Furcht oder des Schmerzes aufzufassen. Aber auch einer der größeren Zahnwale, der Mesoplodon bidens, scheint eine Stimme zu haben. Von Sinnesorganen ist am besten ausgebildet das Gehörorgan. Zahlreiche Beobachtungen haben dargetan, daß das Gehör der Wale sehr fein ist, und ausschließlich für das Hören im Wasser dient. Auch das Auge ist wohl ausgebildet und gestattet dem Wale jedenfalls unter Wasser ein gutes Sehen. Dagegen erscheint es fraglich, ob er auch außerhalb des Wassers gut sehen kann. Dagegen spricht schon der anatomische Bau, die Kugelform der Linse usw., die alles Anpassungen an das Sehen im Wasser darstellen. Doch liegen Beobachtungen vor, daß Wale

gelegentlich mit dem Kopfe sich weit aus dem Wasser herausheben, anscheinend um Umschau zu halten. Das gilt besonders von angriffslustigen männlichen Pottwalen. Wie schon erwähnt ist das Geruchsorgan fast oder gänzlich geschwunden. Dagegen scheinen die bei vielen Walen vorkommenden zu Sinnesorganen umgewandelten Haarfollikel für einen ausgebildeten Tastsinn, vielleicht aber auch für einen Sinn zur Wahrnehmung von Massenbewegungen des Wassers zu sprechen. Letztere Annahme würde die merkwürdige Tatsache erklären, daß mehrere Wale gleichzeitig tauchen, aber auch zu genau der gleichen Zeit wieder an der Oberfläche erscheinen können. Da sie keinerlei andere Mittel, sich zu verständigen, haben, und das Auge in den dunklen Tiefen kaum Wahrnehmungen auf größere Entfernungen hin machen kann, so dürften vielleicht jene merkwürdigen in der Haut liegenden Sinnesorgane zur Verständigung beitragen.

Im allgemeinen sind die Wale furchtsame und scheue Tiere. Nur zur Paarungszeit kommen bei männlichen Individuen einiger Arten Kämpfe untereinander vor. So ist vom Pottwal zu berichten, daß die männlichen Tiere sich gelegentlich bekämpfen, indem sie sich einander mit ihren Kiefern packen, und es kann vorkommen, daß bei diesen gigantischen Kampfspielen die Kieferknochen zerbrechen und dann schief verheilen. Auch vom Narwal ist es beobachtet worden, daß die Männchen mit ihren Stoßzähnen Kämpfe ausfechten. Auf Grund übertriebener Erzählungen hält man noch heute die meisten Wale für aggressive Tiere und den Walfang aus diesem Grunde für ein höchst gefährliches Gewerbe. Demgegenüber ist festzustellen, daß z. B. der Grönlandswal ein vollkommen harmloses Tier ist und eine sehr furchtsame Gemütsart besitzt. Unglücksfälle, die beim Fange dieser Wale nicht ausgeblieben sind, beruhen durchweg auf Zufall und ereignen sich meist dann, wenn durch Unachtsamkeit das Walboot in den Bereich der Schwanzflosse eines harpunierten Wales gerät. Von Finwalen (Balænoptera physalus) wird allerdings angegeben, daß sie ganz gelegentlich Boote oder auch selbst Waldampfer attackieren. Auch der Buckelwal greift mitunter an, und ebenso kann der kalifornische Grauwal den Walbooten durch die Kraft seiner Schwanzflosse gefährlich werden. Die meisten Erzählungen von gefährlichen Waljagden betreffen aber den Pottwal. Es ist indessen kein Zweifel, daß diese Angaben übertrieben sind. Nur ganz vereinzelte Individuen männlichen Geschlechtes sind es, welche die Walboote und gelegentlich auch die Schiffe angreifen, und zwar ist es hier in diesem Falle nicht nur die Schwanzflosse, mit welcher sie Schläge austeilen, sondern sie zermalmen auch die Walboote mit ihren mächtigen Kiefern, ohne sich aber im geringsten um die herausspringende Mannschaft zu bekümmern. Mitunter haben sich solche attakkierende Wale jahrelang im Kampfe gegen die Walfänger behauptet und sind von ihnen mit besonderen Namen belegt worden. Aber, wie gesagt,



Erlegter Wal der Gattung Balaenoptera.



Trankocherei.

solche kämpfende Wale sind nur Ausnahmen und in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle bietet auch der Fang der Pottwale keine besonderen Gefahren.

Die Geschichte des Walfanges ist uralt. Schon in den ältesten Zeiten versuchten die Menschen sich von gelegentlich gestrandeten Walen Nutzen zu verschaffen, und für die Bewohner einsamer Inseln wird ein gestrandeter Wal schon von jeher eine wertvolle Gabe gewesen sein. Man benutzte nicht nur das durchaus genießbare Fleisch als Nahrung, sondern erkannte auch frühzeitig, daß aus der dicken Speckschicht ein Öl gekocht werden konnte, welches vor allem zu Beleuchtungszwecken brauchbar war. Auch für das überaus elastische Fischbein im Maule der Bartenwale fand sich bald Verwendung. Es ist daher leicht erklärlich, daß man schon frühzeitig daran ging, die Wale aufzusuchen und zu erbeuten. Zunächst blieb man natürlich in der Nähe der Küsten. Später aber wurde man kühner und verfolgte die Beute weiter auf hoher See, und so entstand an vielen Orten, unabhängig voneinander, das Gewerbe des Walfanges. Schon um das Jahr 890 herum berichtet der Norweger Other dem Könige Alfred von England über Walfang, wie er an der Küste des nördlichen Norwegens ausgeübt wurde. Der Walfang an Frankreichs Küsten läßt sich bis zum 11. Jahrhundert zurückverfolgen. Es war der Nordkaper, der im Meerbusen von Biskaya eifrig gejagt wurde, und die kühnen Walfänger folgten diesen Tieren auf ihren Wanderungen nach Norden bis an die Küsten Islands und Grönlands. Hier wurden sie mit einer anderen Art von Walen bekannt, die weit größer und speckreicher war, nämlich dem Grönlandswal. Bald traten die Holländer an die Spitze der Walfang treibenden Nationen und richteten auf der von ihnen entdeckten hocharktischen Inselgruppe Spitzbergen einen äußerst lukrativen Fang ein. Es kam zur damaligen Zeit sogar zur Gründung von Niederlassungen, in welchen der Waltran ausgekocht wurde, und welche Bedeutung der Walfang damals hatte, erhellt aus dem Umstande, daß in den Jahren 1669 bis 1769 allein von Holland aus 14167 Schiffe auf Walfang ausgingen, die über 57 000 Wale, fast ausschließlich Grönlandswale und Nordkaper, erlegten. Diese reichen Erträgnisse legten den wesentlichen Grund zum Reichtum Hollands, und nicht mit Unrecht wurden die arktischen Länder, insbesondere Spitzbergen und Grönland, die „Goldminen des Nordens" genannt. Die intensiven Verfolgungen hatten zu einer rapid zunehmenden Verminderung der Zahl der Glattwale in den nordeuropäischen Gewässern geführt, und diese sind jetzt in diesen Gegenden so gut wie ausgestorben, und ihr Fang hat aufgehört. Dann kam im vorigen Jahrhundert ein neuer Walfang auf, der vom nördlichen Norwegen aus betrieben wurde. Diesmal galt es den Furchenwalen. Diese sind zwar viel weniger wert als die Glattwale, da ihr schlanker Körper weniger Speck enthält und auch die Barten viel kürzer sind, aber der früher



Roy C. Andrews. *Küste von Alasca, Sommer 1908.*

Das Harpungewehr von heutzutage.

Die Harpune wiegt über 100 engl. Pfund und hat eine explosive Spitze.

recht schwierige Fang wurde doch lohnend, als man Harpunen anwandte, die aus Kanonen geschossen wurden. An der Spitze der Harpune befindet sich ein Explosivstoff, der beim Eindringen der Harpune in den Körper des Wales eine furchtbare Wirkung ausübt (siehe Abb. 345 und 347). Ein mit der Harpune mitgeschossenes starkes Tau verbindet das Opfer mit dem Schiffe, einem kleinen aber mit kräftigen Maschinen ausgerüsteten Dampfer (siehe Abb. 349). Der Fang begann etwa vom Jahre 1860 an, erwies sich einige Jahrzehnte als recht lohnend, und selbst im Jahre 1896 wurden noch etwa 1000 Wale an Norwegens Küsten erlegt. Dann wurde aber diesem Walfang im Jahre 1903 vom Norwegischen Storthing ein Ende gemacht, da es sich herausstellte, daß diese Art der Walfischjagd die Fischerei auf Dorsche und Heringe, die für die Norweger viel wichtiger ist, stark beeinträchtigte. Die norwegischen Walfänger errichteten daraufhin ihre Niederlassungen auf den Shetlandinseln, auf Island, der Bäreninsel usw. und haben sich auch nach Neufundland, dann nach den antarktischen Regionen, besonders den Falklandinseln und Südgeorgien gewandt, und auch in Alaska finden wir sie heute wieder. In den europäischen Gewässern aber hat der Walfang so gut wie aufgehört. Eine Parallele dazu bietet die amerikanische Walindustrie. Schon kurz nach der Errichtung der Kolonien von Neu-England wurde der Walfang von Ende des 17. Jahrhunderts an ein wichtiger Faktor im Erwerbsleben. Etwa vom Jahre 1614 an wurden auf der Insel Nantucket die Wale von der Küste aus gejagt. Als aber die Tiere seltener wurden, rüstete man Schiffe aus, um sie auf hoher See aufzusuchen. Einer der Walfischfänger von Nantucket wurde im Jahre 1712 vom Sturme weit aufs Meer hinaus verschlagen und kam in eine Herde von Pottwalen, aus welcher er ein Tier erbeutete. Damit begann eine neue Ära des Walfanges, da die Kostbarkeit des Pottwales zu immer weiteren Fahrten auf größeren Schiffen verlockte, und so waren im Jahre 1774 nicht weniger als 360 Schiffe mit dem Walfange beschäftigt. Freilich ist es ein Irrtum, wenn von amerikanischer Seite behauptet wird, daß der Fang des Pottwales zum erstenmal von den Leuten von Nantucket ausgeübt wurde. Im ersten Kapitel des dritten Buches seines Reisewerkes berichtet der große venezianer Reisende Marco Polo, daß die Einwohner von Socotra im Indischen Ozean sich hauptsächlich damit beschäftigten Wale zu erlegen, die nach der genaueren Beschreibung nur Pottwale gewesen sein können, und zwar geschah schon damals die Jagd vermittelst Harpunen. Neben Nantucket kam New-Bedford als Walfängerhafen mehr und mehr in Blüte. Zwar vermochte der Unabhängigkeitskrieg den Walfang auf einige Zeit fast zum Stillstand zu bringen. Dann trat aber eine neue Periode ein, die als das goldene Zeitalter des amerikanischen Walfanges bezeichnet werden kann, und die etwa von 1815 bis 1860 dauerte. Durchschnittlich 620 Schiffe gingen auf Walfang aus, der einen



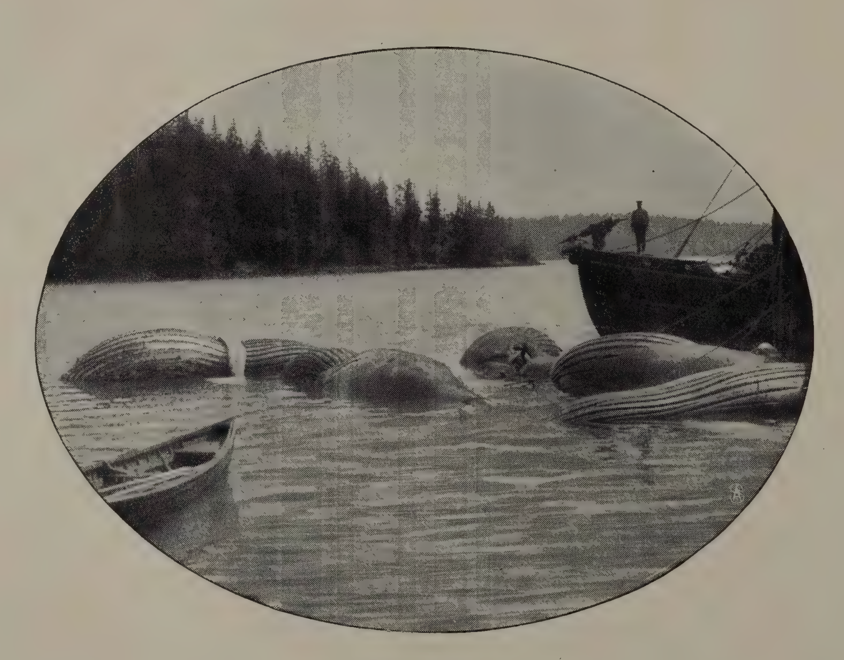
Roy C. Andrews. *Küste von Alasca, Sommer 1908.*

Der Moment, in dem die Harpune den Wal trifft.

Das Ziel ist, die Lunge zu treffen.



Erlegter Wal, mit dem — leichten Auffindens halber — daran befestigten Fähnchen.



Einsammeln erlegter Wale.



Roy C. Andrews. Küste von Alaska, Sommer 1908.

Zwei Humpback-Wale. Der vordere ist im Begriff unterzutauchen.





Roy C. Andrews. *Küste von Alasca, Sommer 1908.*
Walfängerschiff mit seiner Beute an Blauwalen in der Station.

durchschnittlichen Betrag von 8 000 000 Dollars einbrachte. Schon 1771 hatte eines der Walschiffe von New-Bedford aus Kap Horn umsegelt und damit die Walfängerei im südlichen Pacific eröffnet, wo an den Küsten von Chile neue reiche Pottwalgründe gefunden wurden. Bald dehnte sich der Fang auch auf den nördlichen Pacific und auf den Indischen Ozean aus, und sowohl an den Küsten Japans wie um Madagaskar herum und vor der Mündung des Roten Meeres konnte man die kühnen Söhne Neu-Englands sehen. 1838 wurden die großen Jagdgründe des Grönlandwales im Nordwesten Amerikas entdeckt, und fünf Jahre später die ersten Wale an den Küsten Kamtschatkas, und im Ochotskischen Meere erlegt. Meist wurden sowohl Pottwale wie auch Glattwale gejagt, und nur ein Fünftel der auslaufenden Schiffe beschäftigte sich ausschließlich mit Pottwalfang. Wie bedeutend die Walindustrie der damaligen Zeit war, erhellt aus der Tatsache, daß im Jahre 1857 allein vom Hafen von New-Bedford aus nicht weniger als 329 Walfänger mit ca. 10 000 Seeleuten ausliefen. Die reichen Walgründe im nördlichen Pacific ließen bald eine neue Walindustrie in St. Franzisko auf-



Roy C. Andrews. *Küste von Alasca, Sommer 1908.*

Blauwal auf dem Dock der Walstation. Die Schwanzflosse ist gekappt worden.

blühen. Bereits 1848 hatte ein Schiff erfolgreich den Grönlandswal nördlich der Beringstraße gejagt, und bald trat eine neue Blütezeit für den arktisch-pacifischen Fang ein, besonders als Dampfschiffe mehr und mehr an Stelle der früheren Segler traten. Dagegen ging der Walfang auf Nantucket und New-Bedford immer mehr und mehr zurück, um endlich fast völlig zu erlöschen. Nur etwa 30 Schiffe gehen noch jetzt alljährlich von New-Bedford aus. So sehen wir, daß überall auf eine Blütezeit des Walfanges ein erheblicher Rückgang folgt. In erster Linie ist das natürlich der Abnahme der Zahl der Wale zuzuschreiben. So ist der Grönlandwal nahezu ausgestorben, und das gleiche gilt von dem Nordkaper des Nordatlantischen Ozeans. Mit der Abnahme der Wale wuchs auch die Unsicherheit des Geschäftes, besonders wenn Unglücksfälle dazutraten, wie im Jahre 1871, wo die gesamte arktisch-pacifische Walflotte von 34 Schiffen vom Packeis vollkommen zerstört wurde. In den letzten Dezennien waren auch die Preise für den Waltran stark gesunken und hatten das Geschäft noch unrentabler gemacht, und erst ganz neuerdings hat sich der Preis wieder gehoben. Während in alten Zeiten der



Eintreiben einer Herde.



Küchler. *Vaagö (Faröer), August 1910.*

Töten der Tiere.

Grindwalfang in der flachen Bucht von Midvaag.



Küchler. *Vaagö (Faröer), August 1910.*

Grindwalfang in der flachen Bucht von Midvaag.
Erlegung der ins Seichtwasser getriebenen Tiere.

Waltran bei weitem das wichtigste Beleuchtungsmittel war und aus dem Walrat des Pottwales feine Kerzen bereitet wurden, kam später das billige Petroleum, Gas und elektrisches Licht, und Wachs- und Paraffinkerzen machten Walratkerzen mehr und mehr überflüssig. Man kann wohl sagen, daß heutzutage der Walfang seine ehemalige Bedeutung stark eingebüßt hat. Zwar wird der Fang, besonders der Finwale auf der südlichen Hemisphäre noch heute intensiv betrieben, aber auch hier ist ein baldiges Ende abzusehen, da auch in diesen Gegenden die Wale bald vernichtet sein werden. Der Fang der großen Wale wird dann für immer beendet sein. Hoffentlich gelingt es neuerdings einsetzenden Bemühungen bald internationale Abmachungen herbeizuführen, welche diese harmlosen Riesen des Meeres vor dem sonst unausbleiblichen Untergange zu bewahren vermögen. In welcher Weise heutzutage die Jagd auf große Wale betrieben wird, davon soll folgender Bericht Dr. E. Hentschels über eine Pottwaljagd an der Küste Neu-Fundlands Kunde geben.

„Um die Zeit als der Späher im Mastkorb uns zurief, daß es ein



Harpunieren der Wale.



Landung erlegter Wale.

Grindwalfang an den Faröern.



Küchler. *Strömö (Faröer), August 1909.*

Erlegte Grindwale im Hafen von Thorshavn.

Pottwal sei, sahen wir vom Deck aus noch nichts. Plötzlich aber erschien sein Atemstrahl zwischen den Wellen wie ein gewaltiger Dampfstrahl aus dem Rohr einer Maschine. Wiederholt gab der Mann im Mastkorb Zeichen, der Kapitän Befehle. Dieser ruhige und gleichmütige Mann war plötzlich ganz Leben und Aufmerksamkeit geworden. Seine leisesten Bewegungen wirkten durch die Hände des Steuermanns auf das Schiff wie die Bewegungen eines Dirigenten auf sein Orchester. Das Schiff schien ein lebendes Wesen, selbst sehend und wissend und wollend. Der Wal verschwand plötzlich von der Oberfläche, das Schiff ging ganz langsam. So mochten fünf oder zehn Minuten vergangen sein, da schoß wieder der Atemstrahl auf, man hörte ein Fauchen, und schneeweiß, in der Höhe zerstäubend, stieg mehrmals nacheinander der Strahl in die Luft. Der Kapitän stand auf der Kanonenbrücke, das Schiff schlich sich langsam an das Tier heran. Wir waren schon ganz nahe, wir sahen den dunkeln Rücken zwischen den Wellenkämmen auftauchen. Schon drehte der Kapitän die Kanone. Plötzlich verschwand der Wal abermals, und in der nächsten Minute glitt unser Schiff an der Stelle vorüber, wo er gewesen war, obwohl es sofort gestoppt hatte. Der Wal



Erlegte und gelandete Grindwale auf den Faröern.

hatte einen großen Ölfleck auf dem Wasser hinterlassen. Eine zweite, eine dritte Minute der Spannung. Wo wird er emporkommen?

Da plötzlich dicht vor uns der mächtige Atemstrahl. Leise stampft die Maschine. Der Wal atmet ruhig. So sind wir kaum mehr als eine Schiffslänge von ihm entfernt. Sein breiter in der Sonne glänzender Rücken hebt sich aus dem Wasser — im nächsten Augenblick müssen wir ihn berühren. Da donnert die Kanone neben mir los und hüllt mich mit dem Kapitän für Sekunden in dicken Rauch. Als ich wieder sehen konnte, wälzte sich das Ungetüm in einiger Entfernung in seinem Blute, das die Wogen färbte.

Der Wal mußte gut getroffen sein, da er nicht in die Tiefe ging. Mit wilden Schlägen wälzte er sich hin und her. Bald tauchte die breite Schwanzflosse, bald die mächtige Stirn, bald der Rücken aus dem Wasser. Dann drehte er sich ganz auf den Rücken, wir sahen das weit aufgesperrte Maul, und der merkwürdige ganz schmale Unterkiefer mit seinen vierzig kräftigen Zähnen ragte aus dem Wasser. Noch immer stieß der Wal in unregelmäßiger Folge den Atemstrahl aus. Nach einiger Zeit war der Strahl rot gefärbt; es wurde Blut ausgeworfen. Dies Zeichen hatten die Walfänger erwartet als beste Gewähr dafür, daß er gut getroffen sei und nicht lange mehr leben könne. Immerhin dauerte der Todeskampf noch etwa eine halbe Stunde und war zuweilen so heftig, daß der Dampfer mit aller Sorgfalt den Bewegungen des Wales folgen mußte. Es wurde auch sogleich die Kanone geputzt und eine neue Harpune eingesetzt, für den Fall, daß der erste

23*

Schuß nicht genügt hätte, das Tier zu töten. Als es schließlich ruhiger wurde, fing man an, das Tau einzuziehen und die Beute in die Nähe des Schiffes zu bringen. Noch immer zuckte und wogte die Haut, aber die Bewegungen wurden schwächer und schwächer, und dann lag der Riese tot an der Seite des Dampfers. Es war ein wundervoller Fang, ein Pottwal, wie man ihn nie zuvor so groß in Neufundland gesehen hatte."

Wirtschaftlich kommt der Fang der kleineren Wale dagegen wenig in Betracht. So wird der Dögling im Nordatlantischen Ozean noch jetzt in größeren Mengen gefangen. Auch der arktische Weißwal wird in größeren Mengen erbeutet, ebenso der Grindwal z. B. auf den Faröern, wo jedes Jahr eine große Schar von Grindwalen erscheint (Abb. S. 351 – 355). Auch an den Küsten von Japan und Korea findet ein ausgiebiger Fang von größeren und kleineren Walarten statt. Immerhin kann man aber sagen, daß der Fang der kleineren Wale nur einen relativ geringen Ertrag liefert und nationalökonomisch ohne größere Bedeutung ist. Jedenfalls ist die Blütezeit des großen Walfanges vorüber, und der Walfang wird bald nur mehr historisches Interesse haben. In früheren Zeiten war aber seine Bedeutung eine ganz außerordentliche; nicht nur, daß einzelne Nationen wie die Holländer durch den Walfang reich geworden sind, der gefahrvolle Beruf hat auch erziehlich auf Generationen von Seeleuten gewirkt, und große Seehelden sind aus den Reihen der Walfänger hervorgegangen. Schließlich darf man auch nicht vergessen, daß die Walfänger die Pioniere waren, die als erste in unerforschte Regionen vordrangen, und daß die geographischen Entdecker ihnen vielfach erst folgten.



An der Küste von Cornwall (England) gestrandete Grindwale.
Keines der Tiere war größer als 25 Fuß.

Das Reh.

Von Fritz Bley.

Wild-Weihnachten.

Der Rauhreif hat den Wald umfangen. Die kahlsten Bäume stehn nun mit zierlichem Laube geschmückt, das in seiner moosartigen Form der alten Eberesche hier an der einsamen Landstraße die gespenstige Gestalt einer gewaltigen Bärlappe aus der Steinkohlenzeit gibt. Jeder Seggestengel im Bruche trägt eine daumsdicke Glitzerpracht, jedes Farnblatt ein kristallenes Wunder. Wo der Wind gestern dort auf der Blöße den Schnee auf Haufen gejagt hatte, liegt heute ein banges Todesschweigen über dem Eismärchen, das riffbauende Korallen und urweltliche Fratzen vortäuscht. Selbst das kleine Wässerlein, das aus der warmen Quelle im Eichenberge munter heraus-zusickern pflegt, hat Eiszacken an seiner Öffnung. Und über dem ver-zauberten Walde und Felde liegt ein milchweißer zarter Schleierduft, der jeden Ton zu ersticken scheint. Da grollt es aus der Tiefe herauf, wie ein dumpfes, bebendes Heulen, und von drüben jenseit des Waldes kommt Antwort in gleichem Tone: die Eisdecken der Seen donnern von Ufer zu Ufer.

Früh ist der kurze Tag zur Rüste gegangen, und über den dunklen Tannen, die unter ihrer funkelnden Prachtlast brechen zu wollen scheinen, zieht das blasse Gesicht des jungen Mondes schon herauf, ehe noch die dunkel-rote Scheibe der scheidenden Sonne hinter dem Bruchwalde hinabgetaucht ist.

Von Düsternlanke her klingt es wie summendes Singen, als ob Immen flögen mitten in dieser verzauberten Winterwelt: die Glocken läuten das Christfest ein. Heute wird kein Fensterladen im Dorfe geschlossen. Aus der ärmsten Kate blitzt es auf: hier ein Lichtlein, dort ein Strahlenbündel und im Pfarrhause eine Funkelpracht. Wenn ein paar vermummte Ge-stalten eintreten, dringt deutlicher der Schall der Hausorgel heraus, dünn und kurzatmig nur und doch so lieb und feierlich in altvertrauter Weise: „Stille Nacht, heilige Nacht!"

In den Gärten des Dorfes haben sich die Vögel zusammengefunden, denen der Rauhreif draußen die Nahrung versagt: Meisen und Baumläufer, Spechte und Finken, Spatzen und Amseln, alle finden sie hier gedeckten Tisch. Hinter den Scheunen picken Hänfling und Haubenlerche auf, was beim Dreschen abgefallen ist, Goldammer und Sperling dringen in die Pferde-ställe, und am Futterkohl in den Gärten laben sich Bergfink und Ringeltaube. Auf der Dorfstraße haben die Pferde für die gefiederten Landstreicher ge-sorgt. Am schönsten aber ist es vor dem Pfarrhause, wo mildtätige Hände



M. Steckel. *Slawentzitz (O.-Schles.), Februar 1909.*

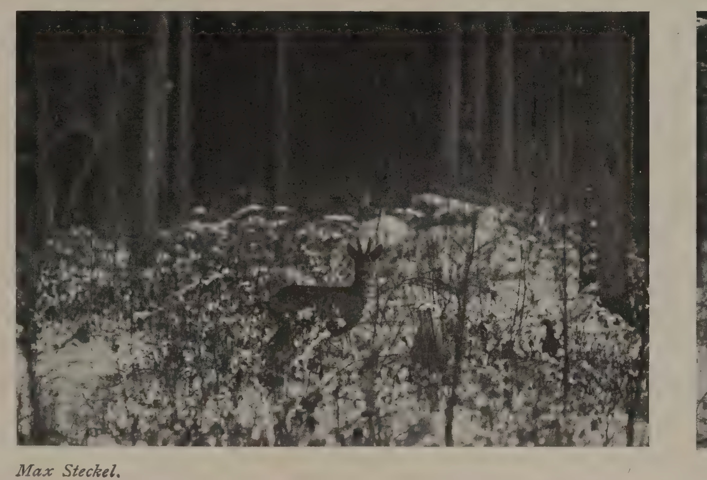
Deutscher Bock im Bast.

allen hergeflogenen Bettelmusikanten einen Weihnachtstisch bereitet haben auf einem großen und schönen Futterplatze, der alles bietet, was ein darbender Vogel in dieser Zeit begehrt: Küchenabfälle und Sonnenrosenblumen, Mohnköpfe, Spießglanz, Hanf- und Kanariensaat.

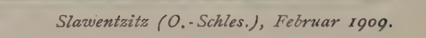
Auch im Forsthause soll Bescherung stattfinden. Die Försterin hantiert schon seit Nachmittag in der seit gestern geheizten guten Stube herum, und der Hans kann die Zeit nicht erwarten, bis es dunkel wird. Die Liese, sein Schwesterchen, ist verständiger und mit acht Jahren schon selbst wie ein kleines Mütterchen. Sie hat ihre Puppen aufgebaut und läßt das jüngste Brüderchen damit spielen. Ihre schönste Puppe fehlt ihr seit einiger Zeit; der Hans hatte sie ihr zerbrochen, als er dahinter kommen wollte, wie es zugeht, daß sie „Mama" sagt, wenn man sie drückt. Jetzt hat der Flachskopf seine Stirn an die Fensterscheibe gepreßt und bläst Löcher in die Eisblumen; da springt er auf, und draußen erschallen schwere Tritte. Der Vater kommt, und die Kinder eilen ihm entgegen. Hans holt ihm den Rock vom warmen Ofen und Hektor, der braune Kurzhaarige, hat schon den Stiefelknecht angebracht. Kaum ist der Förster in die behaglichen Hausschuhe geschlüpft, da klingelt im Weihnachtszimmer das Christkindchen, Mutter öffnet die Tür und nimmt ihren Jüngsten auf den Arm, dessen Bäckchen



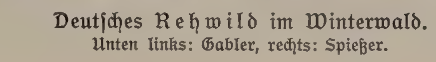




Max Steckel.



Slawentzitz (O.-Schles.), Februar 1909.



Deutsches Rehwild im Winterwald.

Unten links: Gabler, rechts: Spießer.

so rot sind, wie die Borsdorfer Äpfelchen an dem funkelnden Tannenbaume. Schüchtern und linkisch treten Jochen, der Knecht, und Stine herein, um in die helle Lichterpracht zu starren. Da stimmt Mutter an und der Förster fällt im Basse ein, die Kinder mit hellen Stimmen dazu: „Stille Nacht, heilige Nacht“! Jochen singt fleißig mit und Stine auch, aber ihre Blicke schielen nach der Schürze, die dort die Geschenke für sie verbirgt. Dann geht es ans Bewundern der Gaben, die das Christkindlein beschert hat. Hans hat mit einem Blicke die Sachlage erfaßt: die Armbrust dort ist für ihn! Die hat ihm Meister Vollrath geschnitzt und den schönen schwarzen Adler auf der Vogelstange dazu! Hei wie die Fittiche von Schaumgold funkeln, das ist fein! Die Liese herzt und küßt ihre alte Puppe, die wieder „Mama“ sagen kann, wenn sie geknutscht wird, auch das ist Vollraths Geschenk. Und die Försterin findet einen neugebundenen Doppelkorb von Wurzelgeflecht mit Klammern und Knebeln zu den Pfählen auf dem Trockenplatze, die der Alte auch ihr neu zurechtgemacht hat. Jochen und Stine und selbst der Förster: jeder sieht sich beschenkt.

„Wenn der Meister doch nun kommen möchte!“ meint traurig die Försterin. Aber der Gatte wehrt ihr ab. „Du kennst ihn doch. Laß ihn nur; er findet sich schon zum Abendbrote ein!“ — —

Draußen auf der Landstraße feiert der Alte sein Weihnachtsfest. Vor Jahren sind Weib und Kind ihm gestorben, damals als er als Regimenter für das große Holzhandelshaus in der Bukowina war. Schönes Geld hatte er da verdient, aber zu Neujahr kriegte er die Nachricht, daß seine Kinder am heiligen Christabende beide an der Bräune gestorben seien. Und dann legte sich auch sein Weib. Jetzt schmückt er fremden Leuten den Weihnachtsbaum und schnitzt deren Kindern Spielsachen. Seit Jahren lebt er als Holzmeister hier und ist im Forsthause unentbehrlich. Alt und steif ist er drüber geworden und hat fast vergessen, wie einsam er ist. Aber in der Weihnachtsnacht da kommt es immer über ihn, und er mag keinen anderen Christbaum mehr sehen als den, den unser Herrgott am nächtigen Sternhimmel aufblitzen läßt. Heute will auch der nicht scheinen; die bange Not liegt über der Welt! Seit heute früh ist der alte Andres Vollrath durch den verschneiten Wald gestapft, um nach seinen vielen Kindern draußen zu sehen. Am Bodensteine hat er die Holzfuhrleute dazu beredet, ein Stück Heidekraut frei zu pflügen. Dann hat er dort eine warme Quelle aufgeeist, damit den Rehen die Brunnenkresse nicht versagt, die dort wächst. Am Südhange der Eichenworth und am Steinholze hat er zwei Stunden lang sich plagen müssen, um Himbeer- und Brombeerranken frei zu legen. Und dann ist er noch an der Schonung beim Düstern Winkel gewesen, um den Sauen einen Rucksack voll Kartoffeln zu bringen. Denn die armen Luder haben es zu solcher Zeit am schlimmsten; sie reißen sich das Gebrech wund, wenn der Boden steinhart gefroren ist.



R. Borrmann. *Fürstbischhöfl. Forstrevier Waldenburg (Österr. Schles.), März 1909.*

An der Fütterung.

Und wenn sie schließlich gar nicht mehr brechen können, so gehen sie elend ein oder werden zu Mördern an kümmernden Rehen. Erst vorgestern hörte Meister Vollrath einen Spießbock klagen, und gestern fand er, was die Sauen von dem armen Japper übrig gelassen hatten: ein paar flauschige Stücke der Decke und die Läufe, um die sich krächzende Krähen stritten.

Es ist dem Alten ganz recht, daß es Abend wird, ehe er heimkehrt ins Düsternlankesche Forsthaus. Das Wild im Walde bringt ihn auf andere Gedanken. Was hilft es denn auch, ewig hinter Verlorenem herzuträumen? Hier sind so viele, die den alten Vollrath brauchen! Ja, ja, an solchen Tagen da kann man es lesen im Schnee, wie es steht um des Herrgottes Wald und Wild! Mit den Rehen geht es noch! Sie plätzen im tiefen Schnee. Solange der trocken ist, hat es keine Not. Da haben sie es warm in ihrer straffen Decke. Äsung finden sie im Kiefernwalde an Heidelbeeren und Heidekraut. Das hält mit seinem Bitterstoffe den Magen warm und gesund. Wo immer im Walde ein mastgebender Baum fortkommen mag, eine Roßkastanie, Elsbeere, Eberesche oder am Rande ein Haselbusch, Holunder oder Weißdornstrauch, da hat ihn auf Vollraths Bitte der Oberförster geschont. Was schadet es denn auch, daß man die alte Heideneiche am Bodensteine schützt?

Ihr hohler Stamm, der den Waldkäuzen zum Nisten dient, würde kaum ein paar Klafter schlechtes Brennholz liefern. Aber ein um das andere Jahr schüttet sie reiche Mast, die Sauen, Rehen und Hirschen über den Winter hinweghilft. Und was der Häher verschleppt und aufzunehmen vergißt, begrünt den Wald mit jungen Zukunftsstämmchen. Und die Wildäpfel und die Buchen! Die Nützlichkeitsfexe wollen sie ausrotten, aber der verständige Forstmann schont sie um seines Waldes willen, den er ohne Wild sich nicht denken mag. Dazu finden die Rehe durch Vollraths Fürsorge stets gefällte Laubhölzer, etwas saftige Kresse und rechts drüben auf dem Felde etwas Roggensaat – weiter brauchen sie nichts. Dürrlaub von Eichen, Birken, Espen und dergleichen tut ihnen auch wohl. Aber sie müssen danach Wasser schöpfen können. Der alte Waldgänger schüttelt den Kopf darüber, daß es sogar Forstmänner gibt, die das Trinken des Rehes selbst zur Winterszeit bestreiten. Nun ja, solange sie viel grüne Saat haben, geht es zur Not auch derohne ab. Aber bei Dürrkost müssen sie sich tränken. Schnee lecken sie nur im Notfalle. Die zertretenen Stellen um die warme Quelle unter dem Bodensteine herum zeigen ja deutlich, wie gern Vollraths Lieblinge diese Erquickung mögen. Vom künstlichen Futter hält der Alte gar nichts. In der gräflichen Jagd in Wundshagen, wo Vollrath zuweilen seinen alten Freund, den Waldwärter, besucht, läßt der Pächter, ein reicher Berliner, füttern, als ob er eine Herde Schafe dort ernähren müsse. Die Wirkung ist lediglich, daß das Rehzeug den ganzen lieben langen Tag an der Fütterung herumsteht und steif und müde wird, wenn strenge Kälte kommt.





Max Steckel. *Klein-Ellguth und Slawentzitz (O.-Schles.) Februar 1909.*

Deutsches Rehwild. Bock und Ricke im Lager.

Da kann keine Art gedeihen. Mit Vergnügen hat der Alte heute das Hin und Her der vielen Widergänge seines Wildes gesehen und beobachtet, wie hurtig der alte stramme Bock über Stock und Stein gehen konnte, den er im Bruchwalde aus dem Bette auftat. Den kennt er schon lange: das ist der starke Achtender! Jetzt freilich hat der Bock erst Wülste auf dem Kopfe. Aber dies ist sein Lieblingsstand und die grobe Stimme, mit der er abgehend schimpfte, bestätigte ihn.

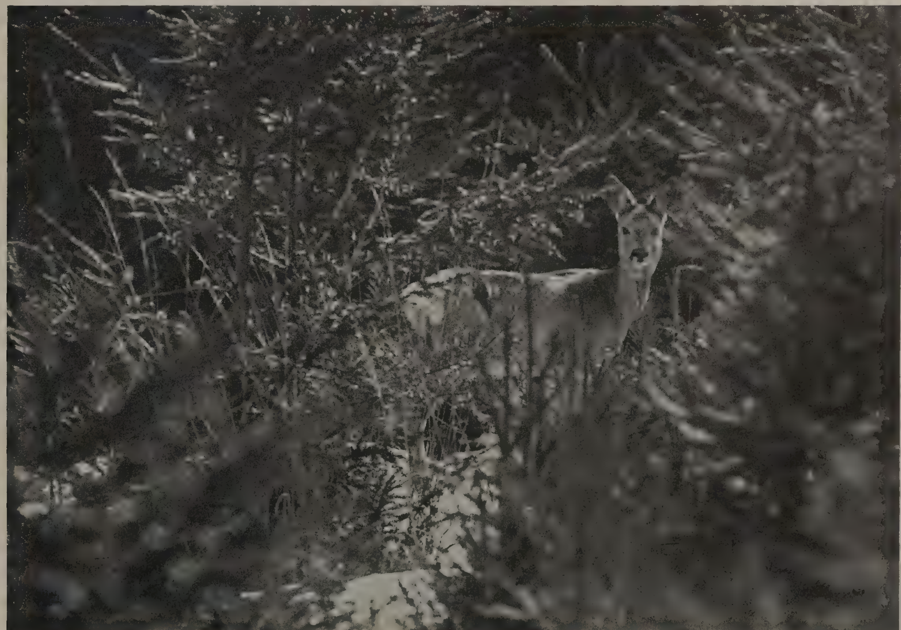
Im Sommer ist er ein versteckter alter Schlauberger, der „Herr Geheimrat!" Aber jetzt fühlt er sich sicher. Von der Art sind mehrere hier im Revier und könnten noch mehr sein, wenn nicht das verdammte Pantoffelmacher-Dorf dort drüben läge mit den Wallonen, die der Alte Fritz dort angesiedelt hat. Ein Kerl lebt dort in Franzwalde, ein gewisser Monkschoah, der ist mit einer Rolle Schlingendraht auf die Welt gekommen und kennt alle Wälder auf zwanzig Meilen im Umkreise wie seine Hosentasche. Für die Sorte müßte der Alte Fritz seinen Krückstock hiergelassen haben. Aber davon will heutzutage keiner nichts mehr hören! Na, der alte Vollrath weiß Bescheid, und seine kleine „Molly", die Wachtelhündin, paßt auf. Die hat schon ein paarmal dringesessen in Monkschoahn seinen Drähten. Einmal hätte sie beinahe in einer Rehschlinge ihr Ende gefunden. Jetzt kennt sie die Geschichte und verbellt jedes verdächtige Stück Draht. Wenn man den Kerl doch ein einziges Mal erwischen könnte!

Meister Vollrath kennt seine schabbelbeinige französische Spur ganz genau. Wenn man sieht, wie der auswärts tritt, merkt man gleich, daß er einen Nagel im Kopfe hat. Aber jetzt bei Schnee läßt der durchtriebene Schlingel sich nicht spüren. Desto mehr weiß der Wald jetzt von Reineke zu erzählen, der die ganze Nacht herumstreift und auch gern ein Rehkitz nimmt, wenn er es erwischen kann. Er nimmt auch mit Schlechterem fürlieb. Dort ist er hinter den Holzfuhren hergeschnürt, um an duftenden Roßäpfeln sich zu laben. Und dort hat er eine Maus aus dem weichen Schnee gebuddelt!

Oben am Steinholze stehen zahlreiche Rehwechsel hinaus auf das Feld und zum Walde zurück. Auch Rotwild zieht nachts dort zur Äsung auf die Roggensaat. Der schadet es nicht. Sie steht schon kräftig trotz des trockenen Herbstes; der steife Lehm hält seine Frucht. Da ist der Tisch für alles Schalenwild gedeckt. Auch „Dolchspieß", der starke Rehbock, tritt dort aus. Er ist im Sommer dunkelrot und im Winter am Rücken nahezu schwarz. Seine Mutter war eine rote Ricke, aber sie setzte ab und zu fast schwarze Kitze, obgleich niemals hier schwarzes Rehwild eingeführt ist. Ihre Abkommen kennt man schon daran, daß ihnen die weißen Makeln an den Lefzen fehlen. Vollrath meint, diese Rasse sei von jenseits der Elbe hergekommen und sollte eigentlich nicht geduldet werden.

Zuerst hatte das schwarze Wild seinen Hauptstand in der Grafschaft

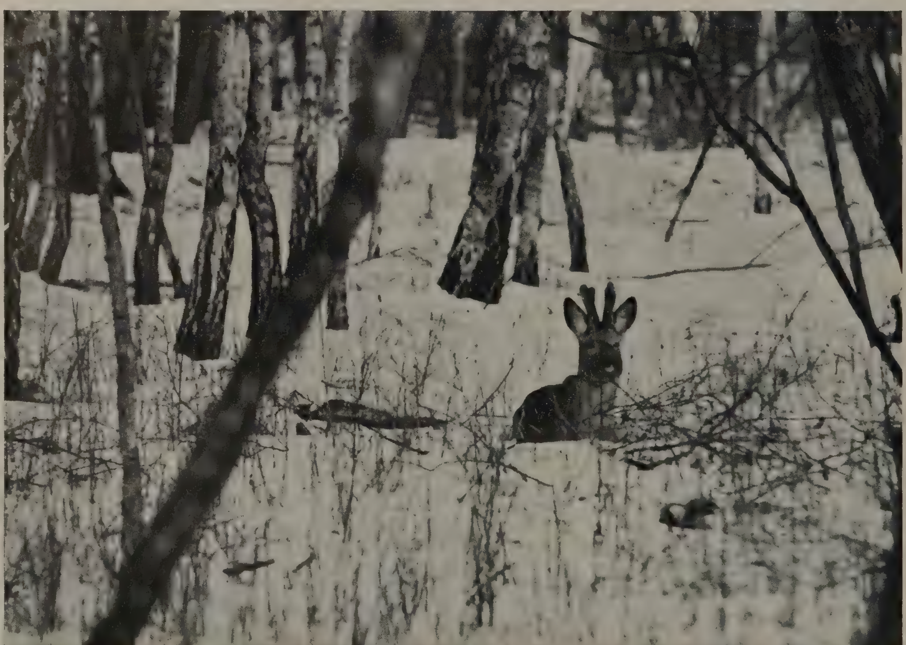




Max Steckel. *Slawentzitz (O.-Schles.), Februar 1909.*

Deutsches Rehwild. Sichernde Ricken.





Max Steckel. *Slawentzitz und Klein-Ellguth (O.-Schles.), Februar 1909.*

Deutscher Sechserbock. Sichernd. Im Lager.





Max Steckel. *Slawentzitz und Tworog, Winter 1909.*

Deutscher Sechserbock und Ricke. Ricke im Stangenholz.

Schaumburg im Walde von Haste, wo man um seinetwillen die roten Rehe abgeschossen hat. Ein zweites Stammrevier ist dann im Hannöverischen bei Dannenburg die Lucie. Von da aus hat das schwarze Wild sich durch das ebene Land verbreitet bis nach Ostfriesland, Oldenburg und ins Münsterland hinein und diesseits der Elbe in die Altmark. So geht das mit Absonderlichkeiten, die der Mensch aus Liebhaberei unterstützt, obwohl sie doch eigentlich gegen die Natur sind! Denn die will doch offenbar das Reh rot haben, nicht aber schwarz oder gar weiß mit roten Lichtern, wie die Stall-Karnickel! Aber es gibt zu viele Jäger, die an derlei Spielarten einen Narren gefressen haben und die schwarzen oder weißen Böcke wie ihre Augäpfel hüten. Natürlich vermehrt sich das Rackerzeug dann, obgleich die weißen sowohl wie die schwarzen geringer sind als die in voller Kraft strotzenden dunkelroten Böcke, wie der „alte Geheimrat" im Bruchwalde. Dieser alte schwarzrückige „Dolchspieß" hier ist überhaupt ein Taugenichts! Der muß fortgeschossen werden, sobald er wieder seinen Aufsatz blank gefegt trägt. Denn mit seinen kräftigen zurückgesetzten Spießen ist er zu gefährlich für alle Böcke mit gut vereckten Gehörnen. Der reine Mörder! Keinen Spießbock duldet er im Sommer in seiner Nähe, geschweige denn einen guten Mittelbock. Der muß fort!

Auf der Höhe der Saat ist der Alte spät nachmittags an einer Eberesche an der Landstraße stehen geblieben und sieht durch sein Nachtglas den Rehen zu, die dort, schon vom ersten Mondlichte umflossen, äsen. Dort der alte stramme Bock, der alleweile den Spiegel ausspreizt, das ist der mißtrauische „Dolchspieß". Jetzt äst er ganz verträglich neben zwei guten Mittelböcken und einem Dutzend Ricken mit ihren Schmalrehen und Kitzen. Welch ein Bild des Friedens, Alterchen! Schau her, das sind Deine Pfleglinge! Die Leute im Dorfe sagen: Deine Kinder! Na ja!

Da tönt das Abendläuten vom Dorfe herauf, und der Alte muß an den Heimweg denken. Langsam schreitet er dem Forsthause zu. Als er den Waldsaum erreicht, schrecken dort Rehe: Böb, bööb – böb, böb! – baa – u!" Die Sauen kommen! Heute finden sie im Düsteren Winkel gedeckten Tisch und können die Rehe in Ruhe lassen.

Friede auf Erden – hier draußen im Walde gibt es keinen Frieden! Da ist jeder des anderen Feind, und die Natur selbst führt gegen ihre Geschöpfe einen grausamen Vernichtungskampf. Jetzt im Winter zumal, wo alle schwache Kreatur in Todeswimmern zusammensinkt. Muß da noch der Mensch zum Raubzeuge werden an dem armen Wilde? Jetzt wo die Sonne mittags kaum über den Himmelsrand lugt, um gleich wieder hinter bangem, bleichem Dunstschweigen blutrot zu versinken? Wo die Tannen unter ihrer Schneelast stöhnen und das einsame Herz sich so schwer fortschleppt, wie die graue alte Nebelhexe, die alles bißchen Menschenglück aus der Welt gejagt hat?



Hilbert. *Kotzener Berge, März 1909.*

Ein Sprung Rehe auf dem Feld.

Wegemüde ist der Alte stehen geblieben und lauscht tief hinein in das bleiche funkelnde kalte Winterleben. Da weckt Hundegebell vom Forsthause her ihn aus seinem Sinnieren.

Eine Stunde später sitzt er am warmen Ofen und fühlt sich von weichen Kinderarmen umschlungen und zeigt dem Hans, wie man die Armbrust spannt und die Bolzen auflegt.

„Zeigen Sie ihm doch nur ja, Meister, wie man die Sehne entspannt, damit er kein Unheil anrichtet!"

„Aber Mutter!" ruft der kleine Jägersmann, und er wirft ihr einen vernichtend vorwurfsvollen Blick zu.

Nachwintersnot.

In diesem Winter wollte der Schnee kein Ende nehmen. Als der Spielhahn Ende Hornungs seinen alten Balzplatz zwischen den Erlenbrüchern und der Kiefernschonung besuchte, strich er enttäuscht wieder fort: da lag der Schnee zwei Meter hoch und weich zum Versinken. Da soll ein Spielhahn

die Leier hochnehmen und tanzen — er dankt bestens! Der Kiebitz wäre im März gerne gekommen, um am Rande des Bruchgrabens wieder bei Schaftheu und Krötenbinse sich häuslich einzurichten. Aber ein ausgesandter Bote kam mit klagendem „Pfuui=pfuui!“ nach Ungarn zurückgeflogen, wo die Sippe auf besseres Wetter wartete und riet von der Reise ab. Kein Adebar klapperte zur gewohnten Zeit auf dem Scheunendache des Forsthauses und kein Reiher stolzierte wie sonst um diese Zeit durch das hohe Welkrohr am Klaren See oder über das faulige Ufergenist an der Düsteren Lanke. Kein Haubentaucher, keine Rohrdommel ließ sich hören, keine Lerche stieg jubelnd in die Luft. Statt dessen gingen die weißen Flocken auf die eisharte Erde nieder unaufhörlich in unerbittlicher Fülle.

Nur unter Mittag brach die bereits hoch am Himmel stehende Sonne durch, und das war das Schlimmste. Sie leckte an der Schneewand, zu wenig, um sie zum Schmelzen zu bringen aber gerade genug, um eine Kruste zu bilden, die dem armen Wilde, insbesondere den Rehen, die Läufe wund schnitt. Dann heulte der Südwind auf, und man meinte schon: nun würde er den Frühling bringen. Aber er drückte den Schnee nur zu nassen Schichten zusammen, die dann nachts desto fester froren. Dann wieder schwerer Schneefall mit langsam und senkrecht herabtanzenden fünfzackigen großen Sternen. Wieder tauiges Wetter, dem wieder dann Blackfrost folgte. „Des Satans Zuckerbäcker bäckt Baumkuchen!“ wetterte der alte Vollrath, als er am Grabenrande die anstehenden Streifen dieser Eislagen sah.

Und doch war das noch nicht das Schlimmste. Seine Rehe, die den strengen Winter so gut überstanden hatten, kamen auch über den Wundfrost hinweg. Aber dann kam die schwere Zeit der Ricken und die Zeit, in der der Bock sein Gehörn*) fegen sollte. Da griff die Ostermondsonne und die

*) Ob Gehörn oder Geweih für den Kopfschmuck des Rehbockes die richtige Bezeichnung sei, ist in letzter Zeit viel erörtert. Die alten Schriftsteller hatten durchweg den Ausdruck Gehörn im ausgesprochenen Gegensatze zu dem Geweih des Hirsches gebraucht. So Hans Friedrich von Flemming in „Der vollkommene Teutsche Jäger“, Heinrich Wilhelm Döbel in seiner „Neu eröffneten Jägerpractica“, Georg Ludwig Hartig im „Lehrbuch für Jäger“, Dietrich aus dem Winkell im „Handbuch für Jäger“. Sie taten recht daran; denn Horn, gotisch haurn, ist der ursprünglich für den Kopfschmuck aller Hirscharten gebrauchte Ausdruck. Dafür spricht der Monatsname „Hornung“, vom Abwerfen der Geweihe, der Ortsname „Hirschhorn“ in der Nähe von Heidelberg, das angelsächsische „hornsele“ für den mit Geweihen geschmückten Festsaal. In neuerer Zeit ist es aber wissenschaftlicher Gebrauch geworden, den Ausdruck Horn für alle aus Haarstoff gebildeten und bleibenden Kopfwaffen der Hohlhörner, also die der Rinder, Antilopen, Schafe, Ziegen usw., dagegen Geweih für den aus Knochenstoff gebildeten und alljährlich abgeworfenen Kopfschmuck der Hirscharten zu gebrauchen. Bevor man dies selbst für den wissenschaftlichen Gebrauch als unumstößlich und allgemein gültig richtig erklärt, müßte bewiesen werden, daß nicht tatsächlich das Wort „Geweih“ nur dem schweren Hirschgeweih im Gegensatze zu dem leichteren Rehbocksgehörne zukommt. Von welcher Wurzel das neuere Wort Geweih stammt, ob



Graf zu Münster. *Linz (Königr. Sachsen), November 1909.*

Kitzbock, im Erlengebüsch sich drückend.

Maisonne mittags kräftig zu, und hob die jungen Pflänzchen im Boden. Aber immer, immer wieder bis tief in den Mai hinein kamen die Nachtfröste, die alles Leben erstickten und keine Wiese zum Grünen kommen ließen. Lange noch wird der Landmann von dem Frühlinge sagen und länger noch der Jäger und Heger. In den herrlichsten Wildbahnen sank das Rehwild

---

vom Gotischen „veigan" (sprich wigan) = kämpfen, ahd. wic = Kampf, wigen = kämpfen oder aber von mhd. „wëgen" = wiegen, wie angesichts der Nebenform „Gewicht" eine gewisse Wahrscheinlichkeit hat, ist schwer festzustellen. Unsere besten Kenner, wie Grimm, Kluge und Weigand, dessen eigener Name (wigant = Krieger) davon berührt wird, erklären sich für die erstere Bedeutung: Geweih = Kampfwaffe. Im einen wie anderen Falle wird aber das Wort nur dem „schweren" und als „Kampf"-Waffe geeigneten Geweih des Hirsches als Ausdruck besonderer Wertschätzung im Gegensatze zu dem gewöhnlichen Gehörn des Rehbockes gebühren — ganz im Sinne unserer alten genannten Jagdschriftsteller. Mit dem „wissenschaftlichen" Anspruche auf das Wort „Geweih" für den Rehbock ist es also windig bestellt, zumal mit keiner Silbe das Wort „Geweih" ausdrückt, daß es aus Knochenstoff im Gegensatz zu dem Haarstoff der Rindshörner besteht! Beachtenswerter ist dagegen die Tatsache, daß in Süddeutschland mundartlich Geweih und Gewichtl für den Rehbocksaufsatz gebraucht wird. Also lassen wir den Süddeutschen ihr „Gewichtl" und „Rehgeweih" und den Norddeutschen ihr „Rehbocksgehörn". Jene gebrauchen ja auch „Luser" und diese „Geöhr", ohne daß dies bisher einen vernünftigen Menschen gestört hätte. Rühren wir überhaupt nicht aus Sucht nach Allesgleichmacherei an dem Reichtume unserer Mundarten! Die deutsche Waidmannssprache aber soll nicht nur der Jägerwelt unantastbar sein, sondern der Gesamtheit unseres Volkes. Denn, wie schon in der Abhandlung über den Edelhirsch ausgeführt wurde, beruht sie auf Überlieferungen, die zum größten Teile bis auf die Skalden zurückreichen, und auf die „heimliche Acht" der „Zwiesprache" im Hornsaale der Ahnen! Also Hände weg! D. Verf.

24*





Max Steckel. *Slawentzitz (O.-Schles.), März 1909.*

Sibirisches Rehwild im Bast.
Oben: Geringer Bock. Unten: Sechserbock.

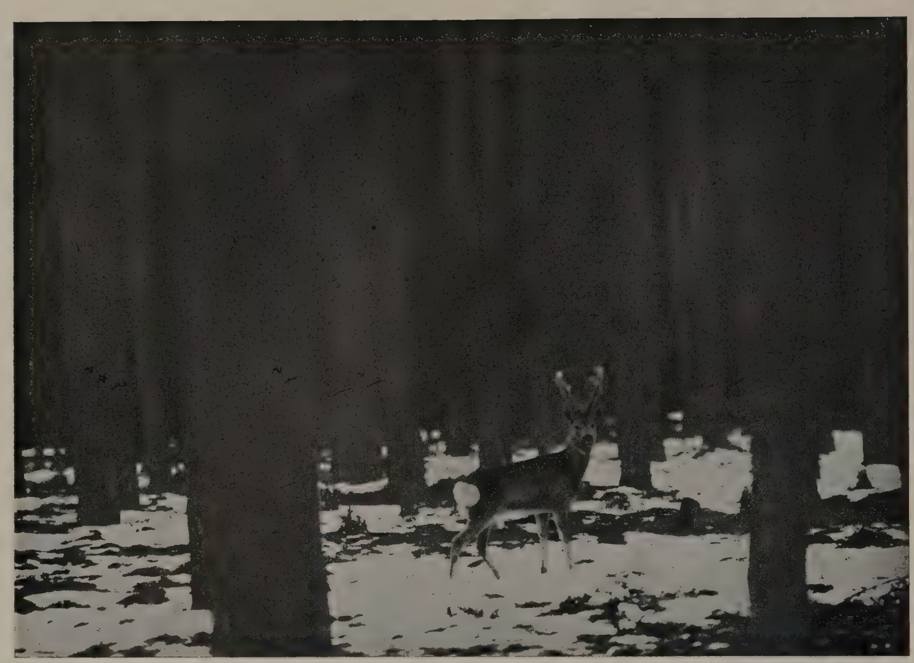




Max Steckel. *Slawentzitz (O.-Schles.), März 1909.*

Sibirisches Rehwild im Bast.

Oben: Geringer Bock. Unten: Sechserbock.



Max Steckel. *Slawentzitz (O.-Schles.), März 1909.*

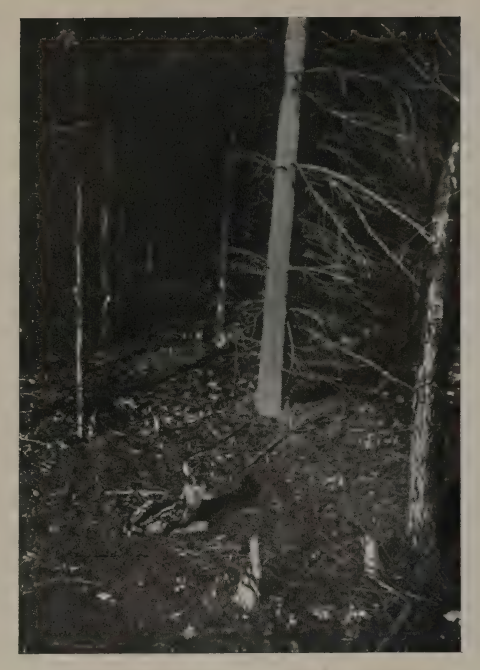
Sibirischer Sechserbock.

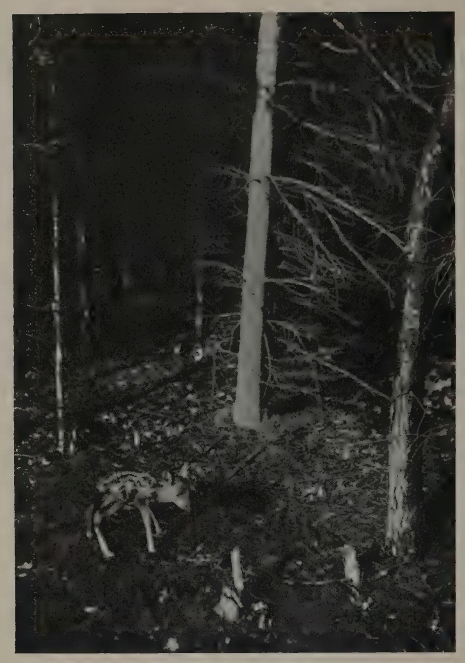
infolge von Darmkrankheiten entkräftet nieder, weil die Verdauungswerkzeuge durch die schwere Äsung des langen Nachwinters geschwächt waren und die saftreichen Junggräser nicht vertrugen. Auch böse Schmarotzer setzten ihm in dem naßkalten Frühjahr schlimm zu. In Wundshagen hatten alle Rübenschnitzel und Kalkpülverchen die Rehe nicht vor Leberegel, alle Kupferlecksteine nicht vor Lungenwurm zu schützen vermocht. Die von der Lungenwurmseuche befallenen Stücke magerten ab, und in den zahlreichen Gefallenen fand der alte Waldwärter Wasseransammlungen in der Brusthöhle und im Herzbeutel, sowie ganze Klumpen der weißgelben Fadenwürmer in der Luftröhre. Selbst der alte Vollrath hatte seine liebe Not mit dem Rehzeuge. Es stand oder saß noch im Mai matt und müde herum. Der Haarwechsel schleppte sich bis über den Juni hinaus hin, die Engerlinge der Dasselfliege fielen erst im Mai aus und plagten das Wild weit mehr als in guten Jahren, und die Rachenbremse trat geradezu als Seuche auf. Noch im Juli husteten zahlreiche Stücke und viele gingen unter elenden Qualen ein, denen die abscheuliche Larvenbrut den Drosselknopf so fest umlagerte, daß sie ersticken mußten. Am meisten waren die Ricken zu beklagen, die stark entkräftet, ihre Kitze kaum ernähren konnten und zu ihrem eigenen



Stephainsky. *Tillowitz (O.-Schles.), Mai 1909.* *Deodat Kapri.* *Wien, Juni 1907.*

Ruhende Rehkitze, wenige Tage alt.





Stephainsky. *Tillowitz (O.-Schles.), Mai 1909.*

Drei Tage altes Rehkitzchen.

Unterhalte in den schwersten Tagen noch keinen grünen Halm zu finden vermochten. Oft mußten sie weithin zur dürftigen Äsung auf das Moor ziehen, wo die ersten Weidenröschen und Wollgräser aufsproßten. Dann mußten sie derweilen die schwachen Kitze lange Zeit allein lassen, von denen manches dem bösen Reineke oder dem Marder zum Opfer fiel. Aber schließlich wurde auch diese Not überstanden. Der Winterroggen, der in dem dürren Herbste zum größten Teile nicht hatte keimen können und trocken im Boden geruht hatte, lief nun im Frühjahre auf. Und wenn diese Spätlingskörner auch dem Landmanne nur taube Ähren brachten, so gaben sie doch dem Wilde eine willkommene Äsung ungewohnter Art. Und schließlich gab es einen Sommer mit Regen, Regen und Regen ohne Ende — einen „grün angestrichenen Winter", wie der Pächter von Wundshagen meinte, — der den Rehen den Tisch deckte. Die Kitzen in ihrem gefleckten Jugendkleide folgen nun den Ricken in die trocken gelegenen Stangenhölzer und von dort abends und morgens auf die saftigen Felder. Dort scherzen sie und tummeln sich, so oft nur ein spärlicher Sonnenschein das trübgraue Pladderwetter durchbricht. Und wieder steht eins da in drollig altkluger Haltung, den Wind-



Max Steckel. *Ober-Schlesien, Juni 1909.*

Ein Sprung deutsches Rehwild beim Austreten aus der Dickung.

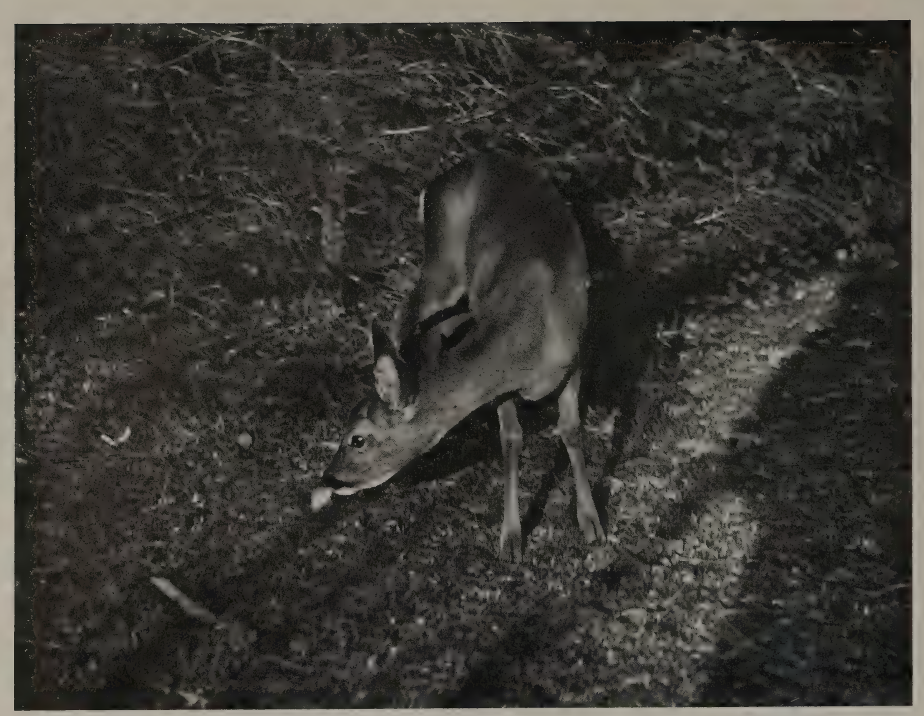






M. Behr und Stephainsky. Wendisch Langendorf, Juni 1909 und Tillowitz (O.-Schles.), Mai 1909.

Junge Rehkitzchen. Das untere zwei Tage alt.



Reitler. *Siegenfeld, März 1910.*

Äsende Ricke.

fang in die Luft gestreckt, als hätte der Kiek=in=die=Welt für die Sicherheit von Mutter und Schwesterchen zu sorgen!

Leise rieseln die Blüten des Faulbaumes auf ihn hernieder, und die Himmelsschlüsselchen duften zu ihm auf. Es ist als ob der Wald all seinen Liebreiz über den kleinen Schelm ausschütten möchte, der so fröhlich in das Leben hineinspringt und dessen Zukunft doch von so vielen Gefahren bedroht ist!

Die Böcke.

Den Böcken ist es im Forste von Düsternlanke während des harten Winters verhältnismäßig besser ergangen als den Ricken. Freilich ist mancher Schwächling eingegangen und auch mancher starke Bock, der an Wunden kümmerte. An der Heideneiche stand ein alter Bursche mit griesgrauem Grind, der im Herbste frühzeitig sein knuffiges Sechsergehörn abwarf. Damals schon ging es ihm schlecht. Im Sommer hatte er auf den Nachbarnfeldern einen Wildbretschuß gekriegt, in dem die blauen Schmeißfliegen brummend



Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz (O.-Schles.), Juni 1909.*

Gabelbock mit gefegten Gehörn im (Wund-?) Bett.

ihre Eier ablegten, die sich schnell zu Maden entwickelten und eine böse Entzündung der an sich leichten Wunde hervorriefen. Alles Lecken und Kühlen im Seewasser half da nicht, die Maden wühlten sich nur um so tiefer in die Wunde hinein, und als der böse Nachwinter kam, war es um den guten Bock geschehen und der Fuchs fand unweit seines Gehečkes gedeckten Tisch. Ein geringer Kitzbock war eingangen, als der Raps, an den er sich gewöhnt hatte, im März eine Eisdecke kriegte, die er nicht mehr mit den Schalen zu durchbrechen vermochte. In Wundshagen waren mehrere, die sich an das dortige Trockenfutter gewöhnt hatten, verdurstet, als alle Quellen zufroren. Die anderen hatten Not und Plage überstanden. Aber freilich, wie! Ihrer Haut sah man noch im Juni die überstandenen Unbilden des Winters an, und die Gehörne waren zum Erbarmen. Der gute Bock in dem „Teufelsporst", der früher ein dunkeles perlenreiches Geweih mit gut verečkten Enden trug, läuft dies Jahr mit anderthalb jämmerlichen Stangen herum, da die schwammige, schlecht verknöcherte linke ihm abgebrochen ist. Anderen ist das Wachstum der Stangen schließlich ganz ausgegangen und

sie tragen auf guten Rosen verkümmerte Korkzieherstangen oder dünn auslaufende faselige Spieße. „Dolchspieß“ macht seinem Mördernamen dies Jahr noch mehr Ehre wie zuvor, sein Gehörn ist kürzer als andere Jahre, aber dicker an der Wurzel und die Spießenden noch spitzer als sonst. Die schlechte Zeit hat den schwarzen Burschen noch mürrischer und einsiedlerischer gemacht als er vordem war. Dem „alten Baron“ am klaren See, dem der Grünheidensche alte Herr einmal auf zehn Schritt eine Kugel am Geöhr vorbeigesengt und damit zu seinem Namen verholfen hat, sind dies Jahr die weichen und brüchigen Stangen über den Rosen zu einem dicken Wulste zusammengewachsen. Das hohe Sechsender-Gehörn des starken Bockes am Eichberge hat dies Jahr auch längst nicht den kräftigen Wuchs, wie in früheren Jahren. Kurzum: der Oberförster hat beschlossen, in diesem Jahre überhaupt keine starken Böcke schießen zu lassen und nur Knopfspießer und erweislich alte Gabler auf die Decke zu legen. Nur mit „Dolchspieß“ soll eine Ausnahme gemacht werden: wohlverstanden, wenn man ihn erwischt! Von dem einzigen Bocke, der selbst in diesem Jahre einen guten Aufsatz trägt, spricht wie gewöhnlich niemand. Aus dem einfachen Grunde, weil „der alte Geheimrat“ sich längst unsichtbar gemacht hat. Daß er noch lebt, beweisen freilich die dicken Fegebäume, die er bis zu Meterhöhe blitzblank poliert hat. Aber ihn selbst und sein reichgeperltes, in weißen Enden funkelndes Prachtgehörn hat dies Jahr noch niemand gesehen. Tagsüber steckt er in Bruch und Röhricht und nur an dem groben Schalle der schimpfenden Stimme erkannte neulich der alte Vollrath in der Vollmondsnacht den von dem jungen Klee her abspringenden starken Bock als seinen alten Freund. Aber Vollrath verrät ihn niemandem. Er wird sich schön hüten! Etwa damit ein Schneider an der Stelle des starken Bockes auf dessen Brunftplatz träte?

Der alte Bock ist auf der Höhe seiner Kraft. Vollrath kennt ihn schon seit neun Jahren. Elf Jahre hat der Bock also gewiß! Und der alte Mann muß darüber lachen, wenn jetzt gelehrte Professoren behaupten wollen, daß der Rehbock zwischen fünf und sieben Jahren die Glanzzeit seines Lebens habe. In Revieren, wo man seit Jahren auf Frühreife hingezüchtet hat, mag das zutreffen und bei Päppel-Fütterungen auch! Aber in einem vernünftig gehaltenen Walde mit guten Weichhölzern, Mastbäumen und Stauden muß ein guter Bock, wie Vollrath scherzend sich ausdrückt, „konfirmiert“, d. h. 14 Jahre alt sein, ehe er den Höhepunkt in seiner Gehörnbildung verläßt. Da lebt in Hinterpommern ein junger Oberförster, bei dem Vollrath früher Holzmeister war, ehe er für das Holzhandelshaus nach dem Buchenlande ging. Als der sein Revier übernahm, gab es dort keinen einzigen „Kapitalen“, obwohl die Böcke gute Anlage hatten. Aber der verstand seine Sache. Er ließ nichts als Schneider und Kümmerer schießen und schonte







Max Steckel. *Ober-Schlesien 1908.*

Deutsches Rehwild.

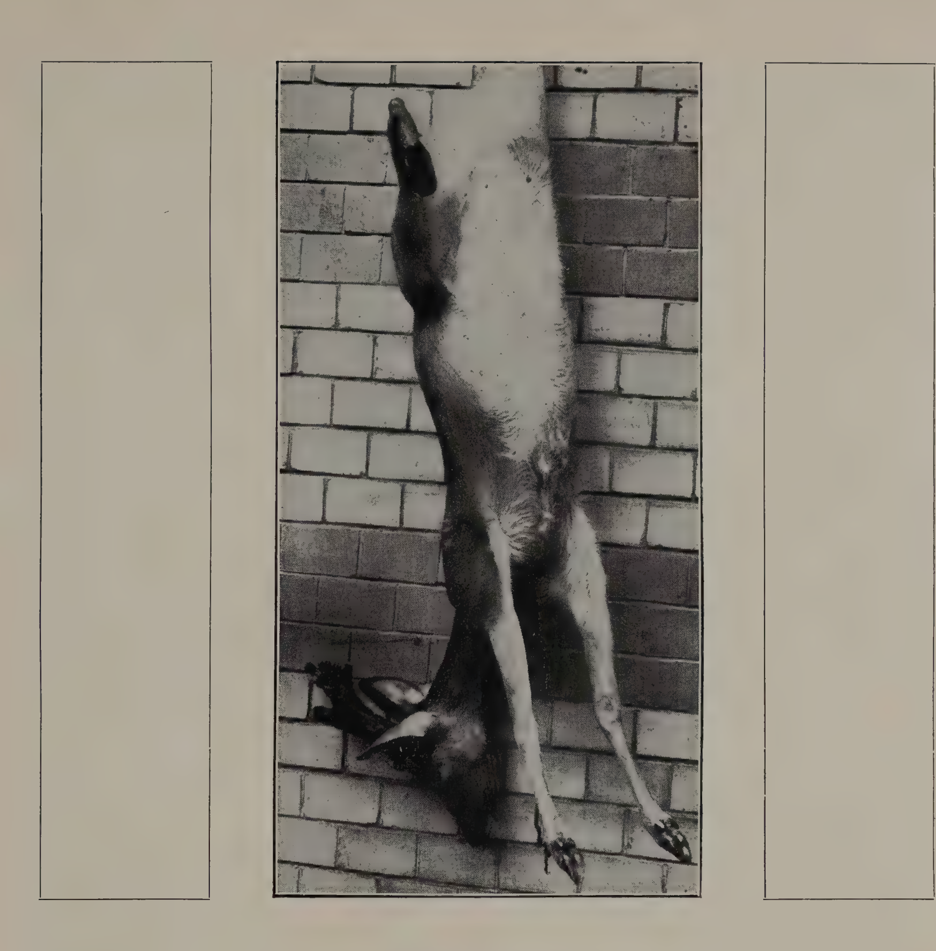
Oben: Kitzgeis mit Kitz vor einer Kiefernschonung. Mitte: Kitzbock und zwei Ricken flüchtig über das Feld. Unten: Ein Sprung Rehe auf dem Feld äsend.

jeden Zukunftsbock bis zum zehnten Jahre. Herrgott die Mordsgehörne! Der Oberförster kriegte Krach mit allen seinen Vorgesetzten, weil jeder zu ihm kommen wollte, um starke Böcke zu schießen, er aber keine hergab, weil er behauptete, daß sie immer noch stärker würden bei sorglicher Pflege. Und sie wurden immer noch stärker, und von dorther hat Vollrath den Ausdruck von den „konfirmierten Böcken". Der „alte Geheimrat" das ist so einer; der wird immer noch besser! Es wäre eine Sünde und Schande, den abzuschießen, noch dazu in diesem Jammerjahre! Und die Widergänge, mit denen der alte Schlauberger seinen Standort und seine Fährte zu verhehlen weiß! Zuweilen hört man ihn im Röhricht des Sees planschen. Aber nie spürt man ihn am weichen Ufer. Er setzt in schlanker Flucht bis mitten ins Röhricht hinein, wo das Wasser seine Spur verwischt und tritt unter den Schwarzerlen aus, wo er von Stein zu Stein springt und dann über Fichtennadeln und mahlenden Sandgrund auf die Wiesen zieht, wenn längst die Abendnebel sich zu dichtem Schleier verwoben haben. Den kann keiner!

Tante Emma.

Andres Vollrath gibt jedem Rehe, das er kennt, einen Namen; und oft ist der recht spaßhaft. Zum Beispiele heißt ein Bock mit einem Perückengehörn, das ihm zu beiden Seiten der Schläfen wie eine gedrehte Locke herabhängt, „der Frisör". Aber der spaßhafteste Kerl ist doch „Tante Emma" auf der Grenze zwischen dem Düsternlankeschen Forste und Wundshagen. Er war anfangs ein Bock wie jeder andere, wenigstens nach der Meinung der Jäger. Er warf seine Spieße ab und schob dann ein geringes Sechsendergehörn, das er wie jeder andere Bock verfegte. In der Blattzeit seines zweiten Lebensjahres wurde er von einem starken Bocke getrieben. Aber das ist ja nichts Besonderes. Eines Abends aber hörte der Waldwärter von Wundshagen ihn fiepen. Und als Vollrath ihn über die Erzählung dieser Beobachtung auslachte, bot sein alter Freund eine Wette, daß „er" gar kein Bock, sondern eine „Sie" oder ein „Es", nämlich ein Zwitter sei. Richtig, ein paar Tage darauf wurde der sonderbare Bock wieder von dem starken Bocke getrieben und diesmal im Hexenringe herum in unverkennbarer Liebesabsicht. Zwei Tage später fand der feurige Bewerber Erhörung und im nächsten Frühjahre meinten Vollrath und sein alter Freund: nun stünde überhaupt Brehms Naturgeschichte still! „Sie" hatte nämlich ein starkes und gutes Sechsender-Gehörn geschoben, müßte also doch wohl ein Bock sein. Aber als der rätselhafte Sechsender sein Gehörn fertig fegte, stand neben „ihm" sein frischgesetztes und säugendes Kitz. Also war „er" doch eine „Sie"!

Das ist nun schon vier Jahre her, und mit jedem Jahre ist das Gehörn von Tante Emma besser und ansehnlicher geworden. Im November wirft sie es ab und anfangs Mai fegt sie den neuen Aufsatz, nachdem sie ihre



Gehörnte Ricke.

beiden Kitzen mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit gesetzt hat, denen ihr Gesäuge auf beiden Seiten gleichmäßig reichliche Milch bietet. Wenn dann der Juli zur Neige geht und es Ricken und Böcken schwül wird, so kann man „Tante Emma" oft von einem Verehrer getrieben sehen, der ein geringeres Gehörn trägt, als sie selbst. Die Liebe des starken Bockes von ehedem scheint sich mit den Jahren abgekühlt zu haben. Denn wenn die Ricken verblühen, verduften die alten Böcke! Aber für die Schneider scheint Tante Emmas Gehörn einen prickelnden Reiz zu haben. Jedenfalls führt sie auch dies Jahr ein Paar Kitzen!

Nicht nur Vollrath und sein alter Freund haben sich hierüber die Köpfe zerbrochen, sondern auch die Gelehrten haben die Frage der Gehörnbildung

bei Ricken jahrzehntelang unter dem Gesichtspunkte behandelt, daß es sich dabei um echte oder falsche Zwitter oder um alte Geltricken handeln müsse. Der alte Vollrath hat sich darüber so seine eigne Meinung gebildet. In seinem „dummen Verstande“ kann er nicht recht einsehen, warum denn die Ricken nicht mit der Zeit ebensogut Gehörne kriegen sollen, wie die weiblichen Rentiere solche haben, die doch auch zu den Hirschen gehören? Vollrath könnte, wenn er in Büchern Bescheid wüßte, darauf hinweisen, daß die Verwandtschaft zwischen dem Reh und dem Rentiere ja auch in der Stellung der Griffelbeinreste und in der Ähnlichkeit des zeitlichen Verlaufes der Zahnentwicklung zutage tritt.

Der „Frisör“ und der „Zaunschlüpfer“.

Mit dem „Frisör“ verhält sich die Sache ja anders. Die drollige Mißbildung seines Gehörnes scheint auf einer Verkümmerung der Geschlechtswerkzeuge zu beruhen, die ihm als Kitzböckchen von den Hütejungen zugefügt ist. Das kommt, wie Vollrath gut genug weiß, öfter vor. Die Bauernjungen nennen das bei den Pferden einen Klopphengst und Halbhengst. Aber den Professoren gibt es willkommene Gelegenheit, viel Gelehrtes zusammenzutragen von Hermaphrodiasis und Pseudohermaphrodiasis, von Kryptorchie und Monorchie, Atrophie, Hypertrophie usw. usw.

Daß ein kastriertes Tier sein Gehörn verändert, sieht die Unschuld vom Lande ja alle Tage an den Hammeln und Ochsen. Und daß beim Rehbocke diese Mißbildungen sehr viel wunderlichere und mannigfaltigere Formen annehmen, liegt für den Beobachter von schlichtem Verstande hinreichend erklärt in der leicht verletzbaren Masse des Bastgehörnes und überhaupt in der ganzen Art der Bildung des Kopfschmuckes als echten Stirnbeinknochens. Und doch wird die Wissenschaft und die Weidmannschaft nicht ermüden, den geheimnisvollen Gesetzen über die Wechselbeziehung von Bau und Leben gerade aus Anlaß dieser ewig reizvollen Mannigfaltigkeit der Gehörne des Rehbockes nachzuspüren! Und hier liegt auch der tiefere, wenn auch vielleicht meistens unbewußte Grund, warum so viele Sammler dem widersinnigen Gehörne so hohe Aufmerksamkeit zuwenden und die stärkste edelgebildete Krone geringer einschätzen, als ein Perückengehörn oder Blasengehörn, eine Bischhofsmütze, einen Doppelkopf, eine Pendelstange, ein mehrstangiges Gehörn oder eins mit zusammengewachsenen Rosen. Einen Widersinnigen ganz absonderlicher Art schoß der Oberförster vor zwei Jahren an der Wundshagener Grenze. Dort hatte Vollrath ihn schon zur Blattzeit beobachtet. Damals baumelten ihm beide Stangen über den Lichtern herum. Offenbar war er mit dem weichen Gehörn in dem Stacheldrahtzaune hängen geblieben und hatte sich die Stangen abgebrochen. An der schnell verheilten Bruchstelle hatte sich aber eine starke Überwallung mit Knochengewebe gebildet und





M. Steckel. *Ober-Schlesien, Mai 1908.*

Sechserbock auf einer Lichtung. Plätzend und fegend.

so waren die Stangen, nach unten gestellt, festgewachsen, was dem Bocke, den Vollrath den „Zaunschlüpfer“ nannte, ein ganz merkwürdiges Aussehen gab. Die Stangen waren blitzsauber gefegt und schön geperlt. Aber sie hinderten den Bock beim Äsen, er konnte nur Laub und hohes Gras aufnehmen und trieb sich deshalb noch auf dem Klee herum, als die alten Böcke längst kürzere und zartere Sommeräsung angenommen hatten. Aber heimlich war der Kerl, unheimlich heimlich! Zweimal hatte der Oberförster ihn ziehen lassen müssen, weil die Nacht ihm die Hand auf den Büchsenlauf legte, und als er ihn endlich eines Morgens vor Büchsenlicht schoß, glaubte er ihn gefehlt zu haben. Die Kugel war auf ein bleistiftstarkes Reis geschlagen und schien dadurch abgelenkt zu sein. Denn nirgends war, als das Tageslicht kam, Schnitthaar oder ein Tropfen Schweiß zu finden. Verstimmt war der Oberförster nach Hause gegangen, um den Schweißhund zu holen. Aber unterwegs begegnete er Vollrath, der von seiner „Molly“ begleitet war. Die hatte den Bock, als sie auf den Anschuß geführt war, eins, zwei, drei gefunden. Er lag mit gutem Blattschusse hinter einem Findlingsblocke, den er in seiner letzten Flucht noch überfallen hatte. Na, das war eine Freude! Und die Hündin wurde wieder mal gelobt und gestreichelt. Ja, die läßt nicht locker, die hat richtigen Menschenverstand! Und das Gehörn: so schön ausgeperlt, blitzblanke sechs Enden und so schön regelmäßig nach unten gestellt! Vollrath hat den ganzen Oberschädel hübsch schlohweiß poliert und auf eine Scheibe von Birkenholz gesetzt. So hängt er jetzt im Zimmer des Oberförsters, der „Zaunschlüpfer“! Und so oft der Alte ihn dort sieht, hat er seine Freude daran.

Die Natur erweist sich aber nicht nur bei solchen „widersinnigen“ Mißbildungen, sondern selbst in der Mannigfaltigkeit der regelmäßigen Gehörnbildung unerschöpflich. Da gibt es welche, die richtige Schaufeln auf dem Kopfe tragen, wie zierliche Nachbildungen von Damschaufeln. Andere haben Becherbildung. Zuweilen findet man welche, die Vorder- und Hintersproß in einer Linie, rechtwinkelig zum Stangenende, tragen: das sind die berühmten, aber selten nur ganz rein vorkommenden Kreuzböcke! Manche Formen vererben sich auch durch ganze Familien, z. B. die geschnürten, deren Stangen sich über den Rosen verengen und dann korbartig auslegen, ferner die Eiform, die Korbform und namentlich die gerade Auslage. Auch die engstangige Form vererbt sich; aber dazu soll man es nicht kommen lassen, denn die taugt nichts. Solche Böcke müssen abgeschossen werden!

Wer kann alle die verschiedenartigen Formen aufzählen? Nicht zuletzt liegt in dieser Mannigfaltigkeit der Grund, warum die Rehböcke von allem Wilde dem deutschen Jäger das vertrauteste und am meisten ans Herz gewachsene bleiben. Mindestens den Jägern von der Art des alten Meister Vollrath!





M. Steckel. *Ober-Schlesien, Juni 1909.*

Sibirische Böcke.

Der fröhliche Sängerkrieg, der mit dem Lenze in den Bruchwald und das laubreiche Unterholz am Bodensteine mit lustigem Schmettern und süßem Schmelzlaute eingezogen war, ist verstummt. Wenn am Raine die Hagerose erblüht, verschweigt die Nachtigall. Das Weibchen hat seine liebe Not mit den hungernden Sperrhälsen, und der Hahn hilft ihr bei der Ernährung der Kleinen. Jetzt lockt er mit weichem „Fiid!“ und tiefem „Tack tack“ seine gesprenkelten flüggen Jungen, wirft den rotbraunen Stoß auf und springt zurück ins Waldlaub, um neue Atzung herbei zu bringen. Unter einem hohen Wurzelspiegel hat der Zaunkönig sein verschlossenes Moosnest, aus dem fünf unersättliche Zaunprinzen und -prinzeßchen bald die Schnäbelchen, bald die Pürzelchen hervorstrecken, und die Eltern müssen sich hurtig sputen, um die überhäuteten dicken Kotbällchen in ihren Schnäbeln aufzufangen und fortzuschleppen, damit kein böser Dieb das Nest entdeckt. Da findet der kleine König wenig Zeit zum Singen; aber zuweilen stellt er sich doch auf den höchsten Wipfel einer einzeln stehenden Kiefer und schmettert einen lustigen Triller. Dann aber mit einem lauten „Zrr, zerr!“ gleich wieder eifrig an die Arbeit! Des Plattmönchs braunköpfige Junge im Quirlgeäste der Jungbuche sind auch bald flügge. Aber der Schwarzkopf kann das Singen nicht lassen, solange der Schnabel leer ist. Schnapp, schnapp! Da hat er zwei Fliegen erwischt. Zurück zum Neste, gefüttert und weiter! Immer lustig jodelt er vor sich hin und zum Schluß schmettert er einen Ruf, der gerade so klingt, als wollte er sagen: „Heute ist die Welt auch gar zu schön!“ Ist sie auch! Gerade, weil es in der Nacht so wild und so wüst herging! Herrgott, war das ein Gewittersturm! Einmal über das andere wachte der Zaunkönig auf beim grellen Schein der Blitze. Freilich, er hatte es gut unter seinem wetterfesten Schutzdache! Das Plattmönchsweibchen, dem das Wasser das ganze Nest durchweichte, drückte sich zitternd über seine Jungen. Bei jedem Donnerschlage fuhr mit schrillem Pfiff und lautklatschendem Flügelschlage die Nachtschwalbe auf, und die verstörten Rehe zogen schreckend umher. Dann bog und wuchtete der Sturm die Kronen der alten Bäume, daß sie wogten wie eine brandende See. Wipfel krachten, Äste brachen stürzend nieder, und der Regen rauschte in wilden Strömen durch das Gitter der Zweige herab und bildete an allen Halden kleine Sturzbäche, die mit sich fortrissen, was ihnen in den Weg kam. Auch das Nest der Nachtigall verschwand in solch einem kleinen Wildbache. Aber die saß ja mit Weibchen und Jungen bereits auf den Zweigen des Haselstrauches, eng aneinander gedrückt, wie Schwalben. Dann war das Unwetter vorüber, und die Rehe wagten sich vorsichtig auf die Blößen hinaus. Aber noch immer leuchteten die Blitze blau durch die Nacht, und der Donner grollte



Wilhelm. *Bei Weißenberg in Sachsen, Juni 1909.*

Ein stiller Winkel.

in der Ferne wie ein wüstes Raubtier, dem der Sprung auf die Beute mißlungen ist. Zwischen dem eilig dahinjagenden Gewölke zog nach Mitternacht der kranke Mond herauf, und die Sterne versuchten hindurchzublinzeln. Zuweilen huschte dann ein Lichtschein mit flüchtigem Lächeln durch den stöhnenden Wald. Aber die tief hängenden Wolken bedeckten immer wieder den Mond, und hinter ihm zog ein neues Gewitter tiefschwarz mit wilden Blitzen heran. Über dem See lag es wie schwarze Wassersäcke. Und wenn zwei schnell von beiden Seiten einander folgende Blitze das dunstige Gewässer beleuchteten, so fuhr der Kopf eines Riesenwelses empor, als sende die Unterwelt ihre Ungetüme herauf, und die Laichkarpfen planschten schwer im Röhricht. Als vom Wundshagener Schloßturme die Schläge der Glocke die nahende Morgenstunde verkündeten, hallten sie so unheimlich über die Nebeldecke des Sees, daß es klang, als ob aus der Tiefe wimmernde Antwort käme, wie von den versunkenen Wendenglocken im Wurchow-See. Und wieder stob der Sturm heulend aus der Ferne daher und trieb die Rehe in den krachenden, ächzend wuchtenden und wild rauschenden Wald zurück. Bis endlich der hohe Morgen das wüste Grau durchbrach und Eichen und Buchen und Föhren sich das schwere Naß aus den Zweigen schütteln konnten. Da tropfte es noch stundenlang, aber ein wundervolles Ausruhen war über Wald und Flur gekommen. Die Vöglein plusterten und schüttelten sich das badnasse Gefieder, wärmten sich im ersten Sonnenstrahle und sorgen nun für ihre Brut oder zwitschern lustig von Ast zu Ast.

„Friß, friß, friß, was ich dir spieß'!" singt fröhlich der Goldammer auf hohem Steine seinen Jungen zu. Mit „Schack, schack, schack!" trägt die Amsel Atzung herbei. Auf schwankem Erlenzweig schäckert der grüngelbe Zeisig seinen kurzen Gesang, im Erlengebüsche läßt das Rotkehlchen seine wehmütig klagende Strophe ertönen, auf dem Wipfel einer Kusselkiefer singt der rote Hänfling im Morgensonnenstrahl sein volles Lied, die Grasmücke dudelt ein paar Strophen und der Plattmönch jodelt und schmettert seinen Ruf hinaus in die tiefaufatmende, wunderschöne Gotteswelt.

Aber von den Rehen ist nichts zu sehen. Eben noch hatten ein paar Ricken mit ihren Kitzen drüben am Klee geäst. Jetzt sind auch die verschwunden. Nirgends im Walde stehen oder ziehen sie, wie sonst um diese Stunde, herum. Sie schlafen, als wäre die weite Welt verwunschen. Übermüdet von den Anstrengungen und Aufregungen der Nacht, lassen sie sich, in die Furchen des Kartoffelfeldes gedrückt, die liebe Morgensonne auf die quatschnasse Decke brennen und schlafen mitsamt ihren Kitzen in sträflicher Sorglosigkeit. Im raumen Föhrenwalde, wo das Tropfen am ehesten nachläßt, sitzen ihrer zwei Dutzend. „Dolchspieß" hat sich an der Sonnenseite des Steinholzes vor einem hohen Findlingsblocke sein Bett gemacht nach dem Roggenschlage zu, wo ihn niemand stört, und macht ein Nickerchen. „Tante



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*
Flüchtige Ricke. Aus dem Steppentiergarten des Herrn Fr. Falz=Fein.

Emma" plätzt mit ihren Kitzen am Bestandrande des Fuchsbergschlages. Der Einstangige ärgert sich am Sandhügel vor der Roßkoppel über eine dumme Fliege, die ihn in süßen Träumen stört, der Bock am Eichenberge hat sich nach langem Zögern ein freies Plätzchen in der Schonung zum Schlafquartier erkoren, der „alte Baron" schläft im Heidekraute in den Kusseln am Klaren See, der „Frisör" sitzt keine zwanzig Schritte weit ab vom Wundshagener Wege im Stangenholze und der „alte Geheimrat" plätzt auf dem großen breiten Steine mitten im Röhricht des „Düsteren Sees". Keine Fährte verrät im Wasser, daß er dorthin gezogen ist. Aber heute hat doch einer den schlauen Bock dort ausgemacht: der alte Vollrath. Als das Gewitter vorbei war, zog er zu Holze, um nach dem Windbruche zu sehen, den es angerichtet hatte. Schlimme Arbeit wird das geben, aber es hätte noch schlimmer werden können! Am „Düsteren See" ist eine uralte Föhre entwurzelt niedergeworfen und ragt mit der Krone nun aus Wasser und Röhricht heraus. Vorsichtig hat sich der Alte auf dem gestürzten Stamme bis zu den Zweigen hingearbeitet. Dort steht er und blickt in den schweigenden Sommermorgenfrieden hinein, sieht die Schwalben über dem Seespiegel auf und nieder jagen und den Haubensteißfuß seine Jungen spazieren tragen,

hört des Rohrsängers „Karra karra kiet!“ und den fernen Ruf des Kuckuck drüben im Walde. Da vernimmt er links von sich ein sonderbares Geräusch. Wenn es nicht mitten im Röhricht gewesen wäre, hätte er glauben müssen, da schnarche ein fest schlafender Waldarbeiter. Dort liegt der große Stein; den kennt Vollrath ja ganz genau, weil dort im Winter beim großen Fischzuge immer das Netz eingeholt wird.

„Hm, hm! Steht es so? Das Plätzchen hast De Dir also ausgesucht, alter Schlauberger? Na, sägen kannste De ja sehr schön! Aber wissen wollen mer doch, ob De es auch bist!“

Und Vollrath wirft zwei kleine Steine in das Röhricht hinein. Richtig, da plunscht es, und dann schleicht sich einer ganz leise, leise davon. Erst drüben unter den Fichten schimpfte er: „Bööb!“ Nur einmal ganz kurz, aber mächtig grob!

„Na, schweig doch man stille! Ich verrate dich ja nich!“ lacht ihm der alte Vollrath nach.

Zur Roggenmöhn-Stunde.

Die Mitternacht weiß nichts von der Stille in der Unterstunde zur Zeit, wenn der Roggen reift. Kein Lufthauch rührt sich über den weiten gelben Breiten. Die Bauern sind auf ihren Pferden davongeritten, die Feldarbeiter des Gutes in langer, müder Reihe zu Hofe gezogen. Wie vergessen liegt im Sonnenbrande das regungslose Feld. Das ist die Stunde, in der Kornblumen suchende Kinder die wilde Roggenmöhn fürchten. Die Möhn hat lange, spitze Hörner auf dem Kopfe. Wenn sie plötzlich vor einem Schnitter aufspringt oder gar ihn stößt, so frißt ihn der Schweiß ins Rückgrat und er fällt kraftlos um. Und wenn sie mit ihren schrecklichen langen Krallen ein Kind fängt, so frißt sie es auf. Deshalb sputen sich Buben und Mädel in dieser Stunde auf dem Heimwege.

Wie geisterhaft das Schweigen in dieser Stunde! Um Mitternacht wauwaut der Waldkauz, klatscht und pfeift die Nachtschwalbe, blasen im Bruche brechende Wildschweine, schrecken Rehe, schlägt vom Dorfe das Gebell der Hunde herüber. Jetzt dösen selbst die Hunde in ihren Hütten, kein Vogel gibt einen Laut, der Wald hat sich eine graue Schlafmütze von zitternder Luft aufgesetzt und die Roggenbreiten ducken sich in brütender Bangigkeit, als lauschten sie schon den in der Ferne rauschenden Sensen ihrer Schnitter. Kornmöhn geht um! — —

In den Ähren des Roggenschlages am Steinholze rauscht es leise. Ein schwarzer Kopf mit langen scharfen Spießen taucht auf. „Dolchspieß“ ist es. Lange äugt er vorsichtig und unverwandt sichernd die ganze Gegend ab. Seit drei Wochen hat er den Wald verlassen, in dem es vor Stechfliegen, Beerenweibern und Grasschnittern nicht mehr auszuhalten war. Hier im





M. Steckel. *Ober-Schlesien, Mai 1909 und 1908.*

Sibirischer B o ck im Lager. Auf einer Wiese äsender B o ck.



M. Steckel. *Ober-Schlesien, Juni 1909.*

Äsender Bock.

Roggenschlage fehlt ihm nichts: mitten drin liegt ein Wasserloch, und frischen Klee findet er überall unter den Halmen. Hier sollte ihm mal einer beikommen wollen! Wenn vom Turme her die Mittagsstunde schlägt, entfernen sich die Arbeiter. Dann tritt er aus, d. h. auf den Rand des mannstiefen Grabens mitten in der Roggenbreite, auf dessen Grunde Pfefferminze, Goldweiderich und Vergißmeinnicht stehen. Da ist es frisch, selbst zur heißesten Stunde. Eine Ringelnatter, die sich dort gesonnt hatte, schleicht vor dem Bocke fort. Eine Fasanenhenne tritt mit ihrem Gesperre vor ihm in den Roggen zurück. Am Rande des Kreuzgrabens, in den die Drainröhren einmünden, steht ein alter Weidenstrauch. Den nimmt der Bock, wie schon gestern einmal, mit gesenktem Haupte an, und fegend tanzt er im Kreise um ihn herum. Als ob seine Mörderspieße noch nicht blank und scharf genug wären! Dann reckt er sich auf und hebt hoch das blitzende Gehörn. Plötzlich aber sichert er und ist blitzgeschwind im Roggen verschwunden, ohne auch nur mit einem Tone zu schimpfen. Fort, als habe die Erde ihn verschluckt! Als er längst verschwunden ist, hebt sich hinter dem Wildrosenbusche am Quergraben ein langer, hagerer Kerl auf. Scheu blickt er um sich, und dann geht er an den Weidenbusch heran, um dort drei Drahtschlingen zu befestigen



Simon. *Bad Harzburg, September 1907.*

Sechserbock an steilem Hang in die Höhe gehend. (Gatter.)



Max Steckel. *Ober-Schlesien, Mai 1909.*

Sibirischer Bock am Waldesrand.

in der Höhe der vom Bocke geschlagenen Fegestelle. Dann schleicht er grinsend auf der Grabensohle zurück bis zu dem Anberge und eilt von dort in schnellen Schritten in das Steinholz hinein. Die auswärtsgerichteten Tritte der Spur zeigen dem abends hier am Rande des Roggenfeldes entlang gehenden Meister Vollrath, daß der Pantoffelmacher Montjoie wieder im Revier ist.

Aber als der Wilddieb am nächsten Mittage seine Schlingen nachsehen will, findet er statt deren etwas ganz Merkwürdiges. In den Sand geschrieben steht deutlich: Schafskopf!

Drei Tage später wird der Roggen angemäht und „Dolchspieß" muß auswandern. Nirgends spürt er jetzt sich mehr. Vermutlich steckt er nun in den Bohnen, die in den tiefen Lagen übermannshoch sind. Aber den alten Vollrath leidet es nun auch um die Unterstunde nicht mehr zu Hause, seit er weiß, was für ein Geist jetzt da umgeht!

Gefährliche Liebschaft.

Alle zahmen Schmalrehe heißen bekanntlich „Lieschen". Herr Kulicke, der Pächter des Wundshagener Schlosses und der großen dortigen Gutsjagd, hielt im Parke seit mehreren Jahren eine Ricke, die wirklich ungewöhnlich liebenswürdig war. Sie nahm Herrn Kulickes kleinem Töchterchen das Futter aus der Hand, und wenn ihr ein Apfel zerteilt wurde, so legte sie ihre beiden Vorderläufe dem jungen Mädchen auf die Schulter, um den Leckerbissen zu erschmeicheln. Als Schmalreh hatte sie natürlich ein rotes



Max Behr. *Aken an der Elbe, März 1906.*

Bei Hochwasser ertrunkenes Reh.

Bändchen um den Hals getragen, an dem sich selbstverständlich auch eine Schelle befunden hatte. Aber das hatte ihr der „Hans" eines Tages abgeknabbert.

Diesen Spielgefährten kriegte Lieschen vor nunmehr drei Jahren zu Weihnachten geschenkt. Er war damals ein Kitzböckchen im gleichen Alter wie sie. Waldarbeiter hatten ihn aus dem Wasser gezogen, als er auf dem dünnen Eise des Fließes eingebrochen war. Sie brachten den armen halberstarrten Kerl in das Schloß, wo Herr Kulicke gerade anwesend war. Er ließ das ermattete Böckchen mit einer wollenen Decke abreiben, flößte ihm einige Löffel warmer Milchsuppe ein und brachte es dann zu Lieschen in das kleine Blockhaus, das ihr zum Stalle diente und reichlich mit wärmendem Heu versehen war. Schon drei Tage darauf war der Bock so vertraut wie das Schmalreh und kam mit diesem die Treppe herauf, um sich Weihnachtsgaben zu erbetteln und sich feierlich „Hans" taufen zu lassen, wie alle zahmen Böcke.

Alle Welt hatte an den beiden anmutigen Rehen seine Freude, und es war in der Tat ein entzückendes Bild, wenn das damals zehnjährige Lenchen auf dem Teppiche mit ihnen spielte oder sich nach dem Umhertollen ausruhte, jedes Ärmchen um den Hals eines ruhenden Rehkitzes geschlungen.

Die Freude währte aber nicht lange. Als das Frühjahr kam, wuchs dem Hans, dem es ja an Hafer nicht gefehlt hatte, ein stattliches Sechsenden-Gehörn mit zwar nur kleinen Sprossen, aber blitzblanken und scharfen Hauptstangenenden. Von Stund an wurde er ganz im Gegensatze zu dem immer liebenswürdig bleibenden Lieschen ein flegelhafter Rüpel. Auf jeden, der



Max Löhrig. *München.*

Griffonhündin, ein zahmes Rehkitz säugend.

ihm nahe kam, mit der einzigen Ausnahme von Lenchen Kulicke, ging er los. Insbesondere hatte er es auf Herrn Kulickes Gäste abgesehen und unter diesen auf Herrn Schmerling, dessen Hosenbeine er bearbeitete, wie einen Fegebaum. Als er dafür Prügel kriegte, wurde er erst recht unverschämt und forkelte Herrn Schmerling wütend in dem rechten Schenkel herum. Der Schluß dieser Vorstellung war sehr blutig. Herr Schmerling mußte unter den Händen des herbeigerufenen Arztes böse Qualen ausstehen, erhielt aber als Trost den Kopfschmuck von Hans, nachdem der böse Bock dem Schäfer zum Abschlachten überliefert war. Das „kapitale Gehörn" hängt seitdem über Herrn Schmerlings Schreibtische. Leider, leider noch immer allein!

„Lieschen" hat den Verlust des wilden Hans leicht verschmerzt und sich seitdem nur noch enger an Lenchen Kulicke angeschlossen. Sie tollt und springt mit ihr im Parke herum und folgt ihr auch gern in das Feld hinaus und in den Wald. Wenn Lenchen in der Stadt ist und die Parktür gerade offen steht, läuft Lieschen auch wohl allein davon, kehrt aber immer zurück und fordert an der verschlossenen Pforte mit lautem Fiepen Einlaß. Und bleibt

sie einmal zu lange aus, so brauchen Lenchen oder die alte Male nur vom Überguck an der Parkmauer aus zu locken: „Lies, Lies, Lies!“ Dann kommt sie in hurtigen Fluchten irgendwoher angesetzt, nimmt ihre Apfelschnitten in Empfang, läßt sich liebkosen und bleibt über Nacht in ihrem Blockhäuschen.

Soweit wäre alles in Ordnung; denn alle Welt verhätschelt Lieschen und ist von ihr entzückt. Nur einer nicht: der alte Gärtner. Hat er Kohlpflanzen oder Salat gesetzt, so verbeißt ihm Lieschen alle Herzblätter. In diesem Jahre hat sie auch schon Geschmack an Erdbeeren gefunden, die sie



Käthe Hecht. *Stralsund.*

Rehkitzchen und Ziehmutter.

natürlich viel früher abliest, als der alte Bormann aufstehen kann. Kirschen und Äpfel sind nicht vor ihr sicher, so hoch sie, auf die Hinterläufe gestellt, reichen kann. Und da Vater Kulicke den Obst- und Gemüsegarten nicht mit gepachtet hat, so kommen Lieschens Frühstücksrechnungen ihm oft teuer zu stehn. Er bezahlt sie aber ohne Murren; denn Lenchen hat ihn unter dem Pantoffel.

Da Lieschen sich nun einmal das Bummeln angewöhnt hat und im Felde weniger Schaden als im Garten tut, so hat Vater Kulicke ihr, als der schöne Mai kam, einen Aussprung und unweit davon einen Einsprung bauen lassen. Die Annehmlichkeit dieser Einrichtung hatte auch Lenchen Kulicke sofort begriffen, und Reh und Mädel jagten sich gleich am ersten

Tage die Mauer hinunter und wieder herunter, zum Parke hinaus und herein. Als aber die Heuernte vorüber war, wurde Lieschen ganz absonderlich. Sie kümmerte sich fast gar nicht mehr um ihre kleine Herrin, fiepte den ganzen Tag im Parke, trieb sich im Felde herum und kam eines Tages mit einem sonderbaren Spielkameraden zurück, den sie unterwegs aufgegabelt hatte. Es war der „Frisör“ von Düsternlanke. Lenchen versuchte, ihn mit der Peitsche zu verjagen. Als aber Vater Kulicke davon hörte, lachte er und telephonierte nach Berlin. An Herrn Schmerling. Lenchen verstand nur die Worte: „Abnormer Bock“ und „sofort kommen“.

Herr Schmerling ist einziger Inhaber des Welthauses August Schmerling. Sein ohne Wettbewerb dastehender Magenschnaps, die „Berliner Schmerle“ ist, wie man auf der Verpackung lesen kann, allen fünf Weltteilen zum unentbehrlichen Labsal geworden. Der Begründer des Hauses war ursprünglich Droschkenkutscher gewesen und hatte das Stammhaus in der Alten Jakobstraße, wo er mit der behäbigen Gattin den schwunghaften Betrieb der Destille persönlich leitete, zum beliebtesten Treffpunkte seiner ehemaligen Berufsgenossen gemacht. Der Sohn hat die sportlichen Neigungen seines Vaters geerbt und verfeinert. Natürlich fährt er gewöhnlich in einem Mercedes-Auto. Wenn er aber „zur Jagd“ fährt, das heißt von seiner fürstlichen Wohnung am Kurfürstendamm zum Bahnhofe, so besteigt er einen grünausgeschlagenen Jagdwagen, der von zwei flotten Juckern gezogen wird, deren Zügelung er allerdings seinem „Friedrich“ überläßt. Ein Leibjäger in schlichter aber kleidsamer Walduniform nimmt neben dem Kutscher Platz, löst auf dem Bahnhofe die Fahrkarten und geleitet Herrn Schmerling zu dem Abteile erster Klasse, um dann selbst zu den Jägern einzusteigen, die in dritter Klasse ihren Männerskat dreschen.

Heute traf Herr Schmerling auf dem Düsternlankener Bahnhofe ein, wo der Wagen von Wundshagen ihn erwartete. Nachdem er im Schlosse den Tee eingenommen hatte, begab er sich, begleitet von seinem Leibjäger, auf die Birsch auf den seltenen Bock. Er führte eine Fernrohrrepetierbüchse, der Leibjäger eine Browningflinte. Am Weißdornbusche, etwa dreihundert Schritte hinter dem Parktore, stand eine Erholungsbank; dort sollte Herr Schmerling den seltenen Bock erwarten.

Anfang kam nichts. Ein braunes Raubwiesel schlüpfte aus einer Grabenröhre heraus, und schon wollte Herr Schmerling zur Flinte greifen: da war es weg. Diese dummen Dinger sind unangenehm flink. Da kam es wieder, sicherte, prüfte den Wind, verschwand und kam wieder. Aber Herr Schmerling achtete nicht mehr darauf. Jetzt stürzte es in den Graben und kam mit einer Maus heraus, die es hurtig in seine Röhre schleppte. Herrn Schmerling war das ebenso gleichgültig, wie das Rütteln des Turmfalken oder die Würgerfamilie auf dem nächsten Dornstrauche. Plötzlich aber kam Leben



Helene Möschler geb. Epha. *Kurische Nehrung.*

Weißer Bock an der Tränke.

in ihn. Hastig fuhr er herum: dort in dem jungen Klee jagte ein Bock eine Ricke! Herr Schmerling hob die Büchse. Peng — vorbei! Peng — nochmals vorbei! Peng — zum dritten Male vorbei! Jetzt ging der Verschluß nicht mehr auf und nicht mehr zu. Herr Schmerling hatte in der Hast die Kammer nur halbgeöffnet und mit der neuen Patrone die abgeschossene Hülse in das Patronenlager gedrückt. Und vor ihm trieb der Bock die Ricke, als ginge ihn das Knallen nicht das Mindeste an. Der Ricke aber war die Sache zu bunt geworden, in eiligen Fluchten jagte sie auf die Mauer zu und über den Einsprung in den Park hinein. Der Bock ihr nach und Herr Schmerling mit der Browningflinte hinterdrein. An der Mauer fand er gute Deckung. Oh, ein Jäger wie er! Jetzt kam die Jagd im Ringe herum zehn Schritte an ihm vorbei. Drei Schüsse hintereinander krachten, daß das Laub von den Bäumen prasselte. Ja, solch ein Gewehr! Da zog der Bock krumm in einen Fliederbusch. Mit gelassener Würde ging Herr Schmerling auf drei Schritte heran und gab ihm den Fangschuß.

Noch am selben Abende kehrte er mit seiner kostbaren Beute nach

Berlin zurück. Den Bock wollte er ausstopfen lassen: in ganzer Figur natürlich. Aber als der Ausstopfer ihn mit Bedauern darauf aufmerksam machte, daß leider beim Aufbrechen des Bockes die Teile entfernt seien, die über die Einseitigkeit der Zwitterbildung höchst wertvollen wissenschaftlichen Aufschluß gegeben haben würden, verzichtete Herr Schmerling verstimmt auf das Ausstopfen überhaupt.

Das widersinnige Gehörn aber hängt über des glücklichen Jägers Schreibtische neben dem „kapitalen“ vom bösen Hans.

Lieber Himmel, der Weltbetrieb seines Geschäftes erlaubt Herrn Schmerling nur sehr selten, auf Jagd zu gehen. Aber wenn schon, denn schon!

Nach Wundshagen ist er übrigens nicht wieder gekommen. Von dem Schnellfeuer seiner Browning-Spritze hat nämlich auch das arme Lieschen etwas abgekriegt. Nach drei Tagen ist sie eingegangen, und Lenchen hat ihre Gespielin weinend unter dem Fliederbusche im Parke begraben.

Hexenringe.

Um gut vierzehn Tage war in diesem Jahre die Entwicklung von Wald und Feld gegen sonst zurückgeblieben. Aber die Rehbrunft wurde nicht davon beeinflußt. Als der Heumond gekommen war, ergriff wilde Unruhe die Böcke, und bald sah man im Felde jene Ringe, die entstehen, wenn der verliebte Bock die Ricke im Kreise herum treibt. Der Volksmund nennt sie Hexenringe. Oben am Steinholze auf der Roggenstoppel konnte man einen solchen sehen, der um eine Hocke herum ging und an der Mergelgrube einen zweiten, am Bodensteine war einer und im Hafer am Bruchwalde auch einer. Dort mußte ein Mordsbock sein Wesen getrieben haben; denn der mittelstarke Sechserbock, der dort stand, war krumm und lahm geschlagen. Der Oberförster sah ihn eines Morgens aus der Wiese heraufziehen und meinte, daß er lahm geschossen sei. Aber es war an dem Bocke, der ganz nahe an ihm vorbeizog, keine Verletzung zu sehen. In dem Augenblicke trat ein Schmalreh aus, und der Bock sprang auf dies zu. Aber schon nach wenigen Fluchten fiel er ins Gras und strampelte mit allen vieren, ohne aufkommen zu können. Drinnen aber im Bruchwalde schimpfte mit einer bärengroben Stimme einer, der Wind vom Oberförster gekriegt hatte.

Abends auf dem Heimwege wurde Vollrath ins Gebet genommen und mußte gestehen, daß der „alte Geheimrat“ dort im Bruchwalde und im Röhricht am „Düsteren See“ seinen Stand habe. Aber er legte ein gutes Wort für den alten Schlaumeier ein, zumal ja in diesem Jahre die Aufsätze gar nichts wert seien. Selbst die beiden Sibirier, die Herr Kulicke in Wundshagen ausgesetzt habe, trügen elende Gehörne für ihre Art!

„Wo hat denn der Berliner die Böcke her?“

„Ein Händler aus Hamburg hat sie ihm besorgt. Eine schöne Stange





Max Steckel. *Ober-Schlesien 1909.*

Ein Sprung deutsches Rehwild bei der Äsung. Vertraut und beunruhigt.

Gold haben sie gekostet. Un is doch allens man Unsinn, so 'ne Böcke hier auszusetzen! Da müssen die Ricken doch an den jroßen Früchten beim Setzen einjehn! Wenn schon, denn sollte er doch Ricken aussetzen!"

„Meine ich auch!"

„Aber keine sibirischen! Das sind doch keine europäischen Rehe nich! Da konnte er doch welche aus Polen kommen lassen, wo die Böcke Gehörne bis zu 32 Zentimeter hoch aufsetzen oder aus der Bukowina und Podolien! Da habe ich bannige Kerls gesehen, richtige Urböcke! Und das is doch schließlich dieselbe Art, wie unsere. Aber was tue ich mit den Sibiriern, die eine ganz andere Gehörnform haben! Suhlen tun sie sich wie die Sauen!"

„Die Polen und die Bukowiner sind doch aber auch von ganz anderer Art!"

„Das sagen Sie aber nich, Herr Oberförschter! Wenn Sie den da drin im Bruchwalde man noch zwei Jahre schonen, denn soll er es woll mit dem dicksten Bocke von der janzen Pollakei aufnehmen!"

„Kennt Ihr ihn denn so genau?"

„Na, was soll ich nich! Ich habe ihn erscht neulich noch jesehn nach dem Jewitter. Unter 28 Zentimeter hat er auch dies Jahr nich aufjesetzt; aber lassen Sie den bloß mal ein jutes Jahr erleben. Und die Rosen — was tue ich denn da mit Kulicken seinen Sibiriern! Wenn wir unser Wild richtig pflegen, kriegen wir auch wieder Urböcke! Man immer die Japper von Knoppsprießen un die ollen jelten Ricken wegschießen — das is die allerbeste Blutauffrischung!"

„Richtig!"

Sie gingen weiter. Der Oberförster war merkwürdig still und nachdenklich geworden.

„Herr Oberförschter . . .!"

„Na?"

„Ein halbwegs juter muß doch schließlich ran!"

„So? Wo steht denn das Abrahamsopfer?"

„Na, ich meine man bloß! Der ‚alte Baron', um den wäre es doch kein Schaden!"

„Der hat ja dies Jahr ganz kurz auf!"

„Hat er woll. Aber knuffig! Und die dicken Rosen. Is doch ein Mordsbock. Und besser wird der nie wieder!"

„Aber kriegen!"

„Jetzt kriejen wir ihn. Mit dem Angstschreiblatter vom Klaren See aus. Da fällt er!"

„Wo steckt denn ‚Dolchspieß'?"

„Wenn ich das wüßte! Oben in den Bohnen is er nich! Wenn den bloß nich doch noch der verdammte Pantoffelmacher jestohlen hat! Der



M. Steckel. *Ober-Schlesien, Mai 1909.*

Sibirisches Rehwild.

Hundsfott spürt sich nämlich auch nich mehr seit drei Tagen, wo ich ihm die Schlingen im Roggen fortjenommen habe."

„Wird schon wiederkommen!"

„Hoffe ich och!"

„Nanu?" lachte der Oberförster.

„I, ich meine man bloß so! Wenn der schabbelbeinige französche Hund nich wäre, machte das Leben ja jar keenen Spaß mehr!"

„Ich wollte nun aber doch, daß Ihr ihn endlich erwischtet! Sonst lasse ich einen Polizeihund kommen!"

„Was der kann, kann ich schon lange. Kann der Polizeihund beweisen, daß die Rehe, die Monkschoah zu seinem Schwager Leschönn schleppt, nich in der Voßmaratzer Jagd geschossen sind, die der gepachtet hat? Wenn wir den Halunken nich auf frischer Tat erwischen —"

„Stimmt!" erwiderte der Oberförster einsilbig. Und sie trennten sich an der Landstraße, um jeder seinen Heimweg anzutreten. —

Am dritten Tage wußte der alte Andres Vollrath, wo „Dolchspieß",

seit er aus dem Roggen vertrieben war, seinen Stand genommen hatte. Ärgerlich über die Vorwürfe, die der Oberförster ihm wegen des Schlingenstellens gemacht hatte, war er frühmorgens durch das halbe Revier gekrochen, hatte am Bodensteine alle Wechsel abgesucht und dem Treiben des „alten Baron" im Weizen am Klaren See belustigt zugeschaut, am Steinholze und in den Bohnen vergeblich nach „Dolchspieß" ausgespäht, an der Heideneiche zwei Böcke beobachtet, die sich über einen Graben hinüber und herüber knufften und war dann wieder zu der Wiese am Bruchwalde gekommen, wo der Hexenring ausgetreten war. Da war es seltsam stille heute früh. Kein Bock, keine Ricke regte sich. Nur ein Schmalreh stand in der Wiese und äugte wie dumm und verstört zu Vollrath herüber. Kopfschüttelnd ging der Alte weiter, da traf er auf ein rubinrotes Tröpfchen, das im Grase perlte. Und nicht weit davon ein zweites, ein drittes – und hier ging die Fährte! Aus der Wiese ins Bruch hinein. Wenige Minuten später stand der Alte neben dem starken Bocke, der noch warm war und eben verendet sein mußte. Mitten ins Herz war ihm ein starker Stoß geführt.

Der alte Waldgänger streichelte ihm die spiegelglatte tiefrote Decke und das griese Haupt mit der schweren reichgeperlten Krone. Dann aber fuhr er wie aus Träumen auf, reckte sich hoch, nahm seinen Eichenstock und ging, nachdem er den verendeten Bock gelüftet hatte, hinaus, um den Wiesenrand abzuspüren. Drüben gingen die Fährten hin und her, nach dem Hafer hin und von dort nach den Erbsen. Vollrath brauchte nicht allzulange zu suchen. Als er an der Kante des Erbsenschlages hinschlich und eben über den flachen Bergrücken schaute, sah er „Dolchspieß" bei dem Schmalreh stehen, das vor drei Tagen der „alte Geheimrat" getrieben hatte. Mitten in dem dort getretenen Hexenringe stand der schwarze Teufel, und in der Morgensonne leuchtete hellrot sein vom Herzschweiße des überwundenen Gegners gefärbtes Mördergehörn.

Hoch über ihm zog ein Räuber der Lüfte seine weiten, sich immer steiler hinauf schraubenden Kreise.

Aufs Blatt genarrt.

Die beiden Kitze in der Schonung am Klaren See sind nun schon flink auf den Läufen und müssen sich jetzt selbst im Felde behelfen, da die Mutter auf Abenteuer geht und die Kleinen abschlägt. Das kleine Böckchen spielt sich stark als den Beschützer des Schwesterchens auf. Aber in Wirklichkeit übernimmt dies die Fürsorge für den ewig zerstreuten kleinen Bruder. Nein, hat es mit dem seine liebe Not; er ist auch zu dumm! Äst er im Klee, so schaut er gar nicht auf, als ob es keinen Fuchs und keine bösen Bauernhunde gäbe auf der Welt! Und auf die Menschen versteht er sich gar nicht! Ein Glück nur, daß Schwesterchen Bescheid weiß mit denen, und daß es mit







Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Ricke. Vertraut äsend, beunruhigt und flüchtig gehend.

allen Vögeln im Walde gute Freundschaft geschlossen hat. Sogar mit der Krähe, die früher so garstig nach den kleinen Kitzen zu hacken versuchte. Jetzt ist sie eine nützliche Warnerin geworden. Sie besitzt eine große Menschenkenntnis, das Rehkitz hat schon viel von ihr gelernt. Zum Beispiele, daß die Menschen, die hinter Pferden hergehen oder darauf sitzen, gute Leute sind, aber die kleinen, die hinter Kühen hergehen, nichts taugen. Solche die unten dick und rund sind und im Walde Dürrholz sammeln, sind ganz unschädlich. Aber solche, die aussehen, wie verfaulte Baumstümpfe und an der Waldkante hinschleichen, um plötzlich dazustehn, als seien sie aus dem Boden herausgekommen, die können Blitz und Donner machen, und vor denen hat die Krähe schreckliche Angst. Auch der Häher meldet diese Schlimmen kreischend an; aber der Zaunkönig schimpft mit dem ängstlichsten „Zerr, zerr!" über die Halbwüchsigen und zetert ihnen eine Elendsweite nach.

Die Welt ist so voller Gefahren, und Brüderchen ist so sträflich leichtsinnig! Ein Glück, daß er sein Schwesterchen hat, die für ihn sorgt! Ihr feines Näschen sagt ihr, was los ist, wenn die Wildtauben klatschend abstreichen oder der Entvogel knäkend aufsteht. Aber daß der moosgrüne Mann mit der Blitzröhre nicht so schlimm ist, wie die Krähe ihn macht, hat das Rehkitz längst begriffen. So oft er an ihr vorüber geht, wirft er ihr einen freundlichen Blick zu; die spitzbübische Krähe wird ihm wohl auch nach den Augen gehackt haben, als er klein war! Neulich pickte sie den Junghasen tot, so jämmerlich er auch klagte. Jetzt brauchen die Rehkitzen diesen grauen Strolch, die Krähe, nicht mehr zu fürchten. Und auch der Fuchs kann ihnen nichts mehr anhaben. Desto mehr müssen sie vor den Dorfkötern auf der Hut sein, die zu zweien jagen. Und auch sonst sind Wald und Feld voller Gefahren. Neulich fanden die Geschwister ein anderes Kitz, das hing in einer Schlinge und war ganz steif und stumm. Als Brüderchen es stieß, regte es sich nicht mehr. Und Schwesterchen prallte zurück, als es die Stumme liebkosend lecken wollte. Die Witterung des stillen Rehes war so sonderbar. Seitdem weiß das Kleine: wenn eins kalt und starr wird, das ist der Tod! Als es an der Leiche des Verunglückten zitternd die Wahrnehmung machte, schlich sich ein langer dürrer Mensch heran, der nahm das Tote aus der Schlinge heraus, steckte es in einen Sack und trug es auf dem Rücken davon. Der ist noch schlimmer als Krähen und Dorfhunde, der Rehfresser! Und wie furchtbar dies Raubtier Mensch stank!

Wo nur die Mutter heute stecken mag? Nirgend können die Kitze ihre Fährte finden!

An dem Weizenschlage beim Klaren See hat sie einen Hexenring getreten und hinter ihr jagt ein alter tiefroter Bock mit fast schwarzem Gehörn. Vorhin waren Bock und Ricke in der Wiese, ohne zu merken, daß der Oberförster ihnen dort auflauerte. Er hatte schon die Büchse abgestochen,



H. Münch. *Groß-Lichterfelde, Juli 1908.*

Zwei Rehkitze, verhoffend und ängstlich sichernd.

aber so oft er ansetzte, so oft stellte sich der Bock ungünstig oder die Ricke kam in die Schußlinie, und schließlich jagten beide wieder in den Weizen hinein.

Sollte er hier blatten? Der alte Bock würde ihn dann sicher umgehen, um sich Wind zu holen. Aber der alte Holzmeister hatte gut geraten: drüben in der Wiese am See, da mochte es gehen! Dort stand der Wind auf den See hinaus und die Erlen am Ufer boten gute Deckung. Langsam ging der Oberförster fort und wendete sich erst nach ein paar hundert Schritten zum Seeufer hinab, an dem er dann zurückschlich. Als er an dem Erlenbusche angekommen war, wartete er noch ein Weilchen. Dann blattete er. Zunächst den Fiepruf. Nichts rührte sich. Noch einmal den Fiepruf. Dann: Pi—juh! Wieder alles stille. Der Oberförster rührte kein Glied, achtete aber sorgfältig auf die Weizenhalme. Vielleicht, daß der Bock geschlichen käme? Aber der saß befriedigt im hohen Weizen bei seiner Ricke und kümmerte sich den Teufel um das Fiepen dort unten.

Nach einem Weilchen aber sah der Oberförster, daß ein Kitz zögernd auf

die Wiese trat, dann ein zweites, ein Böckchen, folgte. Beide kamen zögernd näher. Unangenehme Störung. Gleichviel: der Weidmann stieß jetzt auf dem Blatte das Angstgeschrei aus: „Piji—iii—iiä!" Da rauschte es wild auf im Weizen, und in hohen Fluchten stürmte ein Reh heran. Schon hob der Jäger die Büchse. Aber es war die Ricke, die, als sie ihrer Kitzen ansichtig wurde und das nochmals ausgestoßene Angstgeschrei eines Schmalrehs hörte, hilfsbereit und in höchster Angst schimpfend auf und ab sprang und sich gar nicht beruhigen konnte: „Baa—u, bööb! böb, böb, baa—u!" Und dazwischen der Angstschreiruf: „Piji—iii—iii—ä!"

Jetzt wurde auch dem Bocke im Weizen der Spaß zu bunt. Wer war der Frechling, der sich da unmittelbar in seiner Nähe an einem Schmalreh zu vergreifen wagte? Jetzt kam ein schmachtend schmelzender Klageton: „Piju—pi—jä!" Das durchschauerte den Bock bis ins Herz.

Abermals dieser Schrei, in dem sich der Schmerz und die Süßigkeit des ersten Liebesempfindens paaren. Und dazu immer wieder das grobe Schmälen der Ricke! Da war es um die Selbstbeherrschung des alten Bockes geschehen und wütend stürmte er herbei, um den vermeintlichen frechen Nebenbuhler zurückzuschlagen.

Im nächsten Augenblicke hatte er die Kugel und lag verendend im Wiesengrase . . .

„Das dachte ich mir wohl," meinte der Oberförster, als er herantrat, „daß Du nicht ruhig bleiben würdest, wenn die ganze Familie schimpft und schreit!" Und lachend blickte er den Kitzen nach, die mit wippenden Spiegeln hinter ihrer noch schmälenden Mutter hersetzten. Dann prüfte er das knuffige stark zurückgesetzte Gehörn des Bockes, den die Leute „den alten Baron" genannt hatten. Als er ihn aufgebrochen hatte und in den Rucksack steckte, zog das Kitz in den Weizen, an dessen Rande es voller Entsetzen dieser Bluttat zugeschaut hatte.

Und seitdem gibt es der Krähe recht: auch die Menschen, die wie verfaulte Baumstümpfe aussehen, sind schlimme Rehfresser. Die Welt ist schlecht, und die Menschen sind die schlimmsten Raubtiere darin. Und doch hat der dort so gute, treue Augen und kann so lieb und herzig das kleine Reh anblicken!

Unrühmliches Ende.

„Dolchspieß" war, seitdem Andres Vollrath ihn auf frischer Tat ertappt hatte, wieder verschwunden. In Wundshagen wurde ein geforkelter Bock gefunden; vielleicht hatte der schwarze Teufel sich jetzt dorthin gezogen. Auf seinen alten Standplätzen spürte er sich nirgends. Und doch wollte ihn der Oberförster gern abschießen. Er setzte sich deshalb eines Abends oben am Steinholze an und suchte mit dem Glase die Gegend ab. Erst auf der Sonnen=



Erika Hühner. *Oberförsterei Kottwitz (Breslau), März 1910.*

An der Tränke.

seite, dann auf der Schattenseite. Von dort aus hat man eine schöne Fernsicht über das weite Land, rechts über die Wundshagener Wälder und Seen, links über Franzwalde und Heinrichsaue hin bis nach Kasekow und Lüttenhagen. Überall Wald und Wasser, fruchtbare Felder dazwischen und weite Wiesenzüge. Überall auch weite und wohlgepflegte Schonungen, in denen Schwarz- und Rotwild gute Deckung haben und alte Rehböcke erst recht.

Wo Düsternlanke an Franzwalde grenzt, nennt man den alten Wald die Eichenworth und den Berg daneben den Eichenberg. Es ist der unsicherste und am meisten beunruhigte Teil der Grenze des Reviers, und der

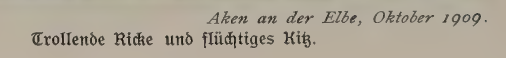
Oberförster sah gestern mit Mißbehagen, daß der gute Bock, der am Eichenberge stand, sich nach dort hinübergezogen hat. Da er von „Dolchspieß“ ohnehin nirgend etwas zu sehen kriegte, birscht er langsam um das Steinholz herum und dann in der Kiefernschonung bis zum Eichenberge hinan. Von dort aus muß dem Bocke beizukommen sein. Es ist recht schwül geworden. Die Schwalben fliegen tief über die goldenen Ährenhocken hin, sie sammeln sich wohl schon zur großen Reise, Stieglitze streichen über die Stoppeln und tummeln sich an den Distelbüschen am Waldrande. Auf den Hocken fallen Wildtauben ein; klatschend steigen sie wieder auf und kreisen, um schließlich doch wieder auf derselben Stelle einzufallen. In den Eichen schnickert und schimpft ein Rotkehlchen, und ein Häher warnt. Vorsichtig schleicht sich der Oberförster hinab bis zu der großen, etwas vor dem Bestandrande stehenden Eiche, auf der der Hochsitz angebracht ist. Der alte Vollrath hat ihn gebaut. Hübsch weit, daß man die Beine ordentlich ausstrecken kann, eine bequeme Rückenlehne dazu und rechts vom Sitzbrette in handlicher Nähe ein Nagel für die Büchse. Der Oberförster ist hinauf gestiegen und macht es sich bequem. Der Wind stößt sich heute nicht. Also kann er ruhig sein Pfeifchen anzünden: die Stechfliegen sind noch immer recht lästig. Belustigt sieht er den Eichhörnchen zu, die sich drüben an einem Stamme jagen und den Steinschmätzern mit ihrer flüggen Brut am Ackerrande, der Haselmaus, die durch welkes Fallaub raschelt, und der Kröte, die auch einen Ansitz bezieht: auf Regenwürmer. Die Dämmerung zieht langsam einher, aber es will nicht kühl werden. Gegen Abend hin ist der Himmel blaugrau bezogen. Eine Natter kriecht züngelnd und spähend durch das Laub. Plötzlich raschelt sie davon. Aber da ist der alte Fasanenhahn schon zwischen ihr und dem Waldgraben. Und ehe sie es sich versehen hat, springt er zu und gibt ihr einen Schnabelhieb. So, noch einen und noch einen! Und nun tritt er auf die Schlange, drückt ihr den Sporn ein und hackt sie dann in Stücke. Wenn die Sonne sein Goldgefieder trifft, glänzt und funkelt es in voller Pracht. Plötzlich aber läuft der Gockel in den Wald, die Eichhörnchen bäumen auf, in dem hohen Kunigundenkraute und Distelzeuge am Waldgraben rauscht es, dann prasseln dürre Zweige. Aber dann ist alles still: der Bock hat dort geschlagen und geplätzt.

Das kann gut werden! Nun heißt es warten, bis der wieder aufsteht! Und dabei zieht das Gewitter näher und näher heran. Schon leuchten in der Ferne die Blitze, und die Donner rollen. Bei solchem Wetter ist ein Hochsitz auf einer einzelnstehenden Eiche nicht gerade der angenehmste Platz. Der Oberförster denkt daran, wie einmal der Blitz in einen solchen Baum schlug, kurz nachdem er ihn eben verlassen hatte. Aber er will den Bock auch nicht vergrämen und deshalb nicht früher als nötig herunterklettern. Schließlich aber wird es Ernst. Mit wirbelndem Staube jagt die Eilung



M. Behr. *Oberstdorf, Juli 1910.*

Treibender Bock und Ricke.



Aken an der Elbe, Oktober 1909.

Trollende Ricke und flüchtiges Kitz.

Fährten.

heran, und die Baumkronen biegen sich ächzend im rauschenden Sturme. Der Regen prasselt, mit Graupeln gemischt, hernieder, und die Blitze folgen sich immer heftiger und schneller. So muß es denn sein! Noch einmal wirft der Weidmann, bevor er den Hochstand verläßt, einen Blick auf die Stelle, wo der Bock sich niedergetan hatte. Aber er kann in dem Unwetter kaum die Hand vor Augen sehen. Und da kracht und blitzt es auch schon wieder. Also hinunter. Dann aber drauf los. Man kann nicht wissen: vielleicht — — Richtig, da springt der Bock davon, und der Oberförster hat ihm schon den Schuß nachgeworfen. Jetzt bereut er, es getan zu haben. Der rauschende Regen erstickt jeden Laut und verwischt jede Spur. Der Oberförster geht zwanzig, dreißig Schritte der Fährte nach: nichts zu finden! Es bleibt ihm nichts übrig als heimzukehren und morgen mit dem Hunde Nachsuche zu halten.

Das geschah denn auch mit aller Sorgfalt! Aber was fand man? Etwa hundert Schritte vom Waldgraben war trotz des Regens ein Wundbett erkennbar und daneben verwaschene Stiefelspuren. „Molly“ suchte weiter und gab nach kurzer Zeit Laut: unter einem Busche im Laube verscharrt lag der Aufbruch des Bockes!

Vollrath und der Oberförster sahen sich lange schweigend an und sagten nichts.

Erst auf dem Heimwege meinte Vollrath trocken: „Den hat der verdammte Kerl noch lebend im Wundbette jefunden. Bei Jewitter kriecht er alleweile im Walde herum! Natürlich hat er alles beobachtet!“

Der Oberförster antwortete nichts. Wozu auch!

Sie spürten die ganze Waldkante ab. Aber jede Fährte war verwaschen. Und welchen Zweck hätte es gehabt, bei Montjoie Haussuchung halten zu lassen! Daß bei dem Erzgauner nichts zu finden sein würde, war ja klar. Das zerwirkte Wildbret war offenbar längst bei dem Jagdpächter Lejeune, dem Schwager des Wilderers.

Wer weiß, in welchem verräucherten Schlupfwinkel nun das Gehörn des guten Bockes vom Eichenberge hängt, der hier ein so unrühmliches Ende gefunden hat!

Aber soviel steht fest: gegen den Pantoffelmacher muß jetzt Ernst gemacht werden!

Des Wilderers Mörder.

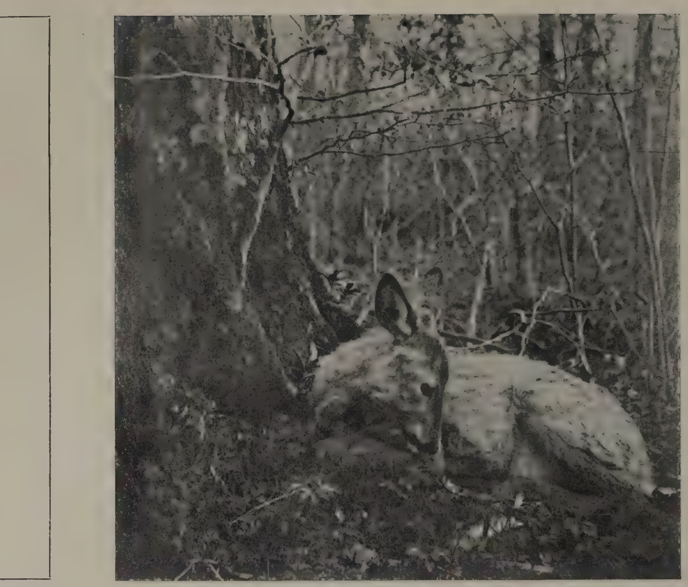
Der Herbst ist ins Land gekommen. Die Hirschbrunft ist vorüber, das wilde Eifersuchtslied der starken Kämpfer dröhnt nicht mehr über die Wälder und Seen. Die letzte Oktobersonne liegt auf dem schweigenden Walde und löst mit sanfter Gewalt Blatt um Blatt von den rotgoldenen Buchen. Müde fällt das welke Laub zur Erde, und in der hellhörigen Luft ist das Krächzen



Kallmeyer. *Kurische Nehrung, September 1907.*

Weißes Reh.

der Krähe weithin vernehmbar, die faul auf der Kartoffelmiete an der alten Mergelkuhle sitzt. Über den Seen liegt noch der feine Morgendunst und über dem Walde ein köstlicher blauer Schmelzhauch: Herbststimmung der sterbensmüden Natur! Längst sind die Sänger der Sehnsucht zum fernen Süden gezogen. An der Landstraße streichen nordische Drosseln von Baum zu Baum, um die letzten Ebereschenbeeren abzulesen. Im Walde aber herrscht fröhliches Treiben der Strichvögel. Auf den Fichten flattern Meisen und Goldhähnchen von Zweig zu Zweig, in den Erlen am Bruchwalde treibt eine muntere Gesellschaft von Zeisigen sich herum, die jetzt von Waldsaum zu Waldsaum streifen. Lustige Kerle in ihrer schön grün und gelben Zeichnung! Da hängt einer kopfüber an einem schwankenden Zweige und pickt den Samen aus den Erlenäpfeln. Jetzt macht er eine Riesenwelle, frei aus den kleinen Ständern ohne mit den Flügeln zu schlagen und, schubb, ist er oben. Siehst du wohl! Wippend geht der schwanke Zweig mit ihm auf und nieder, er aber sitzt fest und leicht, wie ein Husar im Sattel über Koppelricken und Gräben, und schaut vergnügt und liebenswürdig in die Welt mit seinem schwarzgezeichneten Köpfchen. Dann stimmt er sein Liedchen



Käthe Hecht. *Strahlsund 1909.*
Kranke Ricke im Bett.

an, das sich ja nicht messen kann und mag mit dem schmelzvollen Gesange der Nachtigall. Aber der Zeisig meint: nach Süden ausrücken könne jeder, Aber der Heimat treu bleiben in Sturm und Wintersnot: dazu gehöre ein tapferes kleines Herz. Und darin stimmt ihm der Kreuzschnabel bei und der kleine Zaunkönig, und alle drei loben den goldigen sonnigen deutschen Herbst, so krumm oder gerade wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Und da der Zeisig den schönsten Gesang von ihnen hat, so bleibt ihm der Ruhm des Sängers der Herbstlieder unbestritten.

Die Rehe ziehen sich jetzt, da es im Walde nur wenig frische Äsung mehr gibt und die Roggensaat noch nicht aufgelaufen ist, auf die Rübenfelder, wo sie die Blattreste aufnehmen und bevorzugen namentlich die Seradella, wo ihnen solche geboten ist. Unter dem Steinholze neben der Kranichbruch-Schonung steht die Seradella gut; und dort ist jetzt abends und morgens starker Zuspruch von Rehen.

Da heißt es für Vollrath scharf aufpassen, daß keine Schlingen auf den Wechseln gestellt werden. Morgens und abends ist er unermüdlich auf den Beinen. Aber er findet nichts, und das Rehwild ist auch überall vertraut. Montjoie weiß gut genug, daß bei dem Wetter für ihn keine Geschäfte zu machen sind. Aber er studiert jetzt alle Tage den Wetterbericht, der vor dem Schulzenamte angeschlagen wird. Denn er ist ein aufgeklärter Mensch,



Max Steckel. *Ober-Schlesien, März 1909.*

Sibirisches Rehwild: zwei Sechserböcke im Bast, und eine Ricke.





Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

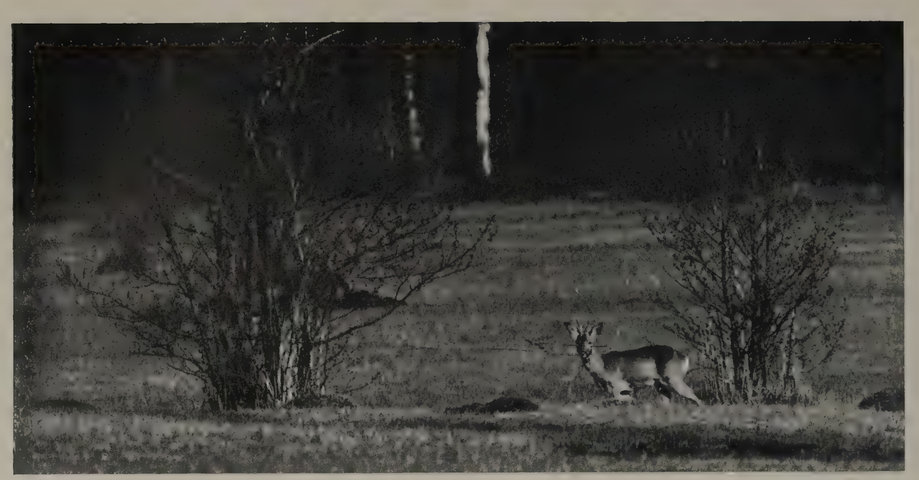
Äsende Ricke.

der etwas für seine Bildung tut. Wenn „eine Depression von Westen her im Anzuge" ist, dann gibt es Schlackerwetter. Und das ist es, worauf er lauert. Dann sitzen die Rehe unweit der Rüben oder der Seradella im raumen Walde, namentlich im Steinholze, das an den Bestandrändern mit Schlehen, Weißdorn und Knirckbüschen besetzt ist. Da haben sie schöne Deckung und leiden nicht so unter dem Tropfenfalle, wie in den Schonungen.



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Ziehende Ricken. Auf dem Steppengut des Herrn Friedrich Falz-Fein.



Max Steckel. *Ober-Schlesien 1909.*

Gabelbock.

Außerdem studiert der Wilddieb aber auch ganz genau die Gewohnheiten des alten Vollrath. Im Dorfe dient ein Mädchen, das ein Kind von ihm hat und noch immer zu ihm hält. Beim letzten Sonntagstanze in Franzdorf hat er sie gründlich über alles, was im Forsthause vorgeht, ausgefragt. So weiß er nun, daß der alte Vollrath jetzt früh und spät auf den Beinen ist, aber nach dem Mittagbrote ein Nickerchen zu machen pflegt; denn die Försterfrau leidet nicht mehr, daß der Meister auf seine alten Tage sich so ruhelos und rastlos abrackert. Der Förster hat jetzt mit der Auszeichnung der Stämme in den Verjüngungsschlägen zu tun, den Fuhrleuten Brennholz anzuweisen, und außerdem fünfzig Polacken bei den Grabenarbeiten zu kontrollieren; da ist er mittags auch müde wie ein Hund.

Trotzdem war Montjoie gar nicht recht zumute, als er am Donnerstage mittags an der Eichenworth entlang dem Steinholze zuschlich. Als er auf die Höhe des Eichenberges trat und sichernd das Vorland überblickte, strich plötzlich eine Waldohreule vor seinen Füßen ab. Er wußte gut genug, daß jetzt im Herbste die Eulen in größeren Flügen umherstreichen. Dennoch wurde ihm benaut, als die zweite und gar die dritte, vierte, fünfte von dem greulich glotzenden Rackerzeuge quäkend vor ihm aufstand und schwanken Fluges abstrich.

Zu allem Unheil kam auch noch ein altes Weib mit einer hohen Reisighucke auf dem Rücken dahergekeucht. Montjoie drückte sich in die Schonung, und als sie vorüber war, spuckte er dreimal hinter ihr her. Er war nicht abergläubisch, das hätte gerade noch gefehlt! Aber als auch noch ein Hase vor ihm ausfuhr und nach links hin absprang, lachte er doch ärgerlich:



Max Steckel. *Ober-Schlesien, Juni 1909.*

Trächtige Ricke, äsend.

ob das vielleicht ein Unglückstag sein sollte, heute! Dann nahm er einen tüchtigen Schluck aus der Schnapspulle und lief geduckt aber hastig zu dem Steinholze hinüber. Ärgerlich zuckte er zusammen, als zwei Eichelhäher schimpfend und scheltend ihn umkreisten. Doch dann ging er unverfroren an seine Arbeit. Vier Wechsel waren hier bloß. Einer führte zurück in die Kiefernschonung, das war der Hauptrückwechsel und der hatte noch einen Nebenwechsel. Dann führten drüben zwei festgetretene Wechsel auf das Feld hinaus. Die vier Schlingen waren bald gestellt. Dann schlich der Wilddieb um das Steinholz herum, prüfte nochmals das ganze Vorland, und als er nichts Verdächtiges wahrnahm, ging er los. Leise vor sich hinpfeifend und zuweilen leicht an die Bäume klopfend, trieb er den ganzen Wald mehrere Male durch. Höhnisch lachend bemerkte er, wie mehrere Rehe vor ihm fortspritzten und wie ihre weißen Spiegel durch das Unterholz von Knirck und Haselstauden hinwippten dem Felde zu. Aber zwischen den dünnen Stangen an der Morgenseite drückte sich einer herum, dessen er nicht recht ansichtig werden konnte und der offenbar nicht gern herauswollte: das mußte ein guter Bock sein. Montjoie setzte sich ein Weilchen und lauschte: nun hörte er, wie der Bock an der Waldkante entlangzog. Jetzt ging der Wilddieb unter Wind und schlich sich ganz vorsichtig an den Bock heran, als ob er ihn schießen wollte.

Das half: mit einem groben „Böb, bööbb!" sprang der Bock ab, um gleich darauf in der Schlinge zu röcheln.

Grinsend blickte ihm der Wilddieb zu. Aber jetzt durfte er keine Zeit

27*



Max Steckel. *Bei Philippopel, Februar 1910.*

Achterbock im Bast.

verlieren. Schnell eilte er am Waldsaume herum und nahm seine Schlingen auf. Auf dem zweiten Wechsel an der Feldkante hatte sich eine Ricke gefangen, die er mit einem kräftigen Hiebe auf die Stirn totschlug. Aber dabei brach sein Eichenknüttel entzwei. Hurtig steckte er die Ricke in einen Kartoffelsack, nahm das Knüppelende auf und dann den Sack auf die Schulter, um den Bock an der Rückseite zu holen. Als er näher kam, erkannte er zu seiner Überraschung, daß es der starke Schwarze mit den spitzen Stangen war, dem er im Roggengraben den ganzen Sommer über vergeblich nachgestellt hatte, und mit einem wilden Satze sprang er auf den anscheinend Verendeten zu. Aber „Dolchspieß" lebte noch. Mit der Kraft der Verzweiflung zerrte er an der Schlinge, und als der Wilddieb, der nur die rechte Hand frei hatte, nach seinem Gehörn griff, stieß der Bock zu und traf den Wilderer, wie er den starken Bock in der Wiese am Bruchberge getroffen hatte: mitten ins Herz!

Als Andres Vollrath abends mit dem Förster am Steinholze vorbeikam, fanden sie den Wilderer tot neben dem verendeten Bocke und der gestohlenen

Ricke. An der Ursache des Todes konnte kein Zweifel bestehen. Gleichwohl beeilte sich der Förster, dem Oberförster als Amtsvorsteher Meldung zu erstatten. Vollrath sollte so lange an der Leiche bleiben, bis der Hilfsjäger Knoth ihn ablöse.

Schweigend stand der Alte, als der Förster sich entfernt hatte, neben dem Wilderer und seinem Opfer, dem schwarzen Bocke, der nun auch an seinem Mörder zum Mörder geworden war. Wie oft hatte er beiden nachgestellt — nun hatte der Wald vor beiden Ruhe!

Liebkosend streichelte Vollrath dem Bocke das Geäse. Aus der Schlinge durfte er ihn ja nicht lösen, ehe der Oberförster da war. Und auch den Wilddieb mußte er liegen lassen, wie er lag. Aber die starren Augen drückte er ihm mit schonender Hand zu. Und wehmütig seufzte er dann: „Nu is der ooch dot!"



Tot verbellt.



Karl Soffel. *Vivarium.*

Gartenschläfer.

Schläfer.

Von Else Soffel.

Gartenschläfer. Thüringen.

Um die alte Burg im Thüringer Land duftet der Frühling. Erst war er ins Tal gekommen, hatte dort die Gänseblümchen eingekleidet in den Wiesen und die goldenen Himmelsschlüssel aufgestellt. Dann aber war er den Berg hinangeklettert, hatte kleine gelbe Sternchen vom Fingerkraut auf den grauen Stein gesetzt und weiße, winzig kleine Blütenköpfchen der Rapunzel hervorgezaubert, samt Rosetten länglicher, eßbarer grüner Blättchen. Die Dorfkinder, die vom Oberdorf über den Burgweg nach dem Unterdorf gingen, sammelten die in ihre Körbchen, um sie für wenig Geld zu verkaufen, und des Pfarrers Älteste, die gern mit ihnen lief, erzählte ihnen dabei von Rapunzel mit dem langen Goldhaar, die der bösen Zauberin verfiel, weil ihre Mutter Rapunzeln gegessen hatte aus der Zauberin Garten. Und wie dann der Königssohn an ihrem langen Blondhaar zu ihr hinaufstieg in den Turm.

Und nun blühten schon die Obstbäume und der Flieder fing an zu duften um die alte Burg, als wär' es ihnen beiden angeflogen. Niemand hatte hier gehaust, lange Jahre. Nicht als ob die Burg keinen Besitzer gehabt hätte. Sie hatte mehr als einen, sie hatte zu viele. Aber sie ließen stehn und fallen, wie es stehn und fallen wollte und nur die Tiere und Blumen hatten es gut hier. Für die Menschen war es kein Ort.

Deshalb wunderte sich Perlauge, der Schläfer, als er eines Abends von einer Fliederecke oben über einen kleinen Weg hinüber wechseln wollte, daß zwei von diesen ihm plötzlich in die Quere kamen. Ärgerlich keckerte er über die Störung. Sie wollten wohl gar nach ihm greifen mit langen Pfoten! Aber nichts da! entwich er ihnen ins Fichtendickicht und kletterte behend einen blühenden Goldregenstrauch hinauf, der zwischen jungem Nadelgehölz just über dem Wege stand. Dort saß er lange und lauschte. Dann fing er an sich zu putzen. Leckte die Pfötchen, wusch Ohren, Gesicht und Schnauze. Zog auch den langen Schwanz zwischen den Vorderpfoten zu sich heran, in dem er rasch mit den Händchen daran weiter rückend wie an einem Seil, ihn der reinigenden Zunge zuführte. Plötzlich aber ließ er den Schwanz und fiel selbst fast vom Aste. Irgendwo in seiner Nähe fiel mit dumpfem Schlag eine Türe ins Schloß, als zweite unliebsame Überraschung für Perlauge an diesem Abend.

Hätte er geahnt, daß bald auch eine Türe hinter seiner Freiheit sich schließen sollte für immer!

Aber er beruhigte sich bald, und um so leichter als ihm das wieder erwachte Windchen den Duft eines Vogelnestes im Fichtenunterwuchs zuführte, zu dem er sich jetzt, das Näschen in der Luft, mit gestrecktem Körper hinwitterte.

Perlauge war kein Kostverächter und hielt sich durchaus nicht nur an Pflanzenkost. Die Mutter hatte ihn so manches schätzen gelehrt.

An lauem Abend im Brachmond war's gewesen, als sie die nun vierwöchigen Jungen führte, in den Berggärten reiften die Kirschen.

Ein schlankes Kerlchen war Perlauge damals, halb so groß wie jetzt und grauer gefärbt als die Mutter. Sie kam mit ihnen vor den Wald, ans Kornfeld, wo die Brachkäfer flogen. Hoch surrten sie in der Luft um Eichengebüsch und Nadelholz, saßen im Gras oder hingen zu Paaren an den Halmen. Hei, wie das Perlauge freute, der mit der Mutter im Eichenbusch saß! Wie er nach ihnen sprang in täppischer Lust, obgleich er mehr als einmal sich überkugelnd in den Busch fiel. Wie es in ihm ruckte und zuckte, daß er auf seinem Zweig nicht bleiben konnte! Aber die Mutter lehrte ihn stillsitzen und horchen wie sie selbst es tat, die mit nach vorn gestellten Ohren lauschend, neben ihm saß. So lehrte sie die Kinder und Perlauge machte es bald wie sie. Biß dem Käfer den Kopf ab, wenn er ihn hatte, drehte ihn rasch zwischen den weiß-rosa Pfötchen und schlürfte ihn aus. Ließ ihn dann fallen und witterte nach einem neuen. Später ging's in die Kirschen. Und wieder machte es Perlauge wie die Mutter: biß sie rund um den Stiel an und ließ sie dann hängen, um nach der neuen zu langen. So vertilgten sie eine ganze Menge an einem Abend und hatten noch nicht genug. Im Berghäuschen war das Fenster der Küche offen, dort schlichen sie sich ein. Bauer und Bäuerin schliefen und lagen wie die Steine, ermüdet von der Heumahd. In der tiefen Nische des Fensters stand ein halbausgeleerter Napf Milch, den der Durst der Bäuerin übrig gelassen: sie machten sich drüber her. Leckten die Pfoten, wuschen die Schnauze und gingen an Speck und Brot, die neben dem Messer lagen. Einohr, Perlauges Mutter, saß manchmal still und regte die dünnen, quergefalteten Ohren, (von dem einen fehlte ihr ein Stück, daher ihr Name!) aus den großen nachtschwarzen Augen in die Dunkelheit forschend, bedachter als Perlauge. Aber es rührte sich nichts. Als sie gingen war wenig verzehrt und alles angebissen. Sie turnten noch eine Weile in dem Laubgehänge vor dem Fenster. Einohr lehrte Perlauge auf dünnem Zweig laufen, auf beiden Hinterpfötchen stehend, die Nase in der Luft, die Umgebung beriechen, in Gefahr des Fallens den Schwanz gebrauchen. Dann machten sie sich auf den Heimweg. Am Waldrand hört Einohr es piepsen. Vor der Hohlbuche, nicht weit vom Boden. Schlafende Haselmäuse sind's, Verwandte.

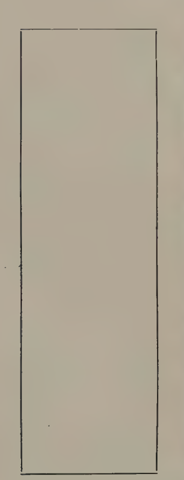


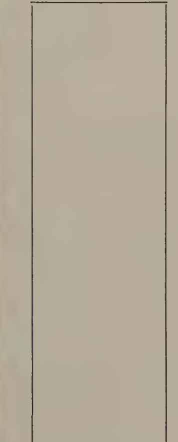

O. Grabham. *Yorkshire, Juni 1909.*

Haselmaus, nach einer Störung ihre Jungen aus dem Nest wegtragend.

Aber das kümmert Einohr nicht: sie wirft die Kleinen heraus, die eben den gelbroten Pelz erst angezogen. Die Alte entflieht voll Schreck und Einohr und Perlauge blieben und schliefen hier für den Tag. Die andern hatten sich schon zerstreut und gingen ins eigene Nest. Nur Perlauge blieb noch mit der Mutter.

Gierig gefräßig und grausam war Einohr, die alte Sünderin, dabei





Atkinson. *England.*

Schlafende Haselmaus.

von Fett strotzend, mit hängenden Backen, boshaft leuchtenden Augen und schreckhaft gestutztem Ohr, deren Anblick wohl ein Vögelchen zu erschrecken vermochte, wenn es sie in unsicherer Dämmerung am Nest bemerkte. Es war in gewittriger Juninacht gewesen, als sie von Sturm und Leibesnot gedrängt, ein Geheck junger Amseln aus ihrem angestammten Nest räumte und dort hinein ihre Jungen warf, denn der Weg zur selbstgebauten, luftig zwischen Zweigen aufgehängten Kinderwiege war ihr zu weit geworden. Der Regen goß in Strömen, der Wind peitschte die Zweige, in denen das Raubnest stand: so kam Perlauge zur Welt als der letzte von sechs Geschwistern. Ward abgeleckt und kroch unter die Mutter.

Eine gute Mutter war Einohr und tapfer wenn es galt, die Kleinen beschützen. Und sie hatte dann eine Art, daß man ihr gern aus dem Wege ging. Rundkopf, der Kauz, der die Kinder im Mondlicht erblickte, konnte nicht an sie kommen: Einohr fuhr ihm entgegen. Auch das Wiesel zog wieder ab, wie es gekommen. Einohr saß ihm doch zu plötzlich an der Schnauze! Hätte sie freilich das Nest sauberer gehalten, so wäre mancher nicht drüber gekommen. Aber so reinlich Einohr an sich war, so schmutzig hielt sie die Wohnung: man roch sie schon von weitem.

Perlauges Vater fiel im Liebeskampf gegen Dickwanst, nur wenige Tage nachdem er mit Einohr Hochzeit gemacht hatte. Gemütlich saß Einohr daneben, als die Gegner keckernd einander ansprangen und putzte sich, kaum nach den beiden sehend. Und als ihr Liebster fiel, von Dickwanst zerkratzt, zertreten, zerbissen und dieser sich daran machte, ihn aufzufressen, ließ sie sich auch nicht lange bitten – ja, sie jagte Dickwanst die besten Stücke noch ab!

Nagersitten! Es wäre Einohr selbst beinahe ähnlich ergangen. Sie hatte fleißig eingetragen im Herbst, unzählige Male hatte sie den Weg gemacht nach dem Waldrand zu den Haselbüschen, zu der großen Buche hinten, die einzeln stand auf der Waldwiese und reichen Samen trug in jenem Jahr. Im Eichhornnest war der Reichtum geborgen, Nüsse und Bucheln, die sie in vollen Taschen heimgebracht, manches Korn Hafer und Weizen und anderes mehr. Was für ein Jahr war es gewesen! Im Pfarrgarten das herrlichste Obst an den Spalieren! Und die Drahtschlingen taten dem Fest keinen Eintrag. Wenn man es nur verstand!

Wäre nur die Katze nicht gewesen! Sie kletterte gut, das mußte man ihr lassen. Aber Einohr saß geduckt, platt an die Rückseite des Stammes gedrückt wie ein Eichhorn, und als Mauz sie dennoch entdeckte, ließ sie sich fallen und fand ein Rattenloch – so entkam sie.

Nun also, es war Herbst und sie ging ins Nest mit der Sippe. Da war Schabzahn der Alte und Langohr, Weißpinsel und wie sie alle hießen, die böse Gesellschaft! Warum war sie nur mit ihnen ins Nest! Das Erwachen



Karl Soffel. *Burg Lauenstein (Ofr.), Sommer 1912.*
Gartenschläfer. Blitzlicht-Selbstschuß.

war schrecklich, beinah zum Tode. Die andern erwachten wohl früher als sie, und der Wintervorrat war aufgezehrt. Da machten sie sich über sie her!

Schabzahn, der Alte, saß ihr dicht über den Augen, als sie erwachte. Und wie gut er noch bei Zähnen war! Damals ließ sie das eine Ohr.

Aber besser das eine, als beide und den Kopf dazu!

Einohr wurde die geriebenste von allen. Keine Schlinge, nicht Mauz, nicht die Waldohreule, nicht Rundkopf der Kauz, konnten ihr etwas anhaben. Solange sie vorsichtig blieb! –

Wie sie zu den Aprikosen kam trotz Drahtnetz und Falle war dem Pfarrherrn ein Rätsel. Und von den köstlichen Eierpflaumen blieb kaum eine heil. Aber der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Einohr wurde frech. Saß sie doch am lauen Sommerabend am Fenster der pfarrherrlichen Studierstube und speiste hinter den großen Weinblättern sitzend, die dort hineinwuchsen, die schöne Frühbirne vom Teller, die die sorgliche Gattin dem predigtbeflissenen Eheherrn, auf den Zehen ins Zimmer schleichend, hingestellt hatte! Alter macht töricht.

Und Einohr hatte in ihrer Lüsternheit Mauzen vergessen. Die spazierte gemächlich hinter ihr auf dem schmalen Steinsims, der hier ums Haus lief.

Auch war Einohr, fett als wenn sie im glirarium gesessen, nicht „schmeidig“ genug zum Entkommen.

Diesmal war es zu spät. Mauz nahm sie hinten am Kragen. Sie hat es auch wirklich verdient — dachte der Pfarrherr.

* * *

Von all diesem wußte Perlauge nichts mehr, als er ein Jahr später an jenem goldenen Frühlingsabend um die alte Burg sein Wesen trieb. Er hatte die Mutter vergessen, hatte selbst Familie und auch diese wieder vergessen. Das heißt die Liebste, die er sich im Frühling geholt, — von den Kleinen hatte er wohlweislich niemals etwas gesehen. Er hatte sich daran gewöhnt, daß Menschen aus- und eingingen, wo er sich allein geglaubt hatte und fing an, seinen Nutzen von ihnen zu ziehen. Nächtlich kam er durch das Fenster in die Küche des kleinen Häuschens, das jetzt oben am Berg stand, wo ehemals das Burgtor gewesen. Die Hausfrau hörte ihn leise des Nachts an Tellern und Tassen, die auf dem Fenstertisch standen. Man hielt ihn erst für die Waldmaus, eine oder auch mehrere, bis Perlauge die Unvorsichtigkeit beging, sich schon in der Dämmerung zu zeigen. Sein langer, graubrauner, weißbepinselter Schwanz fegte noch eben ein paar Krumen von den Tellern, als die Hausfrau die Küche betrat.

Aha, das war er wohl, der damals keckernd ins Gebüsch entsprang im Dämmer des Juniabends! Das war er, der Gegenstand verschiedener nächtlicher Begegnungen! Das war er, der auf den Obstbäumen der Landstraße gesehen worden war, der nächtliche Besuch in der Küche!

Von da an erlosch das Interesse an seiner Person nicht mehr bei den Bewohnern des Berghäuschens. Und Perlauge kam ihm entgegen. Schon den nächsten Abend war er wieder da, noch in der Dämmerung. Saß unter hängendem Weinlaub auf dem Fensterkreuz der geöffneten Schiebefenster und putzte sich; die lange Zeile des Schwanzes ließ er herunterhängen. Präsentiert sich deutlich als eliomys quercinus, der Gartenschläfer, allein schon durch die schwarze Zeichnung des Kopfs, die die Augen umkreist, um die Ohren verläuft und — weg ist er, zeigt den rötlich-graubraunen Rücken.

Aber er kommt wieder, noch heute: zu verlockend ist der eigens für ihn vorgerichtete Speck, die Süßigkeit. Und die Falle ist niedlich umkleidet.

Schon wittert sich Perlauge näher heran, schon sieht er den Speck, da plötzlich ein Licht in der Küche — verwünscht! Perlauge erschrickt, will rückwärts, auf halbem Weg rasselt die Falle. Gefangen, gequetscht, zur Hälfte drin, zur andern draußen, ohne Luft, will Perlauge verenden — Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.

Als Perlauge aus seiner Ohnmacht wieder erwacht, glaubt er sich zuerst gerettet. Frei atmet er, sein Näschen zieht den Duft von Moos ein, am

dicken Stamm klettert er in die Höhe wie draußen. Nur eine seltsam blendende Helle sticht ihm die dämmerungsgewöhnten Augen. Und unter dem Moos führt kein Weg in die Erde, in irgendeinen Schlupfwinkel. Keiner am Stamm hinauf in luftige, laubige Zweige.

Als Perlauge eine Nacht durch mit Zähnen und Pfoten gearbeitet hatte, wußte er das und ergab sich in sein Schicksal.

War doch auch Speck reichlich vorhanden!

In Gefangenschaft.

Ein längere Zeit in Gefangenschaft gehaltener Gartenschläfer wurde auf die vorhergehend geschilderte Weise gefangen. Nachdem er verschiedentlich in der Umgebung gesichtet und gelegentlich eines abendlichen Besuchs in der Küche eines kleinen Thüringer Landhauses entdeckt worden war, stellte man eine Rattenfalle vor das Fenster, durch welches er zu kommen pflegte, die mit geräuchertem Speck und etwas eingekochtem Obst geködert war. Noch denselben Abend saß der Dieb in der Falle. Aber sei es nun, daß die Mechanik zu spät funktionierte, oder daß der kleine Geselle das plötzlich erscheinende Licht empfand und noch fliehen wollte: er wurde gequetscht, und trotzdem er sofort aus seiner fürchterlichen Lage befreit wurde – vorsichtshalber im Zimmer bei geschlossenen Türen und Fenstern – schien er verenden zu wollen. Der Kopf hing, mit gebrochenen Augen, kein Lebenszeichen war zu spüren. Also doch vorbei! Schade! Es wäre eine Freude gewesen, das so selten in Gefangenschaft geratende Tier einmal längere Zeit beobachten zu können! Schon sollte er entfernt und zu diesem Zweck mit einem Tuch vom Tisch genommen werden, als der „Tote" einen Satz von eben diesem Tisch bis auf den Kachelofen machte! Das Erstaunen war groß, guter Rat teuer. Wie sollte er wieder in die Falle kommen, in der er doch die Nacht und noch einen Tag verbleiben mußte, bis ein Käfig zurechtgezimmert war! Aber es gelang, wenn auch mit ziemlicher Quälerei. Drin war er!

Er sah den noch übrigen Speck, roch die Aprikosenmarmelade und machte sich über beides her. Er war also ganz augenscheinlich restauriert. Nur als der Besitzer den langen, aus der Falle hängenden, fast an den Pferdespringer erinnernden Schwanz berührte, ließ er diesem die Hälfte desselben mit dem weißen Schwanzpinsel wie eine Eidechse in der Hand. Das heißt seine pelzige Hülle, so daß die Endhälfte „unbekleidet" blieb, die nackten rötlichen Schwanzwirbel zeigend. Der Schwanz wurde regelrecht „koupiert", die Haare sind wieder drüber gewachsen und zeigen sogar in schüchterner Wiederholung die Farben der einstmalig stolzen Schwanzquaste.

Possierlich war es zu beobachten, wie das Tierchen in den ersten Tagen nach diesem Unglück, wenn es in dem Käfig, den es nun bezogen hatte (das

zweite Abteil dieses Käfigs bewohnte ein Tiroler Baumschläfer), herumturnte, das gewohnte Schwanzsteuer vermißte und regelmäßig vom Baum fiel, den es jedoch sofort wieder erkletterte und dasselbe Manöver von vorne begann. Jetzt ist es — soweit sein Fett ihm das Klettern noch erlaubt, denn es geht gegen den Herbst — daran gewöhnt und vermag auch ohne Steuer richtig abzustoßen.

Übrigens ist der Gefangene ein Weibchen und höchst wahrscheinlich die Mutter von zwei später an derselben Stelle gefangenen kleinen Gartenschläfern, die sich ganz wesentlich von der Alten unterscheiden. Auch im Wesen: die Alte ist ein zutraulich-faules, überaus gefräßiges Tier, gelegentlich boshaft räuberisch und nur in Angst noch zu lebhafter Bewegung zu bringen. Abgesehen von der viel geringeren Größe und der „jugendlich schlanken" beweglichen Gestalt der beiden Andern ist die Allgemeinfärbung viel grauer, das Roströtlichbraune der Oberseite nur am Vorderkopf etwas sichtbar, sonst noch gar nicht vorhanden, die Unterseite nicht reinweiß, sondern grauweiß, die schwarze Kopfzeichnung noch weniger deutlich und der Schwanzpinsel weniger entwickelt. — Trotz der Wahrscheinlichkeit der Mutterschaft hätte aber die Alte die zu ihr in den Käfig gebrachten Jungen sofort gefressen, wenn sie ihr nicht schleunigst wieder aus dem Weg geräumt worden wären. Man brachte sie dann in das zweite Abteil zu dem schon genannten Tiroler Baumschläfer, wo andrerseits sie sich sofort als Herren der Situation fühlten, ein mit Moos ausgelegtes Papphäuschen — das Schlafhäuschen des Baumschläfers — sofort bezogen und den armen Insassen hinausdrängten, der wimmernd vor Furcht in der Ecke saß und kein Futter mehr anrührte.

Da sie also auch hier nicht bleiben konnten, da sie wahrscheinlich ihrerseits allzubald die Verderber gespielt haben würden, so wurde, um Platz zu schaffen, die Alte ausgelassen. Sie kam jedoch schon den nächsten Abend getreulich wieder und ging in dieselbe Falle von einst. Zum Dank für ihre „Anhänglichkeit" und Zahmheit (die für einen Schläfer ziemlich groß ist), soll sie nun ihr Leben im Berliner zoologischen Garten beschließen.

Wirklich, das Tierchen verdient gar nicht die üble Nachrede, die sogar Brehm ihm noch zuteil werden läßt.

Wenn man auch nicht von „handzahm" reden kann wie bei der liebenswürdigsten Vertreterin der Gattung der Schlafmäuse, der reizenden kleinen Haselmaus, so ist der Gartenschläfer doch auf keinen Fall der boshafte bissige und unangenehme Gesell, als der er immer geschildert wird. Macht sein ausschließliches Nachtleben es auch fast unmöglich, sich ausgiebig mit ihm zu beschäftigen, so bringt man ihn doch in kürzester Zeit soweit, daß er den Pfleger kennt, sich bei seinem Nahen nicht mehr versteckt, sondern ihn zutraulich mustert und zur bestimmten Fütterungsstunde sogar auf ihn wartet, an der Stelle, wo er gewöhnt ist sein Futter zu empfangen. Ja er frißt,



Karl Soffel. *Vivarium.*

Gartenschläfer.

auch wenn der Pfleger dicht vor dem Käfig sitzt, den Kopf an der Glasscheibe, mit der der Käfig nach vorn abgesperrt ist, knabbert ein Stück Speck an, das man ihm in der Hand hinhält und verrichtet überhaupt alle seine kleinen Obliegenheiten in des Pflegers Nähe, wie z. B. das so eifrig betriebene, wichtige Putzgeschäft. Von Zubeißen wurde dabei nie etwas bemerkt, es wurde nur im Notfalle zu seiner Verteidigung versucht, als man ihn zum Zweck des Photographierens in seinem Tagesschlaf wiederholt störte, wobei er dann, ähnlich dem Eichhorn, wenn es gestört wird, ein mehr oder weniger anhaltendes Keckern hören läßt. Im ganzen also ein ganz liebenswürdiger Gesell, der im übrigen auch durch seine Kletterkünste, wie überhaupt durch sein ganzes possierliches Benehmen viel Spaß macht, wenn man sich die Mühe nicht reuen läßt, ihm hin und wieder ein Abendstündchen zu opfern.

In all' diesen Punkten, sowie auch in puncto Nahrung und Aussehen recht verschieden von dem Insassen des zweiten Abteils, dem viel kleineren, oberseits reingrauen, mit buschigem Schwanz versehenen Tiroler Baumschläfer, neben dem unser Thüringer Gartenschläfer mit seinem an eine Ratte erinnernden Kopf mit großen nackten Ohren recht wie ein kleiner Plebejer aussieht. Nur an Reinlichkeit darf er sich mit dem andern messen: beide setzen nämlich ihren Unrat immer nur an einer bestimmten Stelle des Käfigs ab.

Was Nahrung anbetrifft, ist der kleine Südtiroler viel wählerischer, als der Allesfresser Gartenschläfer, dem von Obst und Süßigkeiten angefangen bis zum lebenden Käfer, Heuschreck oder sogar Maus (am liebsten die eigenen Verwandten) alles recht ist. Auch Vogeleier leckt er gerne. Ein Ei der Ringelnatter, das man ihm gab, wurde ebenfalls gierig aufgebissen und gefressen. Er (der Baumschläfer) ist nämlich reiner Vegetarier und selbst unter den Früchten zieht er wählerisch und ausgesprochen nur die säftereichsten vor. Wie das Land, so auch der Schläfer, heißt es hier. Unser Gartenschläfer würde schlecht fahren, wollte er sich in unserem Klima bloß an die teilweise doch sehr spät reifenden Früchte halten. Der andere in seiner warmen, sonnigen Heimat konnte leicht zum Früchteesser werden. Übrigens nimmt er auch Milch, Brot, Kuchen, Honig, eingekochtes Obst, Nüsse, Mandeln, Rosinen. Doch nichts so gern als saftige Kirschen, Pflaumen, Birnen, Äpfel.

Wie der Gartenschläfer von einem Käfer die harten Teile übrig läßt, indem er den Kopf abbeißt und den Rumpf aussaugt, so läßt der Baumschläfer die Schalen der Früchte liegen, aus denen er den süßen Inhalt gefressen. Kirschen frißt er von oben um den Stil herum an, eine Stachelbeere läßt er als ausgeleerte kleine Tonne stehn. Milch scheint beiden lieber als Wasser.

Ein sehr liebenswürdiger Kamerad ist der kleine Baumschläfer gerade



Karl Soffel. *Vivarium.*

Tiroler Baumschläfer.

nicht. Im Gegenteil: ein muffiger kleiner Kerl, ängstlich und mißtrauisch, eigentlich niemals lustig und munter, ohne jedes Anschlußbedürfnis an den Pfleger und trotz seiner Kleinheit viel rascher zum Zubeißen geneigt, als sein gutmütiger Thüringer Verwandter.

Allerdings scheinen die Individuen einer Gattung sehr verschieden zu sein: ein früher gehaltener Tiroler Baumschläfer schloß sich zwar auch niemals an seinen Pfleger an, war aber durchaus nicht, wie der spätere, eine „Zwiderwurz'n", im Gegenteil! Ein kleiner Teufel an Temperament, der des Abends mit glühenden kohlschwarzen Augen in seinem Käfig umherfuhr, kletternd und springend mit entzückender Anmut und Leichtigkeit, wobei man ebenso wie bei seinen Mahlzeiten Zeuge sein durfte. Etwas, das bis heute bei seinem Nachfolger noch nicht gelungen ist! Also auch hier „Persönlichkeiten"!

Amüsant und sonderbar ist die Tonempfindlichkeit beider, sowohl des Baumschläfers als auch des Gartenschläfers (wohl durch ihr feines Gehör zu erklären). Ein leises pst, pst! kann sie zusammenzucken lassen oder durch den ganzen Käfig treiben, während eine leise Berührung sogar mit der Hand vom Gartenschläfer ruhig geduldet wird.

Groß ist die Furcht vor irgendwelchen fremden Tieren. Eine kleine Blindschleiche, die in den Käfig des Gartenschläfers geraten war, trieb ihn trotz seines Fettes in höchster Eile auf seinen Baum hinauf, von wo er in großer Erregung, die Ohren wie ein Pferd nach vorn gestellt und immerzu hin und her rückend, herablauschte. Noch als sie längst entfernt war, beroch er in größter Angst und Vorsicht die Stelle, wo sie gelegen hatte, indem er wieder und wieder zurückfuhr, als fürchte er, sie noch irgendwo zu entdecken. Ebenso der Baumschläfer, der, bis sein Käfig fertiggestellt war, zwei Tage lang in einem Terrarium ein angsterfülltes Dasein führte wegen einigen Unken und Schildkröten und als ihm eine barmherzige Hand ein Schlupfkästchen hineinstellte, dasselbe kaum mehr verließ, ja kaum Futter anrührte. Trotz Angstmeierei, die beiden eigen ist, kann aber der Gartenschläfer nicht bloß eigenen Verwandten gegenüber große Grausamkeit entwickeln und man kann von einer wahrhaft boshaften Gier sprechen, wenn er sich in grausamer Hast auf irgend ein kleines Futtertier stürzt wie Käfer, Heuschreck oder dergleichen, die er zuerst in aufmerksamster Weise behorcht, ehe er sie im Sprung mit beiden Vorderpfoten greift.

Soweit die zur Verfügung stehenden Beobachtungen. Sicher könnten sie durch weitere noch bereichert werden, eventuell teilweise auch korrigiert, oder „individuell" beschränkt.

Wenn auch kein auffälliges oder in besonderem Maße liebenswürdiges Studienobjekt, sind doch diese kleinen Dunkelleute interessant genug für den Tierfreund und Wissenschaftler, um sich wieder einmal näher mit ihnen zu befassen. Und auch als Zimmergenossen und Gefangene dankbarer als gewöhnlich angenommen wird.

Noch ein Wort über den Käfig: er sei aus glatt gehobeltem Holz (wenn nicht Metall) ohne jede rauhe Angriffsstelle für die Zähne, mit vorn lose eingesetzter Glasscheibe.

Als Bodenbelag Moos, Holzwolle oder dergl., die sie sich sehr gern mit Zähnen und Pfoten zum Nestchen heranschaffen, in welchem sie tagsüber schlafen. Die Möglichkeit eines dunklen Eckchens, in das sie sich zurückziehen können, müssen sie haben. Auch beziehen sie jedes Schlafhäuschen, das man ihnen hineinstellt, sei es aus Pappe oder Holz, eine Blechbüchse oder eine Kokosnuß. Der genannte Baumschläfer Nr. 2 nagte sich in seinem Schlafhäuschen sofort einen zweiten „Notausgang" zurecht, rund wie der erste, den er schon vorfand. Zweige zum Klettern vervollständigen die „Einrichtung" des Käfigs und geben dem Tier erst Gelegenheit seine große Gewandtheit und die Mannigfaltigkeit und Besonderheit seiner Körperstellungen zu zeigen. Abwechslung und reichliche Nahrung sind notwendig, besonders wenn zwei oder mehr von diesen Tieren zusammengehalten werden sollen, um nach Möglichkeit das Einanderauffressen zu vermeiden. Übrigens ist diese Ge-

wohnheit vielleicht doch mehr Laster der Alten. Wenigstens leben die vorhin erwähnten erst kürzlich gefangenen jungen Gartenschläfer einträchtig wie zwei Geschwister, (was sie wohl auch sind) bewohnen dasselbe Häuschen, in dem sie in Abwechslung mit einem selbst zusammengetragenen Moos-haufen schlafen, teilen den gleichen Lieblingsplatz, nämlich die oberste Sprosse ihres Bäumchens, wo sie eng übereinander gedrängt sitzen, — klettern, fressen und putzen sich miteinander, kurz, sie benehmen sich durchaus als „freundliche Brüder", echte Jungtiere, die den Eindruck von zwei täppisch-lustigen, stets zu Streichen aufgelegten Buben machen.

Aber mancher, der in seiner Jugend ein lieber Kerl war, ist später nicht mehr wieder zu erkennen und das Alter verändert. —

Nun, die Zukunft wird's lehren!

Der Baumschläfer. Tirol.

Und wieder ist's eine alte Burg. Aber sie liegt nicht im Thüringer Lande, sondern im schönen Land Tirol, und es sind nicht schwarze Nadel-wälder, aus denen ihr Gestein sich hebt, sondern lichtgrüne Dome von Kastanien und Edelkastanien, Buchen und Bergahornen, und die Akazien-blüte und wildes Rosengeranke, der Essigbaum und die Granate umkleiden sie, Bergkirschen und saftige Marillen reifen zeitig im Sonnenbrand und im Mai und Juni gehn die Kühe nach den Erdbeeren grasen, die dunkel-rot und groß und süß den Abfall bedecken. Denn sonst pflückt sie ja keiner.

Es ist eine kleine Pachtwirtschaft auf der Burg und man kann Tiroler oder einen Trunk Milch bekommen, und seit Neuestem fahren sie sogar mit den Autos die schmale Bergstraße herauf, um den schönen Blick zu genießen ins Bozener Tal hinein, oder um sagen zu können, sie seien auch da gewesen. Aber von der Bergsommerfreude, der einsamen, die die Sonne drüben am Rosengarten erwachen und verglühen sieht, wissen sie nichts. Sie kommen auch nicht allzuoft, und bleiben nicht länger, als bis ihre Proviant-körbe leer sind, und das ist gut. Man ist bald wieder allein mit den ur-wüchsigen Pächtersleuten und ihren Kindern, die so würzig sind wie die Bergkräutlein. Und die Kaiserjäger, die rasch einmal auf der Burg ein-kehren, um ihren ehrlichen Mannsdurst zu stillen, stören auch nicht; sie passen gut ins Gelände und man sieht ihnen gern zu, wie sie, Gewehr in der Hand, den Berg hinabspringen, als wär's ein Tanzboden und gäb kein Gestein oder Wurzeln und Löcher. —

Es ist wirklich gut hier leben einen Sommer lang, immer mit dem Blick aus der hoch gelegenen Kemenate auf den Rosengarten, früh und spät, es ist die reine Bergfeier und auch so eine Art Höhenkur, immer dies Bild vor Augen zu haben, wenngleich nicht für den Leib.

Und die Bergfasten schadet auch nichts: nirgends schmeckt die Milch so

28*





Zimmermann. *Rochlitz, August 1909.*

Siebenschläfer im Starkasten.

köstlich jeden Morgen als in der Bergfrühe und der Schmarrn oder die Tiroler Knödel so gut als hier oben, und wenn es einem doch einmal zu langweilig wird, so nimmt man den Rucksack und steigt morgens so um fünf zum Markt nach Bozen hinunter und holt sich was man braucht. Man steigt aber allemal gern wieder herauf.

So spinnt man seinen Sommerfaden ab und merkt es nicht. Scheint doch die Sonne jeden Tag, regnen mag's in diesem Jahr nur gerade soviel als es braucht und so lebt man mit Berg und Baum und seinen Bewohnern und jeder Tag ist neu.

Die Pächtersfrau hat sich erst ein wenig gewöhnen müssen an den Gast, der ihr soviel Tierzeug ins Haus schleppt, vor dem ihr graut. Aber sie



hat's doch gewöhnt und trägt ihm allmählich sogar selber zu oder macht ihn wenigstens aufmerksam auf dies oder jenes.

Endlich hat sie's auch begriffen, daß eine Askulapnatter, die den Baum hinaufgeht, keine Viper ist und ihren Kindern nichts zuleide tut, nachdem sie das erstemal ihren Schreck ungestüm hervorgesprudelt hatte wie ein Berg=



Zimmermann. *Rochlitz, August 1909.*

Siebenschläfer auf einem Birnbaum und beim Ausnehmen eines Rotschwanznests.

wässerlein, das in Schnellen dahergehüpft kommt, und ihr gutes natürliches Gemüt kommt zu seinem Recht, nachdem erst alle ängstlichen und frommen Bedenken überwunden sind.

Sie weiß es, daß der Siebenschläfer haust droben in dem Laubgehölz über der alten Burg und was er für ein Schlimmer ist, der keine Marillen und keine Birnen ganz und heil läßt, der Haselstauden und „Käschten“ (Kastanien) plündert und sogar über die Berglen kommt.

Aber den kleinen Baumschläfer kennt sie nicht, sie hält ihn für einen jungen Siebenschläfer und reißt die grellblauen Augen in dem roten Gesicht auf, als man ihr sagt, daß das eine ganz andere „Sorte“ ist und kein Junges. „Jetzt han' i dechter gm'oant,“ sagt sie ganz erstaunt.

Aber sicher ist er's, der dort oben, das buschige Schwänzchen weit von sich gestreckt, wie der Blitz auf dem Holzgerüst der Weinlauben hinläuft. Am Eck angekommen, dreht er noch einmal um und schaut mit halbem Köpfchen über die Lauben weg herüber, bevor er sich ganz hinabschwingt, und dokumentiert sich so nochmals mit aller Sicherheit, als das, was er ist.

Früh hat er sich heut herausgemacht. Die Sonnenrosen am Schlern und Rosengarten drüben sind erst im Verblassen. Und doch wie kalt die Welt schon ringsum! Die Berge rücken in unbegriffen fremde Ferne, versinken zuletzt hinter weißen Wänden, die sich vor ihnen auftürmen, und bis in den Himmel wachsen. Zerfall und Weltuntergang, Götterdämmerung scheint es, so oft die Sonne untergeht hier oben.

Aber so ist's dem kleinen Baumteufel recht, wenn die Nebel kommen hinter den Trauben zu sitzen in kühler Frische. Gewahrt ihn doch dann niemand! Und er dreht eifrig die fleischigsaftige Beere einer Muskatellertraube zwischen den Pfötchen, saugt sie aus und läßt sie zur Erde fallen, ehe sie leer ist. Schon gefällt ihm eine andere besser, die sich rund und groß gegen den hellen Himmel wölbt, von feinem Lichtrand umzogen. Als es anfängt, ihm kalt im Magen zu werden von dem vielen nassen Zeug, wandert er in die Haselbüsche. Das gibt wieder Wärme ins Blut.

Gut ist es hier oben am Berg! Ein Paradies! Vom Frühling an der Tisch gedeckt bis spät in den Herbst. Man hat nicht Not, so früh ins Winterbett zu gehn. Und um Vorrat braucht keiner bange zu sein. Im Notfalle, sind die Nächte gar zu kalt schon im September, geht man auch einmal über Tag heraus, den Hunger zu stillen. Aber nicht gerne; die Sonne ist nichts für einen Baumschläfer. Das Helle blendet und man fühlt sich unsicher. Schöner ist es den Tag über mollig zu liegen an weichem, dunklem Ort und des Abends heraus zu gehn, wenn es düstert und doch nicht so ganz dunkel ist. Nicht so ganz dunkel: helle Nächte sind schöner. Dann sind bloß die Nachtvögel wach, die Schmetterlinge, die daherfliegen und einen an den Kopf stoßen, daß man manchmal erschrickt und sich einfach zur Erde fallen läßt, wo man sitzt.







Karl Soffel. *Vivarium.*

Tiroler Baumschläfer.



Karl Soffel. *Vivarium.*

Tiroler Baumschläfer.

Aber sie sind nicht schlimm. Schlimmer ist der große Vetter, der auch des Nachts heraußen ist und an einem Abend soviel fressen kann als ein Baumschläfer in einer ganzen Woche. Vor ihm muß man sich hüten. Nur gut, daß man schneller ist als er! Er frißt alles, was ihm in den Weg kommt. Auch kleine Baumschläfer. Beinah so schlimm ist er als das Bergwiesel.

Und der kleine Kerl hinter seiner Pflaume — denn jetzt ist er hinter die gekommen — läßt plötzlich die Frucht fallen und fängt an zu sichern. Er sitzt auf dem Zweig, hockend, auf den Hinterpfötchen, das runde Hinterteil behaglich gewölbt — lang und untätig hängt ihm der Schwanz herab, nur mit der gekrümmten Spitze leise zuckend. Noch in der Stellung, in der sie die Frucht drehten, hält er die Vorderpfötchen in die Luft.

Und dann kriegt er's mit dem Klettern. Läuft an der Unterseite eines Zweigs entlang, den Schwanz weit hinaus gestreckt ins Blaue, biegt an seinem Ende angekommen mit einer runden Bewegung nach oben und sitzt nun da einen Augenblick lang mit Feuereifer dem Putzgeschäft ergeben. Richtet sich dann hoch und steht auf dem dünnen Zweig, das Köpfchen nach hinten gelegt, das Näschen nach oben gerichtet, um möglichst viel Luft einzufangen, läßt sich auf die Vorderfüßchen fallen und macht rasch eine



Karl Soffel. *Vivarium.*

Tiroler Baumschläfer.

Bauchwelle nach unten, um wieder an der Unterseite weiter zu laufen, legt sich jetzt lang und platt auf den Zweig und streckt sich und hält dann, nur an den Hinterfüßchen hängend, mit nach innen gekrümmtem Schwanz, weit den Leib hinaus, um dicht unter ihm eine Frucht zu erlangen. Zieht den Körper zurück, sitzt und schmaust wie ein Eichhorn en miniature, dreht und wirft den Leckerbissen zwischen den Pfoten, beißt ab und läßt fallen. Da – ein Laut, der ihm nicht gefällt, das Rascheln eines Blatts – ein leises, böses Keckern, dumpf fällt die Frucht ins Gras, kerzengerade in die Luft gestreckt steuert der Schwanz den weiten Sprung. –

Und wer weiß, wozu das gut war. Jedenfalls besser zu früh als zu spät, ist Baumschläfers Maxime, so recht die Maxime für die Kleinen.

Horch: aus der Akazie schrillt angstvoll ein Vogellaut, ein kleiner länglicher Schatten zieht wie ein Strich über den hellen Steig zwischen den Berglen. Der Mond ist hinter den Berg gegangen und die Luft wird nüchtern, Morgenluft. Ja, sicher war es gut. –

Oben im hochgelegenen Zimmer wacht der Gast und horcht. Was für ein Wehlaut? So stumm-schwer ist diese Nacht. Wo bleibt der Spötter heute?

Und nochmals sinkt er in Schlaf und Traum. Leise, unruhig-verstohlen sucht der Morgenwind durch das Zimmer.

*   *   *

Und dann kam der Herbst und sie gingen beide ins Quartier, der Gast und der Baumschläfer. Der eine zum Schlaf, der andere zur Arbeit. Die Burg steht leer, die Pächtersleute sind herunter gezogen ins Dorf. Nun mag der Sturm die alten Fenster rütteln, den alten Kamin hinunterfegen, daß die letzte Sommerasche in Wirbeln durch den kahlen Raum treibt.

Und manchen Stein wird er wieder lockern am alten Bau, daß er polternd in den Abgrund springt, so lustig wie die Kaiserjäger im Sommer. Alte Zugbrücke, morsch schon im vorigen Jahr – machst du's wohl noch einmal? Horch, im Turm gefangen, stöhnt der böse Wind, krächzt und klirrt im alten Eisen. Das gibt ein Lied!

Und droben webt's und wallt's, verschiebt die Kulissen des Bergtheaters, verstellt die Welt. Und dann winterdrohende Unnahbarkeit der Gewaltigen und starrend Nein.

So kalt und steif ist der Baumschläfer, so gut hat er sich eingepackt. In allerhand Dürrlaub versteckt, das er sich zusammengetragen, denn Moos gibt es wenig hier oben, liegt er, das Pelzknäuel, das Schlafbündel, die Zwidrwurz'n! Ja, wahrhaftig! Ganz verkrüppelt und verschrumpft das Gesicht, daß man kaum noch die schwarze Maske erkennt. Die bleichen, kalten Pfötchen dran gepreßt, den Schwanz, den schönen, drüber geschlagen. Nur nichts sehen, nichts hören. Nur schlafen! Wie halt die Schläfer sind –

Aber im Frühling, wenn der Föhn von oben herabgebraust kommt durch das Tal, wenn die alte Etsch drunten wieder einmal toll wird, als wär' sie noch jung, wenn's hin und wieder schon so dunstigwarm in den alten Ahorn streicht und bis zum kleinen Schläfer hinein, dann wacht er wohl schon einmal auf und erscheint, noch ein wenig muffig, noch Zwidrwurz'n, am Ausgang seines Lochs, müd' und kalt und steif und spürt mißtrauisch-neugierig die Luft. Frißt ein wenig vom Wintergut und rollt sich nochmals zusammen. Wenn aber die Etsch wieder ruhig geworden ist und der Himmel auch, wenn die Mandeln abgeblüht haben und die Pächtersleute wieder droben auf der Burg sind, dann ist seine Zeit. Dann blitzen die Äuglein wieder, die kalt und tot gewesen wie matte Kohle, dann kann er wieder boshaft keckern und teuflisch springen und klettern! Noch ein Weilchen hält er sich ans Eingeheimste, aber dann sieht er nach, ob die Kirschen reif sind. Seine Kirschen. Und wenn es an die letzten geht und schon bald die Marillen dran kommen, dann bringt er auch die Jungen mit und lehrt sie diebsen. Aber mit Vorsicht!

Wie halt die Schläfer sind!

Die Robben.

Von Fritz Bley.

Schschuhschuischt—wrrupp, schschischt! As sühst mi woll!

Wie er stürmt gegen den verhaßten Festungswall des Pellwormschen Deiches, der Blanke Hans! Tiefausholend, aufgrollend und dann wild herausbrüllend, um knirschend dann zurückzutaumeln. Schschuschischt!

In der Vollmondnacht vor fünf Halbtagen hob sich, von Albatrossen umjauchzt, die Flutwelle aus der Südsee auf. Binnen zwölf Stunden klatschte sie tausend Meilen weiter gegen die Robbenbänke am tasmanischen Gestade und drang in das Indische Weltmeer ein, wo sie beim nächsten Hochstande des Mondes eine gestrandete Seejungfer gegen Sokotoras zerrissene Küste warf.

Schsch—schuhwschitt!

Zugleich war ihre Schwingung nordwestlich um Afrikas Südspitze herum in das offene Becken des Atlantischen Weltmeeres gelangt. Als der dritte Halbtag vergangen war, peitschte sie die Neufundlandbänke, trieb, vom Ostwinde unterstützt, in der Fundybucht die See zu 70 Fuß hoher Springflut auf und jagte die Robbenschläger von St. John in ihr duftendes Tranloch an Land. Aus Neufundlands ewigem Nebel, wo der Golfstrom mit der Polartrift sich mischt, wendete sich die Schwingung der Flut wieder nordostwärts, brauste nach fünf Stunden schon gegen Irlands felsige Küsten, um am fünften Halbtage zugleich von Norden und, durch den englischen Kanal, von Süden her beim Hochstande des Neumondes die friesischen Inseln und Halligen zu umtosen.

Stärtsee en Barleng: schsch—wschjischt!

Weit spritzen die grauen Drachenhäupter ihren weißen Schaum auf den kahlen Strand. Wie ewige Drohung mahnt der Donner der Wogen, den Deich zu schirmen und zu wahren, der die friedlichen Inselfluren vor dem Schicksale des Süderstrand, Süderoogs und Norderoogs schützen soll.

Schschuh—stschischt! Harr diar där to köhmen! Schschchcht!

Habt ihr der Glocken vergessen, die in klaren, stillen Nächten aus der Tiefe von versunkenen Türmen emporklingen? Wie jene fröhlichen Dörfer der alten Utlande werden eure Halligen eines wilden Tages versinken, Opfer der ewig unersättlichen See!

Dort, wo die Brecher hochauf sich bäumen und zu kochendem Schaume zerspritzen, seht ihr dort an dem Seezeichen dicht neben der brennenden See die schwarzen Köpfe auftauchen und verschwinden? Das sind die Seehunde, die Urbewohner dieses Reiches, die es immer wieder in Besitz nehmen, so

oft auch Menschenfleiß es in fruchtbare Fluren verwandelt. Kopfüber, kopfunter wirbeln sie durch die Flut, wälzen sich blitzschnell herum, spielen im Kreise oder springen pielhoch mit voller Brust aus dem Wasser heraus. Selig in ihrem Übermute tollen sie wie Trunkene: ja wahrlich, dies ist ihr Reich, die flutende, wilde See.

Wie sie knurrend und murrend sich nun zurückzieht, als folge sie nur grollend dem Gebote, das die ganze Wassermasse gegen Westen zurückschwingen läßt zu den Neufundlandbänken und dann von dort südwärts, südwärts bis zu den Robben Tasmaniens und zur Höhe der Südsee hin. In den tieferen Prielen gibt das nun hier ein Stoßen und Drängen: der ermattende Flutstrom wird von dem immer heftiger abdrückenden Ebbestrome unterwühlt, bis dieser endlich die Herrschaft gewinnt und die ganze Wassermasse rückwärts rutschend das Watt freigibt. Wie ein flüssiger Metallstrom strömt die See zurück, keine Welle verrät die tiefe Kraft der Rückschwingung. Unschuldig wie ein blaues Kinderauge spiegelt der, vor zwei Stunden noch so wilde, Blanke Hans den Frieden leise schaukelnder Boote wider; und auf die baumbekränzten Dörfer am Ufer sinkt still der Abend herab.

Mählich taucht aus den abziehenden Wasserresten Bank um Bank heraus, umjagt und umwirbelt von schrill kreischenden, wild jauchzenden Möwen, die nach Kerfzeuge stoßen, das in den quirlenden Rinnsalen krabbelt. Ihr Tischlein-deck-dich ist reichlich besetzt zu leckerem Schmause: saumselige Fischlein, die auf dem feuchten Sande zappeln, verspätete Seekrebse, die in der Masse der von Miesmuscheln gesponnenen Fäden sich verhaspeln oder hastig und ängstlich rückwärtsschielend zwischen roten und grünen Algen über den Strand hin rennen. Wie Spinnen sehen sie aus, die großen dunklen, wie die kleinen gelben mit schwarzer Rückenzeichnung. Der Einsiedler hat sich ängstlich in seinen geborgten Strandkorb, das Schneckenhaus, zurückgezogen, und unter der Oberfläche des Schlickes bergen Seerosen und Seenelken ihre Polypenarme. „Kliäh!“ schreit die Lachmöwe, da hat sie einen leckeren dicken Jungdorsch erwischt, der in einem flachen Becken zurückgeblieben war. Aber sofort sind ihr ein, zwei Dutzend nach, und fort saust die futterneidische Sippschaft — der Himmel mag wissen, ob und wo die Gejagte dazu kommt, ihren Fang zu verschlingen.

Weiter und weiter tritt der Silberstreifen der Flut gegen die still herabdunkelnde Nacht hin zurück. Der vom Wellenschlage fein gestreifte Sand glänzt im letzten Abendlichte wie gerippter Sammet. Weitum rings kein grüner Halm. Aber dort! Was ragt dort aus dem Sande hervor? Ein Leichenstein mit verwitterter Inschrift! Ein schlafender Strandvogel darauf. Und dort: verschlammtes Gemäuer, vielleicht der Rest eines Brunnenkranzes oder einer Warftmauer. Vielleicht gar der Grundstein vom Altare eines zerstörten Kirchleins! Wo sind sie geblieben, die fruchtbaren Inseln, die ehe-



dem fetten Weidegrund für schweres Vieh und fröhlichen Menschen trauliche Wohnstätte boten? Tiefer sinkt die mondlose Nacht herab. Da schwimmt einer auf weiter Wasserfläche daher: sichernd hebt er den dunklen Kopf mit den sammetweichen Sehern. Dann wirft er sich mit einem Rucke aus der See auf die Bank, rutscht und rumpelt auf dem feuchten Sande vorwärts. Er hebt sich auf den Vordertatzen, wirft den Leib ruckweise nach vorn, zieht dann die Vorderglieder an, legt sich auf die Brust, wölbt den Rücken auf und holt damit die Hinterhand heran, stemmt diese gegen den Schlickgrund, hebt wieder die Vordertatzen und bewegt sich so in Raupenwindungen vor=



M. Behr. *Amrum, August 1908.*

Seehund, im Wasser sichernd und im Begriff zu tauchen.

wärts. Ihm nach die ganze Sippschaft: fünf, sechs, zehn, zwanzig. Immer mehr; die Dunkelheit verhindert, sie zu zählen. Einige davon übernehmen die Wache. Die anderen ziehn die Flossen an den Leib, schließen die glänzenden Lichter, öffnen sie wieder, gähnen, schlafen ein Weilchen, wachen wieder auf und faulenzen — bis die Flut zurückkehrt. Kein freches Zweibein stört jetzt den Frieden im Seehund-Reiche. Die alten Ansiedelungen, die einst hier standen, denen ist recht geschehen! O, wie viele Tausende armer Seehunde sind erschossen hier auf dem Hoogeschen Knoll, auf dem Jungnamensande bei Amrum, auf der Robbenplatte bei Juist, und wie viele Abertausende sind erschlagen in den alten Utlanden, bis dann die brüllende See das Menschenvolk verschlang und die Bänke ihren Kindern zurückgab. Siebzig Kirchspiele allein auf Nordstrand! Und immer mehr will sie haben, immer mehr für ihre blitzblanke Brut! Hat sie nicht recht in ihrem guten Kampfe, die wilde, grollende See?

In der Ferne drüben blinzelt ein Riesenauge. Genau so wie die Seehunde blinkt es zuweilen klar auf, um dann wieder schläfrig sich zu schließen.

Es ist das Leuchtfeuer von Helgoland!

An der Arbeit.

„Ujscheh, uhschjeh, juschüscht! Dor sen wi wedder! Jong, min Jong, wiar dü engelsche Locht tjock en fochtig! Ah, schuhuischt, dat holl nig lahng uhn: hiar want en fräsker Locht. Schuhischt, Düwels Nüad, wat will de oll Graafsteen diar! Schjuhischt — schjüh; diar jahnmal duad es, dü hatt er weesen! O hey, ick smiet Berlang en Stört öwer dät ohleng Stäck hen! Schjuhschücht!"

So brüllt und donnert und rauscht der Blanke Hans nun auf gut helgolandsch wieder in Gesellschaft des Westwindes ums Morgenlicht über das Watt her. Lachend wirft die heranrollende Brandung einen Kranz von rotschimmerndem Tang auf den alten Grabstein hin. Jauchzend reißt die nächste Sturzsee ihn herunter. Mit weißer Mähne stürmen die grünen Wellen gegen den fetten Kleiboden der Halligen, als dreckiger Schaum rollen sie verekelt aus dem harten Schilfe zurück, das die Ufer beschützt. Darüber hin jagt das kreischende Möwenvolk in den dämmernden Morgen hinein, Enten und Scharen von Seeschwalben stehn auf. Eilig flüchtet die entsetzte Nacht vor dem wüsten Lärme, in dem nun der Hunger zur Arbeit drängt.

Pfeilschnelles Niederschießen, sausender Flug. Zappelnde Fischlein. Schling, Schlund, flink, flink! Kläih, weiter, kliäh! Agg, agg! Friß oder stirb! Schluck, schluck! Agg, agg!

Draußen, wo die weißen Sturzseen die letzten Untiefen verkünden, geht dasselbe Geschäft. Tauchen, greifen, fressen, schlucken. Nur still, ganz still treiben die platten schwarzen Dickköpfe ihr Gewerbe. Es ist eine Verleumdung der Zweibeine, daß der Seehund belle oder plärre; nur als Säugling tut

er das. Sobald er erwachsen ist, hat er nur im Liebeskampfe ein dumpfes Grunzen und im Zorne knurrt oder schnaubt er. Sonst trägt er schweigend Lust und Leid, sogar den Tod von der Hand des rohen Zweibeines. Alles, was sonst an Empfindung in ihm lebt, müssen die schönen, schwarzbraunen Lichter ausdrücken, deren Regenbogenhaut fast den ganzen von den Lidern freigelassenen Raum ausfüllt. Dazu sind die Seher von schwarzen Ringflecken umgeben, die von der grauweißen Grundfarbe der Haut sich wie Brillen abheben. Das Weiße im Augapfel zeigt sich fast nie und dies Dunkel gibt dem weichen, von Klugheit und harmloser Güte sprechenden Blicke etwas unsagbar Beschauliches. Aber zum Träumen ist jetzt nicht Zeit, jetzt heißt es tauchen — schubb, da schießt eine Flunder! Flink hinterher, rundherum, schwapp: die hätten wir! — Schubb, kehrt über die Hinterhand, bald wäre der dicke Dorsch entkommen! Ja, wenn man nicht rückwärtsrudern könnte! Hmm, solch ein Pomuchelskopp ist ein guter Bissen; hübsch von hinten muß man den mit den Eckzähnen greifen und, derweilen er sich wehrt, ihn mit den Flossen stramm festhalten. Hoho, dort unten schießt noch einer dahin, den werden wir bald haben! Hui, darüber hin, herum und drunter durch: siehst du, nun zappelst auch du!

Lustig taucht der alte Dickkopf mit seiner Beute herauf, schaut sich im hohen Wogengange auf der Höhe des Wellenrückens sichernd um und schmaust dann den letzten Dorsch, wie die vorigen. Dann streicht er, auf die Seite gelegt, durch die Wellen der Bank zu, an der er die dicken Scharen von Krabben und Weichtieren weiß, die er über alles zur Nachspeise liebt. Hinter ihm her der ganze Schwarm seiner Sippe. Kopfüber, kopfunter, Kauen und Schlucken. Die nur wenig verlängerten aber starken Eckzähne wirken dabei als Fänge und, sobald sie die Beute durchschlagen haben, geht die Scherenarbeit der übereinander greifenden seitlich gelappten und gezackten Backenzähne los. Wie die Lust am Schmause sich in den dunklen Sehern spiegelt!

Schließlich wird die ganze Gesellschaft satt. Mehr als fünf, sechs dicke Dorsche und etliche Schock Krabben und Muscheln lassen sich auch im größten Seehundsmagen nicht verstauen. Und dann ist man restlos zufrieden, treibt auf den Wogen dahin, setzt Speck an und schläft der Ebbezeit entgegen. Ganz unbewußt öffnet jeder dabei alle zwei, drei Minuten die Lichter, blickt sichernd ringsum und schläft weiter. O, ist das mollig, so im Scheine der Morgensonne — immer leewärts natürlich — auf der weiten, wogenden Wasserfläche dahinzutreiben! Heya, heya! Mal ein bißchen unten, mal wieder oben — heya, heya! Junge, Junge, wie ist das nett! Heya, heya!

Sonnenbad.

Aber viel, viel schöner als alles Spiel in Flut und Wellen ist doch der süße Schlummer zur Zeit der Mittagsebbe. Wenn die See zurückgleitet und

die Bänke am ersten Knoll zum Vorscheine kommen, dann öffnet sich den Seehunden die Pforte zur Seligkeit.

Heute ist solch ein schöner Sommertag. Um die Hallig-Warften flimmert es, als ob die Luft mit Falkenfittichen rüttelte. Die Flügel der Windmühlen, die über den fernen Deich in unsicheren Umrissen herüberragen, stehen still. In den Kornbreiten geht jetzt zur Unterstunde dort die Roggenmöhn um. Gesenkten Hauptes dösen die Pferde auf der Weide. Hier draußen liegt die See wie blaues Öl, durch das sich silberne Bänder schlingen. Keine Möwe zieht; wie weiße Blumen erscheinen die Scharen ruhender Seeschwalben auf der blanken Wasserfläche.

Da rudern die Seehunde heran. Ein Glattkopf nach dem anderen taucht auf, stellt die gewellten Schnurrhaare hoch, öffnet die großen Gucklichter, dreht sich, um zu sichern, langsam ringsum und hebt dann die geöffnete Nase, um Wind zu holen. Allen voran ein dreijähriger Hund. Ein Ruck, und draußen liegt er auf dem warmen Sande, wo er die Vorderflossen anzieht und mit halbgeschlossenen Lichtern schläfrig in die Sonne blinzelt, die ihm den schwarznassen Pelz grau und schließlich silberhell trocknen soll. Zwei, drei andere in der Blüte ihrer Halbwüchsigkeit folgen ihm und machen es sich bequem. Aber da kommen sie alle miteinander schlecht an! So geht das hier auf der Bank nicht her! Der Platz gehört dem großen Haupthunde, der eben ärgerlich schnaubend und mit den Kinnladen klappend herangehumpelt kommt und die Weichmäuler von seinem Stammplatze vertreibt. Hier ist man nicht unter hergelaufenem Volke, hier herrscht gute alte Sitte und dem Alter und der Stärke gebührt ihr Recht! Schert euch davon, ihr mattblassen Rüpel und sucht euch drüben im Wasser einen Platz. Diesen hier im warmen Sande beansprucht das Familienhaupt.

Überhaupt – aber weiter kommt er nicht im Denken. Wozu auch? Ein altes Weibchen hat den Wachtposten bezogen. Die Luft ist rein. Heute wärmt die Sonne durch den dicksten Speck hindurch. Kein Windhauch wehrt ihren Strahlen. Blinzeln, dösen, schlafen, sichern, gähnen, weiter dösen. Zur Abwechslung mal rumdrehn, damit die andere Seite auch was abkriegt. Oder mal auf den Rücken, um den Bauch zu wärmen. Und an nichts denken müssen. An gar nichts! Nicht mal an die Weiber, um die es bald soviel wilde Beißerei gibt. Jetzt kriegen sie ihre Jungen, und kein Hund fragt nach ihnen. Oh, oh! Zu nett ist das! Ihr ahnt es nicht, wie mollig!

Und doch hebt der Alte den verschlafenen Glattschädel. Ihm war, als habe er einen seltenen Ton gehört. Unsinn, Träumerei!

Bimm, bimm!

Abermals lauscht er auf. Die Nickhaut hebt sich bis zum letzten Reste über den dunklen Sehern. Der muschellose Gehörgang, der unter Wasser durch besondere Muskeln verschlossen war, steht weit offen.



M. Behr. Amrum, August 1908.

Seehund, auf eine Sandbank kriechend.

Bimm, bomm, bamm! Wie Immensummen tönt es durch die Unterstunde über Langeneß vom Olander Kirchlein her, selbst über das Watt trägt der laue Südost den Glockenton herüber.

Auch das Wachtweibchen hat sich aufgerichtet. Die faulsten Jungen lauschen auf. Alle Süßigkeit von Traum und Schlaf ist vergessen. Bamm, bimm, bamm, bomm! Mit geheimnisvoller Macht zieht der seltsame ferne Vierklang die ganze Sippe in den Priel. Und, bis zur Brust aus dem Wasser erhoben, streben sie verzückt der Quelle des feierlichen Wohllautes zu. Erst als das Geläute des Kirchleins verschweigt, kehren sie zu ihrer Bank und zu ihren Schlafplätzen zurück. Aber noch immer hallt der Ton, der sonderbare, rätselhafte Zauberlaut, in ihrer Erinnerung nach. Und es ist, als ob das Sonnenbad und der Halbschlaf nun nicht mehr so schön seien, seit der geheimnisvolle Ruf aus der Menschenwelt sie gelockt und angezogen hat.

Garnspinnen.

Spät ranzen die Seehunde dies Jahr! Erst Ende August hatten sie begonnen und es ist Herbst darüber geworden. Ungewöhnlich früh haben die naßkalten Nächte eingesetzt und es sah aus, als sei der ganze Liebeskrawall auf dem Watt vorbei.

Nun ist es aber doch nochmal losgegangen. Zumal auf der kleinen Bank westlich vom Rummelloche machen ein paar Hunde sich die Hölle heiß. Jeder von diesen alten Türken hat einen Harem von mindestens zwanzig Weibern, aber immer mehr will er haben und eifersüchtig wacht er darüber, daß ihm keine entwischt. Und was sie sind, die dicken Schönen, die sind höllisch in Angst vor ihren Gebietern. Nur mit den Sehern brauchen die zu blinken, dann kommen die allzuweit Entfernten schon gehorsam herangehumpelt. Trotzdem setzt es alle Augenblicke wütende Beißerei zwischen den Nebenbuhlern. Keiner mag mit seinem Rudel den schönen, dicht am Tiefstrome gelegenen Platz räumen; der steile Abfall ist so bequem zu schneller Flucht ins Wasser. Denn mit der Liebe ist das eine gefährliche Sache, man weiß nie, *wer* einen dabei stört.

In diesem Jahre freilich sind die Hunde nicht so sehr wie sonst von schießlustigen Badegästen heimgesucht, denn das unfreundliche Wetter hat den Strand völlig umgewandelt. Um so giftiger können sie sich knurrend beißen und balgen!

Auf dieser Bank geht das bei Ebbe und Flut, und die ganze Sippschaft treibt sich deshalb den lieben langen Tag lang an Land herum. Kommt die Flut, weichen alle höher hinauf zurück, ebbt die See, so rücken sie bis zur Schälung nach. Wären nicht die Weiber selbst um diese Zeit still, dumm und gefräßig, um der *eigenen* Nahrung willen suchten die Hunde

kaum noch das Wasser und ihre Fischgründe auf. Sie sehn auch danach aus, Herr erbarm' dich!

Wo ist der schöne Speck geblieben, den sie im August angesetzt hatten, ehe die verrückte Liebesraserei sie ergriff? Jetzt schlottert der Rock, der ehedem so hübsch prall saß, ihnen in Falten um den Bauch und auf dem Buckel haben sie Narbe an Narbe von frischen Bissen des Gegners. Dennoch lassen sie nicht ab von ihrem wilden Treiben; zumal sie dies Jahr fast unbelästigt bleiben.

Der letzte Sommergast ist abgezogen. Die Stranddörfer bieten nun ein trauliches Bild voll gesunden Behagens. Der Plunder von Fremdart, der die Friesenhäuser in den Hochsommermonaten zu abgeschmackten Modenestern gemacht hatte, ist nun vorbei wie ein kurzatmiger Mummenschanz.

Die Boote, die im Sommer nur zu müßiger Kurzweil die See belebten, sind ihrem ernsten Berufe zurückgegeben. Die Küstenfahrer kehren mit ihren Schiffen von der letzten Reise heim und gehn im Hafen vor Anker.

Kreischende Seevögel über Land. Wild jagt aus West bleigraues Gewölk heran. Über dem Wattmeere kämpft das Brausen des Sturmes mit dem Brüllen der Wogen. Unser Herrgott spricht derb Friesisch mit seinen lieben Halligen, und alle Welt versteht nun wieder seine Sprache. In der liegen hart beieinander strenger Befehlston und ruhiger Wohllaut aus tiefer Brust. Donnerten eben noch Sturm und Brandung, bricht auf einmal diese Strenge ab, und die Luft wird seltsam still und hellhörig. Dann setzt der Herrgott selbst sich an den Strand, wo im Sommer die Malweibchen an ihren Staffeleien herumstümperten, und setzt mit breitem ehrlichen Pinsel Strich neben Strich auf sein herrliches Wattenbild: den weichen Schwerklang der Nebelhaufen am Himmelssaume durchbricht die Sonne mit ihrem Abendgruße, und alle Farbenwunder von des großen Meisters Palette tun sich über der weiten Blänke des feierlich schweigenden Meeres auf.

Da zieht es selbst die verliebten Seehunde ins Wasser. Langsam treiben sie, bis zur Brust herausgehoben, auf der mit farbiger Glut übergossenen Fläche einher, um dann plötzlich in tollen Kopfsprüngen ihre ausgelassene Fröhlichkeit zu bekunden. Und dann – sieh: dort tauchen ihre blanken Kugelköpfe wieder auf, und rauhes Grölen und Grunzen verkündet dem Schöpfer die Unsterblichkeit seines in die Tierwelt gelegten Schöpfungstriebes. Bis die Nacht sich bei Beginn der Flut kühl und klamm auf Knollen, Bänke, Halligen und Inseln herabsenkt und um so traulicher und behaglicher in den blitzblank gehaltenen Häuschen am alten Kachelofen das Leben der Schummerstunde beginnt. O wie sind sie dann reich, die armen Halligen!

Porzellan und Silbergeschirr im Glasschranke funkeln im Helldunkel, auf dem Tische sauberes Linnen; in der Ecke auf dem Bücherbrette steht ein ehrwürdiges altes, stark abgegriffenes Hausbuch, die Bibel, in die seit

29*

Urväter Tagen Freud und Leid der Familie eingetragen ist. Und auf einer glasierten Kachel an der Ofenstirn steht der Spruch zu lesen:

Durch Schiffahrt und durch Robbenfang
Ernährt Gott viele Leut und Land.

Zwischen diesen Erinnerungen geht das „Garnspinnen", wie die seebefahrenen alten Graubären es nennen, sachtchen eben und hübsch bedachtsam hin und her, wie der Tickel an der alten Uhr im messingbeschlagenen hohen Gehäuse. Weit genug sind ja alle herumgekommen! Und haben doch die Herrlichkeit der schönsten Länder nicht vertauschen mögen mit dem harten Leben hier auf der rauhen Hallig. Nord, Süd, Ost, West – tohus is best! Sind ja auch starke Fäden, die das echte Friesenherz mit der Heimat verbinden – Herrgott, welche Mühe und Plackerei klebt an jeder Scholle von ihrem zähen Klei, an jeder Grasnarbe zufüßen ihren Dünen!

„Vel lewer dod, as wenn man dorvunn weg scholl!" murmelt die alte Frau auf der Bank neben der Uhr.

„Un so gooden Grogg as tohus giwt dat ock nargns in 'ne Weld," meint schmunzelnd der alte Kaptein Nissen.

„Na ja, is ock olen Arak! Hätt uns Vadder vor twintig Johren mitbröcht von sin letzde grode Reis ut Batavia."

„Jeja, jeja, dat's en Drunk vör Moag und Lewer!"

Nun ist das Eis gebrochen und das Schnacken kann losgehen. Aber sie verstehn sich noch besser, wenn sie langsam und bedächtig in friesisch Platt einander die Gedanken ablesen und schweigen.

„Dat wär sin letzde Reis! Gode Gott, mi is ümmer noch, as müß he werrkamen, wenn ick so in' Maanschien de Klock hör un de dumpe Stimm. Denn kommt mi so'n Schudder un Gräsen an un ick mutt denken, he kann in ne See nich lewen und nich starwen vör Lenken."

„Ach wat, Mudder Weenken, dor spaelt de Salhun oppen Knüll an't Rummelloch!"

„Woher weet He denn, ob dat nich'n Stimm is ut en verdrunken Minschenhart?"

Kaptein Nissen sieht nicht danach aus, als ob er an solche Stimmen glaubte. Aber er schweigt. Da liegt so mancher auf dem nassen Grunde, wo Schiffer Weenken damals sein Ende gefunden hat, als sie den Holländer retten wollten, der im Sturme auf Ladung trieb. So mancher arme Strandfischer und Bernsteinsucher dazu. Da lacht kein echter Friese zu den gruglichen alten Weibergeschichten, wenn er auch noch so sehr am frischen Leben hängt.

Kaptein Nissen rührt sich ein neues Glas an und denkt an das wilde Leben im 17. Jahrhundert, als seine und Weenkens Vorväter mit den Ham-



A. L. Prencehorn. *Nordamerika.*

Seehunde.

burgern auf den Robbenschlag zogen. Oder mit den Holländern auf den Walfischfang. Jeja, jeja!

Totenstill ist es im Zimmer geworden. Nur die Gedanken gehn noch, wie der Uhrtickel hin und her zwischen Zeit und Ewigkeit. Tock, tack!

Veerdusend Mann alle Johr, jeja, jeja! Wär ok en hart Lewen dor in't Jismeer. En freesch Kummandör oder Harpuhneer müßt dotomal en hellschen Kirl wesen! Jeja, jeja! Nu sind ja nadisen annere Tiden kam! Uns oll Kaptein mutt ganz von sülm hochdütsch dorbi denken, wenn he sik de niemodschen Badegäst vörstellen deiht.

Tja, freilich, eine schreckliche Quälerei war es ja damals für Mensch und Tier. Dies Hinschlachten der armen auf dem Eise vom Rückwege abgeschnittenen Robben! Und dann das Speckschneiden, ui jeh! Aber ein schönes Stück Geld wurde dabei erspart. Und die alten Deuwelsfriesen haben es nicht versoffen oder in Hamburg mit schlechtem Weibsvolke verjubelt. Haben's ihren Frauen gebracht und die Warften auf ihrer einsamen armen Hallig hier damit befestigt.

„Tack tock!" spielt die Ewigkeit.

„Un doch mutt een sick mit de Gedanken vertrut maken, dat de Blanke Hans mal de letzde Rest von dütt lewe Flag Eer daltreckt! Unse Hallig, unse lewe Hallig! De See giwt ehr denn torügg an de Salhunn ut Rach vör all de Hunnertdusend, ja Hunnertmillionen von ehr Kinners, de uns Vadders henslacht häbbt in olle Tid! — —"

Tack, tock! — Tack, tock! — Tack, tock!

Im Weißen Meere.

Eisige bleiche und durchsichtige Nebel bedecken noch immer die Winterküste und die Mesensche Bucht. Kein Windhauch regt sich. Tiefer Neuschnee, vor zwei Nächten gefallen, bedeckt wie ein weißes Daunenkleid das bollige Eis. Das kam von einer träge anrollenden toten Dünung gegen die Küsten getrieben, diesmal erst im Dezember zum Stehen. So oft dann Schnee fiel, war der Wind mit vollen Backen hinterdrein gefahren und hatte die Schollenfladen wieder bloßgefegt. Jetzt endlich macht das Weiße Meer von der Kanin-Nase bis zur Dwina herunter im flaumigen Schneepelze seinem Namen Ehre. Die Sonne bleibt unsichtbar. Die ewige Nacht will immer noch nicht weichen. Und doch liegt in der bangen Nebelwelt etwas wie ein erstes Frühlingsahnen. Durch die hellhörige Luft des russischen März tönt seltsamer Schall. Er kommt nicht von den Alken und Lummen, die an den Waaken und Eisspalten zu Tausenden hocken. Auch nicht von den Graugänsen, die in schräger Reihe mit „gick-ack-aaaa-i-aaaa-i-gack" der Kaninschen Moossteppe zustreben, wo der Nordlandshirsch mit schellenden Geäftern über das Moor trollt, das Hermelin unterm Kriechweidenbusche baut

und heckt, aus jeder Schneeröhre ein pfeifender oder murksender Lemming lugt und wo die stillen Altwässer nun bald auftauen werden zur Lust und Wonne der aus dem faulen Westen heimkehrenden Nordlandgänse.

Der seltsame Ton stammt nicht von ihnen, er kommt vom Rande der großen Waake, wo die Weißröcke liegen, die „Bjeljaki", wie die Bewohner dieser Gestade die jungen Sattelrobben nennen, die im ersten Lebensmonate ein weiches, weißes Wollhaar tragen. Dies nötigt sie, das Wasser zu meiden. Erst im Alter von sechs Wochen verlieren sie dies Jugendkleid und nehmen eine straffe, kurze Behaarung an, die ihnen gestattet, das Lebenselement ihrer Art, die fischreiche See, aufzusuchen. Jetzt sind sie in ihrer Ernährung noch ganz auf die Muttermilch angewiesen und daher ihr Heulen, Greinen und Wimmern nach den im Meere fischenden Müttern. Die Luft ist erfüllt von diesem Stimmengewirr, und der Neuschnee scheint lebendig geworden zu sein; denn jeder dieser kleinen Weißröcke sieht aus wie ein Häuflein lockigen schlohweißen Schnees. Und in jedem Häuflein Schnee hat ein lockiger Weißrock seine schützende Höhle.

Die Mütter haben gute Beute in der Mesenschen Bucht. Schon im Spätherbste verließen sie mit ihren Jährlingen die nordwestlichen Eisbänke und die Küste von Nowaja Semlja und wanderten auf dem Treibeise oder im offenen Wasser dem Kap Kanin zu. Die Mütter zogen noch weiter der Küste entlang bis zu diesem Eise, wo sie in gutem Schutze alljährlich zu gebären pflegen. Nicht ohne Grund lieben sie dazu diese Gewässer. Denn vor ihnen her sind unübersehbare Schaaren des Polardorsches gekommen*), der ihre Lieblingsspeise bildet. Da haben sie dann alle kopfüber, kopfunter zu tun, müssen greifen, beißen, fressen, schlucken, schlucken, schlucken. Endlich haben sie genug, und nun wird das Sehnen ihrer hungrigen Kleinen erfüllt. Dort taucht in der Waake der erste Glattkopf einer vom Fischfange heimkehrenden Mutter auf. Hübsch vollgefressen scheint sie sich ja zu haben! Das tut aber auch not, denn all der schöne Speck, den sie angesetzt hatte, hat sich nun in Milch umgesetzt, so daß sie jetzt ganz dürr geworden ist. Dagegen wurde ihr Kleines infolge der fetten Muttermilch tagtäglich dicker und schnuckeliger. Das Säugen bereitet den Müttern nun schon große Schmerzen. Den Zahnwechsel haben die Kleinen bereits vor der Geburt vollzogen und die gerade stehenden Zähne**) beißen den Alten das Gesäuge

---

*) Gadus saida, Lep. Russisch ssaika. D. Verf.

**) Im Gegensatze zum schräg gezahnten Seehunde der Nordsee (phoca vitulina) hat die Sattelrobbe (phoca groenlandica) zur Längsrichtung des Kiefers gerade stehende Zähne. Ihr Schwanz und Rumpf sind kürzer und dicker. Zeichnung des erwachsenen Weibchens oben strohgelb mit gelbbrauner Schattierung, am Bauche hell. Das alte Männchen ist weißlich mit schwarzer Schnauze und Stirn; an den Seiten des Kopfes schwarz, auf dem

wund. Dennoch kommt jede Robbenmutter ihrer Pflicht nach und eilt, sobald sie das Eis erklommen hat, so schnell sie nur humpeln kann, zu ihrem Jungen. Tausend kleine Stimmen schreien in höchsten Tönen nach tausend lieben, lieben Müttern. Aber jede von diesen tausend Müttern kennt aus dem Gewirr der tausend gleichklingenden Stimmen die eine ihres einzigen lieben Jungen heraus.

Zehn Minuten später hört man nur noch ein sattes Schmatzen und leises Wonnegewimmer. Dann dösen tausend kleine Weißbäuche nudelnagelsatt neben tausend behaglich sich rekelnden Sattelrobben. Ab und zu wacht ein Säugling auf und schreit über den Kopf seines Mütterchens hinweg. Die öffnet nicht die Seher, aber sie legt sich faul zurecht, daß der kleine Nimmersatt zu der Milch spendenden Zitze gelangen kann. Dann schläft Baby weiter, das Köpfchen auf Mutterchens Rücken gelegt. Nach zehn Minuten neues Wimmern. Mutter dreht sich, ohne die Seher zu öffnen, auf die andere Seite, Baby setzt das Saugen fort. Und Mutter den Schlaf.

Hier ist aber auch gut sein. Hier stört kein böser Schwertwal beim Fischen, kein Eisbär wagt sich in diese Bucht. Und an Lachsen und sonstigen Edelfischen ist kein Mangel. So gedeihen denn auch die Kleinen vortrefflich. Täglich wird die Speckschicht dicker, die ihre Eigenwärme so gut zusammenhält, daß sie keinen Abdruck auf dem Eise hinterlassen. Dann im Alter von fünf, sechs Wochen haaren sie. In der Zeit nehmen sie keine Nahrung zu sich, sind mißlaunig und weinerlich. Aber darauf sehen sie auch geschniegelt und blitzblank aus und werden von den Müttern im Fischfang unterwiesen.

In der Namengebung der Strandbewohner sind damit aus den Bjeljaki Serkji geworden. Sie ruhn nun auf großen Eisfeldern, die von jeder Flut an den Strand getrieben, von jedem Ebbestrom fortgeführt werden. Dabei findet jedesmal eine seitliche Versetzung nach Osten statt, die fünf Wjorst beträgt. Das wäre ein lustig Leben — — wenn die schlimmen Zweibeinigen nicht wären!

Am Strande bei Kedy ist ein großes Hüttenlager. Jede Hütte kann ein bis drei Bootsmannschaften, also sechs bis achtzehn Mann beherbergen. Promyschlenniki nennen sich die Kerle, d. h. Gewerbetreibende und, weiß Gott, zum Gewerbe ist ihnen die Seehundsschlächterei geworden. Von den entlegensten Dörfern sind sie zusammengeströmt, vom Mesenjstrome her bis zur Waschka hinauf, aus dem Stromgebiet der Pesa und von den landeingelegenen Bauerndörfern im Pinegschen Kreise.

Rücken ein großer sattelförmiger schwarzer Flecken, dem die Grönlandsrobbe ihren Namen „Sattelrobbe" verdankt. Der Sattel erstreckt sich nach hinten bis gegen die Schwanzwurzel und läuft vorn über die Schultern zusammen. Die zweite Zehe der Vordertatzen ist die längste. D. Verf.



M. Behr. *Süderroog, September 1909.*
Seehundspuren und Lagerplätze.

Nette Luft in solch einer Hütte, die aus langen Stämmen von Schwemmholz besteht und mit schäbigen Renhäuten, alten Stiefelröhren aus Renhaut und Ähnlichem bezogen und von drei Seiten mit Stranderde beworfen ist! Im Innern bis auf die Feuerstelle Fell bei Fell und in jedem lieben Fellchen Läuschen bei lieben Läuschen! Ein paar Kochtöpfe, Beile, Messer und für jeden Mann eine bis zwei Arschin ($1^1/_2$ Meter) lange Stange von Traubenkirschholz mit einem Bootshaken.

Vor den Hütten liegen, an Robbengerippe angekoppelt, struppige, ewig mürrische Schlittenhunde. Hinter den Hütten ein Kreuz aus einem hohen Stamme mit drei Querbalken, von denen der unterste schräg steht. Eine hübsch geschnitzte Inschrift daran fleht Gottes Segen auf seine frommen Altgläubigen herab. Darunter stinken wie Kains Opfer Hunderte von zum Trocknen ausgespannten Robbenfellen zum Himmel.

Zum Jagen der Jungen ist jetzt, vom Tage Mariä Verkündigung ab, die beste Zeit. Sie sind jetzt fett und fangen an, ins Wasser zu gehen, können aber noch nicht lange darin ausdauern und bleiben noch die größte Zeit

auf dem Eise. Sobald Ebbe eintritt, fahren alle Robbenschläger auf 20 bis 30 Wjorst in die See hinaus, um ein Robbenlager auszukundschaften. Die Jungrobben halten sich nur auf den größten Eisfeldern auf. Wird dort ein Lager gesichtet, so bringen die Männer ihre Boote aufs Eis. Einer übernimmt die Wache, die anderen gehen, bis auf Hemd und Unterhose entkleidet, auf die Schlächterei. Jeder von ihnen hat um die Schultern einen breiten Ledergurt gelegt und um die Hüften einen langen Lederriemen gewunden. Im Leibgurt das Schlächtermesser, in der Hand den Bootshaken. In weiten Bogen treiben sie die vor Schreck fast gelähmten Jungen zusammen und erschlagen so viele sie ihrer finden. Dann geht die Metzgerarbeit des Streifens los, die Häute werden zu den Booten gebracht und zur Weiterbeförderung an Land in Bündel geschnürt. Mit kommendem Hochwasser geht die Reise dann an Land zurück.

Dort werden die Häute am hohen Strandsaume im Schnee geborgen, und die Schlächter eilen mit nächster Ebbe in See, um auf einem anderen Eisfelde ihr Handwerk fortzusetzen. So treiben sie es fünf, sechs Tage lang, bis es nichts mehr hinzuschlachten gibt.

Drei Häute solcher jungen Robben stehen in der Ausbeute an Tran, die sie ergeben, einer Haut eines guten erwachsenen Stückes gleich und werden dementsprechend von den Aufkäufern bezahlt. Diese schleppen ihre Rohware an einem Ort zusammen, um dort das Fett abzuschaben und dies alsdann in Kesseln, die über tiefen Erdgruben hängen, zu Tran zu versieden. Die abgeschabten Häute werden an der Außenseite der Hütten zum Trocknen ausgespannt.

Kein besonders wohltuender Anblick und kein erfreulicher Geruch! Und doch noch immer weniger abscheulich, als das Bild des Schlachtfeldes auf den Eisfeldern nach dem Abzuge der Schlächter. Wo vormittags noch Hunderte von fröhlichen jungen Tieren in glücklicher Sorglosigkeit sich getummelt hatten, ist, wenn die Sonne den schlimmen Tag verläßt und die Abendnebel aufsteigen, nur noch Blutlache neben Lache, und die abgehäuteten Tierleichen dienen gierigen Raubmöwen zum Fraße. Vielleicht schleicht auch ein Eisfuchs herzu, den das Mißgeschick widriger Winde auf dies Eisfeld verschlagen hat, wo er nun günstige Flut abwarten muß, die ihn wieder an den Strand führt. Oder ein Kolkrabenpaar sieht nach, was denn hier los sei, daß die Raubmöwen von so weither sich sammeln. Ostwärts treibt so das blutgetränkte Feld, dem Raben-Kap und an diesem vorbei der Walroß-Insel zu, wie eine stumme Anklage gegen die Frevler vor dem Schöpfer des Paradieses.

Schlimme Fahrten.

Timoféi Michailowitsch Sjerkow und Trofim Iwanowitsch Gorlow sind die verwegensten Robbenschläger längs der ganzen Seehundsküste, dem Ner-

pezkoj bereg, wie das linke Ufer der Koloj=Bucht genannt wird. Solcher Kerle braucht's zu dem Geschäfte, das die beiden jetzt vorhaben.

„Gospodi, Gospodi ssochrani — Herr, Herr beschirm' uns!"

Trofim wirft dem Schlagedoderoh, der seufzend sich bekreuzigt, einen mitleidigen Blick zu und stochert schweigend in der Glut, daß die Funken durch die Löcher des Daches hinausstieben.

Draußen pfeift der Märzsturm von Nordwesten her und drückt das Treibeis fest zusammengepreßt zur Bucht herein. Die Jungrobben sammeln sich nach dem Haarwechsel an den Rändern des Eises. Können sich ja hier auch jetzt sicher fühlen, da das Eis für ihren Hauptfeind, den Menschen, doch eine recht trügerische Decke bietet. Denn sobald der Druck der Brise nachläßt, lockern sich die Schollen. Die anderen „Promyschlenniken" kennen diese Gefahr zur Genüge, und keiner von ihnen mag sich an der Unter=nehmung beteiligen, die diese Beiden vorhaben.

Trofim ist aufgestanden und reckt seine hagere Gestalt. Dann blickt er hinaus in die Nacht. Der Mond ist verschwunden. Es geht stark auf Morgen.

„Nu, geida, Brüderchen!"

Timofei schnallt die Schneeschuhe unter und nimmt Mundvorrat für vierundzwanzig Stunden. Trofim ist schon fertig und reicht dem Hünen die Lanzenstange.

„Wperjod — los!"

Schurr! Schurrr — schrr — schrr! Leicht gleiten die Schneeschuhe dahin.

Das Eis steht wie eine Festung. Vorwärts, schrrr, schrr! Als sie zehn, zwölf Wjorst weit gelaufen sind, hebt vor ihnen in der Ferne Lärm an: die Gänse stehn auf mit weithin schallendem „gick=ack, aaaai=aaaa=i=gack".

Der Tag ist nicht mehr weit, und das ist gut. Weiter draußen zwanzig, fünfundzwanzig Wjorst weit von der Küste, werden die Schollen sehr un=dicht. Auch hier sind manche schon recht lose. Goppla! Die fußbreite Spalte muß im flinken Sprunge genommen werden! Aber das ist nicht die schlimmste Gefahr.

„Beregiß! Aufgepaßt!" ruft Trofim. Die Spalte dort vor ihnen zwischen den Eisfeldern ist mit losem Eisgrus gefüllt. Trügerische Decke, doch dem Kundigen verrät sie sich. Mit verdoppelter Geschwindigkeit saust Trofim über das morsche Gruseis dahin. Und leicht wie eine Möwe folgt ihm der schwere Timoféi. Mancher Unerfahrene, der die kleineren Schollen für festes Eis gehalten hat, ist versunken. Ungehört ist sein letzter Schrei ver=hallt!

Ohne Prunk zieht im Osten die Sonne herauf, einen klaren Tag ver=kündend. Ist gut, denn bei Schlackerwetter gehen die Jungrobben in die See hinaus! Und Gott behüte Einen vor widrigem Winde! Dann treibt

die Scholle mit dem Robbenschläger ins offene Meer hinaus, wo er ohne Lebensmittel dem Spiele der Wellen und Schneestürmen preisgegeben ist! Auch das ist sicherer Tod!

„Gospodi pomilyi! Den Tod holt sich nur, wer an ihn denkt!" Trofim hält die Hand schirmend über die Augen; die Sonne blänkert auf dem Eise. „Bist eine Schlafmütze, Timoféi!" setzt er gutmütig hinzu. „Nu aber jetzt, wott, dort die Robben!"

„Ja gewiß und wahr, dort liegen sie, slawa Bogu — gelobt der Herr!" antwortete Timoféi, sich dreimal bekreuzigend.

„Nu geida, Brüderchen: Du dort herum, ich hier!"

Schurrr, schrrr — da sausen sie auseinander, im Bogen um die Robben herum, um sie vom Meere abzudrängen. Und dann beginnt die blutige Arbeit mit Hakenlanze und Messer. Schnell werden die Erschlagenen geschärft und die Häute nebst dem Speck aufgebündelt.

„Siehst du, Brüderchen, das hat sich gelohnt! Jetzt nun geida, geida, daß wir vor Abend über die Spalten kommen!"

Schurrr, schrr, schrr! Wie Gold glitzert drüben die Spätherbstsonne auf dem Eise. „Beregiß! Gopp-la!"

„Burrrsch!" rauscht hinter den flitzenden Schneeschuhen das Morscheis.

„Goppla, gopp-la!" Noch einmal ruft es lachend Trofim. Von Angst getrieben ist ihm jedesmal Timoféi gefolgt. Das Eis, das Eis! Ist ja wohl schöner Verdienst, den man heimbringt. Aber ihm graut vor etwas, er weiß nicht was. Ihm ist, als seien die schönen Rubelchen dem Teufel gestohlen und müssen dort mal herausgezahlt werden: mit dem Leben. Gospodi, ssochrani! Wenn der Kerl, der Trofim, nicht wäre — kein anderer hätte ihn herausgebracht zu dieser waghalsigen Fahrt!

Aber Trofim lacht. Und als er abends in der Hütte das Feuer schürt und Tee aufgießt, erklärt er dem tränenseligen Riesen als selbstverständlich, daß sie morgen wieder laufen und Robben schlagen werden. Und alle Tage wieder, aber na ja!

Und dann nimmt er seine Balalaika und spielt und singt, daß Timoféi gar nicht dazu kommt, an Neinsagen zu denken, obwohl ihm graut bei dem Gedanken an die neue Fahrt.

„Und wie lange willst du noch, du? Äh?"

„Immer, Brüderchen, immer, solange gutes Windchen hereinsteht!" lachte Trofim.

„Aber die Jungrobben ziehen fort!"

„Was du sagst!" lacht der andere. „Ei und die Alten, die dann von Norden kommen, um hier zu ranzen, magst du die nicht?"

„Gospodi, ssochrani! Das Wasser hat keine Balken!"

„Hat sich Balken Brüderchen, hat sich blitzblankes Eis!"





Auerbach. *Bergen (Norwegen), Dezember 1908.*

Seehund, auftauchend und dicht unter der Oberfläche schwimmend.

„Mag ſich, ich will nicht mehr. Nur morgen noch, dann nie mehr! Habe genug! Beſtelle lieber den Acker, die Sonne lockt das Grüne heraus!“

„Laß dich die Sonne nicht narren! Das Grüne kommt, dann kommt der Nachtfroſt und du biſt betrogen. Wer am Meere wohnt, ſoll vom Meere leben!“

„Oder drin ſterben — Gospodi ſſochrani!“

„Meinetwegen drin ſterben, Brüderchen! Gott ſchützt dich überall!“

„Alle Jahre holt das Morſcheis zweie, dreie!“

„Nu, Brüderchen, zu denen muß man ſich nicht halten!“ — — —

Am nächſten Abende kehrt Trofim allein zurück. Timofëi iſt auf dem Heimwege mit der Spitze des Schneeſchuhes an eine Eisſcholle geſtoßen und geſtolpert. Ingrimmig knirſchend hat das Morſcheis ihn verſchlungen.

Goſpodi, Goſpodi pomilyi!

* * *

Zu der Zeit, wenn die alten Robben ranzen, treten die Jungen ihre Wanderungen an, die ſie von ihren Brutplätzen im Weißen Meere gegen Nordweſten längs der Murman-Küſte am Rande des Eiſes entlang gegen Norwegen hin oder vom Kap Kanin nach Nowaja Semlja zu führen. Dann kommen die im Barentsmeere arbeitenden Robbenſchläger zum Fange nach dem „Südeiſe“. Unſere Ruſſen aber ſuchen zunächſt an den Ausflüſſen des Meſenj- und Koloj-Stromes die dortigen großen Robbenlager auf, in deren jedem zur Zeit der Begattung Hunderte von Tieren gezählt werden. Die Boote nebſt Vorräten werden mit Rentieren oder auch mit Pferden hingeſchafft und am Strande zur Lagerburg zuſammengeſtellt. Die Hauptarbeit bei dieſer Fahrt haben die Kundſchafter zu leiſten, die zunächſt feſtſtellen, wo die zahlreichſten Robbenlager zu finden ſind, was ja auch von Wind und Wellen abhängt.

Hier iſt Trofim an ſeinem Platze. Klirrender Kranichruf in der Luft. Wild aufjagende Möwen. Steif ſteht bei Sonnenaufgang die Briſe. Da verläßt Trofim, in leichter Winterkleidung, mit kurzem Schafpelze und der üblichen Ausrüſtung zum Robbenſchlagen verſehen, mit einer Handvoll Schneeſchuhläufer bei eben erfülltem Hochwaſſer die Küſte und jagt in der Richtung gegen die offene See auf das Eis hinaus. Auf der Höhe der Eisfelder ſchickt er ſeine Leute, jeden mit einem Kompaß verſehen, zum Kundſchaften auseinander und führt alle nach Verlauf von 24 Stunden gegen die Küſte zurück, was natürlich auch nur zur Zeit des Hochwaſſers geſchehen kann, das die Eisſchollen zuſammenpreßt. Großer Jubel, als die Heimkehrenden von gutem Funde zu berichten wiſſen. Alle beeilen ſich, Brennholz, Brot, Grütze, Salz, Mehl uſw. in die Boote zu packen. Denn jetzt heißt es, auf vier bis fünf Wochen lang ſich mit Vorrat verſehen.

Mählich tritt die Ebbe ein, und das Treibeis beginnt sich zu lichten. Da rudert die Mannschaft in drei Booten hinaus in das weite Meer, der Richtung zu, in der Trofims Kundschafter Robbenlager gefunden haben. Als die Flut wieder eintritt und das Treibeis gegeneinander drängt, werden die Boote auf das Eis geschleppt, jedes unter dem Kiele mit Schlittenkufen versehen. Geida, geida, das geht flink! Und lustig lachend spannen die Männer sich in Brustgurten mit ihren Riemen vor die Boote und schleppen sie über das Eis. Nach zwei Stunden sind sie in der Nähe der Robben angekommen. Jetzt werden die Boote unter Wind umgekippt, um während der Arbeitszeit und vielleicht während einer langen Reise des Eisfeldes als Hütte zu dienen. Kieloben ruhen sie mit einer Seitenwand auf dem Eise. Die Männer schaufeln Schnee gegen diese Seite, um festen Windschutz zu kriegen. Der andere Bootsrand bleibt über dem Boden erhoben, den so gebildeten Eingang verschließt ein Segel. Im Innern des Bootes aber wird auf Rudern und Bastmatten ein Lager bereitet. Dort ruht die ganze Gesellschaft dicht gedrängt beieinander und schwatzt. Iwan Popow kocht das Essen im Gemeinschaftskessel. Vor der Behausung liegt auf zwei Holzblöcken ein Eisenblech, das als Feuerherd dient. Die Bootsmannschaft nennt es ihren Ofen. Mit dem Feuermaterial muß Iwan sparsam umgehen. Denn man weiß nicht, wann man die Küste und die liebe Heimat wiedersieht. Deshalb legt Iwan nicht soviel an, daß die Speise gar wird. Du liebes Gottchen, man muß eben froh sein, wenn Stockfisch, Grütze und geschmolzener Schnee eine lauwarme Brühe geben. Das Salz zur Speise liefert das liebe Meer, das ja auch den Schnee schneller zum Schmelzen bringt.

Ein jedes solches Boot bildet natürlich ein Artel. Dies hier steht unter Trofims Führung, der Steuermann und zugleich Unternehmer ist. Er liefert der Genossenschaft nicht nur die ganze Ausrüstung an Lebensmitteln, Waffen, Geräten und Vorräten, sondern bezahlt auch die Mannschaft. Nicht nach bestimmtem Lohnsatze, wie der reiche Waschka Borissow, sondern mit festgesetztem Anteil an der Jagdbeute. Keine leichte Aufgabe, solch ein widerspenstiges Völkchen in Zucht und Gehorsam zu halten! Man muß auch ihr Vertrauen restlos rechtfertigen, in der Bootsführung, wie in der Berechnung des Windes und des Wechsels der Gezeiten, von dem das Geschick der ganzen Unternehmung abhängt. Trofim ist überall und dabei doch die verkörperte Ruhe.

Eben jetzt kommt er vom Kundschaften zurück zu seinem Lager, das durch eine Bootsstange mit daran gebundenem Hemde weithin kenntlich gemacht ist. Mit bekümmerter Miene war er heute in aller Frühe ausgezogen. Der Wind kam landwärts und drohte mit Schneegestöber, das die Robben zu Wasser treibt. Aber mit der Sonne zog klar Wetter herauf. Da klärte es auch auf in Trofims Mienen. Jetzt ist der Zeitpunkt zum Schlagen ge=

kommen. Heftig drängt das ſteigende Flutwaſſer das Eis zuſammen. Der Weg zum Waſſer iſt den Robben abgeſchnitten. Nur ein Mann wird jetzt als Wache am Lager zurückgelaſſen, alle übrigen ergreifen ihr Gerät und folgen Trofim. In weiten Bögen führt er ſie zum Keſſeltreiben links und rechts herum. Auf verabredetes Zeichen zieht ſich die Kette gegen die Mitte hin zuſammen, wo die Robben ſich dichtgeſchart drängen. Und die Metzelei, das Schlagen und Streifen der Robben beginnt. Schnell werden alsdann die Häute aufgebündelt und auf das von Trofim auserſehene Eisfeld gebracht, wohin auch Nikolai und Waſchka, die Führer der anderen Boote, ihre Beute geleitet haben. Dort wird mit großem Geſchrei die Beute zu gleichen Teilen unter die Mannſchaft verteilt, die Böte werden herangeführt und ein einziges großes gemeinſames Lager wird errichtet. Dann kriecht alles wieder unter und ſchläft. Nur die Führer, denen die Verantwortung für das Gelingen der ganzen Unternehmung zufällt, ſchauen aus nach günſtigem Winde, der das Treibeis in Bewegung ſetzen mag, daß ſie an Land zurückkehren können. Die Oberleitung fällt ganz ſelbſtverſtändlich Trofim zu.

So ſtumpfſinnig das Treiben der Mannſchaft bei der elenden Lebensweiſe iſt: er hat jetzt allen Scharfſinn aufzubieten, um die Fahrt zu gutem Ende zu bringen.

Der ſteife Seewind will nicht abflauen. Wie eine einzige feſte Maſſe iſt das Eis zuſammengeballt, einer ungeheuren ſchwimmenden Inſel gleich, die bei ſteigender Flut ſich der Küſte nähert, bei abebbender See aber ſich weiter entfernt, hin und her, her und hin, ewig unteilbar. Immer weiter verſetzt ſich das Eis ſeewärts bei dieſem ewigen Einerlei. Die Nahrungsmittel ſchwinden mit dem Feuerungsvorrate dahin und immer noch derſelbe ſteife Weſtnordweſt von Woche zu Woche. Immer noch dieſelbe Untätigkeit, dasſelbe verzagte Hindöſen, ſchließlich das Murren der Mannſchaft nun ſchon in die fünfte Woche hinein. Goſpodi, Goſpodi ſſochrani!

Da endlich, nach einem rauhen Tage, ſpringt in finſterer Nacht der ſtürmiſche Wind auf Südweſt um. Da ſchrillt Trofims Pfeife und im Nu ſind alle Mann auf dem Eiſe, die Boote aufgekippt, der letzte Vorrat hineingepackt, die Robbenbündel ſind angebunden und vorwärts geht's, daß die Riemen knacken, dem offenen Waſſer zu. Was Sturm und Wellen – wenn nur der Südweſt die Schollen zerteilt! Trofim kümmert ſich den Teufel um den Giſcht der Wellen. Unbeirrt ſteuert er ſeine kleine Flotte durch das eröffnete Fahrwaſſer hindurch. Die Mannſchaft muß ihre letzte Kraft daranſetzen, um durch unausgeſetztes Rudern die drei Tagereiſen fernliegende nächſte Küſte zu erreichen. Was macht's, daß der Sturm ihr den Schnee wie ſcharfe Nadeln ins Geſicht treibt! Den Kompaß kann das nicht beirren, und Trofim kennt ſeinen Weg. Aber je näher ſie der Küſte kommen, deſto beſchwerlicher wird die Fahrt.



Auerbach. *Bergen (Norwegen), Juni 1909.*

Seehund, schwimmend.

Erbarm' dich, erbarm' dich, Herr! Jetzt treiben Wind und Strömungen dort zwei Eisfelder gegeneinander! Der Zusammenprall ist unvermeidlich. Aber unerschütterlich bleibt Trofim. Sobald sie heran sind, gibt er Befehl, alles auf das landwärts treibende Eisfeld zu retten. Schnell ist die Mannschaft auf das Eis heraus, Boote und Häutebündel werden schleunigst hinaufgebracht. Nun kann man wieder einmal warten und sich auf gut russisch in Ergebung üben, bis die Eisfelder einem den Gefallen tun, aneinander vorüberzugehen. Allzu eilig haben sie es damit nicht. Knirschend streichen sie aneinander hin, schwanken dann voneinander weg, um wieder gegeneinander zu stoßen. Schschitt – schub! Bei jedem Zusammenstoße gibt das einen Krach, als ob beide Felder in Schaum und Grus zerfallen würden, aber im nächsten Augenblicke treiben sie wieder, beide heil und ganz, auseinander. Endlich ist auch dies Ungemach überstanden. Bei aufklärendem Himmel kommt Land in Sicht, und mit verdoppelten Kräften und neuem Mute rudert die Mannschaft der schützenden Bucht zu, wo schon Aufkäufer der Beute harrten und das Geschäft des Transiedens nun beginnen kann.

Der Fang hat für jeden Teilnehmer in Trofims Boote sechsunddreißig Häute ergeben. Da stehn sie sich besser als Waschka Borissows bar abgelohnte Mannschaft, die nun neidisch murrt und mehr Geld haben möchte.

Aber der Dicke lacht sie aus.

„Na aber ja! Jetzt wo guter Fang, mehr Geld! Möchtet ihr wohl! Wenn Fang schlecht, möchten Trofims Brüderchen Geld statt Artel-Anteil. Mensch ist sich nie zufrieden; äh, äh, nie!"

„Da hat er eigentlich recht!" meint der alte Iwan Stepanow.

„Ja aber er! Weiß einer, wie es zugeht: er kommt immer gut ab und ist zufrieden!"

„Ja, der!" Iwan kratzt sich den Kopf. Wenn einer wüßte, wie der Dicke das anfängt! Beim Handel mit den Aufkäufern versteht er es auch. Ist kleiner Fang, wartet er, ist großer Fang, hat er neue Käufer an Hand. Ja der! Ein Teufel ist er!

„Unsinn!" sagt der Pope, der dem Gespräche zuhört. „Teufel gibt es nur einen und der sieht anders aus wie Waschka Borissow. Hat Pferdefuß und langen Schwanz, schwarzes Fell und Ziegenbockshörner. Weißt du das nicht mal, mein Täubchen? Äh?"

Iwan ist tief beschämt, bekreuzigt sich dreimal und murmelt: „Gospodi, Gospodi ssochrani!"

Vertilgung der Robben durch die Norweger.

Schon drei Wochen lang kreuzt die norwegische Jacht „Noekken" vor dem Vorgebirge Swjatoi Nos an der Mündung des Weißen Meeres ohne guten Fang. Das Eis ist dick gepackt in langsamer Trift. Die Seehunde lassen auf sich warten. Endlich Ostwind! Nun, Ende April, kommt die Wanderung und der Fang in Gang.

Mehr als jede andere Robbe wird ja der Sattelseehund, der „sadelsael" der Norweger, zum Wandern gezwungen, da er nur auf dem Eise leben mag und nur notgedrungen den Strand aufsucht. Die des Weißen Meeres ziehn im Frühlinge zu ihren Brutplätzen zurück. Aus gleichem Grunde wandern an den grönländischen Küsten die Jungen im März, die Alten nach der Ranzzeit im Mai durch die Davisstraße bis zur Baffinsbucht hinauf und dann zu ihren Brutplätzen zurück. Eilig und in schnurgerader Linie schwimmen diese Tausende durch das wilde Nordlandsmeer dahin. Dem Schiffer in diesen windarmen Breiten mögen sie mit ihren grellgefleckten, glänzendglatten, eng aneinandergedrängten Leibern leicht einem einzigen riesengroßen Schlangenleibe gleichend erscheinen. Offenbar ist ja die gerade zur Sommerszeit immer wieder auftauchende Nachricht von der hier oder dort von Schiffern in bestem Glauben beobachteten Seeschlange auf die Wanderzüge der Sattelrobbe zurückzuführen.

Die Norweger haben die „Russekobbe", wie sie den „sadelsael" aus dem Weißen Meere nennen, auf dem Striche. An der Küste von Westfinmarken und auch an der Murmanküste läßt sich ihr aber aus Mangel an





Karl Soffel. *Stockholm (Skansen).*

Kegelrobbe (Grauer Seehund).

Treibeis nur wenig Abbruch tun, obgleich sie dort zur Zeit ihrer Wanderungen in dichten Scharen auftritt. Deshalb sucht man sie im Osteise auf. Also kreuzt „Noekken“ vor Swajtoi Nos. Ein schmuckes Ding, diese Jacht! Setzt für ihre achtzig Tonnen Gehalt eine Masse Leinwand aus und ist eigens für den Robbenfang ausgerüstet. Im vorigen Jahre brachte sie 2500 Robben ein, die etwa vierzig Tonnen Speck und achteinhalb Tonnen Seehundfell ergaben. Das lohnt, wenn es auch nicht an die gewaltige Beute heranreicht, die norwegische Robbenfischer in früheren Jahren hier im Osteise und namentlich im Westeise gemacht haben. Dort galt die Jagd hauptsächlich den Sattelrobben, die nördlich von Jan-Mayen ihre Brutbänke haben. Daneben wurde seit den siebziger Jahren aber auch der Klappmützenfang*) mit erfolgreicher Rücksichtslosigkeit betrieben. Robbenfänger aus Tromsö hatten diese auf dem Rücken stahlgrau, sonst weißlich grau und am Bauche schwarzgefleckte Robbe bis dahin an den nördlichen Küsten von Norwegen öfter getroffen. Bei Finmarken, Vesteraalen und Lofoten kam sie im Frühjahr häufig vor und verirrte sich von dort aus wohl selbst einmal bis in die Gegend von Bergen, wo die Männchen um ihrer absonderlichen, abenteuerlich erscheinenden Gestalt willen von den jagdlustigen Fischern mit Leidenschaft verfolgt wurden. Ab und zu wurde der „Tewjak“, wie die Norweger die Klappmütze nennen, auch an der Murmanküste gefunden. Ihre Heimat wurde damals im Osteise nordöstlich von der Bäreninsel angenommen.

Der durch seine kecken Eismeerunternehmungen bekannt gewordene Fänger Kapitän E. H. Johannesen fand aber heraus, daß die bestbevölkerten Klappmützengebiete in der Dänemarkstraße zu suchen seien und machte im Juni 1873 dort den ersten guten Fang. Seitdem ist die Dänemarkstraße von norwegischen Fischern abgefischt worden, die dort im Laufe der ersten acht Jahre allein 500 000 Klappmützen gefangen haben. 1882 beteiligten sich bereits 26 Schiffe an dieser Arbeit, nachdem die Robbengebiete von Jan-Mayen bereits weniger ergiebig geworden waren. Noch 1891 war diese Zahl von 26 Schiffen die gleiche geblieben und der Fang bezifferte sich neben 50 000 Sattelrobben von Jan-Mayen auf 18 000 Klappmützen von der

---

*) Cystophora cristata, die Klappmütze, bottlenose der Engländer, ist die stärkste Vertreterin der Gattung Blasenrobben (cystophora). Sie hat ihren Namen von der, nur den Männchen eignen, Hautblase über Nase, Schnauze und Stirn, die willkürlich mit Luft gefüllt und entleert werden kann. Aufgeblasen gleicht sie einer Ballonmütze. Großer Kopf, dicke Schnauze, Bau dem anderer Robben fast gleich. Die Zehen der Vorderflossen nehmen von der ersten an Länge ab. Hinterflossen fünflappig, wie ein Fischschwanz außen verlängert, in der Mitte verkürzt. Schwanz breit und kurz. Kleid bei beiden Geschlechtern gleich aus aufrecht stehenden Grannen und dicker Grundwolle gebildet. Oben dunkelbraun mit verschiedenförmigen tiefdunklen Flecken, unten eintönig rostigsilberfarben. Kopf und Flossen dunkler als der Leib. Die Jungen ohne Flecken. Länge der Männchen 2,50 Meter, der Weibchen geringer. D. Verf.





R. P. Holloway. Klappmützenfang. *Neufundland 1909.*

Dänemarkstraße. 1893 brachten achtzehn Fahrzeuge sogar neben 49000 Sattelrobben die große Anzahl von 55741 Klappmützen heim. Aber schon 1902 sehen wir diese Zahl auf 18000 heruntersinken und 1905 nur noch vier Fahrzeuge auf der Reise in das Westeis, über deren Klappmützenfang nichts mehr berichtet wird. — —

Einstweilen hat diese mutigste aller Robben ja vielleicht noch unbekannte Brutgebiete, in denen die Eingeborenen ihr wenig Schaden zufügen können, solange sie nicht von Europäern bewaffnet werden. Insbesondere ist die bei den Grönländern sonst so beliebte Robbenjagd im „Kanak", dem kleinen Paddelkahne, gegen diese tapfere und gewandte Robbe viel zu gefährlich, als daß sie zur Vernichtung führen könnte. Auch auf dem Eise widersetzt sich die Klappmütze den Schlägen wutschnaubend und ist ohne Feuerwaffe nur schwer zur Strecke zu bringen. Aber leider dringen schießlustige „Sportsmen", reiche Nichtstuer aus aller Herren Länder, mit Kilometerbüchsen und Kino immer weiter gegen die nordwestlichen Heimatgebiete der Klappmütze vor, und auch ihnen dienen norwegische Unternehmer als mutige Führer. So bleibt die Ausrottung der Klappmütze nur eine Frage der Zeit, wenn nicht die Seejagd eingeschränkt wird.

Im Osteise betrachtet Norwegen es heute als seine Aufgabe, die Sattelrobbe rücksichtslos zu vertilgen und jedes von den Ruderbooten, die „Noekken" bei sich führt, wetteifert mit dem anderen im Schlagen der Jungrobben, die nach Ansicht der Norweger die schlimmste Plage ihres Vaterlandes bilden.

Bei Jokanskije legen sich jetzt die jungen Seehunde um sechs Uhr morgens auf das Eis, oft in so großer Anzahl, daß das Eisfeld grau aussieht. Diesen stellen russische Jachten nach, dem norwegischen Beispiele folgend. Sie warten zwei Stunden, bevor sie vorsichtig zum Rande des Treibeises rudern und die Tiere werden von den Schützen, deren jedes Boot einige führt, auf kurze Entfernung erschossen.

Die durchschnittliche tägliche Ausbeute des „Noekken" beläuft sich auf 3—400 und mag auch in diesem Jahre das letzte Gesamtergebnis erreichen. Dann geht es lustig dem Heimathafen zu und womöglich noch auf eine zweite Fahrt hinaus, die sich dann vielleicht in das Gebiet des nördlichen Osteises richtet, wo sich im Juli günstige Verhältnisse zum Schlagen von Sattelrobben, Ringelrobben und Graukerlen (Kegelrobben) bieten.

In früherer Zeit wurden dort auch ab und zu Eisbären erbeutet und verhältnismäßig häufig Walrosse. Aber die Walrosse sind seit dem Ende der sechziger Jahre verdrängt und in die unzugänglichsten nordischen Eisgebiete entwichen. Mit ihnen der Schwertwal, der fast ausschließlich von Robben lebt.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts bot der Walroßfang eine große Einnahmequelle für Norwegen; auf der Bäreninsel und Spitzbergen waren

Häuser zur Überwinterung für Walroßschläger aufgeführt, deren Schiffe in die Heimat zurückkehrten. Die überwinternden Leute betrieben dort den Fang, und im Frühjahre wurde der Ertrag von den Schiffen abgeholt. Im Jahre 1825 waren auf der Bäreninsel allein 677 Walrosse erbeutet neben dreißig Blaufüchsen, zahlreichen Eisbären und einer Masse Daunen. Im Jahre 1834 fingen sechzehn Fahrzeuge mit 149 Mann die seltsam berührende Zahl von 1834 Walrossen. Aber niemals ist seitdem die Höhe der Jahreszahl in der Strecke wieder erreicht worden. Das stattlichste und für die Norweger einst wichtigste Seetier spielt in den Jahresrechnungen kaum noch eine Rolle.

Aber als mit dem Walrosse der Schwertwal (Orca gladiator) verschwand, mehrten sich an der Murmanküste und in Finmarken die Klagen über die Plage der Robbenwanderungen und den schweren Schaden, den diese der Fischerei zufügten. Die Rast, welche die aus dem Weißen Meere kommenden Jungrobben an den östlich ihrer Heimat liegenden Küsten nehmen, bevor sie nach Spitzbergen weiter wandern, fällt nämlich zusammen mit den großen Zügen des von den Norwegern „Lodde" (mallotus villosus) genannten Fisches, von dem auch der große Seedorsch lebt.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts hat dies in Finmarken und dem Amte Tromsö zu großer Beunruhigung geführt. Namentlich glaubte man im Jahre 1901 das Verschwinden der Fische aus den Fjorden in Westfinmarken mit dem Auftreten ungewöhnlich zahlreicher Seehunde in Verbindung bringen zu sollen.

Dr. Johann Hjort schreibt darüber in dem Berichte, den er 1907 für den Conseil permanent international pour l'exploration de la mer erstattet hat:

„Ende März gab es vor den Küsten Massen von „Lodde", einzelne Scharen kamen auch an die Küste heran; Anfang April begann die Dorschfischerei, wurde aber erst Mitte des Monates mit Kraft betrieben; es wurde nun in Westfinmarken bis zum Tanafjord gefischt; Ende des Monats erstreckte sich die Fischerei weiter ostwärts bis Syltefjord und Havningberg. Am 27. April arbeiteten 1623 Boote, davon 30 in Kjöllefjord, 567 östlich und 1017 westlich davon. Es waren damals 1 806 000 kg Dorsch gefischt. Viele Fische wurden mit „Juks" gefangen. Von „Michael Sars" aus wurden mit diesem Gerät auf einer Tiefe von 30 bis 70 Faden im Laufe von kurzer Zeit 100 Dorsche und mehrere Brosmen und Seewölfe gefangen. Am 2. Mai fing man am Nordkap mit „Juks" Dorsche, deren Mägen voll von „Lodde"rogen und feinem Schuppensand waren; andere Dorschmägen enthielten „Lodde". Im Mai hatte die bedeutendste Fischerei statt. Es wurde in ganz Finmarken gefischt vom Westen ostwärts bis einschließlich Varangerfjord. Vom 27. April bis zum 12. Mai wurden 2 900 000 kg Dorsch und vom 12. bis 26. Mai 7 500 000 kg Dorsch gefangen. In letzterem Zeitraum wurde sowohl im Osten als im Westen von Finmarken gefischt. Namentlich bei Vardö waren die Fänge gut.

Bis zum 26. Mai waren im ganzen über 11 740 000 kg gefangen. Es arbeiteten 3410 Boote, 20 im Kjöllefjord, 1823 östlich, 1557 westlich davon."

Nun kamen die Robben. Es heißt dann weiter im Bericht:

„Nach heftigen östlichen und nordöstlichen Stürmen um den 20. Mai zeigte sich einige Tage später zwischen Kibergodds und Vardö ein leuchtender Nebel von Vogelschwärmen soweit, wie man mit dem Fernrohr übers Meer schauen konnte, und Robbenscharen sowie Massen von Walfischen (Zwergwal und Speckhauer) zogen schnell einher. Es wurden mehrere Robben geschossen. Ihre Mägen waren voll von „Lodde" und Dorschgräten. Jegliche Fischerei in der Nähe der Küste mißlang. Die Fische waren wie weggeblasen aus dem Varangerfjord und den Gewässern um denselben. Bereits Ende Mai beobachtete man Robben in ganz Ostfinmarken, Anfang Juni bis ganz Hjelmesö in Westfinmarken. Zwei Dampfer, die in den ersten Tagen vom Juni auf der Ostbank vor Vardö 15000 Haken aussetzten, hatten einen Fang von 1 Dorsch, 1 Schellfisch und 2 kleinen Heilbutten. Am 6. Mai brachte ein Trawlzug im Varangerfjord auf 100 Faden Tiefe mehrere lokale Kleinfische (schwarze Heilbutte, arktische Cottiden usw.), 2 Dorsche à 15 und 18 cm, 2 Schellfische à 18 und 22 cm und 9 Sebastes à 12—25 cm ein. Von großen Fischen brachten einige spätere Trawlzüge nur ein paar Dorsche ein, und zwar auf einem Fischplatz, wo man unmittelbar vor Ankunft der Robben Fänge von mehreren Hunderten von großen Seedorschen, Schellfischen usw. gemacht hatte. Die Fischerei war in den östlichen Teilen eingestellt und weiter nach Westen verlegt worden. Schon vor Makkur (Baadsfjord) fingen die Fischer zwei Meilen von Land an 3—600 Haken 4—500 Dorsche; in noch größerer Entfernung vom Lande fing ein „Schneesegler" an seinen 2 Angelschnüren 1200 kg. Noch weiter gen Westen, z. B. bei Mehaven, gab es gleichfalls eine gute Fischerei, aber in den östlichen Teilen, wo sich die großen Robbenscharen von Ende Mai an einfanden, gab es diesen Frühling keine „Lodde"dorsche mehr. Um den 22. Juni war die „Lodde"fischerei sozusagen zu Ende, und zwar mit einem Gesamtertrag von 17716000 kg Dorsch. Wieviel das Jahr 1901 eingebracht hätte, wenn die Robben nicht aufgetreten wären, läßt sich natürlich nicht sagen. Man weiß nur, daß die Fischerei in diesem Jahre in 14 Tagen, 12. bis 26. Mai, wesentlich in den östlichen Teilen von Finmarken ca. 7500000 kg ergab und daß die Fischerei an den Küstenstrecken, wo nicht viele Robben auftraten, fast noch einen ganzen Monat fortgesetzt werden konnte."

Im Frühlinge 1902 ging daher die Frühlingsfischerei verloren, aber die Sommerfischerei war, wie auch Hjort betont, „ganz gut". Dagegen tauchten die Robben dann wieder im Dezember auf, ganz unerwartet mitten im Kampf ums Dasein im düsteren Winter Finmarkens. Schon aus diesen tatsächlichen Angaben erhellt, daß man nicht gegen eine bestimmte Wanderung den Vorwurf erheben darf, die Dorschzüge zu verdrängen. 1901 waren es die „Russekobben", 1902 wiederum die „Spitzbergenrobben", die der Fischerei Abbruch taten. Dr. N. Knipowitsch weist denn auch in seinem an den gleichen Internationalen bleibenden Ausschuß erstatteten Berichte über die Seehunde und Seehundjagd im europäischen Eismeere daraufhin, daß allerdings gewöhnlich während der großen Wanderungen der Sattelrobben keine lohnende Fischerei im Meere stattfindet, daß die behauptete Schädigung der Fischerei aber durchaus nicht durchweg festgestellt sei.

So wurden z. B. im Juni 1899 große Scharen von Sattelrobben im Gebiete von Teriberka und im Sunde von Kildin beobachtet, zugleich aber in beiden Gebieten eine ganz ungewöhnlich erfolgreiche Fischerei betrieben.




Karl Soffel-Hamburg. *Vivarium.*

Kegelrobbe.

Jedenfalls zeigt dies Beispiel, daß an der Murmanküste gute Fischerei gleichzeitig mit den Wanderungen von Jungrobben vor sich gehen kann, und die Frage ist demnach noch durchaus offen, ob das seit 1901 wiederholt beobachtete Verschwinden der Seedorschzüge wirklich den Robbenwanderungen zugeschrieben werden muß oder vielleicht doch noch auf anderen Einflüssen beruhte.

Die Befürchtung der norwegischen Fischer, namentlich der an der Küste von Lofoten, daß durch die russischen Robben ihre ganze Fischerei in Frage gestellt werden könnte, war natürlich begreiflich. Man beschloß große Fischereidampfer auszurüsten und auf eine planmäßige Suche nach Fischen auszusenden. Aber die Versuche blieben, zumal bei dem eintretenden stürmischen Wetter, geradezu erfolglos und die Lage wurde verzweifelt, zumal von allen Richtungen her gemeldet wurde, daß kein Fisch, wohl aber zahlreiche Robben angetroffen seien. In Lofoten hatte man bis Mitte Februar im Jahre 1902: 293 000, 1901: 670 000, 1900: 500 000, 1899: 600 000, 1898: 300 000, 1897: 1 600 000, 1896: 1 000 000, 1895: 1 000 000 und 1894 ganze 3 000 000 Dorsche eingefangen, in der Robbenzeit 1903 aber so gut wie gar nichts.

Endlich Ende Februar verschwanden die Robben und alsdann strömten auch langsam die Dorsche in West- und Ost-Lofoten ein. Sehr bemerkenswert in diesen Feststellungen bleibt aber die Tatsache, daß, nachdem die Fische gekommen waren, sich die Robben seltener zeigten und nur noch ein paarmal die Fischerei störten. Dann aber traten am 20. Mai wieder große Robbenscharen auf und mit der Fischerei war es plötzlich vorbei. Kann

somit nicht bestritten werden, daß die Robbe bei dem schlechten Fange der Fischerei eine große Rolle spielt, so ist doch nicht von der Hand zu weisen, daß noch andere Umstände dabei mitzuwirken scheinen.

Leider wird dies in Norwegen durchaus nicht in wünschenswertem Maße berücksichtigt. Im Gegenteile wird die Vertilgung der Robben dort als vornehmste Aufgabe aller beteiligten Kreise betrachtet. Im Jahre 1903 stellte der Staat der Fischereiverwaltung 15 000 Kronen zur Verfügung zwecks Einkaufs von Robbennetzen und deren Überlassung an die Fischer vom Tromsö-Stift. Auch wurden 4000 Kronen bewilligt zu Preisausschreibungen für Fischgeräte und Fangmethoden in Finmarken. Hiervon wurde der größte Preis ausgesetzt für das zweckmäßige Gerät für den Fang von Robben in offener See, in einer solchen Weise, daß der Fang ein einbringendes Unternehmen sein würde*). Zu welcher Rücksichtslosigkeit solche Aufmunterung zur vollständigen Zerstörung einer wertvollen Tierwelt führen muß, beweisen recht deutlich die damals zur Beantwortung der Preisaufgabe eingelaufenen Arbeiten. Neun davon behandelten verschiedene Arten Fangnetze oder Leinen mit natürlichem oder künstlichem Köder, fünf empfahlen die Vertilgung mit Sprengstoffen oder Kugelspritzen, von dreien wurde die Anwendung von Petroleum vorgeschlagen, von drei andern die Aussetzung von Prämien für die Erlegung von Seehunden empfohlen. Wieder ein anderer empfahl, durch eine Abteilung der norwegischen Kriegsflotte ein Bombardement auf die Seehunde bei Finmarken eröffnen zu lassen. Ein anderer empfahl die Aussetzung von Fanggeräten mit vergiftetem Köder und schließlich fehlte es auch nicht an einem Gemütsmenschen, der die Seehunde durch Zuführung eines Krankheitsstoffes nach dem Vorbilde des Löfflerschen Mäuse-Bazillus vertilgen wollte. Auch die Schießer aus aller Herren Länder sollten herbeigerufen werden nach dem Vorschlage: Erlaubnis für Fremde, auf den Brutplätzen im Weißen Meere Robbenfang zu treiben. Wieder ein anderer empfahl Staatsbeiträge für die Anschaffung von Büchsen und Munition; und nur ein einziger verständiger Mensch fand sich, der darauf hinwies, daß die jetzt herrschende Seehundplage eine naturnotwendige Folge der Zerstörung des Gleichgewichtes in der Natur darstelle. Er empfahl deshalb die Schonung der Walrosse, da nach allgemeiner Erfahrung das Walroß den Seehund nicht dulde und der in seiner Begleitung auftretende Schwertwal der erste Feind des Seehundes sei. Leider ist gerade diese eine Stimme in Norwegen durchaus nicht zu Gehör gekommen. Vielmehr spricht Dr. Johann

---

*) Diese Maßnahme und die ihr zugrunde liegende Auffassung steht in ausgesprochenem Gegensatze zu dem Beschlusse der Washingtoner Konferenz vom Jahre 1911 (s. Seite 484).

Hjort in seinem Berichte die Hoffnung aus, daß die Zeit nicht mehr fern sein werde, da auf die Tötung von Seehunden an allen in Betracht kommenden Ämtern ein Preis ausgesetzt sein werde. Allerdings kann Dr. Hjort darauf hinweisen, daß die Nachbarn, Schweden, Dänemark und zum Teil auch Finnland, Prämien für Robbenvertilgung zahlen. Aber für Norwegen brauchte das doch aus doppeltem Grunde nicht maßgebend zu sein: Erstens, weil Rußland, das im Weißen Meere doch ganz unter denselben Schädigungen der Fischerei zu leiden hat, die Robben als volkswirtschaftlich wertvoll schätzt. Insbesondere bezeichnet Dr. N. Knipowitsch in seinem zusammen mit Dr. Johann Hjort an den Conseil permanent international pour l'exploration de la mer erstatteten Berichte den Plan, der Murman-Fischerei durch Ausrottung der grönländischen Seehunde zu helfen, als unannehmbar. Vielmehr weist er daraufhin, daß für die Bevölkerung des russischen Nordens eine vernunftgemäße Entwicklung der Seehundjagd sehr wertvoll sein würde, da diese einen natürlichen Reichtum darstelle, der nicht zweckwidrig vergeudet, sondern planmäßig ausgenutzt werden solle. Dies ist gewiß um so beachtenswerter, wenn man hinblickt auf die Erfahrungen, die zu dem Washingtoner Übereinkommen von 1911 zwischen Rußland, Amerika, Großbritannien und Japan geführt haben.

Aber noch weit wichtiger sollte für Norwegen der zweite Grund sein: nämlich der Hinblick auf den guten Nutzen, den die norwegische Küstenbevölkerung früher von den Seehunden zu ziehen verstanden hat. Für Norwegens Bauern hatte der Robbenfang damals große Bedeutung. Freilich fehlte für einen systematischen Fang eine wesentliche Bedingung: die Eisfelder und Treibeisschollen. Aber in einzelnen Fjords waren Robbenbrutplätze, die namentlich von Graukerlen, d. i. Kegelrobben (halichoerus grypus), in zahlreichen Scharen besucht wurden. Diese Vorratskammern, die der norwegischen Bevölkerung nicht nur Felle zu Tauen, Gürteln und Riemen, sondern auch Speck zu Tran und Schmiere lieferten, sind unverständigerweise zerstört worden, würden sich aber recht wohl wieder einfinden, wenn den Robben eine gewisse Schonung gewährt würde.

Im Jahre 1903 zur Zeit der großen Robbenwanderung hat man ja doch auch in Norwegen die Annehmlichkeiten guten Fanges deutlich erfahren. Wie Dr. Hjort berichtet, erbeuteten die Fischer in Isfjord, einem Seitenarme des Laxefjordes in Ostfinmarken, mit Büchse und Netzen eine große Menge von Robben.

„Bei Sjöboderne war der Schnee blutig, wie an einem Tage, an dem geschlachtet wird. Überall sah man geschundene und ungeschundene Robbenkadaver, überall zum Trocknen ausgespannte Felle. In allen finischen Erdhütten, wo sonst zu dieser Zeit härtester Mangel an gewöhnlichen Nahrungsmitteln herrscht, schwelgte man in Robbenfleisch, Speck und solider Blutkost. Auch Kühe, die sonst zu dieser Zeit gewöhnlich von der Erinnerung an





Karl Soffel. *Stockholm (Skansen).*

Kegelrobbe in einem Eisloch untertauchend, und auftauchend.



Karl Soffel. *Stockholm (Skansen).*

Kegelrobbe, sichernd.

den vergangenen Sommer zehren und von der Hoffnung an den kommenden Sommer leben, erhielten ihren Anteil vom Festschmause.

Sicherlich brachte diese Robbeninvasion sowohl den Finnen als den Norwegern im Innern des Laxefjord größeren Segen, mehr Essen und größere Barschaft ein als die wenigen in den vorhergehenden Jahren eingefangenen Dorsche. Es wurden allein von dem hier ansässigen gemeinen Volke, und zwar gewöhnlich mit ziemlich primitiven Geräten, im Laufe von einigen Monaten bis Ende Februar, nicht weniger als 3—4000 Seehunde gefangen.

Die Seehunde ergaben eine Einnahme von 6 bis 10 Kr. das Stück. Das Fell wurde mit 25 bis 30 Oere pro kg, der Speck mit 15 Oere pro kg bezahlt!"

Die Schlußfolgerungen, die aus diesen Tatsachen sich ergeben, sollten doch auch für die Norweger auf der Hand liegen. Noch weit mehr aber für Deutschland, das hoffentlich nun und nimmer der in Skandinavien geplanten Konvention zur Vertilgung der Robben zustimmen wird, die sogar auf die Ostsee ausgedehnt werden soll, wo die Seehunde gegen früher ganz bedeutend abgenommen haben. Für den Rückgang der Fischerei sind nicht sie verantwortlich zu machen, sondern die rücksichtlose Ausbeutung des Baltischen Binnenmeeres.

Auf den Pribylowinseln.

Im Beeringmeere unter 50° nördl. Br., 170° westl. L. Windstiller Sonnentag über St. Paul. Schweigen rings über den Irrblöcken im schwarzen Lavasande. Um die Kegel und ausgebrannten Krater des Oberlandes zittert die Luft in flirrenden Wellen. Wie ein massiger Blocksberg verschwimmt der Bogoslow im Weiten. Einzelne Felsen leuchten aus der dunklen Masse heraus, als trügen sie noch jetzt, Ende Mai, Schnee. Aber der Altschnee ist mit dem Packeise verschwunden. Das Weiß der Klippen entstammt der emsigen Verdauung unzähliger Kormorane, Lummen, Papageitaucher und Möwen, deren Scharen seit Jahrtausenden hier hausen. Kein Schrei, kein Schwingenschlag. Die Weibchen nisten. Träge hockt die andere Sippschaft am Gesteine, über dem die Mittagssonne brütet.

Die Höhen sind bedeckt mit Moos und Gräsern, aus denen eine Flut wilder Blumen herausleuchtet: Islandmohn, Mönchshut, Chrysanthemen, Steinbrech- und Lupinenarten. Am Strande sprießt dunkelgrün aus dem Lavakiese ein hartes Windgras auf (Elymus mollis). Und an verlassenen Lagerplätzen der Robben grünen die zarten, schlanken Seehundgräser (Glyceria angustata und Deschampia caespitosa).

Die frischen Robbenplätze sind weithin kenntlich durch den Mangel jeden Pflanzenwuchses. Allenfalls fristet zwischen hohen Blöcken eine Kriechweide oder Krähenbeere dort ein verkrüppeltes Dasein.

Nur einer ist wachsam in dieser träumenden Stille: ein Seebär*). Ein alter Strandmeister von Vostochny. Heute liegt er nicht auf den Strandblöcken, die er alljährlich für sich und seinen Harem in Anspruch nimmt. Wer weiß, wo draußen in der weiten Beeringsee seine Weiber schwimmen! Auf die Gräte der Böschung des Hutchinson-Berges ist er hinaufgeklettert. Hier hat er prächtige Ausschau über das ganze Vorland. Weit, weithin dehnt sich vor ihm die See. Kein Land als die Nachbarfelsen der Pribylow-Gruppe in Sicht. Die nächste Insel würde Unalaska sein bei 214, das nächste Festland Kap Newenham von Alaska bei 309 Seemeilen.

Niemals hatte dies Meerparadies den Menschen gekannt, ehe der Russe Pribylow im Jahre 1786 von den Kommandeur-Inseln aus es entdeckte. Da begann die Verwüstung unter den Herden der Pelzrobben. Seitdem ist gute Vorsicht geboten und die alten Seebären beziehen niemals ihre Hochzeitsplätze, bevor sie ermittelt haben, ob die Luft rein ist. Die Amerikaner und ihre aleutischen Robbenschläger wissen das gut genug und halten sich vorsichtig zurück, wenn nach dem Abtreiben des Packeises die ersten Kundschafter an Land kommen. Die Strandmeister lagern gleich von vornherein in entsprechenden Abständen voneinander, während die Jährlinge, sowie die Schneider in großen Gruppen ihre Landplätze beziehen.

Weit sind sie hergekommen von ihren südlich liegenden Fischplätzen im Stillen Ozeane, südlich der Aleuten und östlich des Golfes von Alaska. Da war gutes Leben! Fische von der allerfeinsten Sorte, oh! Kalmar, der auf der Tafel eines Bonanzakönigs Staat gemacht hätte, dazu Klippfisch, Alaska-

---

*) Der Seebär gehört mit dem Seelöwen (Otaria stelleri) zu den Ohrenrobben (Otariidae), deren Gebiß in jedem Oberkiefer einen Reißzahn und zwei kleine innere Schneidezähne, einen Eckzahn und 6 oder 5 Backenzähne, in jedem Unterkiefer zwei Schneidezähne, einen Eckzahn und 5 Backenzähne aufweist. Am Schädel ist der hintere Augenhöhlenfortsatz deutlich ausgeprägt. Das äußere Ohr hat im Gegensatze zu den Seehunden eine kurze, gut entwickelte Muschel. Auch die Gliedmaßen treten deutlicher abgesetzt aus dem Leibe hervor, als bei den Seehunden; die großen Flossen sind lappenartig über die Zehen verlängert. Die Hinterzehen sind fast gleichlang, die vorderen von innen nach außen an Größe abnehmend. Diese Gestaltung der Füße gestattet ihnen das Erklettern steiler Felsen und in der Ruhe die gestützte, aufrechte Haltung des Vorderkörpers, die starken Eindruck macht. Wilhelm Steller, dem wir die ersten Nachrichten über die nordischen Pelzrobben verdanken, lernte als Begleiter Beerings die zunächst auf den von diesem entdeckten Kommandeur-Inseln kennen und nannte unseren Seebär „ursus marinus“. Hierauf begründete Linné den Namen „phoca ursina“ = bärartige Robbe. Hieraus wurde dann Callorhinus ursinus für die Herde von den Kommandeur-Inseln abgeleitet. Von diesen unterscheiden sich die Seebären der Pribylow-Inseln etwas in der Farbe und namentlich in dem Stapel der Grundwolle. D. St. Jordan legt ihnen daher den Namen Callorhinus alascansis bei, während die Pelzrobbe von den Kurilen und der Robben-Inseln Callorhinus curilensis genannt wird. D. Verf.

Pollack, Lampreten, Hering, Silberlachs, oh, oh! Dort lebt man fein! Und doch hat ein dunkler Drang allmächtig sie hergezogen zu diesen Plätzen ihrer Jugendspiele und ihres sehnlichsten Hoffens. Unbewußt kommen sie alle doch lediglich zu dem einzigen Zwecke der Paarung, obwohl selbst die Reifen oft bei dieser bis zur Abwanderung der Hauptbären nur die Rolle unbeteiligter Zuschauer spielen dürfen. Jetzt bringt jeder Tag neue Scharen heran, die gemeinschaftlich die weite Reise gemacht und erst angesichts ihrer Lagerplätze sich in Gruppen geteilt haben.

Die Weibchen kommen zuletzt, denn sie sind im Winter am weitesten gegen Süden gezogen bis hinunter zur Insel Santa Barbara im fernen Süd-Kalifornien.

Ihre Ankunft erregt unter den gebietenden Herren keinerlei Aufregung. Aus dem einfachen Grunde, weil sie hochbeschlagen gehn. Trotzdem haben die alten Strandmeister nun ihre alten Stammplätze bezogen und scharen bei der Ankunft der Weibchen deren möglichst viele um sich. Mindestens 5 bis 6, oft deren 60 bis 80. Unser Strandmeister von Vostochny hat es schon auf 150 gebracht. Denn wo Weiber sind, laufen Weiber herzu. Jede Neueintreffende hält zwar ihren alten Platz, auf diesem aber schlägt sie gern sich zu dem größeren Haufen.

Um den Hauptbären kümmert sie sich gar nicht. Er aber humpelt eifrig an sie heran, bewillkommnet sie mit zärtlichem Rülpsen und betätschelt sie liebkosend mit der Vorderflosse. Damit beginnt dann aber auch wieder neue Sorge. Denn je größer der Harem, desto größer der Neid der unbeweibten Bären. Hat der Strandmeister eben hier einem einen Denkzettel versetzt, der ihm ein unbewachtes Weibchen zu stehlen versuchte, so gelingt es inzwischen einem anderen Frechlinge, eine schmucke junge Schöne bei der Schwanzflosse zu packen und, wie die Katze die Maus, davonzuschleppen.

Erst siebenjährige Seebären sind heiratsfähig, die Halbreifen werden von ihnen nicht in der Nähe der Harems geduldet. Sie mögen von Glück sagen, daß sie wenigstens im Wasser verdauen und sich entleeren können, denn oft leidet der Strandmeister den ganzen Tag über nicht, daß sie an Land kommen, und nur nachts können sie sich ein bißchen ausschlafen.

Aber auch die Volljährigen hält der Tyrann seinem Lager fern, und sie kommen, wenn sie beim Kampfe Pech haben, überhaupt nicht zur Paarung. Mindestens nicht in der „Hochsaison", die eine Woche nach der Geburt der Jungen beginnt. Von gebrummten Beleidigungen geht der Strandmeister dann zu rüpelhaften Tätlichkeiten über. Selbst vor dem Menschen, der ihn zur friedlichen Zeit wie einen Hammel vor sich hertreiben kann, hat er dann keine Scheu; im Gegenteile greift er jeden, der sich ihm naht, wütend an. Und die Aleuten fürchten ihn dann ebenso wie einen Grislybären.

Mit seinesgleichen aber übt der Strandmeister kurzes Verfahren. Gebt



Herde von Pelzseehunden ans Ufer steigend. (Kamtchatka.)



acht, da kommt gerade wieder einer, der mit einem seiner Weiber anbinden will! Warte nur, du! Meinst wohl, daß es hier ebenso spaßig zugeht, wie drüben auf Tolstoi-Rookery? Denkst, du könnest den Strandmeister bluffen? Hört mal, wie der Frechling aufbrüllt! Aber keine schlechte Antwort, die ihm der Strandmeister zurückgrölt! Nun rücken sie aufeinander los. Mit der Brust gegen den Sand geduckt, puffen sie sich eine Wolke ihres moschusduftigen Atems ins Gesicht, fahren auf, stemmen sich hocherhobenen Hauptes auf und dann, dann, dann . . . dann . . .

Nun, was dann?

Dann kehrt der Angreifer sich entrüstet um — und sucht das Weite.

Aber so leicht kommt er diesmal nicht davon. Der Strandmeister packt ihn mit den scharfen Fangzähnen bei der Schleppe, beißt diese durch und greift ihn dann weiter vorn an. Die Vorderflosse ist das nächste Opfer seiner Wut. Dann erwischt er das Genick, in das er seine Fänge tief hineingräbt. Und so liegt er, selbst fast außer Atem, aber immer noch knurrend auf dem geschlagenen Eindringlinge, dem nun der Spaß für immer vergeht!

Die Jungen.

Der Lavakies glüht unter der Julisonne. Den Jungrobben ist das gerade recht. Lustig tummeln sie sich im Wasser oder räkeln sich am Strande. Scharf wie schwarze Klümpchen heben sie sich ab von dem graugedörrten Gesteine und dem braunen Kleide ihrer Mütter. Die haben ihre liebe Not mit der unruhigen kleinen Gesellschaft! Wie ihre Augäpfel mußten sie sie hüten vor den tolpatschigen Sprüngen der verliebten alten Strandmeister, die trotz aller Mahnungen der Mütter doch viele totgetrampelt haben. Dann aber wurden aus den kleinen schnell große Junge, und nun können sie schon fast ohne die Mütter fertig werden und spielen untereinander in großer Gesellschaft im Wasser herum.

Gibt es liebenswürdigere Ausgelassenheit als die der lustigen Dinger, die eben ein altes Tau erwischt haben? Die Schälung hat es angespült, der Himmel mag wissen woher. Ein kleiner Schelm hat es beim Ende gepackt, taucht damit fort und schleppt es in die Tiefe. Schubb, sind die anderen hinterdrein, packen am anderen Ende an, werfen sich auf den Rücken und ziehen den widerspenstigen Gespielen mitsamt dem Tau an den Strand. Kaum haben sie losgelassen, so packt der erste wieder sein Tau, ist kopfüber kopfunter mit ihm davon und von neuem kann das lustige Spiel beginnen.

Dort jene beiden spielen Strandmeister, stemmen sich auf die Vorderflossen und blasen sich mit drolligem Zorne, wie die Alten, an.

Dort umkreist ein Jährling mit dem seit undenklicher Zeit in seine Art gelegten Instinkte eine Schar weiblicher Jungen, um sie im Spiel zusammenzutreiben, wie der Altbär seine Weiber.

Ein anderer Jährling unterstützt die Spiele der schwimmenden Jungen, tollt mit ihnen im Wasser herum, stößt sie von einem Felsblock hinab in die See, um dann hinter ihnen herzuspringen und mit ihnen zu schwimmen. Ohne es zu wissen und zu wollen unterrichtet er damit die Jungen. Anfangs suchen diese die stillen von der Flut stehen gebliebenen Teiche auf. Nun aber wagen sie sich schon hinaus in das brandende Wasser, wenn auch zunächst immer noch im Lee von schützendem Gesteine. Anfangs waren sie ängstlich darauf bedacht, ihre dicken Quabbenköpfe über Wasser zu halten, bald aber lernen sie begreifen, daß es auch auf dem Grunde hübsch aussieht, und nun üben sie sich mit den Jährlingen um die Wette im Tauchen, Wenden und Kobolzschießen.

Nur wenn die Mutter des einen oder anderen vom Fischen heimkehrt, wird dies muntere Spiel unterbrochen. Auf ihren Ruf eilt das Kleine so schnell als möglich herbei und nimmt seine fette Nahrung zu sich.

Leider wird diese liebe Beschäftigung vielen, vielen von den Jungen zum tödlichen Verderben. Der Strand wimmelt um diese Zeit von einem Schmalwurme aus dem Geschlechte der Uncinaria. Am Bauche der Mutter sitzen viele von diesem kleinen Geschmeiß, das dann beim Säugen mit der Nahrung in den Magen der Jungen übergeht und dort schnell zum Tode führt. Die vom Kongresse der Vereinigten Staaten zur Untersuchung der Lebensverhältnisse der Pelzrobben eingesetzte Kommission hat die Magen aller der Jungen, die an Uncinaria verendet waren, voll frischer Milch gefunden. Beweis genug, wie schnell diese Krankheit ihre Opfer dahinrafft. Für die Größe der Verluste, die alljährlich zu verzeichnen sind, mag aus den Berichten der Kommission als Beispiel nur die Tatsache angeführt werden, daß auf St. Paul im Jahre 1896 im August und Oktober je 10 300 und 20 330 tote Junge gefunden sind!

Leider spielt aber bei diesen großen Verlusten noch eine andere Todesursache hauptsächlich mit: das sogenannte pelagic sealing, d. h. der Robbenfang im Meere. Durch diesen werden unzählige Junge ihrer Mütter beraubt und gehen infolgedessen an Entkräftung ein. Diese Frage hat, seit die Amerikaner von den Russen die Pribylow-Inseln übernommen haben, die Diplomatie der Uferstaaten des Beringmeeres in Atem gehalten und oft den Frieden zu stören gedroht, schließlich aber doch zu einer heilsamen Verständigung geführt. Die Russen hatten durch den Ukas von 1821 allen fremden Schiffen die Küste ihres Festlandes und ihrer Inseln bis auf einen Bann von 100 italienischen Meilen verboten. Nachdem die Amerikaner die Pribylow-Inseln übernommen und 1870 zunächst das Monopol des Robbenschlages der Alaska Commercial Company übertragen hatten, wurde der Robbenschlag zur See wieder ziemlich dreist betrieben. Anfangs freilich nur von Indianern der Westküste, dann aber von 1879 ab durch Segler, die



Grönländische Robbenfänger mit ihrer Beute.

die Indianer mit ihren Fellbooten und ihrer Ausrüstung an die Robbenplätze brachten und den Herden schwere Verluste zufügten. Im Jahre 1880 wurde dies auch auf die Beringsee ausgedehnt und nahm dort von Jahr zu Jahr zu. Die Vereinigten Staaten verboten auf Grund des durch den Ukas von 1821 seitens ihrer russischen Vorgänger geschaffenen Rechtes diesen Schonern die Beringsee. Da aber die Mehrzahl dieser Schiffe als Kanadier die englische Flagge führten, so erhob Großbritannien Widerspruch, und es kam zu den heftigen Auseinandersetzungen von 1886 bis 1890. Inzwischen hatte aber das Hinschlachten der Mütter so ungeheure Verluste von Jungen zur Folge, daß die Zahl der schlachtbaren Jährlinge an den Strandplätzen auf ein Fünftel ihrer früher üblichen Zahl heruntersank. Großbritannien konnte sich dieser Tatsache nicht verschließen und es kam 1892 zu einem Vertrage, der die ganze Frage dem Pariser Schiedsgerichte unterbreitete. Dies gab 1893 sein Gutachten ab, durch das um die Inseln und Küsten in der Beringsee eine Zone von 60 Meilen und außerdem eine geschlossene Saison vom 1. Mai bis 1. August bestimmt wurde, innerhalb deren jeder Robbenfang verboten

31*

war. Indessen hatte dies zur Folge, daß die Schiffe desto eifriger den Robben auf ihren Wanderungen nach- oder entgegenfuhren, und die Amerikaner stellten weiteren Rückgang im Stande der Herden auf den Pribylow-Inseln fest. Außerdem hatten inzwischen auch die Japaner sich lebhaft an dem Robbengeschäfte beteiligt, und der Untergang sämtlicher Herden schien damit heraufbeschworen zu sein. Dies führte dann im Frühjahr 1896 zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien zur Verständigung über die Einsetzung einer wissenschaftlichen Kommission zur Erforschung aller hier einschlägigen Fragen. Wesentlich den vorzüglichen Arbeiten dieser Kommission ist es zu danken, daß 1911 zwischen den Vereinigten Staaten, Großbritannien, Rußland und Japan der ausgezeichnete Vertrag zum Schutze der Robben zustande gekommen ist.

So werden die Robben hoffentlich in Zukunft ungefährdeter ihre weite Reise antreten können, bei der ohnehin die Winterstürme manches Opfer fordern. Auch Haifische scheinen ihnen mehr Schaden zuzufügen, als bis dahin angenommen wurde, und insbesondere der an den Küsten des Beringmeeres gefürchtete Schwertfisch, der „Great Killer" (Orca orca).

Beim Herannahen des Winters, gewöhnlich im November, treten die Weibchen ihre weite Reise an und nehmen ihre Jungen mit. Diese sind dank der kräftigen Muttermilch inzwischen stramm herangewachsen, haben auch bereits das Fischen gelernt und, was ihnen in dieser Kunst noch fehlt, eignen sie sich bald auf der Reise an. Unter Robbenleuten gilt es als ausgemacht, daß kaum die Hälfte der Jungen im Frühjahre ihre Heimatküste wiedersehen und daß höchstens der dritte Teil aller Geborenen das dritte Lebensjahr erreicht. Die Jährlinge und alten Bären bleiben länger, gehen auch nicht soweit gegen Süden wie die Weibchen und können deshalb im Frühjahre frühzeitiger wieder zur Stelle sein.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Mütter von den Pribylow-Inseln zur Säugezeit mindestens alle zehn Tage einmal ihre etwa hundert Seemeilen entfernten Fischgründe aufsuchen, so ergibt sich daraus ohne weiteres ein Schluß auf ihre Ausdauer und Schnelligkeit im Schwimmen. Und so überrascht es denn auch nicht, sie bei Santa Barbara ihren Winter verleben zu sehen.

Treiben.

Kühler Regentag, Ende Juli auf der Kupferinsel unter 54° 43′ nördl. Br., 167° 45′ östl. L.

Himmel, war das ein Geschrei alle diese Wochen lang am Ranzplatze von Zapadni! Die steilen Wände aller Buchten hallten wider von dem Brüllen der Strandmeister und der grollenden Antwort ihrer Gegner. Dann wieder ließ das Weibervolk den alten Burschen keine Ruhe. Pfeifend,



Ranzplatz.

fauchend und in allen Tonarten scheltend mußten sie ihren Harem in Ordnung und fremde Einmischung davon fernhalten. Dazwischen hinein das helle Blöken der Mütter, die besorgt ihre Kleinen riefen und vor dem Ungestüm der herumtrampelnden Altbären warnten. Keine Lumme konnte ihren eigenen Schrei verstehen in diesem Aufruhr von mißtönigem Brüllen, Quäken, Blöken, Fauchen und Quieken.

Endlich hat sich der Lärm gelegt und die Jungrobben können nun wieder dem Schrei der Möwen lauschen, der sie ein angenehmer Gesang dünkt. Namentlich aber können sie schlafen und nochmals schlafen. Das ist eine Kunst, die gelernt sein will zwischen solchem aufgeregten und verliebten Volke, das keinen Augenblick Ruhe gibt. Am angenehmsten schlief es sich immer noch in den seichten Tümpeln, die die Flut hinter der Schälung unter der hohen Böschung der Küstenberge stehen zu lassen pflegt. Bald aber lernen die Kleinen auch im tieferen Wasser schlafen, auf dem Rücken oder auf der Nase, wie es gerade so kommt, die Hinterflossen aus dem Wasser herausgestreckt und von den leichten Wellen sanft geschaukelt. Heya, heya!

Heut ist solch ein ruhiger Tag, an dem die See vor Zapadni wie mit Jungen und Jährlingen übersät erscheint. Kommt gegen Mittag die Sonne ein Weilchen heraus, so legt man sich auch ein bißchen an den Strand, hebt die Hinterflossen hoch in die Luft und dreht den Kopf weg, um nicht in die Sonne blinzeln zu müssen. Aber auch im Fisselregen schläft es sich gut! Keiner von diesen Tausenden fragt nach einem weichen Bette. Der härteste Rollstein ist ihnen zum Lager recht. Mancher legt sich auch auf den Kies und nimmt einen Kopfstein zum Kissen oder setzt sich zum Schlafen aufrecht hin und nörrickt mit dem Kopfe, der bei jedem Atemzuge sich hebt und fällt. Oft hören die Schlafenden nicht, was um sie her vorgeht. — —

Vom Dorfe Glinka sind Männer gekommen mit Hakenstangen, Schlagkeulen und Knütteln. Einer von ihnen schwingt auf einer Stange mit greulichem Lärme eine alte Petroleumbüchse, ein anderer trägt als einzige, aber bewährte Scheuche und Waffe einen vorsintflutlichen Regenschirm. So ausgerüstet brechen sie in die am Strande lagernden Herden der Jährlinge ein, um sie zu teilen und dann die Ausgewählten den Schlagplätzen zuzutreiben. Denn jetzt ist der Pelz am wertvollsten, da die weiche seidenartige Grundwolle voll entwickelt ist. Später, von der Mitte des August bis zur Mitte des Oktober, zu der von den Amerikanern „stagy season" genannten Haarzeit, sind die Felle für den Rauchwarenhandel wertlos. Wie bekannt, wird bei der Gerbung das Grannenhaar vorsichtig abgeschabt und die alsdann rein hervortretende goldgelbe Wolle wird braun gefärbt. Da für den Handel die Felle der jüngeren, aber ausgewachsenen Robben am wertvollsten sind, so beschränkt man sich vernünftigerweise auf die Tötung solcher Männchen und läßt nur so viele leben, als zur Fortpflanzung nötig sind.



Ranzplatz.

Um die Auswahl besser betreiben zu können, teilen also die Leute von Glinka die einzelnen Scharen in kleinere Abteilungen, sogenannte „pods" von 200 bis 300 Stück ein und treiben diese zu den entfernteren Schlagplätzen fort, wobei nach Möglichkeit schon am Strande oder sonst unterwegs die zur Schonung bestimmten Stücke ausgeschieden werden, die dann ohne besondere Aufmunterung schleunigst zum Strande zurückkehren. Diese Arbeit ist überall die gleiche, aber auf St. Paul und den anderen Pribylow-Inseln bei weitem leichter, als hier auf der Kupferinsel. Denn hier führt der Treibweg durch steile Schluchten der Uferberge hindurch. Die Entfernung von Palata bis Glinka ist zwei Meilen lang und der Weg führt über einen Bergrücken von 360 m Höhe. Hier von Zapadny und von Sabatscha Dira beträgt die Entfernung bis Glinka nur 250 m. Aber der Abstieg ist gerade steil genug, und der enge Paß, der überschritten werden muß, ist überdies mit Blocksteinen angefüllt, über die nur langsam getrieben werden kann.

Denn anderfalls, wenn die Tiere sich gar zu sehr erhitzen würden, litten durch hastige Bewegung die Felle. Auch kämen die Übermüdeten in Verwirrung und würden dann gar nicht mehr vorwärts zu bringen sein.

Aber heute, an diesem kühlen und regnerischen Tage, geht alles glatt und gut, und so ist der Trieb schon in früher Morgenstunde am Schlagplatze angelangt, wo der „pod" dann jungen Burschen übergeben wird, die ihn beisammenhalten und den armen Tieren Zeit lassen, sich zu beruhigen, bis die Niedermetzelung und das Streifen erfolgen kann.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß betont werden, daß die im Beringmeere als Robbenschläger verwandten Aleuten sehr vorsichtig treiben und daß sowohl die amerikanischen wie die russischen Beamten sorgfältig darauf achten, daß jede unnütze Tierquälerei vermieden wird.

Robbenerziehung.

Jedem Besucher von San Franzisko wird der Anblick der auf dem Felsen am Klippenhause lagernden Seelöwen unvergeßlich sein, deren drolliges Gebaren schon Finsch beschrieben hat und die dort seit langer Zeit sich eines vollständigen Schutzes erfreuen.

Der liebenswürdige Charakter dieser Robben wie der meisten ihrer Verwandten, mit der vielleicht alleinigen Ausnahme der Klappmützen, ist allen Dresseuren bekannt. Gefangene Robben erweisen ihrem Pfleger geradezu zärtliche Anhänglichkeit, gehorchen aufs Wort und lassen sich sehr leicht zu Kunststückchen abrichten, die man von diesen anscheinend unbeholfenen Tieren am wenigsten erwartet. Bei näherem Zublicken wird man freilich in der Mehrzahl der Fälle erkennen, daß die Erzieher nur Fähigkeiten benutzt haben, die in der Natur des Tieres begründet sind. Wenn man bedenkt, wie geschickt und flink an den Inseln des Stillen Weltmeeres Seelöwen und Seebären die steilen Felsen erklettern, so wird man nicht besonders überrascht sein, sie auch im Zirkus entsprechende Kunststückchen ausführen zu sehen. Noch weniger kann die Vorliebe des Seehundes für solche Musikinstrumente überraschen, deren Bearbeitung ihm der Bau seiner Flossen gestattet. Vielmehr sieht man ihm an, welch ganz außerordentlichen Spaß ihm Paukenschlagen, Orgeldrehen und „chromatische Läufe" auf seiner „Gitarre" bereiten. Selbst die viel bestaunte Geschicklichkeit der Robben als „Equilibristen" beruht auf alt eingewurzeltem Instinkte. Seit Jahrtausenden ist ihre Art im wilden, wogenden Meere gewohnt, den verfolgten Fisch gegen die Oberfläche des Wassers hin zu jagen und ihn, sobald er nach einer Seite ausweichen will, sofort von dieser zu bedrohen, ihm den Rückweg in die Tiefe abzuschneiden und ihn so zu zwingen, sich doch wieder an die Oberfläche zu flüchten, wo er dann erwischt wird. Dies ist den Robben möglich, weil sie in übermütigen Spielen kopfüber kopfunter ihre Wendigkeit und namentlich



Bartrobbe, erlegt von S. Kgl. Hoheit dem Prinzen Heinrich.

die Beweglichkeit des Halses außerordentlich entwickelt haben. Gerade dies und das sichere Augenmaß für die kleinsten Schwingungen des im Gleichgewichte zu haltenden Gegenstandes sind aber die Fähigkeiten, die dem Jongleur ermöglichen, einen langen Gegenstand auf der Nase im Gleichgewichte zu halten. Um die Robbe für solche Kunststücke auszubilden, setzt der Dresseur ihr einen Stock auf die Nase, an dessen Spitze ein Fisch befestigt ist. Sobald sie diesen einige Male im Gleichgewichte gehalten hat, genügt es, daß sie an dem Stocke einen Fischgeruch wittert. Und sobald der Lehrer sie soweit gebracht hat, kann er zu weiteren und schwierigeren Übungen übergehen.

In der Willigkeit, auf alle Wünsche ihres Erziehers einzugehen, werden die Robben kaum von einem anderen freilebenden Tiere überboten. Der Amerikaner Wood Ward ist der erste gewesen, der dressierte Robben öffentlich zur Schau stellte. Aber er fand begreiflicherweise sehr bald erfolgreiche Wettbewerber, insbesondere in zwei jungen Engländern, den Gebrüdern Judge, die in Hagenbecks Tiergarten tätig waren und namentlich die hohen geistigen Fähigkeiten des Seelöwen vor aller Welt erwiesen haben.

Wenn man der Bedeutung dieser Tatsachen sich bewußt wird, tritt die ungeheure Schuld in ihrer ganzen Wucht hervor, die der Mensch mit der



Karl Soffel-Hamburg. *Vivarium.*

Kegelrobbe, im Begriff zu tauchen (geschlossene Nüstern).

rücksichtslosen Hinmetzelung dieser eigenartigen Tierwelt auf sich geladen hat, von der Südsee bis hinauf zum wilden Beringsmeere, von Deutsch-Südwest bis zu den Eistriften Grönlands und Spitzbergens!

Der Robbenschützer.

Schschuhschuischt, wrupp, schühschischt!

Wieder ist die Flutwelle aus der Südsee her um Afrikas Südspitze herum an den Robbenfelsen vor Lüderitzbucht vorbeigezogen. Wieder hat ihre Schwingung über Neufundland und Irland her die friesischen Inseln erreicht und donnert gegen den Deich. Schühschüscht!

Als die Ebbe kommt und die See rückwärts rutschend die Bänke freigibt, rücken die Seehunde nach, denn seit längerer Zeit ist die Luft hier nicht rein. Es blitzt und donnert manchmal aus heiterem Himmel. Und wenn dann stinkender Qualm über das Watt zieht, liegt meistens ein armer Meerköter tot oder ein verwundeter schleppt sich mit Mühe zum rettenden Wasser. Man muß vorsichtig sein! Hier ist gut sein am nahen Wasser, und so liegen sie denn hier Stunde auf Stunde. Plötzlich aber werden sie unruhig. Was ist los? Die alte Großmutter drüben vom breiten Knoll rutscht in



Karl Soffel-Hamburg. *Vivarium.*

Kegelrobbe, auftauchend und Atem holend.

den Priel und verschwindet — erst dort ganz hinten taucht ihr grämliches Gesicht sichernd wieder auf. Schupp, rumpeldipumpel, schumps, sind die acht Stück von der flachen Bank im Wasser, und eine ganze Weile dauert es, bis der Erste ein gut Stück weiter den Kopf heraussteckt. Nur einen Augenblick. Aber nach einem Weilchen taucht er wieder auf und mit ihm einer nach dem andern. Verdutzt sichern sie nach ihrem Lagerplatze zurück, tauchen wieder, um wieder hochzukommen. Es war wohl nichts? Aber die Alte, die Schlaue, wo ist die? Dort zieht sie auch wieder herbei, sichert ringsum — es war wirklich nichts, sie wird ja ganz vertraut! Jetzt gleitet sie selber auf die flache Bank zu, auf der es sich so mollig ruht. Also hin, ihr nach!

Aha, dort ist ja schon ein Haupthund! Er humpelt am Strande der Schlickbank hin, wälzt sich, schnellt die Hinterflosse hoch — da ist keine Gefahr.

Vorsichtig steigt die ganze Gesellschaft aus dem Wasser, schnaubend als letzter ein starker Hund.

Paff, peng!

Peing!

Und stinkender Qualm.

Und der stramme Althund liegt starr und steif! Und der Vierjährige gewinnt nur ächzend und stöhnend das Wasser!

Da springt der Seehund, der vorher so hübsch gespielt hatte, auf und – das andere sehn und hören die Flüchtenden nicht mehr.

Jens Hilmers aber ist im Nu bis an die Hüften im Wasser und schlägt dem verwundeten Seehunde die Hakenstange ins Genick, ehe er entkommen kann. Und dann lacht das Scheusal und zieht die schwarze Kappe ab, die ihm Kopf und Hals bis zum Kinn bedeckte, so daß nur der Schnurrbart heraus= stand und er einem Seehunde täuschend ähnlich sah. Nun kommen auch die Schützen herbei, betrachten und messen ihre Beute, danken Jens Hilmers und versichern ihm in einer Sprache, die er nicht versteht, er habe mit seinen Kapriolen und spaßhaften Seehundbewegungen „reenewech wie'n Mährkether ausjesähn".

„Hähren Se," meint der andere, „weesen Se doch mal Ihre Händchens här! Ham Se denn ooch Schwimmhaite zwischen de Fingersch?"

Es ist gut für die Sportsmen, daß Jens Hilmers sie nicht versteht. Aus seinen stahlblauen Friesenaugen wirft er ihnen nur einen langen Blick zu. Dann streift er auch die gestrickte Wolljacke ab, die seine Seehundsmaskarade vervollständigt hatte und schleift den starken Seehund zu dem Beiboote. Als= bald holt er auch den anderen. Und dann sieht er sich die Sportsmen wieder mit einem so merkwürdigen Blicke an, daß diese „wees Kneppchen verlägn wär'n" und ihm aus Verlegenheit die Flasche mit den drei Sternen hinhalten, an der sie eben erst jeder ein wenig gesogen haben.

„Dat's doch mal en vernünftig Wuord!" denkt Jens und „lumpen laten w'uns nich!" denkt er dazu. Also trinkt er die Buddel leer.

Na ja, es ist kühl und feucht ringsum geworden. Die See fängt auch schon an zu steigen. Das ist ja auch schön, da kann man das schwer be= ladene Beiboot desto besser vor sich her schieben bis zum Hauptboote hin.

Aber über das Warten auf die Seehunde ist es spät geworden. Und im Westen zieht ein Bullkater am Himmel herauf. Jetzt blitzt und kracht es schon. Ehe Jens Hilmers und seine Fremden es sich versehen haben, jagt die Eilung daher und bringt einen prasselnden Hagelschauer mit sich, als ob es Sand und Kiebitzeier durcheinander schneie. Dabei stampft das Boot und droht umzukippen. Und das Wasser steigt, steigt und reicht den Männern bereits bis zur Brust. Solange ihr Weg über die Bank geht, ist das noch nicht so schlimm. Aber wie über die tiefe Rinne kommen, die sie vor zwei Stunden bei tiefster Ebbe in dem Seelenverkäufer überfahren hatten? Bei dem Wellengange sich dem Kahne anvertrauen, wäre Wahnwitz, und dazu ist er auch mit den Seehunden schwer beladen!

Ängstlich tasten sie, der eine links, der andere rechts hin im Wasser herum, um eine seichte Stelle zu finden, die ihnen den Rückweg zum Boote



Karl Soffel-Hamburg. *Vivarium.*

Kegelrobbe, an Land gehend.

ermöglichen könnte. Aber als sie nach einer halben Stunde ergebnislos wieder am Kahne zusammenkommen, hat keiner einen rettenden Steig gefunden. Vom Himmel aber kracht und blitzt es nun Schlag auf Schlag herunter. Inzwischen steigt die Flut und rückt Zoll um Zoll dem dicken kleinen Herrn Rentner aus Bärne näher an die Gurgel. Er möchte gerne Signale schießen, aber der patronengespickte Gürtel ist längst unter Wasser, und im Drilling stecken nur noch leere Hülsen. Der lange Herr Müller aus der Hauptstadt des hellsten Volkes der Welt hat sich besser vorgesehn. Er hat, als das Wasser stieg, seine Patronentasche unter den Hut genommen und funkt nun „wie närrsch" in die tosende Finsternis hinein.

Jens Hilmers allein bleibt ruhig und lugt mit seinen Vogelaugen scharf über die in immer wilderen Wogen anrollende See. Sein kleines Boot ist kaum noch zu halten. Hoch bäumt es bei jedem anrollenden Brecher auf. Dann stampft es, und als Jens es nach einem solchen Kopfsteher zu fassen sucht, kommt eine Sturzsee und wirft das mitsamt den Seehunden kenternde Boot vor sich her. Hin ist es!

Herr Müller funkt und knallt. Jetzt lädt er seine letzten Patronen.

Jens gibt noch immer keinen Laut. Er weiß, was es in diesem Augenblicke gilt. Da, dort durch Stiem und Regen, durch Spritzer und Wellen hat sein heller Blick den Kutter erblickt.

Nun brüllt er auf wie ein Seelöwe von Frisco: „Ahoi! Ahoi!"

Und nun sehn die beiden andern auch, daß der Kutter beidreht. Nur der kleine Dicke sieht überhaupt nichts mehr und hört nur noch, was der Blanke Hans ihm um die Ohren brüllt: „Schschuhschuischt! Sühst mi woll?

Wrupp, schuhschischt!" Und alles Wasser muß er schlucken. Immer wieder schlucken!

Hätte nicht Jens im Verein mit dem Langen ihn über Wasser gehalten, wäre es um ihn geschehen gewesen. Jetzt ein Ruck, bautz, quatsch, da liegt er im stoßenden, stampfenden Kutter. Jetzt ist der Lange hinein und, wie der alte Tonnenleger Nis Hansen beidreht, ist Jens auch schon am Segel. Wie eine Möwe jagt der Kutter über die empörte See dahin.

Abends sitzen Nis und Jens, den Stinkhaken qualmend, gemütlich beim Teepunsche und spinnen Garn mit Schiffer Voß und Kaptein Rickmers und den Badegästen, die sich im „Versoffenen Seehund" um sie scharen, um die Geschichte ihrer Fahrt zu hören. Von den Herren aus Sachsen ist heute abend nichts zu sehen und zu hören.

„Dat wir jo all man so, as dat ümmer is," meint Jens trocken.

„Schade man üm dat schööne Biboot!"

„Na, und die Seehunde?" fragt einer der Badegäste.

„Nu wesen's man still! Dei Saalhunn hätt sich de Blanke Hans werr haolt!"

Mollig legt sich der Duft von Teepunsch und Tabakwölkchen um die alte Hängelampe. Draußen brüllen die Sturzseen gegen den Deich wie Tausende von wilden Biestern und rollen wutknirschend zurück.

Schuhischt, schiwschjitt, wrupp. Schuhschischt!



Karl Soffel-Hamburg.

Kegelrobbe.

Der Schakal.

Von Karl Soffel.

Dalmatien.

Dalmatien ist für Hunderte Reiseziel und Reiseland geworden. Bequeme Züge führen die Großstädter über Nacht mit der Tauernbahn an die Adria, nach Triest. Luxuriöse, bequeme Schnelldampfer bringen einen halben Tag später das alle Landschaft nivellierende Publikum an die Küsten von Dalmatien, nach Spalato, Ragusa, Cattaro. Und da dieses Publikum seine roten Führer nicht zu Hause gelassen, so weiß es Bescheid. Weiß, daß es in Spalato den Palast des Diocletian betrachten muß und den Dom, der früher eines Kaisers Mausoleum war. Es weiß auch, daß es eine Wagenfahrt zu machen hat nach dem Trümmerfeld von Salona, und eine solche entlang der Riviera dei Castelli nach Trau. Hat es sich alle diese Herrlichkeit vorführen lassen, war es die vorgeschriebene Zeit im Hotel Troccoli (dicht am Palast des alten Cäsars!) gesessen, so geht es beruhigt weiter, um in ähnlicher Weise Ragusa zu sehen, dort im Palasthotel zu wohnen und endlich weiter nach Cattaro zu fahren, von wo aus (für die Feinsten) die Wagenfahrt nach Cetinje die Reise beschließt. Von der erdrückenden Fülle neuer Eindrücke, die sich dem stillen Wanderer auftun, sind sie trotzdem verschont geblieben. Sie sind auch vorübergegangen an dem fremdartigen reichen Blütenleben, der vielgestaltigen Tierwelt dieser Perle österreichischer Kronländer. Die entzückendste aller europäischen Schlangen, die Dahlsche Natter, begegnet niemals dem Hotelreisenden, Olivenspötter und Blaudrossel singen nicht für ihn. Das Narenta-Delta mit seinem seltenen Tierleben ist nicht für ihn vorhanden. Wie könnte es da dem flüchtigen Besucher einiger Küstenstädte einfallen zu denken, daß heute noch vor den Toren Mitteleuropas, in Dalmatien, der Goldwolf lebt. Dank der Unwegsamkeit der Karstlandschaft und des dichten Gestrüpps der Macchien. Bis zur Stunde hat er sich auf einigen Inseln, Halbinseln und auf dem Festland erhalten. Das ist erfreulich und verwunderlich zugleich, denn der Schakal ist — obgleich niemals dem Menschen gefährlich — überall gehaßt und verfolgt, wo er sich sehn läßt.

Der Goldwolf.

Die Hirten von Orebić führen seit langen Wochen wieder einmal schwere Klage, weil oben in den Bergen sich Schakale zeigen, und auch schon Lämmer gerissen haben. Auch von andern Orten Sabbioncellos kommen Meldungen ihrer Untaten. Lange Zeit war Ruhe gewesen und man dachte

gar nicht mehr an die verschmitzten Räuber. Aber entweder hatten sie sich wieder stärker vermehrt droben in der einsamen Bergwildnis, oder es sind neue eingewandert von Curzola drüben. Da hätten sie allerdings den drei und mehr Kilometer breiten Kanal von Curzola durchrinnen müssen. Jedenfalls waren sie wieder zu spüren, in Stagno Grande waren Schakale sogar nachts in die Stadt gedrungen, um zu rauben. Dem war ein Lamm gerissen oder ein Schaf, ein anderer hatte den Verlust eines Schweines zu beklagen oder einer Ente. Abends, wenn die Glocken der Küstenorte zum Gebet rufen, hört man aus den Vorbergen und Macchien des Monte Vipera oder Zagorje oft das Aufjaulen eines Schakals, und bald auch ihr vielstimmiges Chorusgeheul.

Drunten aber, in Orebić saß seit Tagen ein Mann, der eifrig nach Schakalen Umfrage hielt, sich Decken gestreckter Tiere zeigen ließ und vorhatte, die Burschen in den Bergen selbst kennen zu lernen. Er war extra aus Wien gekommen, wollte nach langem Bücherstudium wieder einmal – womöglich mit der Büchse in der Hand – unter Gottes Himmel Gottes Geschöpfe studieren und kennen lernen. Alles war wohl vorbereitet und durchdacht. Beim Grk, dem edlen Curzolaner Küstenwein, waren auch ein paar Sabbioncеller gewonnen worden, die Feuer und Flamme waren für die bevorstehende Schakalhetze. Man wartete nur noch auf Nachricht, und war begeistert, als eines Abends an der Tafelrunde der stürmisch begrüßte Hirte erschien mit der Botschaft, daß er tags zuvor einen starken Schakal im Trockenlauf eines Bergbachs oben bestätigt habe. Bei Tagesgrauen wollte man sich am nächsten Morgen vor dem Logierhaus treffen, und sich auf die Suche begeben. Ein Teilnehmer versprach seine Hunde mitzubringen, die schon öfters Schakale gehetzt und an das Terrain gewöhnt seien. Noch einen kräftigen Schluck, dann trennte man sich mit Handschlag und ‚dobar noc.'

Als die Sterne langsam verblaßten und hinter dem Monte Vipera der Himmel sich langsam hellte, waren alle Mann zur Stelle. Zu fünft, von zwei Bracken begleitet, bewaffnet mit Schießeisen aller Konstruktionen, der Fremde mit seiner erprobten Waffe über der Schulter. Plaudernd, und alle Für und Wider der bevorstehenden Jagd erwägend, verloren sie sich in die Dämmerung hinein, bald verhallten ihre Schritte in den stillen Gassen. Irgendwo rätschte ein Rotschwanz, da und dort verhaltene Töne, wie sie der kommende Morgen mit sich bringt.

Der Weg führt an Weingärten vorbei und Olivenpflanzungen mit phantastisch wilden Baumindividualitäten, bald umgibt die Jäger nur wilde Macchie und einsame Geröllhalden. Es ist ein mühselig Steigen hier, nur Schritt für Schritt geht es vorwärts.

Der Goldginster, der den Boden wild überwuchert, wehrt mit dreizackigen Dornen dem Weiterdringen. Wohin das Auge sieht, hebt er seine



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium (Skansen).*

Kopf des europäischen Schakals.

leuchtenden Blüten zum erwachenden Licht. Aber nicht nur mit Gold schmückt sich das Karstgelände auf unübersehbare Flächen. Hohe Baum-Eriken überragen, mit ungezählten weißen Blüten überschüttet, den Niederwuchs der duftenden Myrte. Jetzt wo die Sonne steigt, ziehen auch schon schwere Wolken von Wohlgerüchen über das Land und hüllen die Wanderer in ihre Schleier. Goldginster, Myrte und Rosmarin. Aleppokiefern und Schwarzföhren stehen in lichten Gruppen die Hänge hinauf. Hier überwuchert Waldrebe einen lebensmüden Ölbaum mit ihrem Gezweig, streckenweise ist Baum und Strauch mit Geißblattgerank oder den tausend Fäden des Meerträubchens umsponnen.

Der Himmel wird zusehends blauer. Tausend brennende Farben locken von allen Seiten. Und überall lebt es, schwirrt, gaukelt es. Von den Blütensträuchern her kommt ein tiefes Brausen und Summen, ungezählte Scharen von Fliegen und Immen belagern sie. Da ist ein ewiges Kommen und Gehen, und erst die Nacht endet dieses lebensvolle Schauspiel. Wild flüchtet vor den Nahenden eine mächtige Zornnatter in den Erdbeerstrauch. Eine schlanke Steignatter gleitet lautlos zur Seite, und ist verschwunden, Terpentinsträucher decken mit zartgefiederten Blättchen ihre Flucht. Zwischen

Zistrosen erscheint eine Spitzkopfechse, nervös züngelnd, bewegt sie den Kopf nach allen Seiten, erhascht im Sprung die goldleibige Fliege und ist mit ein paar Sätzen im Versteck des tausendfach zerklüfteten Gesteins. Überall das zitternde Schwirren der ungezählten Zikaden, wie ein einziger Ton liegt es über allen Geräuschen, es ist wie die Stimme der Hitze selbst. Dunkle und grellfarbige Falter schweben und flattern vorbei. Im wilden



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium (Skansen).*

Europäischer Schakal.

Flug umschwirrt einer die dunkelroten Knospen des Mastixstrauchs, läßt sich für Sekunden nieder und schwingt sich wieder auf in die sonndurchglühte Luft. Über Geröllblöcke flitzen Steinschmätzer, knicksen aufgeregt, lassen sich fallen und sind verschwunden. Auf nacktem, weißleuchtendem Gesteine sonnen sich breitbauchig zierliche Mauereidechsen und sehen dem Trupp, der in ihr Reich eingedrungen, neugierig nach. Aus einer immergrünen Eiche lockt der Olivenspötter, von ferne tönt Kuckucksruf.

Die Sonne fängt an zu sengen, weiter geht es aufwärts, entlang dem Trockenbett eines Bachs, dessen Rand Oleandergebüsch begleitet. Die an=

fänglich munteren Stimmen ſind längſt verſtummt, mühſam ſchleppt ſich die Geſellſchaft die Karſthöhe hinan. Die Bracken mit langer Zunge hinterher. Einmal kommt etwas Leben in die Geſellſchaft, als man eine Sandviper findet und totſchlägt. Eine andere, die ſich unter einem Johannisbrotſtrauch geſonnt hatte, war raſcher geweſen, als ihre Verfolger und zwiſchen Stech=winden und Wolfsmilch verſchwunden. Der zutraulich äugende Scheltopuſik aber, der kurz darauf den Weg kreuzt, mußte dran glauben. Da ſpringt die



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium (Skansen).*

Europäiſcher Schakal.

eine Bracke plötzlich in die nächſte Senkung hinab und verſchwindet zwiſchen Eichengeſtrüpp und rotbeerigem Wacholder. Die andere wild hinterher. Als ſie wieder erſcheinen, hetzen ſie mit lautem Hals hinter einem großen gelb=grauen Schatten her . . . Momentweiſe tauchen ſie auf aus dem Graugrün der Macchie, dann iſt nichts mehr zu ſehen. Ferner tönt das Lautgeben der Hunde, dann ſchweigt auch dieſes. Ärgerlich ſtehen die Jäger. An einen Schuß war nicht zu denken geweſen bei dem blitzartigen Auftauchen und Verſchwinden. Sie gehen in der Richtung des flüchtig gewordenen Schakals weiter und bald kommen ihnen hinkend mit weit aus dem Maule

32*

hängender Zunge die Bracken entgegen. Sie drängen sich an den Herrn, stoßen mit der Nase an seine Hand, wollen getröstet werden. Über spitzes Gestein, viel Meter hohes Geklüft, durch Karstlöcher und fast undurchdringlichen Busch war es gegangen. Der Teufel hetze da den flinken Goldwolf zu Stande.

Was tun? Vergebens bemüht man sich die Hunde nochmals auf die Fährte zu bringen. Wohl verfolgen sie diese wieder auf kurze Strecke, als ob sie den guten Willen zeigen wollten. Aber ihr Eifer ist vorbei. Die Jäger verteilen sich über die Macchie und suchen so gut es gehen will das Gelände ab, schlagen in jeden Busch — alles umsonst. Für heute ist es also nichts mehr.

Dabei ist es spät geworden. Einsilbig und schlecht gelaunt denkt jeder an den Heimweg. Aber der Magen knurrt und will sein Recht. So sucht man denn nach einem halbwegs schattigen Platz, um zu rasten und sich etwas zu restaurieren. In der Glühhitze ist das Brot steinhart geworden, aber es schmeckt trotzdem. Wurst und Huhn, Eier, Käse. Eine königliche Tafel. Dazu macht die Flasche Grk die Runde und der heimatliche Maraschino. Die Dalmatiner drehen sich Zigaretten aus nassem, dunklen Tabak, rekeln sich ins Gestein und strecken die langen Beine mit den zerrissenen Opanken in das blühende Kraut. Langsam wird die Laune besser und man beratschlagt. Was nun? So ganz unverrichteter Dinge wieder abziehen nach Wien?

Dabei kommen nicht bloß hier auf Sabbioncello, auch drüben auf Curzola, Schakale vor, wenigstens waren sie 1895 keine Seltenheit auf der Insel, wo sie sich sogar in der Nähe der Stadt Curzola am häufigsten sehen ließen. Weiter südlich, gegen Ragusa zu, auf dem Festland bei Slano wußte man auch um ihre Existenz. Der Pfarrer von Klissevo besitzt eine schöne Schakaldecke, die im Winter 1904 erbeutet worden war. Im Januar 1905 erschlugen Kinder einen schlafenden Goldwolf, den sie im Granatgebüsch fanden. In Grbljava töteten die Bauern im März 1904 sechs Jungtiere, am Hafen von Slano vier im Jahre 1901. Im Mai des gleichen Jahres wurden von sechs Schakalen, die man für junge Wölfe hielt, drei geschossen. Ein andermal, im März 1905, fand man einen toten, der in Banja ein Schwein nächtlicherweile überfallen hatte und von diesem wehrhaften Haustier tüchtig heimgezahlt bekam. Von zwei 1903 in Grgurici gefangenen Welpen hat der Pfarrer von Majkovi einen längere Zeit auf dem Hofe gehalten. Zwei andere Welpen, am Majkovski Ratac, auch im Jahre 1903 gefangen, wurden von Bauern ebenfalls einige Zeit leben gelassen, bis sie sich in Hof und Haus unnütz zu machen anfingen und nach Mensch und Tier schnappten. Da erschlug man sie. — —

Das eine ist also gewiß: es gibt ihrer noch genug im Land, kommen doch jährlich zehn bis zwanzig Decken aus Dalmatien auf den Markt von



Karl Soffel. *Vivarium.*

Europäischer Schakal.



Mostar. Sie werden im Eisen gefangen, mit Hunden gehetzt oder am Luder, und wo es das Terrain gestattet, auch wohl auf der Treibjagd erlegt.

Es plaudert sich gut hier, nachdem Hunger und Durst gestillt. Langsam neigt sich die Sonne zum Meer, ein erquickendes Windchen huscht über die Karstödnis. Schon werfen die krüppligen, grotesken Bäume lange Schatten. Langsam erhebt sich die Gesellschaft und trotz Mißerfolg wieder guter Dinge geht es talwärts. Man wird wiederkommen und nicht eher ruhen, bis so ein Gaudieb auf die Decke gelegt worden ist.

Bald ist das letzte Lachen verklungen. Hin und wieder noch das ferne Gepolter rutschenden und talwärts hüpfenden Gesteins, dann ist es wieder toteinsam hier oben. Als ob niemals ein Mensch hier gewesen. Nur die Zikaden haben noch nicht ausgesungen. Aus der verkümmerten Steineiche tönt das Abendgeschwätz des Zaunammers: zi, zi, zä, zirr. Eine große Fledermaus, frühzeitig lebendig, zickzackt am durchsichtigen Blau des Himmels. Der Weißspecht trommelt. Wie weiße Kreuzchen schweben Silbermöwen entlang der Küste, stürzen sich aufs Wasser, schwimmen ein Weilchen, erheben sich wieder. Eilfertiges, taktmäßiges Stampfen trägt da der Wind vom Meere her. Weißleuchtend, dampfend und qualmend erscheint im Kanal von Curzola unten ein Dampfer, ein Spielzeug scheint er auf den Wellen. Rasch kommt er heran, im breiten, schäumenden Kielwasser tummelt sich das Möwenvolk, schreit, streitet sich um die Brocken, die ihm von Bord aus zugeworfen werden. Bald ist „Baron Gautsch“ – Kurs nach Gravosa – der seinen Gruß aus der lauten Welt in diese Einsamkeit trug, entschwunden. Der Zaunammer singt sein altes Lied.

Von oben her jetzt ein einzelnes, abgebrochenes Aufheulen. Dann Stille. Dann wieder – aber näher – das Aufjaulen und winselndes Geheul. Jetzt akkompagniert höher hinauf im Karst eine gröbere Stimme. Das geht eine ganze Weile so, aus dem Duett ist Trio und Quartett geworden. Sterne lösen sich allmählich vom dunkelnden Himmel, die schmale Mondsichel, die lange schemenhaft über den Karstbergen gestanden, gewinnt Farbe und sichere Kontur. Ein Ziegenmelker schnurrt vorbei, Fledermäuse werden häufiger. Von den Tönen und Geräuschen des Tages blieb nichts mehr übrig. Nur das Zikadengeschwirr ist noch nicht verstummt. Im blühenden Kraut singen Heupferde, zart, abgebrochen.

Da erscheint im ungewissen Dämmer zwischen Geklüft und Goldginster ein spitzer Kopf. Einen Moment später steht der Goldwolf ohne Deckung auf der Gesteinsplatte, unter der am Abend seine Verfolger geruht. Mit eingedrücktem Rücken, die Rute zwischen die Hinterläufe geklemmt, steht er unschlüssig da, jede Minute bereit, das Weite zu suchen. Kommt ein paar Schritte vor, zuckt zusammen, windet, schnüffelt am Steine herum. Dann setzt er sich auf die Keulen und kratzt sich mit dem linken Hinterlauf, weil es die Flöhe

zu arg treiben. Unterbricht sich mitten im Geschäft und windet wieder mit zurückgelegten Lauschern in die blaue Nacht hinein, immer noch den Hinterlauf in der Höhe. Eben will er als angeborener Angstmeier wieder zusammenfahren, da sieht er einen, der sich zwischen Wacholdergebüsch vorsichtig heranwindet. Das gibt den Ausschlag, mit einem Satz ist er von der Felsplatte herunter. Erschreckt vom eigenen Mut, sieht er sich — halb stehend, halb liegend — ängstlich um und dann faßt er zu und schlingt gierig Geflügelknochen, Wursthäute und was sonst seine Verfolger ihm hier übrig gelassen. Der andere, der mit raschen Sprüngen herangekommen, wird mit Geknurr und hochgezogenen Lefzen empfangen. Eine Minute später wälzen sich unter unsagbarem Gekecker und Gebelfer die beiden über das Geröll hinunter. Endlich zieht einer ab, der andere, wild zerzaust, mit eingerissenem Ohr und blutenden Weichen, kommt hinkend zurück zum Fraß und — findet reinen Tisch. Eine Fähe hatte den rechten Augenblick genützt und war auf und davon, ehe die rauhen Kerle mit ihrem Streite fertig waren. Lange noch schnüffelt er da im Kraut herum, stößt einen Papierfetzen mit der Nase dahin, dorthin, findet noch ein Krümchen und kaut mächtig daran. Mit langem Hals und vorgestreckter Nase schnürt er dann weiter, windet rechts und links, die Lauscher in steter Bewegung. Doch bald wendet er wieder, kommt zurück und sucht von neuem die Stelle durch, wo ehemals der liebliche Fraß gelegen. Dann steht er plötzlich gerade, äugt anhaltend in die Finsternis hinein und lauscht auf das Gejaule, das von unten kommt. Nach einem Weilchen stimmt er kurz ein und setzt sich in fördernden Trab. Aber er kommt auch da zu spät, die andern haben schon alles geschlungen. So geht es weiter, immer talwärts. Vorsichtig müssen sie sein, denn Hunde und Menschen sind ihnen immer gleich auf der Spur. In den Küstenorten gäb' es wohl leckeren Fraß — speckdicke Ferkelchen, Hühner, Enten — aber, aber! Es ist schon besser, hinunter zum Wasser zu schnüren und zu sehen, was das freigebige Meer ans Land geworfen. Aber auch das ist nicht ohne Gefahr. Ziehen sich doch die ganze Küste am Kanal entlang Ortschaft an Ortschaft, an 20 und mehr Kilometer. Aber der Mond ist längst hinunter, so kann man's wagen. Sie laufen am Ufergestein entlang und suchen Anspülicht und Genist durch und finden allerlei: Krebse, die sich eilig seitwärts unter Gestein retten wollen, tote Fische, faule, aufgeklappte Muscheln. Einer, der bis zu den Knöcheln ins Wasser gestiegen, holt sich eine nudelrunde, spritzende, quatschende Seewalze — — —

Als aber der Morgen heraufdämmert, ein erster Wind durch die Tamarisken streicht, im dürren Widerstoß raschelt, die Strandsimsen aneinander schlägt, sind sie längst wieder oben im still einsamen Karst und verschlafen den Tag in guter Deckung.

* * *



Karl Soffel-Stockholm. — Europäischer Schakal. — *Vivarium (Skansen).*

In Größe und Habitus steht der Schakal meist zwischen Wölfen und Füchsen, jedoch ist dazu zu bemerken, daß diese Angabe cum grano salis zu nehmen ist. So ist z. B. der von Dr. Max Hilzheimer beschriebene ägyptische Schakal, C. dœderleini, nicht viel kleiner als der Blaßfußwolf Indiens (C. pallipes Sykes). Nach Hilzheimer „hat der Schakal einen oberen Reißzahn, der kleiner ist, als die Summe der auf ihn folgenden Molaren; beim Wolf ist der obere Reißzahn gewöhnlich größer oder gleichgroß. Das beste und sicherste Unterscheidungsmerkmal liegt noch in der Form der Ohrblase, die bei den Wölfen niedriger und flacher, bei den Schakalen höher und stärker gewölbt ist“. Hilzheimer unterscheidet drei Gruppen der Grauschakale, die sich weit über Südasien, Afrika und (unsere Art) Südost-Europa verbreiten.

1. Goldschakale, mit eigentümlich goldenen Farbtönen der Decke, rostrotem oder rotem Scheitel und Ohraußenseite. Zu dieser Gruppe gehört der „Goldwolf“, der europäische Schakal. Die Goldschakale bewohnen Europa und Asien.

2. Schlankschakale, besonders hochläufige, schlanke Tiere mit langen Hinterbeinen, zierlichem, gestrecktem Schädel und langer, spitzer Schnauze. Sie bewohnen Afrika, südlich vom 15. Breiten-, östlich vom 30. Längengrad.

3. Eigentliche Grauschakale. Sie stehen anatomisch und räumlich zwischen vorgenannten Gruppen. Sind robust gebaut mit starkem, gedrungenem Schädel und bewohnen ganz Nordafrika mit Ausnahme des Gebietes von Gruppe 2.

In Europa ist der nächste Aufenthaltsort des Schakals Dalmatien (wo er auf der Halbinsel Sabbioncello, der Insel Curzola und auf dem Festland bei Slano vorkommt). Weiter findet er sich in der Türkei (in der Nähe Konstantinopels, in den Grenzgebieten gegen Bulgarien — Ostrumelien), in Griechenland (Peloponnes), nach brieflichen Mitteilungen von Dr. Th. Krüper-Athen und Dr. Reiser-Sarajevo auch in Nord-Westgriechenland (Akarnania). Reiser sah und hörte den Schakal dort mehrfach, und zwar hauptsächlich auf der kleinen, unmittelbar an der Küste gelegenen Insel Petalá. Dort erlegte er auch einen solchen. Dr. Krüper schreibt an den Herausgeber, daß durch Zunahme der Bevölkerung und fortschreitende Bebauung des Landes der Schakal in Griechenland sehr abgenommen habe und selten geworden sei. Am häufigsten käme er noch in Arkananien (hier in der Nähe der beiden großen Seen von Vrachori [Agrinion]) vor. Vor 50 Jahren war er hier noch häufig. Weiters in den wasserreichen, wilden Gebieten Thessaliens (Nordgriechenlands), seltener im Peloponnes (Südgriechenland) vorkommend. Man hat die Exemplare von hier sogar als Varietät (C. moreoticus Geoffr.) aufgeführt. Auf den Zykladen soll vor 50 Jahren nach Dr. Erhards Fauna der Schakal noch auf Naxos und Tinos verhanden gewesen sein. Doch hat Dr. Krüper auf seinen vielen Streifzügen im Zykladenmeer nach 1862 nichts mehr über sein Vorkommen erfahren können. Wahrscheinlich ist er dort jetzt ausgestorben. Auch von andern griechischen Inseln (Euböa, Andros und anderen) war er gemeldet, doch sind aus neuerer Zeit keine Funde bekannt geworden. Im europäischen Rußland ist der Schakal gemein in einigen Bezirken des Kaukasus, so im Talyscher Tiefland (Lencoran — Südwestliches Kaspigebiet), im Nordosten des Schwarzen Meers (Noworossijsk, Ssuchum Kale). Man kennt ihn von Jelisawetopol, aus den Nordabhängen des Kaukasus im Gebiet des Terek, der auch hier die Nordgrenze des Verbreitungsgebietes bildet.

Vom Kaspisee kommt er östlich bis zum Aralsee vor. Er ist gemein im Gebiet des unteren Atrek (Grenzfluß zwischen Rußland und Persien) und Murghab (südlichstes Transkaspien). Seine Nordgrenze bildet in Vorderasien der Syrdarja (Zufluß des Aralsees), wo er sehr häufig ist, aber sich niemals weit von den Flußwäldern entfernt. Von hier aus verbreitet er sich weiter südlich nach Persien (Teheran, Isfahan und anderen Plätzen), Afghanistan, Baluchistan, dem Pamir, Kashmir, Indien (steigt im Himalaja in Höhen bis 1150 m), wo er aus Bengalen, Assam, Burma usw. bekannt ist; in den Djungeldickichten des Salzsees Sambhar von Rajputana (nordwestliches Indien)





Duncan. *Nubien (Gefangenschaft?).*

Schakal (wahrscheinlich C. lupaster H. et E. oder C. sacer H. et E.).

ist er besonders häufig. Ebenso im südlichen Indien, in den Nilgiri-Bergen. Seine Ostgrenze erreicht er in Nordchina. Von Persien westwärts verbreitet sich der Schakal über Armenien, Palästina, Syrien (im Irak so gewöhnlich, daß er abends in den Straßen von Bagdad erscheint), Kleinasien (bei Adana gemein), und südlich durch Arabien bis nach Aden. Westlich von Suēs kommt er wahrscheinlich nicht vor.

* * *

Wo sich in seinem weiten Verbreitungsgebiet der Schakal, dessen Kenntnis ins graue Altertum reicht (die Alten kannten ihn unter dem Namen Thos, Luther führte ihn sozusagen in die deutsche Literatur ein, als er in seiner Bibelübersetzung Simson „Füchse" in Menge fangen ließ, um sie mit Feuerbränden in die Felder der Philister zu hetzen), sehen läßt, ist er best gehaßt und ständig verfolgt. Allerdings ist ja auch sein Wesen nicht derart, um die Zuneigung des Menschen zu gewinnen. Lästig durch stete Diebereien, durch nächtliches Gejaule und Geschrei und sein herdenweises Auftreten, fordert er geradezu Feindschaft heraus. Tagsüber ist er wenig oder gar nicht zu sehen; schlafend verbringt er diese Zeit in seinen Schlupfwinkeln, um erst mit Eintritt der Dämmerung seine Raub- und Diebszüge anzutreten. Dann fangen die Tiere an jämmerlich zu heulen und sich zusammenzuscharen. Lange hat man geglaubt, daß Nahrungsmangel oder irgend andere Unlust sie zu ihrer nächtlichen Musik veranlasse. Als man aber Schakale beim vollen Fraße heulend fand, mußte man den Gedanken fallen lassen. Selten heult einer allein, meist fallen sofort viele im Chorus ein. Mag sein, daß sie sich bei ihrer Nachtmusik zusammenfinden zu ihren Räubereien, mag sein, daß wie bei unsern Hunden, ihr Gesang manchmal dem Mond gilt. Das eine steht wohl fest, daß in Gegenden, wo viele ihrer Art sich nächtlich unnütz machen, ein fester Schlaf vonnöten ist. Auf ihren Raubzügen fällt ihnen alles anheim, was ihnen in die Quere kommt: Der Bodenbrüter auf dem Nest, oder die Maus am Loch, sie reißen Rehwild, wo sie seiner habhaft werden können, suchen an der Küste das Anspülicht gewissenhaft durch und fressen mit gleicher Gier die Krebse und Muscheln als das vorgefundene Aas irgendeines größeren Säugers. Sie rauben, wo sie können Haustiere, als Ziegen, Schafe und richten in einer Nacht Verheerungen in schlecht verwahrten Geflügelställen an. Sie dringen in die leicht gebauten Häuser des Orients, stehlen und verschleppen tausend Dinge, gehen den Feld und Gartenfrüchten nach und wissen Weintrauben zu schätzen. Mit Ausdauer folgen sie Expeditionen und Karawanen, um jederzeit bei der Hand zu sein, wenn etwas Genießbares abfallen sollte, und erinnern in dieser Richtung sehr an ihren würdigen Vetter Eisfuchs, dem sie an Frechheit und Zudringlichkeit ziemlich ebenbürtig sind. Dabei sind sie trotzdem ausgemachte Angstmeier, fahren jeden Augenblick

zusammen, winden unaufhörlich, weichen zurück und machen einen nichts weniger als stolzen Eindruck. Die angeborene Gier siegt jedoch stets über die angeborene Angst.

Nach neunwöchiger Tragzeit werden im undurchdringlichen Dickicht, des im Felsgeklüft verborgenen Lagers die Jungen — 5 bis 8 an der Zahl — geboren, die nach wenig Monaten schon imstande sind, die Mutter auf Raub-



Karl Soffel-Stockholm. *Vivarium (Skansen).*
Europäischer Schakal.

zügen zu begleiten. Daß es um den Besitz der Fähe wilde Kämpfe, Heulereien und Beißereien unter den Rüden gibt, bedarf wohl kaum erst der Erwähnung.

In Gefangenschaft sieht man Schakale oftmals, auch schicken sie sich bald in die neuen Umstände. Meist jung gefangen, werden sie bis zum hohen Grade zahm und man kann sie ruhig im Zimmer halten. Prof. Pichler-Mostar hat zwei Welpen, von Curzola stammend, längere Zeit gepflegt und beobachtet, die aber allen in der Literatur hervorgehobenen Behauptungen über leichte Zähmbarkeit Hohn sprachen. „Mit gekrümmtem

Rücken, zurückgezogenem Gehör und eingeklemmter Lunte keckerten sie jeden an, der sich ihnen näherte und wiesen jedem mit offenem Fange ihr Milchgebiß, zeitweise rechts und links tückisch schnappend. Ihre Laute waren anfangs: Käk-käk-käk-käk-käk." Nach einiger Zeit nahmen sie das ihnen auf einer Stange gereichte Futter zwar zögernd und mißtrauisch an, wurden aber nie recht zahm. Prof. Pichler setzt aber hinzu: „Es ist zwar möglich, daß der Umstand, daß die beiden Tiere in einer vergitterten Kiste verwahrt waren und sich nicht fortwährend unter dem Einfluß menschlicher Gesellschaft an den Umgang mit Menschen gewöhnten, einige Schuld an ihrem wilden Benehmen trug." Soffel hat einen unserm Goldwolf nahestehenden nordafrikanischen Schakal eine gute Zeit gepflegt und war zu andern Resultaten gelangt. Als täppischer, Milch über alles liebender Welp war er in seine Hände gekommen und im steten Kontakt mit Menschen geblieben. Er entwickelte sich gut und konnte später auch sorglos ins Arbeitszimmer mitgenommen werden. Da er immer satt zu fressen bekam, ließ er sich nur selten etwas zuschulden kommen und respektierte einen großen Gelbhaubenkakadu, sowie verschiedene Eulen, die abends im Zimmer frei fliegen durften, im weitesten Maße. Unbedenklich durfte man ihn auch späterhin an Rute, Gehören, am Nackenfell packen, oder ihm mit der Hand die Schnauze zuhalten. Dann versuchte er wohl sich zu befreien, niemals aber zu beißen. Er schlief übertags stundenlang ruhig an dem zugewiesenen Platz und machte auch nur selten das Zimmer schmutzig. Nachts lag er im Garten an der Kette, wo er sich ruhig und vernünftig benahm. Da er tags seine Ration bekam, hatte er nicht nötig nachts zu lärmen. Seine Stimme wurde niemals vernommen. Er fand ein tragisches Ende – am Tage nachdem er in andere Hände übergegangen, wurde er von einer deutschen Dogge abgewürgt.

Ebenfalls recht traut ist ein europäisch-indischer Schakal, der in Skansen (Stockholm) gepflegt wird. Nicht nur, daß er Photographiertwerden und das dazu nötige Betreten seiner Behausung nicht übelnimmt, er hält sogar seinen Kopf zum Graulen hin und benimmt sich überhaupt recht verständig.

Man sieht also, auch Tiere können „so und anders" sein.

Die Wildziege.

Von Fritz Bley.

In Daghestan.

Dies ist ihr Reich! Über der Höllenwelt wilder Steilketten von schwarzem Urzeitschiefer der blendendweiße Schneethron des Botschoch=Gletschers mit seinen Vorgipfeln in überirdisch feierlicher Pracht. Aus finsterer Tiefe drängt der Wald mit schlanken Fichten durch die Schluchten herauf, die wie Spalten der Unterwelt zwischen den nadelartig gezackten und gezahnten Kämmen aufgähnen. Tiefer waldwärts bei weißlichen Birken und hellgrünem Ahorn die Silberbänder der Wildbäche. In engen Windungen gekrümmt und verschlungen eilen sie hinab zu dem steilen Tafelfalle, wo dunkler Sandstein die echte Schieferung durchbricht. Dort stürmen die wilden Gletschersöhne als Staubfälle, Schleierbäche und wütende Schnellen der Hauptschlucht zu, in der sie tosend sich zum stolzen Bergstrome vereinen. Lange, ehe die nun verschmachtende Steppe aus dem Wogenpralle des Eiszeitmeeres emportauchte, dessen Rest heute der Kaspisee bildet, donnerten diese Sturzbäche ihr unvergängliches Freiheitslied. Aber noch nie ist es emporgedrungen zu der eisigen Unnahbarkeit des Botschoch, in dessen Anhauche jeder Lärm erstirbt. Dunkelrot brennt er seine flammenden Feuermale in den Abendhimmel als Zeichen der letzten Freiheit, die seine Firnen dem trotzigen Steinbocke (Capra cylindricornis Blyth), seine tiefer hinabreichenden Schneefelder und Hochmatten den Wildziegen gewähren.

Dies ist ihr Reich! Von der Nase einer Schneeplatte herab äugt der alte Bezoarbock (Capra ægagrus) auf die Gipfel der Bergspitzen, die wie schwarze Köpfchen aus dem Schneegrunde des Rundblickes herauslugen. Brodelnd steigt zu ihm aus der Tiefe der Schluchten der feine Dunst der Abendnebel herauf, um die Matten zu überschleiern, die ihm nun Äsung bieten sollen.

Tief unter ihm zieht aus dem Alpenrosengebüsche eine Geiß mit ihrem Kitz bergan. Es ist fast nichts mehr von ihr zu sehen, als der schwarze Aalstreif, der den gelbgrauen Rücken vom Haupte bis zum Wedel überzieht. Mißmutig verhofft der Bock. Wie er sich einschmiegt in die Farbe des vom Wolkentau gesäugten dunkelen Gesteines! Und doch, wie hebt er sich, sobald der Blick ihn nur erfaßt hat, ab von seiner Umwelt, der herrliche Kerl! Trotzig zurückgeworfen das schwarze Haupt mit dem langen Barte und dem mächtigen, sichelförmigen, seitlich zusammengedrückten und mit der Vorderkante nach innen gestellten Gehörne, läßt er im Widerscheine des Gletschers

die scharf abgesetzte Zeichnung des Bandes nun deutlich erkennen, das den gedrungenen Hals umschließt und an der Brust sich verbreitert. Was hat er für nackte Schwielen an den stämmigen Knien, und wie der schwarze Flankenstreifen sich an der Vorderseite der Hinterläufe fortsetzt! Und das Gehörn, Himmelsakrament, das hat gewiß seine 28 Werschok (1,24 m) oder mehr! Und wie die Knoten von dem verdickten Unterteile des Gehörnes sich verwachsen haben: ein uralter Bursche muß das sein!

Jetzt wechselt er hinab und setzt dann, der Geiß ausweichend, an der jenseitigen Steinwand hinauf. Herrgott, wie ist solch ein Sprung möglich! Ja, freilich, auf dem Schnee kann man die Lösung des Rätsels spüren: auf der Sohle des Hufes liegt eine elastische Dickhaut, die sich den Unebenheiten des Bodens anschmiegt und den Lauf vor Ausgleiten schützt. Dazu wird die Trittsicherheit noch unterstützt durch schwachwulstige Horneinfassungen der Hufe, die sich nach vorn hakenartig verdicken.

Und schau: dort auf dem Schnee zeigt die Spur des Kitzes auch schon diese Anlage! Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten!

Der Sprung felsauf hat sich gelohnt. Behaglich äst der Bock dort auf dem schmalen Rande seine Lieblingskräuter: Gänsekresse, Miere, Fünffingerkraut, Taubnesseln, Allmannsharnisch und die Trugdolden des Hornkrautes. Nach einer, die ihm zu hoch steht, greift er auf den Hinterläufen stehend und springt, da er sie nicht erreichen kann, kerzengerade in die Höhe.

Dann tut er sich, wiederkäuend, nieder. Allein, ganz allein in weiter Wildeinsamkeit. Tief unter ihm äsen die Mütter mit ihren Kitzen. Tiefer noch in den walderfüllten Nebentälern schreitet der Edelhirsch im Schmucke des Bastgeweihes auf die Grasmatten und tränkt sich in der frischen Säuerlingsquelle. In seiner Fährte den Panther, zu Häupten auf ragender Felsplatte über seinem Wechsel den Luchs. Über die Schluchten streicht auf Fittichen der Nacht der Schrecken der Kleinwelt, der gespenstische Uhu, hin.

Hier oben ist kein Feind zu solcher Stunde. Sichtbar schwebt der Frieden über diesen vom Silberglanze des Mondes verklärten Höhen, diesen nun noch geheimnisreicher beschatteten Tiefen. Kein Wölkchen am tiefblauen Himmel, der wie ein unermeßlicher Dom sich über dem Felsenwirrsale wölbt. Und inmitten der Glitzerpracht das Sternbild des Steinbockes, in hoheitvoller Klarheit alle anderen überglänzend, mitten auf der feinen Kegelspitze des Botschoch-Gletschers als demantener Kronenreif des Alleinherrschers dieser Urweltriesen!

Wie ein Traum seliger Geister umschwebt die Nacht den langbärtigen gehörnten Bergschratt, der den Staubgeborenen in den Tälern drunten als Verkörperung des Höllenfürsten erscheint. Und der zaubervollen Nacht folgt der noch schönere Morgen. Mit blaugrünem Schimmer verkündet des Gletschers Eis das Nahen des Sonnenballes, dann spielt es in allen Tönen

des zarten Rot, alle Fernen mit seinem Glanze, alle offenen Halden mit seinem Lichtgruße erfüllend.

Wippenden Fluges streicht der Schneefink zur spaltenreichen Steinwand, wo er nachbarlich der Steindrossel nistet, und sammelt dann leise piepsend die Hochhalden ab nach Atzung für seine Brut. Am Rande der Matte, auf der das Mutterwild äst, beginnen zwei Karmingimpel einander zu locken und flöten sich von Alpenrosenbüschen ihre Sätze zu. Ein Paar Birkhähne*) tanzen in verspäteter Balz mit dachförmig ausgebreitetem gleichmäßig schwarzem Stoße und, obgleich längst keine Henne mehr nach ihnen gockt, springen sie wie verrückt vom Boden auf und schlagen ihre drolligen Dreher. Plötzlich laufen beide ins Gebüsch. Ein Schatten streicht über die Matte. Aber der Bartgeier, der dort oben kreist, kümmert sich nicht um die schwarzen Vögel, sondern späht nach Wildkitzen aus. Diesmal vergeblich, denn die Mütter halten treue Wacht.

Auch für das Kolkrabenpaar, das mit hohlem „Klong, klong!“ und schimmerndem Gefieder dahergestrichen kommt, gibt es diesmal nichts.

Die Kitzen, die schon am dritten Tage den Müttern munter folgen konnten, sind bereits viel zu gewandt, um dem gefürchteten Bartgeier oder dem noch gefährlicheren Steinadler zum Opfer zu fallen. So vertraut sie zu äsen scheinen, geben sie doch immer Achtung auf das Reich der Lüfte, und sobald sie einen Schatten wahrnehmen, sind sie mit einem Satze der Mutter zwischen den Vorderläufen. An den Rand der Schroffen werden sie um diese Zeit nie vor Einbruch der Dunkelheit geführt. Und sobald der Tag, wie jetzt, mit stolz prahlender Pracht heraufzieht, suchen sie ihr schattig-kühles Plätzchen im Dickichte auf.

Inzwischen ist auch der Bock talwärts gestiegen. Aber nicht, um dort über Tag zu verweilen, sondern dem salzhaltigen Tone zuliebe, der in einer Verwerfung des Gesteines ansteht. Dort leckt er ein Viertelstündchen, dann steigt er durch den herabflatternden Nebel hindurch steilauf bis in die Schneewanten hinein, wo keine Fliege und kein zudringlicher Sonnenstrahl ihn stört.

Zur Brunftzeit.

Langsam und bedächtig schmückt sich das Hochgebirge zum Hochzeitssaale des Firnenwildes. Längst ist der grollende Schrei des Hochgeweihten auf den Matten im dunklen Fichtenwalde verhallt. In den Tiefen duftet der köstliche Aushauch gefallenen Laubes, das der Wind auf Haufen jagt. Abends löst der Nebel sich in den dunklen Schründen zu feinem kalten Sprühregen auf. Doch wenn am Morgen die Nebelkappe vom Gebirge

*) Hier Tetrao tetrix Mlokosiewiczi, dem der weiße Spiegel und die weißen Flügelbinden des nordisch-europäischen Hahnes fehlen.

fällt, glänzen alle Firnen in frischem Neuschnee, dessen Massen der Wind in breiten Furchen zu Tale treibt. Widerstandslos sinkt der Herbst dem Frost in die Arme, der alles Leben in seinen Bann schlägt. Ängstlich gackernd fliegen und laufen die Königshühner von den Bergwänden in tiefere Lagen hinab. Selbst Alpendohle und Flühvogel treibt es aus dem Schneesturme des Hochgebirges waldabwärts. Und die Elster, die auf den Alpenweiden am Waldrande im Sommer einsam lebte, wendet sich nun dem Dorfe im fernen Tale zu. In Scharen verlassen Bergfinken und Karmingimpel die eisigen Höhen. Der Kolkrabe eilt zu den Gestaden des Kaspischen Meeres und der großen Straße, die Mütterchen Wolga seit Jahrtausenden den Zugvögeln gewiesen hat. Selbst der stolze Kaiseradler strebt mit langgezogenem Schweben über die dunklen Spalten und Schluchten hin den tiefer gelegenen Wäldern und Matten zu, wo es keine Wintersnot des Hochgebirges gibt und verspätete Ziesel oder Murmeltiere ihm in Massen zum Opfer fallen.

Immer einsamer wird es auf den Höhen unter dem Botschoch. Aber keineswegs stiller. Alles verfinsternd tobt der Schneesturm um die Joche und Grate und pflügt den Schnee zu gewaltigen Schollen auf. Dann aber, wenn scheinbar alles Lebende aus seinem Reiche vertrieben und entwichen ist, bricht sich seine Gewalt, und siegend zieht ein klarer Novembertag über das unabsehbare weiße Reich herauf: der Hochzeitssaal steht in feierlichem Schmucke.

Aber in der Luft ist ein Quirl. Oben am Botschoch raufen zwei Winde miteinander. In den Karen krüselt der lose Schnee. An der steilen Wand drüben auf dem schmalen Bande über dem in Eisketten geschlagenen Bergbache tritt eine Bezoargeiß den Schnee los. Das ganze Windblatt kommt ins Rutschen und saust in die gähnende Tiefe hinab, wo es auf dem Eise des Baches mit donnerndem Gepolter aufschlägt. Die Geiß steigt unbekümmert im Gewände auf und erreicht durch einen engen Kamin jetzt eben die zweite Tafel der abgetreppten Wand. Frei steht sie dort, in die gähnende Tiefe hinabäugend. Ihr Kleid ist schon tief rostbraun gefärbt mit weißlichen Spitzen. Gäbe nach Meinung der Didoer einen guten Schlauch zum Aufbewahren ihrer Körnerfrüchte und des geliebten Käse. Einstweilen aber trägt sie es in Sicherheit durch alle Fährnisse ihrer wilden Heimat.

Jetzt stellt sie sich in eine Rinne ein, die zu der höchsten Platte der Wand hinaufführt. Mit dem schmutzigen Weiß des Bauches und der Hinterseite ihrer Schenkel ist sie von dem überschneiten schwarzen Felsen kaum zu unterscheiden, zumal sie bewegungslos lauscht.

Plötzlich saust sie in heftigen Sprüngen herunter. Über ihr rauscht und braust es in der Luft, und mit Knirschen, Poltern, Staub und krachendem Aufschlage fährt die Lawine in einer großen weißen Wolke hinab. Auf



M. Steckel. — Tatra, August 1906.

Bezoarwild in der Javorina.

der Platte am Fuße ihres Absturzes häufen sich ihre Massen, und langsam senkt die Schneewolke sich darauf nieder. Als der Schneestaub in der zitternden Luft sich verzogen hat, steht die Geiß wieder regungslos wie ein Fels, der sie umgibt, auf dem alten Flecke, als deuchte alle Lawinengefahr sie nur ein lustig Spiel!

Und doch zeigen die Brücken festen Lawinenschnees, unter denen der Bach in der Klamm sich auf lange Strecken hin den Weg bahnen muß, und die klaffenden Lücken der dichten Wälder an den Talwänden die verheerende Gewalt der Lawinenstürze. Wild übereinander gestürmt starren zertrümmerte Baumstämme und dazwischen manch bleichendes Skelett von Bezoarwild, das in seinen Einständen noch weit mehr von Lawinen bedroht wird, als das Steinwild auf den eisigen Höhen.

Jetzt steigt die Geiß vollends bergan. Und über ihr auf der Platte tauchen ihrer ein Dutzend auf. Eine von ihnen hat die Lawine abgetreten. Überall ragen die scharfen Zacken des ernsten Urzeitschiefers schwarz aus dem Schnee heraus.

Dort sprengt ein starker Bock einen schwächeren über eine Steilwand hinunter, daß man meinen müßte, beide würden in die gähnende Tiefe stürzen. Aber der Schneider setzt von Rippe zu Rippe, von Band zu Band und der Sieger macht nicht lange halt, sondern kehrt zu seinen Geißen zurück. Eine von diesen steht wie ein erzgegossenes Bild, Wache haltend, auf der Schneide des Grates. Zwanzig Schritte unter ihr eine Schmalgeiß ganz schlummerköpfig und mit träge eingeknickten Läufen. Aber bald kommt Leben in sie, als der alte Bock wie der gehörnte Schwarze selber dahersaust und sie über Spalten und Klinten vor sich hertreibt. Da zeigt sich die unbändige Lebenskraft dieses Wildes, für das inmitten seiner Felsgrate kein Hindernis zu bestehen scheint.

Aus den Runsen wallt der feine Duft des Nebels empor und umzieht den Berg mit leichten Schleiern. Die Schmalgeiß strebt in langen Fluchten durch den tiefen Schnee der Höhe zu. Der schwarze Teufel in ihrer Fährte hinterdrein. Da taucht, als er den Grat erreicht hat, ein anderer vor ihm auf mit noch wilder gemähnter Brust und noch wuchtigerem Gehörne, der Sieger in so mancher Schlacht auf dem wilden Kampfplatze in diesen Einödschroffen.

Die schmale Platte auf einem spitzen Kegel bildet ihren Paukboden. In steilen Sätzen, auf allen vieren zugleich, sind beide oben. Im selben Augenblicke erhöhen sie sich und krachen mit den Gehörnen gegeneinander. Abstürzend überschlägt sich der eine, wirft sich aber im Sturze wie eine Katze herum und fällt auf seine Läufe, um sofort in heftigem Sprunge den Angriff mit verdoppelter Wucht zu erneuen. Inzwischen hüllt der Nebel die wilde Kampfszene ein. Doch aus schwergrauem Dunste kracht es noch lange heraus von den Hieben und Stößen der erbitterten Böcke.

In steilen Schroffen erhebt sich aus der unter dem Nordwinde brandenden See an der kretischen Westküste der Weiße Berg bis zur Höhe von nahezu 3000 Metern. In seinem bröckligen Kalksteine haben Sturm und Wetter tausend schmale und tiefe Rinnen ausgewaschen. Zu seinen Füßen der in zahllosen erbitterten Kämpfen um die Freiheit der Insel mit dem Blute von Venezianern und Türken getränkte rauhe Bezirk Sphakia. Uralte sturmzerzauste Zypressen starren hinab in die tiefen Talspalten, durch deren eine das „Xyloscalon", die berüchtigte Holztreppe, an schwindelnder Wand durch die Schlucht oberhalb des Kirchleins vom heiligen Nikolaus hinaufführt. Eine halsbrecherische Stiege, denn sie ist eben ausgebessert. Auf den Felsbändern oberhalb der Hochebene hier und da einige Legföhren, sonst durchweg der Kalkfels in blendender Nacktheit. Hier und dort klammert sich ein Pflänzlein, wo fingerbreit es nur haften kann, an den Felsen und blüht, dem Sonnenbrande wie dem eisigen Schneesturme trotzend; auch Schneeglanz (Chionodoxa), das Lieblingskind der Taurusberge, als echter Zeuge für den einstmaligen Zusammenhang Kretas mit Kleinasien. Doch nicht als einziger, denn auch die wilden übermütigen Gesellen dort oben im Gesteine sind doch schließlich nur eine Spielart der echten Bezoarziege des Festlandes.

Zwei Geißen sind es, die in der Morgenfrühe dort noch zur Äsung stehen. Sorgfältig haben sie acht zu geben auf ihre Kitzböckchen, die in lustigem Kampfspiele umhertollen, als gäbe es gar keinen bösen Steinadler im Geschröffe der zerrissenen Klippen. Wie sie jetzt abwechselnd übereinander hinsetzen und sich dann mit komischem Ernste zum Kampfe stellen, sind sie ganz das Ebenbild der alten Einsiedler, die jetzt heimlich in versteckten Spalten stehen und erst im November beim Rudel auf dem Tanz- und Raufboden der Brunft erscheinen.

Eine der alten Geißen äst in Steilstellung die letzten Blattreste einer verkümmerten Feige ab und zieht dann langsam führend voraus in die Runsen der Nordseite hinein, wo sie Kühlung findet vor dem bereits glutrot heraufziehenden Qualenbringer. Unerreichbar ist dieser Einstand für Adler, wie für die allezeit lüsternen, aber herzlich ungeschickten eingeborenen Jäger. Und doch fällt gar mancher gute Bock mit schlankem und langem schön geschwungenen Gehörne, dessen Spitzen sich nach innen nähern, gelegentlich bei einer Treibjagd diesen verwegenen Bergsteigern zur Beute. Noch weit mehr freilich müssen ihrer in der unnahbaren Einsamkeit ihrer Felsschluchten eingehen an Wunden, die ihnen mit den völlig unzureichenden Waffen der Eingeborenen beigebracht sind. Denn der weidwund geschossene Bezoarbock hat unter allen Umständen noch die Kraft einen Einstand zu erreichen, der ihn jeglicher Verfolgung entzieht.



M. Steckel.

Bezoarwild



Tatra, August 1906.

...der Javorina.

In der Farbe gleicht die Wildziege von Kreta (C. cretensis) vollständig der Kykladenziege von der Insel Erimomilos (C. picta), doch wird in ihrem höheren Alter die rotbraune Farbe des Hauptes dunkler, um dann später mit hellgelb und weiß vermischt einen blasseren Ton anzunehmen, der die schwarze Zeichnung doppelt deutlich hervortreten läßt.

Die Ähnlichkeit mit der Kykladenziege ist, wenn die Vermutung Dr. Krüpers in Athen richtig sein sollte, darauf zurückzuführen, daß vor 500 Jahren aus Kreta nach Erimomilos Kretaziegen eingeführt sind. Bei ihrem kahlen, an das herzegowinische Hochgebirge oberhalb der Waldgrenze erinnernden karstartigen Charakter bietet Erimomilos der Wildziege ja auch ganz ähnliche Bedingungen, wie der hauptsächlich noch für sie in Betracht kommende Teil von Kreta. Das Andesitgestein ist vulkanischen Ursprungs, verwittert sehr langsam uud bildet wenig Krume, so daß nur wenige stachlige Kräuter und wilde Obstbäume als kärgliche Äsung gedeihen können. Mit Vorliebe stehen die Wildziegen in schmalen Spalten und Unterständen an der Nord- und Westseite der Insel, also genau entgegengesetzt dem auf der Ostseite befindlichen einzigen Landungsplatze. Von dort aus benutzen sie gern die Brackwasser führende Quelle am Meeresstrande. Die Brunftzeit fällt in den August und dementsprechend die Satzzeit in den Januar. Der Stand des Wildes, der noch vor einem Menschenalter viele hundert Stück betragen hat, ist außerordentlich zusammengeschmolzen, doch hat die griechische Regierung neuerdings das seltene und wertvolle Wild unter Schutz gestellt. Ob dieser freilich so wirkungsvoll durchgeführt werden kann, als bei der hohen Gefährdung des Wildstandes wünschenswert und notwendig wäre, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist die Jagd auf Erimomilos verhältnismäßig leicht auszuüben. Namentlich im Winter, wenn die Ziegen sehr tief stehen und von oben zu Lande, zugleich aber von der See aus in Booten belangt werden können.

Besser sind immerhin die natürlichen Lebensbedingungen für die im Bau etwas kräftigere S p o r a d e n - Ziege (Capra dorcas, Reichw.), über die Professor K n o t e c k in seinen „Jagdskizzen aus Griechenland" wertvolle Mitteilungen gegeben hat. Sie hat, wie der alte Name der jetzigen Insel Pelagonisi, „Polyägos" d. h. „die Ziegenreiche", bezeugt, in alter Zeit alle Sporaden in größerer Anzahl bevölkert, vor der Verfolgungswut der Menschen aber schließlich sich auf die Insel Joura, levant. Giura, zurückgezogen. Diese ist die nördlichste unter den nördlichen Sporaden, wenn man von der durch ihren Leuchtturm bekannten flachen vulkanischen Insel Psathura absieht. Von der Kretaziege und der von Erimomilos unterscheidet sich die Sporadenziege namentlich durch das Bocksgehörn, das sich über der Mitte in einem Bogen nach hinten und außen dreht, wobei die gratige gewellte Vorderkante eine schneckenartige Dreivierteldwendung beschreibt. Ihre Heimat



M. Steckel. *Tatra, August 1906.*

Bezoarbock in der Javorina.

beschränkt sich auf einige nahezu unzugänglichen Teile der Ostküste, wo kümmerliches Gebüsch von Ahorn und immergrünen Eichen in den Karstmulden ihre Äsung bildet, zu der sie erst mit einbrechender Abenddämmerung ihre Einstände unter überhängenden Felsplatten oder Nischen verläßt. Zur Nachtzeit zieht sie dann auch, wie die stark ausgetretenen Wechsel bezeugen, gern zu der einzigen, hart am Meere gelegenen, kleinen Quelle der Insel. Nach Knoteck steht die Jourazіege in Rudeln bis zu zwanzig Stück, denen sich die Böcke nur zur Brunftzeit anschließen, die sehr viel früher fällt, als bei der Kretaziege und ihrer Verwandten auf Erimomilos, nämlich in den Monat Juni. Dementsprechend setzt die Geiß im November, und zwar zumeist in einer jedem Verfolger unzugänglichen Höhle. Wenn man berücksichtigt, daß die Kretaziege bis auf den heutigen Tag die in den November fallende Brunftzeit ihrer Verwandten in den asiatischen Hochgebirgen beibehalten hat, so darf man wohl annehmen, daß die Kykladenziege unter der Einwirkung des milderen Klimas zu der frühen, schon im August stattfindenden Brunftzeit gekommen ist und daß diese einen Übergang zu der der Sporadenziege darstellt. Der November, der die Wildziegen des Kaukasus und Kleinasiens in voller Brunft sieht, bietet für die Sporadenziege mit dem milden Klima und der reichen Äsung der Regenzeit auf Joura die milchreichste Nahrung und bessere Bedingungen für das Gedeihen der Kitze, als die Gluthitze des Sommers, unter deren Einflusse das Kalkgestein wie abgestorben scheint.

Einbürgerung.

Unzweifelhaft eignen sich die asiatischen Bezoarziegen und ihre Verwandten von den Inseln sehr viel besser zur Einbürgerung in unsern Alpen, als das Alpen-Steinwild. In den Karpathen ist die Wildziege ja heimisch gewesen und in Albanien noch in jüngster Zeit. Ein Blick auf ihren Stand im Kaukasus zeigt deutlich, daß sie die Säume über der Waldgrenze dem ewigen Schnee vorzieht und außerdem ihre Einstände sehr viel besser hält als das Steinwild. Unter den bisher unternommenen Versuchen zur Einbürgerung in die europäischen Hochgebirge stehen zwei obenan.

Bei dem ersten handelt es sich um Abgaben, die der Torpedofabrikant John Whitehead aus seinem in Fiume gelegenen Parke an den Fürsten Auersperg, Herzog von Gotschee, überließ. Es wurden vierzehn Stück, die fast alle sehr zahm waren, in den steilen Felshängen des Morobitzer Berges, einer Pachtjagd des Fürsten in Krain, ausgesetzt. Allerdings hat sich das Wild von dort verzogen, so daß der Fürst dort die Jagd aufgab. Auch ist in den benachbarten Gebieten auf Krainer wie auf kroatischer Seite manches Stück erlegt. Inzwischen hat es sich aber vermehrt und es ist eine Verständigung der bäuerlichen Pächter mit der fürstlichen Jagdleitung zustande



Max Steckel. *Tatra, Juli 1906.*

Bezoar-Böcke beim Absteigen an steilem Hang.



gekommen, derzufolge das seltene Wild geschont wird und nun die Gewißheit seiner Erhaltung besteht.

Weniger günstig scheinen einige andere Einbürgerungsversuche verlaufen zu sein, insbesondere in dem Tatra-Reviere Javorina des Fürsten Hohenlohe. Die dortige Verwaltung hat neben asiatischem Steinwilde und den Resten der vom Fürsten Pleß im Tennengebirge aufgelassenen Alpensteinbock-Bastard-Kolonie auch einige „Steinböcke" eingeführt, die erst auf Grund eines komischen Zwischenfalles sich als Bezoarwild entpuppt haben. Einer dieser Böcke wurde von einem Angrenzer zur Strecke gebracht, der dann im Prozeßwege belangt und zu einer Entschädigung von 40 000 Kronen verurteilt ist. Bevor ihn diese Strafe traf, hatte er in der Freude seines Herzens den Bock von dem bekannten Präparator Dr. Lendl in Ofen sich hübsch ausstopfen lassen, und auf Grund einer in den Zeitungen veröffentlichten Abbildung dieses Schaustückes stellte Professor Knoteck dies als unzweifelhaften Bezoarziegenbock fest. Die Artmerkmale, insbesondere der um Hals und Brust herumlaufende, kummetartige schwarze Kragen und die Zuspitzung des Gehörnes an der Vorderkante, sowie die wellige Form der Wülste im Gegensatze zu den Knoten und dem vierseitigen Querschnitte der Basis des Steinbockgehörnes, sind ja so unverkennbar, daß jedes Mißverständnis ausgeschlossen sein mußte. Die Verwirrung, zu der das Durcheinander von Steinwild aus dem Kaukasus und Sinai, dem Bastardwilde aus dem Tennengebirge und den vermutlich als Steinwild gelieferten Bezoarziegen auf die Dauer hätte führen müssen, ist dadurch erledigt, daß alle miteinander wegen Räudegefahr haben abgeschossen werden müssen, nachdem ein großer Teil bereits an Darmkatarrh eingegangen war.

Sollten in der Tatra oder in den siebenbürgischen Karpathen neue Einbürgerungsversuche unternommen werden, so könnte man nur von Herzen wünschen, daß zu diesen Bezoarwild gewählt würde, das dort in seiner alten Heimat zweifellos bei verständiger Hege sich bald wieder verbreiten würde.

Der Alpensteinbock.

Von Fritz Bley.

Der große Teufel.

Langsam ist er, als die scheidende Sonne das Massiv des St. Bernhard zum Erglühen brachte, aus der schwarzen Kluft an der Schattenseite des geborstenen Gebirgsstockes herausgestiegen, lange auf dem schmalen Bande über der Klamm verweilend, aus deren Dunstwogen leichte weiße Schleier am dunklen Gewände emporflattern. Jetzt, da der rosige Anhauch des trotzigen Felsbaues abdunkelt, nimmt er in wenigen Sätzen das nackte Gemäuer des steilen Felsgerüstes und steht nun, schwarz in den Himmel hineingeschnitten, frei auf der schlanken Spitze des höchsten Turmes seiner Burg. Selbst die helle Unterseite des fahlbraunen Leibes erscheint nun völlig dunkel. Doch wie fest ruht dieser schwere Bau auf den stämmigen, mittelhohen Läufen! Der Hals ist, wenn auch jetzt etwas ausgereckt und die starken Muskeln im Umrisse deutlich hervortreten lassend, doch kurz und gedrungen. Und wie ist es möglich, daß der im Verhältnisse zum Körper so kleine Kopf diese gewaltigen, nahezu meterlangen Hörner mit den starken, breiten Knoten tragen kann!

Nun er die Höhe der Felsnadel genommen hat, liegt sein weites Reich vor ihm mit allen seinen schwarzen Schründen, schmalen Eissätteln und schneefurchigen, dunklen Zacken, um die sich goldumsäumte Wolkenschichten lagern. Jäh fällt um ihn her die Gebirgsmasse der Grajischen Alpen nach Piemont zur Doire, Savaranche und Cogne hinab, deren wildes Rauschen die feierliche Stille seiner Höhe nicht erreicht. Und über den ausdunkelnden und im Schleier der Abendnebel weich verschwimmenden, trümmerbedeckten Schründen, Graten und strahlenförmig zu Tale strebenden Gletschern, hoch über den grauen Felsgalerien der Bernhardgruppe und den steilaufragenden Nadeln, die den Monarchen der Bergwelt in geheimnisreichem Firnenlabyrinthe umgeben, ragt dieser selbst, der Montblanc, nun in der Strahlenpracht seiner glühenden Eiskrone in die tiefblaue Nacht hinein: gegen Nordosten hin ebenso, wie gegen Nordwesten hin der Monterosa, der feierliche Grenzhüter der letzten Heimat, die dem scheuen Sohne des Urgebirges geblieben ist!

Einst reichten dessen Wohnsitze, soweit die Alpen sich dehnen. Von hier aus zogen seine Vettern in die Ferne und noch sind die Hochländer Asiens vom Kaukasus und Tian-Schan bis zum Altai, auch das steinige Sinai und selbst Abessinien die Heimat seiner Sippen.

In dieser weltweiten, erhabenen Einsamkeit über den Wolken, Blitzen



M. Frei. *Graue Hörner (St. Gallen), Juni 1911.*

Reinblütiger Alpensteinbock.

und Winden haben sie Freyas Himmelswagen gezogen und ewig das trübe Reich der bleichen Hel, Eurasiens Tiefländer, gemieden. Die verschiedenen Steinböcke in den genannten Ländern sind also seit undenklicher Zeit von einander getrennt gewesen, aber alle haben die gemeinsame Vorliebe für hohe Kälte und für die im wesentlichen überall gleiche oder doch ähnliche Umgebung bewahrt. Die weitverbreitete, auch noch von Schinz in seiner Arbeit über den Steinbock vertretene Auffassung, als ob jene asiatischen und kaukasischen Steinböcke nicht bloße klimatische Varietäten seien, sondern stellvertretende Arten, Wiederholungen unter ähnlichen doch bestimmt verschiedenen Formen, darf wohl als überwunden betrachtet werden. Wir müssen doch festhalten an der Einheit des Schöpfungsherdes jeder Tierart, und die geologische Geschichte dient dieser Auffassung zur wesentlichen Stütze. Allerdings scheinen die etwas dunklen Höhlenfunde von Steinböcken in Belgien, die dort schon im Mammut-Alter gelebt haben sollen, der Auffassung zu wiedersprechen, daß der Entstehungsherd der Art in den Zentralalpen zu suchen ist. Aber alle übrigen Funde dienen dieser Auffassung doch so sehr

zur Bestätigung, daß der belgische zunächst näherer Untersuchung vorbehalten bleiben muß. Überall, wo sonst in den Höhlen der Alpen Gehörne vom Steinbock gefunden sind, reichen die frühesten Spuren seiner Anwesenheit nur in die Renzeit hinein. Andererseits weisen die Funde in den Knochenhöhlen des Altai und Kaukasus keine Steinbocksreste auf, obwohl jene Gebirge bis auf diesen Tag von zahlreichem Steinwilde bevölkert sind. Der vorhistorische Steinbock stellt sich also unzweideutig nur als ein mittel- und südeuropäisches Wild dar und tritt weitaus am häufigsten in den Sammlungen von Höhlenknochen der Renzeit auf. Aus dieser namentlich von Girtanner in seiner verdienstvollen Arbeit über den „Alpensteinbock" stark betonten Tatsache, ergeben sich berechtigte Schlüsse darauf, daß wir in diesem hier auf seiner trotzigen Felsnadel, dem echten Alpensteinbocke (Capra ibex), das Urbild der unter dem besonderen Namen „Steinböcke" zusammengefaßten engeren Sippe zu betrachten haben. Diese Auffassung wird auch durch die Tatsache unterstützt, daß keiner seiner Vettern sich so scharf wie er von den anderen Wildziegen der gesamten Unterfamilie unterscheidet.

Lange hat man ihn mit dem sibirischen Steinbocke verwechselt. Nun ja, dessen stattliches Gehörn ist eindrucksvoll genug! Es hat auch die im Querschnitt vierseitige Grundlage, die das echte Steinbocksgehörn von dem anderer Wildziegen unterscheidet; aber es ist viel weiter nach hinten ausgeschwungen, als das des Alpensteinbockes. Und vor allem hat der Sibirier den für einen Steinbock unziemlichen Zickelbocksbart, der den Bezoarbock als Ahnherrn der Hausziege verrät. Wie ist es eigentlich möglich gewesen, daß man so lange Zeit dem echten Alpenbocke diesen Bammelbart hat zuschreiben können? Der alte Riedinger hat ihn ganz richtig dargestellt, nur im Winterkleide unter dem Kinn mit flacher Verlängerung von einem Dutzend Haaren. Von den kaukasischen Steinböcken hat der echte, Capra caucasica, die vierseitige Grundlage des Gehörnes, doch ist dies sehr seitlich ausgeschwungen, die ganze Auslage daher viel weiter als beim Alpensteinbocke und Sibirier. Auch die Knoten verlaufen in weicher Wellenlinie. Immerhin spricht man ihn nach seiner Gesamterscheinung noch als Steinbock an und desgleichen die nahestehende Spielart Capra Sewertzowi. Dagegen sollte man seinen östlichen Nachbar von Daghestan (Capra cylindricornis Blyth) überhaupt nicht Steinbock, sondern lieber „Tur" nennen. Denn abgesehen davon, daß sein dreieckiges Gehörn im Querschnitte sich dem Oval nähert, ist es auch so flach seitwärts gestellt und in der Spitze rückwärts, oft in nahezu voller Krümmung, gewunden, daß es an eine Widderschnecke erinnert. Auch die tiefgestellte, stämmige Figur dieses Tur verstärkt den Eindruck, daß man es in ihm weit mehr mit einem Wildwidder, als mit einem Steinbocke zu tun hat. Rouiller hat ihn mehr anschaulich als sachlich einen „Steinbock mit Widdergehörn" genannt.



M. Frei. *Graue Hörner (St. Gallen), Juni 1911.*

Reinblütiges Alpensteinwild. Geiß.

Der „Bergsteinbock", wie Brehm in freier Übersetzung des spanischen Namens Cabramontes die Pyrenäenziege (Capra pyrenaica Schinz) genannt hat, und der verwandte Capra hispanica Schimper haben zwar mit dem Alpensteinbocke die vierseitige Grundform des Gehörnes gemein. Im übrigen ist dies aber doch ganz anders gestellt: vorn eng zusammenstehend, biegt es in der Mitte seitwärts aus und zeigt in der Spitze geradezu Neigung zur Schraubenbildung. Auch der Bart, die Stellung der Wedelwurzel und die dunkle Zeichnung der Schultern erinnern an den Bezoarbock. Diese Abweichung kann auch, im Gegensatze zu den erwähnten Asiaten, nicht als Varietät angesehen werden; denn der Schöpfungsherd der Bergziege – wie Cabramontes zutreffender zu übersetzen wäre – ist ebenso alt, wie der des Alpensteinbockes! Die zahlreichen spanischen Funde weisen alle schon deutlich die Art der heute jene Gebirge bewohnenden Capra hispanica auf!

Jedenfalls kommt kein Spanier und kein Asiat unserem echten Alpensteinbocke im Adel der Erscheinung gleich! Und keines anderen Gehörn ist so vorsintflutlich massiv, so jenseits von Maß und Vergleich, wie das dieses „großen Teufels". Wie eine seltsam gebogene Treppe hebt es sich dort am Nachthimmel von dem letzten dunkelroten Ausglühen des Montblanc ab.

Wie gut muß es dem alten Burschen tun, tagsüber in seiner gegen Mitternacht liegenden Felsgrotte das massige Gehörn gegen die schräg verlaufende Wand zu lehnen, wo es mit den dicken Knoten wie angeschroben fest ruht!

Kein Wunder auch, daß der Volksmund drunten in den Dörfern von Courmajeur, Valsavaranci und Cogne ihm, dem urigen Bergkönige, dem nächtlichen Heimlichtuer, dem Herrn des finsteren Felsverlieses, den Namen des Höllenfürsten verliehen hat!

Ach, längst, längst sind die Tage dahin, da die flache Sichel seines Hornes der stillen Göttin des Mondes geweiht war und zu Freyas Wolkengespann sich die Hände seliger Bräute erhoben! Zu Mongolen und Kirgisen muß man ziehen, um aus Steinbocksgehörnen aufgeschichtete Altäre zu finden! In der Vorstellungswelt des Europäers ist aus dem Sinnbilde gesegneter Liebe die Gestalt eines Fürsten der Zerstörung geworden. Und alles, was Aberglauben und Dummheit zusammenbilden konnten, haben sie dem Steinbocke angedichtet. Den Bezoarkugeln in seinem Magen wurden wundertätige Heilkräfte zugeschrieben, selbst die „Böhnlein" genannte Losung hatte nach Ansicht des abergläubischen Volkes zu beiden Seiten der Alpen große Heilkraft, und deutlich klingt hier die alte heidnische Verehrung des der Mondgöttin geweihten Bockes aus in der Vorschrift, diese Böhnlein „bei altem und scheynendem Mon" zu sammeln. Insbesondere aber sollte der



M. Frei. *Graue Hörner (St. Gallen), Juni 1911.*

Reinblütiges Alpensteinwild, äsend.

gesammelte Schweiß des Steinbockes helfen gegen allerhand menschliche Gebresten. Kein Wunder! Ist er es doch und nicht der Gamsbock, auf dessen Zählebigkeit die Sage von den Triglavrosen ursprünglich zu beziehen ist, die aus dem Schweiße des verwundeten Bockes aufsprießen und ihm zur sofortigen Heilung verhelfen! Aber während dem Steinbocke um dieser vermeintlichen Heilkraft willen in alter Zeit eine verehrungsvolle Scheu bewiesen ist, hat diese sich unter dem Einflusse der mönchischen Verkehrung später in der Bevölkerung zu rücksichtsloser Verfolgungswut gewandelt. Schon im Weißkunig wird erzählt, daß Kaiser Maximilian die Steinböcke hegen ließ, da sie um das Ende des 15. Jahrhunderts fast ausgerottet waren. Sie hätten sich aber unter kaiserlicher Hege jedenfalls in den tirolischen Bergen an der Floite, Stillupe usw., die damals zum Erzbistum Salzburg gehörten, stark vermehrt. Mit dem Aufkommen der Handbüchsen habe aber die Vernichtung begonnen, „dann als die hanndpuxen aufkummen sein, hat man angefanngen damit die Steinpöck zu schießen, das durch die pawrsleut beschehn ist, die dann wo Sy über das wiltpret kumen kein maß halten, sonderer Irer pawrnart nach ausöden, so sein die Stainpöckh soliche Thier, daß Sy in den hochen gepirgen scharf in die höchen stainen wendt geen vnd springen vnd steen still; vor den armprusten weren Sy woll sicher, Aber die pawren, die in den gepirgen steigen kunden, Erreichen vnd schießen die Steinpöckh mit den Handtpuxen".

Auch die Hörner des „Ibschen", wie man in Salzburg und Tirol Capra ibex nannte, waren viel begehrt und wurden dem Jäger mit zwei Reichstalern bezahlt. Insbesondere aber galt das „Herzkhreizl" als unschätzbarer Talisman. Den Erzbischof Guidobald trifft wohl der Vorwurf am stärksten, daß er die Ausrottung des Fahlwildes am meisten gefördert hat; denn er monopolisierte durch die Hofapotheke in Salzburg den Handel mit diesen Arzneimitteln. Schließlich veranlaßte der Erzbischof Johann Ernst den Abschuß der letzten Steinböcke, um den vielen von Wilddieben verübten Verbrechen ein Ende zu machen. Damit war auf der Nordseite der Alpen die letzte freie Wildbahn für das Fahlwild verschwunden und der Teufel, der die Jagd und das Wild haßt, lachte dazu.

Besser hat es hier auf der südlichen Seite gestanden, wo in dem unzugänglichen Felsenwirrsale von Savoyen und Piemont das Fahlwild sich noch in leidlich gutem Stande erhalten hatte. Leider ist Savoyen wieder an Frankreich gekommen, wo das Steinwild nur die der Gams zufallende Landesschonzeit genießt und daher beutelustigen Schießern beim Auswechseln aus den piemontesischen Revieren zum Opfer fällt.

Hier aber auf italienischer Seite hat Viktor Emanuel ihm eine Heimat geschaffen. Es sind wohl 15 Quadratmeilen, die sich vor unsern Blicken hindehnen, durchmessen von der Neuen Straße, die aus Cogne am Colle di



Max Steckel. — *Tatra, Juli 1902.*

Bastard-Steinbock.





M. Frei. *Graue Hörner (St. Gallen), Juni 1911.*

Reinblütiges Alpensteinwild.

Lanzon in der Paßhöhe von 3300 Meter über Lillaz und Perraza nach Camporcher führt. Längst liegen die Seitenpfade im tiefen Dunkel, die sich diesem nun vom Mondlichte beschienenen Kunststeige anschließen, und kein Jäger stört heute den Zwangswechsel am Grand Lanzon, über den das Steinwild seinen Äsungsplätzen zuzieht.

Der Bestand hat sich in letzter Zeit erfreulicherweise gehoben. Wie Kronprinz Friedrich Wilhelm in seinem „Jagd-Tagebuche" mitteilt, wird der Gesamtbestand auf 4000 Stück geschätzt. — —

Die Geißen mit ihren Kitzen sind um diese Stunde längst auf die Bänder hinabgestiegen, wo ihnen jetzt das Wildheu sowie Knospen und Zweige von Laubhölzern, Alpenrosenblätter, Fenchel und Wermutarten, Thymian, Bärentraube und Seidelbast zur würzigen und abwechslungsreichen Äsung dienen. Im Winter freilich ist Schmalhans Kostmeister, und gar manches Stück hat den Tod bei dem Versuche erlitten, aus dem tiefen Schnee sich Lungenkraut oder Flechten an den kahlen Felsen loszuschälen. Denn gar leicht wird die so in Bewegung gesetzte Schneemasse dem Wilde selbst zum Verderben. In Valsa-

varanche hat im Jahre 1883 eine einzige Lawine 18 Stück Fahlwild erdrückt. Immerhin gelingt es dem ungewöhnlich gewandten Steinwilde oft, sich vor der Lawine weg durch kühne Seitensprünge zu retten oder mit der Masse bergab zu sausen und am nächsten Halte mitten durch den aufstäubenden Schnee hindurch sich in Sicherheit zu bringen. Jetzt im Sommer liebt es zur besseren Verdauung der reichlichen Äsung die hier und dort vorkommenden Salzlecken.

Dort zwischen den beiden schroffen Hörnern der Paradiso-Gruppe, zu denen der Jagdsteig unter dem langen Schneefelde hinführt, ist eine salpeterhaltige Ausschwitzung. Bald, wenn der Morgen heraufzieht, werden wir dort ein Rudel auf seinem Rückwechsel Rast nehmen sehen.

Die Nacht ist kurz hier oben. Kaum daß die Westseiten der Gletscher in tiefem Dunkelrot verglüht sind, überzieht auch bereits wieder der erste zarte grüne Widerschein des nahenden Morgens die östlichen Hänge, um bald in kraftvollem Rot tiefer zu gleiten und alle Höhen dann in sieghaftem Rosa erstrahlen zu lassen. Dann wird es lebendig an den Wänden und im Alpenrosengebüsche. Mit trillerartig langgezogenem „trüi trüi" streicht die Flühelerche über Rosmarin und Thymian dahin, und die Singdrossel schackert im Knieholze dem Morgen entgegen. Zirbenratschen und Schneefinken tummeln sich an den tiefer gelegenen Köpfen und das Murmentl schlieft mit scharfem Warnpfiffe blitzgeschwind in seine Kluft, da es am Schatten über der Blöße seinen furchtbaren Feind, den Steinadler, erkannt hat. Ruhig schwimmt dieser im Abglanze der Morgensonne im weiten Blau. Nach den Kitzen wagt er nicht zu stoßen, die im Schutze ihrer Mütter dort unter der Felswand stehn. Und während die Wachtgeiß ihn keinen Augenblick außer acht läßt, geben die andern sich behaglich dem Genusse des köstlichen Salzes hin.

Jetzt aber kommt Leben in die ganze Gesellschaft; denn nun geht es zu Wasser über Klüfte und Spalten hinweg, in oft 5 bis 6 Meter weiten Doppelsätzen – „double pas" nennt sie der Jäger – an den glatten, steilen Wänden eines engen Kamines hinauf, an dessen Mündung ein frischer Quell entspringt. Dort schöpfen sie, vom Salzgenusse durstig gemacht, und ziehen dann stetig ihren Einständen auf der Schattenseite zu. Die Kitzen folgen jetzt, obgleich kaum einen Monat alt, ihren Müttern bereits ins wildeste Gewände hinein, und sie verstehen auch bei der geringsten Gefahr sich unauffällig zwischen Gestrüpp und Gestein zu drücken. Und dazu ist leider Ursache genug; denn bei den hohen Preisen, die für jung eingefangene Steinkitzen gezahlt werden, versuchen es immer wieder savoyardische Wilderer, frisch gesetzte Kitzen der Mutter zu stehlen. Freilich gelingt ihnen das nur, wenn sie eine hochbeschlagene Geiß genau beobachtet haben, und in ihrem Bett unmittelbar nach dem Setzen überraschen, ehe sie das mit



M. Frei. — Graue Hörner (St. Gallen), Juni 1909.

Reinblütiges Alpensteinwild.

feinen wolligen Haaren bedeckte Kitz hat trockenlecken können. Sobald das Kleine nur einige Stunden lang geatmet hat, sind seine Muskeln so gefestigt und seine Schalen bereits so gehärtet, daß es der Mutter zu folgen und dem Feinde zu entfliehen vermag. Immerhin fürchten Mutter und Kitz den ganzen Sommer über solche Gefahr und sind fortgesetzt auf ihrer Hut. Zu ihrem Standorte nimmt die Geiß in dieser Zeit fast stets eine wohlgeschützte Nische. Und dort, in der Ruhe, säugt sie ihr Kitz bis tief in den Winter hinein. Aber zur ausschließlichen Nahrung dient die fette Milch des zweizitzigen kleinen Euters dem Jungen nur in den ersten beiden Lebenswochen. Jetzt können die ausgelassenen kleinen Schelme schon Gräser und Knospen beknabbern, und sie richten sich, um ein besonders würzig duftendes Kräutlein zu erreichen, schon steil auf den Hinterläufen in die Höhe.

Ab und an ist bei einem dieser Rudel ein leidlich guter Bock, der dann auf dem Heimwechsel die Führung und die Sorge für die Sicherheit des Rudels übernimmt. Aber niemals wird man bei der „Kinderstube" oder bei dem Geraffel von Schneidern den Alten vom Berge sehen, der, unbekümmert um die rings jetzt die Gletscher überflutende Lichtpracht, längst wieder vor Tau und Tage seinen Einstand bezogen hat, ihn, den Steinwildkönig, den „großen Teufel"!

Herbst.

Herbstlich sonnige Tage! Klar, fast allzu hart, stehen die blendend schneeweißen Grate in den tiefblauen Himmel hineingeschnitten. Um Thymian und Hungerblümlein summen die Berghummeln, denen bald der Frost den Garaus bereiten wird. Nur ihre Weiseln, die sich in die Tiefe ihres mit Immenbrot ausgepolsterten Baues zurückziehen, werden im Lenze das neue Leben begrüßen. Die Murmentl tragen fleißig den über alles geliebten Fenchel ein. Die haben's gut; laben sich am Sonnenscheine! Und doch ist die Aufregung über sie gekommen wie alle Jahre, wenn es ans Verklüften geht. In den Latschenfeldern balgen sich die Steindohlen, und an der graugrünen Granitwand flattert der rosenflügelige Mauerläufer in die Höhe, um nach jungen Spinnen zu suchen. Der leichte Südost prallt an der Stirn der Gletscher ab und trägt krüselnd den Karen und tiefer gelegenen Graten feine Kühlung zu. Und doch in allem die lebenbejahende Stimmung des Scheiding: Jedes sputet sich, die letzten frohen Stunden der entfliehenden schönen Zeit zu genießen. Rot glüht an sonnigen Hängen die Berghauswurz. Aurikeln senden weithin ihren süßen Duft, und der Farbenschmelz der Bergastern gibt dem düstersten Felsen anmutvolles Kleid. Allzulange, das spürt wohl jedes, dauert die schöne Freude nicht mehr; denn längst ist der Kuckuck als Unglücksbote über die Berge gekommen. Goldamsel und Klapperstorch sind ihm gefolgt und in Schaaren die fröhlichen Sänger,



M. Frei. *Graue Hörner (St. Gallen), Juni 1911.*

Reinblütiges Alpensteinwild.



Greiner. *Tennengebirge (Salzburger Kalkalpen).*

Bastard=Steinwild.



Greiner. *Tennengebirge (Salzburger Kalkalpen).*

Bastard-Steinbock.

Nachtigall und Grasmücke, Plattmönch und Laubsänger, Braunelle und Feldlerche und wie sie alle heißen, die nun drunten in den Lorbeerhainen und Blütengärten mordlustigen Schießern zum Opfer fallen. Jeden Morgen auch beginnt bereits der Kampf zwischen Licht und Finsternis: auf allen Grasbändern und Alpenrosenbüschen liegt der Reif als Vorbote des schweren Frostes, der bald nun alles Leben in seine Fessel schlagen wird. Noch küßt ihn die Sonne fort, die rote Töne des verbrannten Laubes hervorlockt als Schmuck für die beginnenden Hochzeitstänze des Wildes.

Wie Schall der Äxte im Walde kracht über die Täler hin der laute Prellschlag von den heftigen Hornkämpfen der Böcke. Waren gut feist geworden bei der würzigen Sommerweide! Nun treibt sie die Unruhe von Stand zu Stand. Und obgleich noch keine Geiß nach ihnen fragt, jagen sie einander in tollen Sprüngen über Schluchten und Klippen. Dann wieder kommen Tage und Wochen, in denen der Himmel seinen Wettermantel über Gletscher, Grate und Täler legt und der Nebel, zum Greifen dick, wie Bretter alle Aussicht versperrt. Wie lange Stricke, Faden an Faden, hängen die dicken Regenperlen dann schwer und müde von Latschen und Alpenrosen herab, und in den Felsnischen tropft es langsam wie Pulsschlag der Ewigkeit.

Dann legt das Steinwild sein Hochzeitskleid an. Zunächst wuchern die kurzen, weichen, weißgrauen Grundhaare, dann färben die Grannen sich dunkler und wachsen gleichfalls nach, bis sie schließlich eine Länge von drei bis vier Zentimetern erreichen. Wenn das Staatskleid fertig ist, ist das Fahlbraun, das dem Wilde seinen Namen gegeben hat, in der Gesamtwirkung zurückgetreten, und Schwarzgrau bestimmt den Ton. Die Ziegen, von den Talbewohnern étanges genannt, sind einheitlicher in der Zeichnung, im Sommer heller und im Winter dunkler gefärbt. Der Haarwechsel bringt unter sie Unrast und Flüchtigkeit. Oder ist es die Ahnung der kommenden Liebe, die auch sie jetzt hinauftreibt auf die sonst gemiedenen hohen Schneegebiete? Wenig Nahrung ist dort jetzt für sie zu finden, aber für ihre durch den Haarwechsel gesteigerte Reizbarkeit scheint die Einsamkeit der weißen Wildnis doppelt wohltuend zu sein.

Zuweilen, wenn die ungeheuren Eiswände der Monterosa-Gruppe mit ihren vielkuppigen langgezogenen Firnkämmen aus den Dunstschichten herauftauchen und die Nebel tiefer und tiefer versinken, kann man das Steinwild in Gruppen auf besonders spitzen Nadeln lagern sehen, bewacht von einer Altgeiß oder einem bereits beim Rudel stehenden Schneider. Von grünen Bändern durchzogen liegt dann vor ihnen ihr weites Reich. Lawinenstreifige Abstürze prangen in schimmerndem Weiß, dazwischen in duftig blauen Tönen die tiefen Schründe. Ab und an steigt ein weißes Dampfwölkchen an einer Steilwand empor als warnendes Zeichen, daß eben dort eine Lawine aufgeprallt ist. Sonst ringsum das feierliche Schweigen der in bleicher Starr-





General v. Kracht. *St. Anna (Krain-Kärntener Grenze).*

„Wucki“, reinblütiger Alpensteinbock.



M. Steckel. *Tatra, Juli 1906.*

Bastard-Steinwild. Rechts junger Bock, links Geiß.

heit bis zur lichten Himmelsbläue hin aufragenden Majestät des Hochgebirges.

Nur das Jungwild lockt es auch um diese Zeit auf die Sonnenseiten, wo es bald in anmutigen Bockssprüngen umhertollt, immerhin sorgfältig die Festigkeit des Schnees beachtend, bald wieder sich niedertut, um sich die liebe Sonne auf den ersten neuen Winterüberzieher prallen zu lassen, der sich nun an Stelle der verlorengehenden Jugendwolle entwickelt.

Bis dann die Stürme kommen, die das Unterste zu oberst kehren. Und blickt die Sonne dann einmal wieder flüchtig durch bleichen Nebel hindurch, so hängen die schweren Schneewächte drohend über den Tanzplätzen, auf denen es nun so wild und toll hergeht und die leidenschaftlichen Freiersleute raufen um den Sold der Liebe. Dann sind auch die ältesten Einsiedler am Platze, die Träger der wuchtigen Gehörne, die das ganze Jahr über nicht zu sprechen waren. Bursche, die ihre vierzig Winter auf dem



M. Steckel. *Tatra, Juli 1906.*

Junger Bastard-Steinbock.

Buckel haben, jetzt aber wieder schneidig und jung, allen voran in der Gunst der Geißen und wilde Teufel im Raufen mit den Gegnern!

Jagd und Einbürgerung.

Das im Aosta-Tale herrlich gelegene Schloß Sarre bildet im Spätsommer den Ausgangspunkt für die Steinbocksjagd. In halbstündiger Automobilfahrt erreichen die Gäste des Königs von dort das kleine Dorf, wo die Maultiere ihrer warten, die sie in fünfstündigem Ritte zu dem 2000 Meter hoch gelegenen Jagdhause Valsavaranci bringen. Von hier aus hat Viktor Emanuel II. auf die „großen Teufel" gebirscht und die mühsame Arbeit im wilden Geschröff nicht gescheut. Schon König Humbert zog die Treibjagd als weniger gefahrvoll und erfolgreicher vor, und unter dem regierenden Könige ist diese zur Regel geworden. Das Landesgesetz gestattet nur den Mitgliedern des königlichen Hauses und deren Jagdgästen die Jagd auf den



M. Steckel. *Tatra, August 1905.*

Steinböcke in der Javorina. Anscheinend Capra sibirica.

Steinbock und das Wild genießt im übrigen immerwährende Schonzeit. Eine vortreffliche Jägerei ist auf sorgfältigen Schutz des Wildes bedacht, der durch Anpachtung der Gemeindejagden noch wesentlich verstärkt ist.

Die Treiben werden in großen Bögen angelegt, zu denen etwa 200 Treiber schon nachts auf ihre Stände geschickt werden. Der Colle di Lanzon weist regelmäßig die höchsten Strecken auf. Auf den dort vom Gestein gebildeten engen Zwangswechsel muß das Wild von der mächtigen Wand Rhêmes Notre Dame und vom Gipfel der Roulette her durch alle im Geschröff herunterkraxelnden Treiber sorgfältig hinausgedrückt werden! Harte Arbeit das, die adlerklare Augen und feste Nerven verlangt! Aber die sehnigen braunen Burschen, die ohne Seil über Stellen heruntersteigen, vor denen selbst eine Gams zurückgeschreckt wäre, meinen, daß dies die lustigste Zeit im ganzen Jahre sei. Grade an den schiechsten und wildesten Stellen jodeln und jauchzen sie, und oft müssen sie zur Pistole greifen, um die alten Bergkönige aus ihren Nischen rogel zu machen.



Freiherr v. Dungern-Oberau.
Doublette. Steinböcke von Tiën-Schan.

Daß es dabei nicht immer ohne Unfälle abgeht, kann nicht überraschen. So fand unter dem jetzigen Könige im August 1908 der 28jährige Treiber Augustino Ronc dadurch seinen Tod, daß ein getriebenes Rudel der Schützen ansichtig wurde und unter Führung eines starken Bockes durch die Treiber zurückbrach, wobei Ronc in die Tiefe gestürzt ward. Selbstverständlich mußte die Jagd abgebrochen werden. Viktor Emanuel II. sah sich sogar einmal veranlaßt, für ein ganzes Jahr auf die Jagd zu verzichten, weil vor seinen Augen ein Treiber, der einem angeschossenen Bocke nachgestiegen war, um ihm den Fangschuß zu geben, von dem Verfolgten in die Tiefe geworfen ward. Auch durch Steinschlag sind die Treiber oft sehr gefährdet, namentlich in dem zerbröckelten Gestein am Grand Point du Nomenon, wo das flüchtige Wild oft ganze Muren zu Talgange bringt. Trotz oder vielleicht gerade wegen dieser Gefahren sieht die Bevölkerung der ganzen Umgegend diesen Jagden alljährlich mit größter Freude entgegen.

Der hohe Reiz dieser Jagd und des Steinwildes überhaupt hat seit Jahrzehnten hochgestellte deutsche Jäger zur Einbürgerung dieses Wildes in





Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Junger kaukasischer Steinbock (C. caucasica), freilebend auf dem Steppenbesitz des Herrn Fr. Falz-Fein.





Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Junger kaukasischer Steinbock (C. caucasica), **freilebend auf dem Steppenbesitz des Herrn Fr. Falz-Fein.**

österreichischen Revieren veranlaßt. Die meisten Versuche sind aber daran gescheitert, daß man auf Hausziegenblut zurückgriff, weil die genügende Anzahl reinblütiger Tiere nicht zur Verfügung stand. Dr. Girtanner hat sehr richtig schon im Hinblick auf die in der Schweiz geplanten Versuche betont, das „Hausziegen, mit ihrer wilden Verwandtschaft vermischt, immer wieder Haustiere erzeugen werden, freiheitslustiger oder stallbeflissener, je nach der Eltern Lebensweise. Steinbockblut und Hausziegenblut zusammengebracht, wird weder ein gutes Haustier noch ein eigentliches Wildtier hervorbringen, weder in geistiger noch in leiblicher Hinsicht". Dies hat sich in Graubünden bestätigt, wo fünfzehn Bastardböcke ausgesetzt wurden, und auch im Tennengebirge, wohin Fürst Pleß die Reste einer vom König Emanuel II. im Wildparke bei Turin erzüchteten Kolonie gebracht hatte. Von den 25 Stück Steinwild, die im Tennengebirge ausgesetzt wurden, waren acht Böcke und sieben Geißen reinblütig, sieben Geißen und vier Kitze dagegen Bastarde. Nachdem es gelungen war, die Brunft dieses Wildes durch Trennung der Geschlechter bis auf den November und damit die Satzzeit der Kitze bis in den April zu verschieben, fand eine gewisse, aber immerhin sehr geringe Vermehrung statt. Sie reichte nicht hin, um das reinblütige Wild vor dem allmählichen Eingehen zu schützen, und es blieben nur noch Kreuzungserzeugnisse übrig. Der Rest, sechs Böcke und siebzehn Geißen, wurde 1901 dem Fürsten Hohenlohe-Öhringen überlassen und auf dessen Besitz Javorina in der Hohen Tatra überführt. Dort ist dann auch noch angeblich „asiatisches Steinwild" ausgesetzt, sowie Sinai-Steinböcke. Von den Asiaten hat sich ein Teil als unbestreitbares Bezoarwild herausgestellt, schließlich aber sind alle, Bastarde wie Asiaten, im Laufe des Winters 1908 eingegangen, so daß in der Tatra heute keinerlei Steinwild mehr besteht. Da die Annahme, als ob in den Hochkarpathen und transsylvanischen Alpen in früherer Zeit eine dem Alpensteinbocke verwandte Art gelebt habe, sich als Irrtum erwiesen hat, so würde auch von weiteren derartigen Einbürgerungsversuchen abzuraten sein. Wohl aber würde das Bezoarwild im ganzen Runde der Hochkarpathen seine natürlichen Lebensbedingungen finden.

Erfolgreicher ist Baron von Born gewesen, der in St. Anna unter dem Loibl an der Krain-Kärntener Grenze in den achtziger Jahren eine Steinwildkolonie ausgesetzt hat, die in den wildzerrissenen Karawanken dort bei 1800 Meter Meereshöhe gut fortkommt. Seltsamerweise ist ihr Stammvater gerade ein Bock geworden, der während der Bahnbeförderung aus seiner Holzkiste entkommen und im Gepäckwagen zwischen die Reisekoffer geraten war, wobei er einen Vorderlauf brach, der ihm schließlich abgenommen werden mußte. Dieser „Dreiläufer" hat allerdings dann zunächst Blendlinge beschlagen müssen. Nach Mitteilungen des jetzigen Besitzers ist aber das Blut durch Zuführung reinblütigen Jungwildes aufgefrischt worden und



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*
Junger kaukasischer **Steinbock** (C. caucasica), freilebend auf dem Steppenbesitz des Herrn Fr. Falz-Fein. Er besteigt dort einsame Häuser, und wie hier zu sehen, Tonnenwägen usw.

der Bestand hat sich in so erfreulicher Weise gehoben, daß die Herauszüchtung eines ausreichenden reinblütigen Bestandes als durchaus gesichert betrachtet werden darf.

Auch im Gebiete der Grauen Hörner im St. Gallener Oberlande ist reinblütiges Steinwild ausgesetzt worden, das dort in der großartigen Hochgebirgswelt des Jagdbannreviers unter dem Piz Sol bestens gedeiht.

Hoffentlich werden diese guten Beispiele dazu beitragen, dem Steinwilde in weiteren Gebieten wieder eine natürliche Heimat zu erschließen und zu sichern. Mit voller Entschiedenheit muß der gedankenlosen Redensart entgegengetreten werden, als ob dies herrlichste Urwild der Alpen sich nicht vertrüge mit der neuzeitlichen Kultur. Allerdings ist der Steinbock ein Kulturflüchter, wie kein zweiter in der gesamten Tierwelt. Aber er hat, nachdem Luchs und Steinadler ausgerottet, gar keine Feinde mehr im Schneegebirge. Nur vor **einem einzigen** muß er geschützt werden, wenn er wieder in weiteren Gebieten den Stolz und die Zierde unserer Bergriesen bilden soll: vor der unsinnigen Verfolgungswut des Menschen!

„Raum für Alle hat die Erde . . .!"



Gibraltar, Mai 1910.

Magot. Gefangenes Exemplar, an der Mauer Karls des V.

Der Affe von Gibraltar.

Von Kurt Lampert.

Kein Tierhaus eines zoologischen Gartens wird so umlagert wie das Affenhaus; die tollen Sprünge, ihre Grimassen, ihr freilich oft nicht gerade pädagogisches Benehmen machen die Affen, diese Zerrbilder des Menschen, immer wieder zu Lieblingen des Publikums: auch in der elendesten umherziehenden Menagerie fehlen nicht einige Affen. Auf Messen und Volksfesten machen sie ihre Kunststücke und erfreuen ein genügsames Publikum heute noch genau so wie vor ein paar Jahrhunderten; das Affentheater hat auch heute noch nicht seine Rolle ausgespielt!

Der bevorzugte Liebling der umherziehenden Künstler ist der Magot, von der Wissenschaft als Innus ecaudatus, neuerdings als Macacus innuus (L.) bezeichnet. Wir dürfen ihn wohl als den von alters her bekanntesten Affen ansprechen, denn sicher ist er es, welcher auch schon bei Römern und Griechen wohlbekannt war.

Werfen wir einen Blick auf die Stellung, welche die zoologische Wissenschaft dem Tier im System angewiesen hat, ohne jedoch uns hierbei allzulange aufzuhalten, und geben eine kurze Beschreibung von ihm. Als Bewohner der Alten Welt zählt unser Affe zu den Schmalnasen, den Catarrhini, bei welchen die Nasenscheidewand schmal ist und die Nasenlöcher sich nach vorne öffnen. Die Zahl der Zähne ist die gleiche wie beim Menschen; alle Finger tragen Nägel, nicht Krallen. Des weiteren ist von unserem Affen zu sagen, daß er gleich so vielen anderen Affen starke Gesäßschwielen besitzt und ferner kommen ihm Backentaschen zu. Ein besonderes Merkmal gerade unserer Art, welches ihn selbst von seinen nächsten Verwandten unterscheidet, ist der fast völlige Mangel eines Schwanzes, was ihm den wissenschaftlichen Artennamen ecaudatus verschafft hat. In seinem Äußeren erscheint uns der Magot von schmächtigem Körperbau; die hohen Glieder sind schlank. Das runzlige, fleischfarbige Gesicht wird von einem dichten Backenbart umrahmt; fleischfarbig sind auch Ohren und Hände, die Schwielen blaßrötlich. Der an der Unterseite etwas spärliche Pelz macht einen rötlich olivenfarbigen Eindruck; die Haare sind in ihrem unteren Teil schwärzlich, an der Spitze aber rötlich; an der Unterseite ist die Farbe mehr graugelblich. Die Körperlänge des Tieres beträgt 75 cm, die Schulterhöhe annähernd einen halben Meter.

Seine nächsten Verwandten hat unser Magot in Asien. Wenn auch eine feinere Unterscheidung die ihm nächststehenden indischen Verwandten

35*



Gefangener Magot. *Gibraltar, Mai 1910.*

heute einer anderen Gattung zuzählt, wenn sie sich auch durch den Besitz eines Schwanzes unterscheiden, so erinnern die bekannten indischen Affen der Gattung Macacus, die neben den Schlankaffen in Vorderindien wie im Malayischen Archipel einen so charakteristischen Bestandteil der Fauna ausmachen, die zu Hunderten oft auch menschliche Ansiedlungen bevölkern, die geschont, geschützt, ja geradezu direkt für heilig gehalten werden, doch ganz an unsern Magot; so der Wandru oder Bartaffe, Macacus, (Vetulus), silenus L., der Schweinsaffe, Macacus nemestrinus, und der bekannte Javaaffe, Macacus cynomolgus, jetzt Cynomolgus fascicularis geheißen.

Die Heimat des schwanzlosen Affen ist das nordwestliche Afrika, wo er Tunis, Algier bis Marokko bewohnt; außerdem kommt er aber auch noch in Europa vor, und zwar einzig und allein auf den Felsen von Gibraltar und dieser Aufenthaltsort hat ihm eine gewisse Berühmtheit verschafft.

Seit alters ist der Magot abgerichtet worden. Er ist es besonders, welcher in Affentheatern den Kutscher, Diener, eleganten Herrn und dergleichen Rollen zu übernehmen hat und sie zum Entzücken des jugendlichen



Fr. Moore. *Gibraltar, Juni 1906.*

M a g o t, in der Sonne, behaglich sich wärmend. Freiaufnahme.

Publikums mit komischer Würde durchführt. Eine zoologische Eigenschaft läßt ihn für solche Rollen besonders geeignet erscheinen: das Fehlen des Schwanzes, welcher nur als ein kaum zu sehendes, ganz rudimentäres Hautläppchen vorhanden ist. Für Affen, die bei Schaustellungen bekleidet werden sollen, ist der Schwanz immer ein unangenehmes Anhängsel, dem Magot dagegen paßt jeder Anzug ausgezeichnet. Auch sonst ist er für Dressur sehr geeignet und geschickt; er hat ein gutes Gedächtnis, lernt leicht und behält lang, „arbeitet" gut und willig und bleibt auch bis in das hohe Alter hinein, wie uns Brehm auf Grund der Mitteilungen von Fachmännern versichert, gutmütig, eine gute Behandlung vorausgesetzt. Daß auch hier die individuelle Begabung verschieden ist, ist selbstverständlich. Zum Leidwesen der Schaubudenbesitzer kommt der Magot nicht mehr so häufig wie früher in den Handel.

Wie erwähnt, bewohnt der Magot auch die Felsen von Gibraltar. Daß auch Europa früher Affen gekannt hat, ist selbstverständlich. Eine Anzahl Gattungen und Arten sind aus den verschiedenen Abteilungen des Tertiärs bekannt geworden; typische Altweltaffen sind in mehreren Schädeln und Skeletten, die sich an heutige indische Formen anschließen, an der berühmten Fundstätte von Pikermi bei Athen gefunden worden. Berühmt sind die in Bohnerzablagerungen Schwabens gemachten Funde, die auf das Vorhandensein von Menschenaffen in Europa zur Tertiärzeit hinweisen. Backenzähne, die menschlichen Zähnen zum Verwechseln ähnlich sehen, beweisen das Vorkommen großer anthropoider Affen auf der Schwäbischen Alb zu dieser Zeit. Wir dürfen uns dieselben ähnlich denken dem heutigen Gorilla, Orang-Utan, Schimpanse; aber auch nächste Verwandte unseres Magot sind in pleistocänen und pliocänen Ablagerungen Frankreichs, Italiens, Spaniens, Deutschlands nachgewiesen.

Heute sind die Affen aus Europa verschwunden. Sie fehlen, mit der genannten einzigen Ausnahme, der europäischen Tierwelt, gleich Giraffe, wildem Kamel, Gazelle und anderen Antilopen, deren Reste in ungeheurer Menge in dem jungtertiären roten Lehm von Pikermi liegen, wie der Löwe, der noch in historischer Zeit in Europa gelebt hat.

Wie erklärt sich das Vorkommen des schwanzlosen Affen auf dem Felsen von Gibraltar, dem einzigen von Affen bewohnten Punkte Europas?

Durch die tiefeingreifende Bucht von Algeciras zur Halbinsel umgewandelt, springt der Fels von Gibraltar in das Meer vor, die eine der beiden Säulen des Herkules bildend, welcher als die andere der Fels von Arila bei Ceuta gegenüberliegt. Bis zu 425 m steigt der Fels auf, stürzt an der Ostseite in fast senkrechter, zerklüfteter Felswand zum Meer ab, bildet auch nach Norden eine schroffe Wand, nur nach Westen, am Fuß eines zerklüfteten Abhangs Raum für die Stadt Gibraltar lassend; als eines



Fr. Moore. *Gibraltar, Juni 1906.*

Magot (Freiaufnahme). Ein wichtiges Geschäft.

der bedeutsamsten Bollwerke Englands erscheint uns der Fels von Gibraltar; gewaltige Festungswerke haben den von Natur aus schier unbezwingbaren Felsen wohl auch für unsere Zeit noch trotz der verbesserten Geschütze schier uneinnehmbar gemacht und England hält in ihm den Schlüssel zum Mittelmeer in den Händen.

Gibraltar ist einer der vorgeschobensten Punkte Europas und an der schmalsten Stelle ist die Straße von Gibraltar nur 13 km breit; die Bodenschwelle von Gibraltar liegt nur durchschnittlich 300 m tief. Wir wissen, daß erst in geologisch sehr junger Zeit die Verbindungsbrücke zwischen Afrika und Europa durchrissen wurde; der nördliche Rand von Westafrika, der Atlas, trägt in seinem geologischen Aufbau ähnlichen Charakter wie seine Fortsetzung jenseits der Straße von Gibraltar, das andalusische Faltengebirge der Pyrenäenhalbinsel. Die Fauna des Spanien gegenüberliegenden Teils von Afrika zeigt größere Verwandtschaft mit der mediterranen Tierwelt als mit der zentralafrikanischen. So findet sich im Atlas ein Wildschaf, eng verwandt mit dem Wildschaf von Sardinien, umgekehrt lebt in den warmen Niederungen des Guadalquivir das aus Nordafrika, besonders Ägypten bekannte Ichneumon.

Ist es demnach ganz ausgeschlossen, daß die Affen auf Gibraltar, welche die gleiche Art darstellen wie die Affen von Berber, von Haus aus dort heimisch, endemisch, sind, vielleicht ein Überbleibsel aus früheren Zeiten? Oder müssen wir annehmen, daß sie einmal über See gekommen sind, mit nach Europa genommen von irgendeinem Tierfreund oder Tierhändler, dann der Gefangenschaft entkommen und sich auf dem Felsen von Gibraltar eine neue Heimat geschaffen haben? Unseres Wissens ist nichts hierüber bekannt. Keinerlei sichere Erinnerung hat sich erhalten, an die man anknüpfen könnte und das Rätsel der Herkunft der Affen von Gibraltar ist noch nicht gelöst.

Begnügen wir uns mit der Tatsache, daß sie da sind und mit der erfreulichen Konstatierung, daß die einzigen Affen Europas einen tatkräftigen Schutz genießen und infolgedessen eine kleine Kolonie bilden. Seit 1792 die Engländer Gibraltar in Besitz genommen haben, haben sie schützend ihre Hand über die Affen daselbst gehalten. Eine alte Erzählung will wissen, daß die Affen durch ihr Geschrei einen Überfall der Spanier vereitelt hätten; eine Sage, die sich bekanntlich häufig an besondern Tierschutz knüpft. Wir brauchen nur der Gänse des Kapitols zu gedenken, denen noch einige Beispiele anzureihen wären. Bis heute stehen die Gibraltaraffen unter dem speziellen Schutz der englischen Garnison. Trotzdem nahmen sie aber zeitweilig an Zahl stark ab, so daß sie manchmal auszusterben drohten; zuzeiten soll die Kopfzahl bis auf vier gesunken gewesen sein. Nach den Schilderungen von A. G. Smith, von denen uns der alte Brehm berichtet, sind die Affen



Fr. Moore. *Gibraltar, Juni 1906.*

Magot (Freiaufnahme), bei der Nahrungssuche.



Fr. Moore. *Gibraltar, Juni 1906.*

Magot (Freiaufnahme). Ausschauend vom Steilfelsen.



Fr. Moore. *Gibraltar, Juni 1906.*

Magot (Freiaufnahme). Der Ruhe pflegend.

nicht häufig zu sehen. In den vielen Höhlen und Löchern der steilen Felsabhänge finden sie Schutz und Deckung, in den zahlreichen Pflanzen, die daselbst wachsen, und in Kerbtieren Nahrung. Die ganze Kolonie wird meistens dem Beobachter nur sichtbar bei einem „Umzug“. Wie es scheint sehr empfindlich gegen Wind, wechseln die Affen beim Umspringen des Windes von West nach Ost ihren Aufenthaltsort.

Die auf Grund der früheren Berichte wohlbegründete Befürchtung des Aussterbens hat sich erfreulicherweise nicht erfüllt. Nach den Mitteilungen, welche Soffel, der Herausgeber dieser Blätter, von dem deutschen Konsul in Gibraltar erhalten, war die Zahl der Affen im Jahr 1864 bis auf ein Dutzend heruntergegangen, seit dieser Zeit aber haben sie sich wieder vermehrt. Auf der Signalstation werden auch heute noch wie früher die Affen genau beobachtet und alle ihre Eigentümlichkeiten vermerkt. Auch jede Familienvermehrung wird registriert. Hierher kommen sie zum Wassertrinken, wenn das Wasser in den natürlichen Gruben aufgetrocknet ist, denn die Soldaten der Signalstation halten stets Wasser für die Tiere bereit. Die Hauptnahrung der Tiere bilden nach diesen Berichten übereinstimmend mit den Angaben von A. G. Smith die süßen Wurzeln der dort sehr häufigen Zwergpalme, gelegentlich plündern sie aber auch die Obstgärten und haben eine besondere Vorliebe für Feigen. Trotzdem aber darf den Tieren nicht nachgestellt werden, noch dürfen sie irgendwie beunruhigt werden. Es ist kein Wunder, daß es unter diesen Umständen auch möglich ist, Aufnahmen zu gewinnen wie sie unsern Text begleiten. Gemütlich liegen die Tiere in der Sonne oder sie hocken in charakteristischen Stellungen zwischen den Felsen und lassen sich ihren Pelz wärmen. Eine bei Affen häufige bekannte Familienszene zeigt uns das eine Bild. In träumerischer Ruhe sehen wir auf zwei anderen Bildern die in Freiheit aufgenommenen Tiere auf Felsen sitzend. Weit dehnt sich das Meer, von hoher Warte schweift der Blick hinüber Afrika zu. Einen letzten Zufluchtsort haben hier die Tiere auf einem der äußersten Punkte des Weltteils gefunden, den auch ihre Sippe einst reichlicher bevölkerte. Oder sind sie die letzten Überbleibsel einer einst von Afrika nach dem südlichen Europa vorgedrungenen Invasion? Oder hat einst Menschenlaune ihre Vorfahren auf diesen Felsen verpflanzt?

Dem Affenhirn werden solche Meditationen fernbleiben, der Zoologe aber freut sich ihres eigenartigen Vorkommens und dankt es der Einsicht der Machthaber von Gibraltar, daß dieses interessante Naturdenkmal vor Ausrottung und Vernichtung bewahrt bleibt.

Die Saiga.

Von Karl Soffel.

In Askania Nova.

Das weiße Herrenhaus in der Steppe liegt mittagsstille mit geschlossenen Fensteraugen. Kaum ist der Anblick des Mauerwerks zu ertragen, so blendend ist die Helle. Weißlich steht der Himmel darüber. Jedes Sandkorn des Bodens scheint unter dem Fußtritt zu glühen und strahlt glitzernden, schmerzenden Glanz. Aus den grünen Rasenstücken vor dem Mittelbau ist der Wiedehopf längst verschwunden, der morgens hier nickkopfend den schönen Federfächer spazieren trug, an der weißen Mauer bei der Einfahrt duften betäubend die Rosen und schütten müde Blätter nieder, geht stumpf in brütender Hitze der Wachtposten auf und ab. Der zirpende, kleinrussische Tanz, der aus einem der langen niedrigen Gebäude kommt, ist wie die Stimme des Mittags selbst.

Jetzt stockt auch er, abgelöst von dem schwermütigen vielstimmigen Gesang der Weiber bei ihrer Arbeit.

Leise wandelt der Gast durch die Reihe der verdunkelten Zimmer und tritt auf die Terrasse. Auch hinter dem Herrenhause ist es still. Verschwunden die Gäste, die noch eben in buntem Bild die Terrasse oder die Plätze vor der großen Volière belebten, wo der Hausherr in Betrachtung seiner Lieblinge den Kaffee zu nehmen pflegt. — Alles wie ausgestorben. Selbst die Vögel schweigen, als habe sie Mittagszauber gerührt. Ein Rotkehlchen, das dicht am Gitter sitzt, schaut aus müden kleinen Augen träumend nach dem einsam Vorüberschreitenden, aus dem Gebüsch flattert ungeschickt eine zahme kranke Misteldrossel vor die Füße des Gastes, von dem sie Mehlwurmspenden zu nehmen gewohnt ist. Regenpfeifer und Brachvögel stehn im Schatten brütend — still wie Nachbildungen lebender Tiere in einem Panorama — und der Stelzenläufer, schwarz-weiß, steht mit eingezogenem Kopf vor dem unablässig silbern vom Felsen herabrinnenden Wasserstrahl in endloser, stummer Andacht. Auf dem Teiche, an dem der Mittagsgast einen Augenblick später vorüber kommt, schlafen die Schwäne gleich ruhenden Booten, führt das Teichhuhn seine Kinder ins dunkelste Uferdickicht hinein.

Drüben, jenseits der kleinen Brücke, schreckt der Einsame ein Reh aus dem Bett im hohen Grün, eine brütende Fasanhenne geht polternd zu seinen Füßen ab. Selbst der unvermeidliche Trapphahn, sonst der eifersüchtige Begleiter auf allen Wegen, hat sich niedergetan und schnappt nur rauh kullernd nach dem Gast, als der an ihm vorübergeht.

Von der kleinen Holzkanzel, die, erhöht, freien Überblick gewährt über die ganze eingezäunte Tiersteppe, ist nichts zu sehn. Blendend und von Staub grau angeflogen liegt sie da, stumm wie die übrige Mittagswelt. Nur die freie Steppe winkt herüber mit unsicherem, wellig bewegtem, manchmal bläulich aufzuckendem Horizont, mit seltsamen Täuschungen von fernen Seen und Grün, mit Bildern von Dörfern, die nicht sind, mit dem sonderbaren Anblick silbergrauer Heuschober, die unten abgeschnitten, in der Luft zu schwimmen scheinen wie die Arche Noah auf den Wassern. Und mit dem allen glänzt und gleißt sie herüber und herein, daß es schier unmöglich ist, mit dem ermüdeten, schmerzenden Blick den Zaun drüben zu erfassen und festzuhalten. Dann wieder grüßt sie mit Feldern wallenden, weißen Steppenhaars, das wie Streifen frischgefallenen Schnees über das Grün gelegt scheint und doch wieder zu nichts wird: zu hereinbrechenden Wellen eines nicht gekannten Meers, auf dem die Lichtbank der Sonne steht, zum lang ausgezogenen Goldspiegel einer Regenlache, endlich wirklich zu nichts, aufgesogen vom Steppenboden, von der sengenden, zehrenden Hitze.

Und kein Tier läßt sich blicken über den ganzen weiten Raum – nichts. Den Kamerajäger lähmt die Verzweiflung der Übermüdung. Seit Tagen um Mittag hier, im Sonnenbrand, in dieser weißglühenden Stille, zur unerträglichsten Zeit des Tages, die doch die einzige schien, um sein Wild, die scheue Saiga, „schußgerecht" vor die Linse zu bekommen.

Allmählich aber gewöhnt sich das Auge doch an die Steppeneinförmigkeit, die alles Messen zuschanden macht, fängt an, sich auf Licht- und Raumverhältnisse einzustellen.

Mit dem Prismenglas die Weite absuchend, sieht es graugelbe Schatten vom graugelben Grund sich lösen. Und da kommt auch schon, im Nahen durch das vergrößernde Glas ins Unkenntliche auseinandergezogen, in vollem Lauf ein Buntbock auf den Mann mit der Kamera zu und will liebkost werden. Und weiter geht es, Schritt für Schritt. Schon liegt die Umzäunung weit dahinten. Pustend stehn Zebras auf, werden schwanzschlagend flüchtig, um dann kehrtzumachen und zu verhoffen. Ihre Erscheinung in völliger Freiheit, die weithin sich dehnende Einsamkeit der weißüberstaubten Grassteppe, die sengende Sonne, versetzen in Afrikas Steppen, und der Mittag begünstigt Träume und Täuschungen. Tauchte jetzt in diesem Augenblick der Kopf einer Giraffe, behaglich mahlend, mit stumpfem Schwarzauge hinter der Umzäunung auf, das Bild könnte nicht vollkommener sein.

Aber was sind das für graugelbe Schatten da drüben?

Schon wird der Mann, dem die schwere Kamera lastend am Halse hängt, aufmerksamer – aber Steppe und Sonne wandeln alle Farben zu



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Kropfgazelle in der Tiersteppe des Herrn Fr. Falz-Fein.

graugelb und bräunlich und was da abzieht, sind Kropfgazellen*). Interessant genug, denn sie gehören noch eben zu Europas Fauna, wenn auch als Seltenheit und nur auf den alleräußersten Südostzipfel beschränkt. — Aber die sind schon auf die Platte gebannt.

Heute gilt es der Saiga. Heute, wie gestern und all die Tage. —

Da, im unsichern Gegenlicht der flirrenden Mittagssonne ziehn Muffels vorbei, Schafe und ein schöner Widder mit leuchtendem Sattel. Und hinter ihnen, immer wieder gedeckt von irgendeinem seiner ungleichen Kameraden endlich der erste Saigabock. Mit dem Glas ist er gut zu beobachten, der Kamera trotzt er. Denn wie auch das Bild des Rudels wechseln mag, ob sich die Tiere auseinander tun oder zusammenlaufen, niemals gibt er seine ganze Länge preis. Ein alter Herr, der sich seit langem schon zu den Muffels hält. Da zieht er auch schon wieder in die Ferne, mit gesenktem Kopf hinter den Wildschafen her.

---

*) Die Westliche Kropfgazelle (Gazella subguttúrosa Güld.) bewohnt in geringer Zahl das östliche Transkaukasien, die Steppen zwischen Kura und Araxes (Jelissawetopol), das Südwestufer des Kaspisees (Mughan-Steppe, Talysch) und stand vor wenig Jahrzehnten noch dicht vor Tiflis.

Von Europa südwärts und ostwärts erstreckt sich ihr Gebiet über Teile von Kleinasien, über Turkestan und Südsibirien, Dsungarei, Gobiwüste (Ala-schan). Erreicht chinesisches Gebiet, geht über den Hwang-ho hinaus. Persien, Afghanistan, Baluchistan, nordwestlichstes Indien (Pishin). Sie ist weit zierlicher gebaut, wenn auch im Verhältnis zu unseren Antilopen (Gazellen, Springböcken usw.) immer noch sehr plump. Charakteristisch ist der stark vorstehende Kehlkopf, dem das Tier (nebst einer ostasiatischen Art) den Namen verdankt. Die Decke ist fahlbräunlichgelb, die Unterseite weiß, der Wedel braun. Die Böcke tragen ein bis 50 cm langes, leierförmiges, geringeltes Gehörn, dessen Spitzen gegeneinandergekehrt sind. Die Kropfgazelle ist kleiner (etwa 65 cm Schulterhöhe), aber ebenso wetterhart als die Saiga, lebt in größeren Familien, schart sich im Herbst zu Rudeln zusammen, die dann durch die Steppeneinöden ihrer Nahrung nachziehen. Die Brunftzeit fällt in den November. Ihre Verfolgung wird ebenso schonungslos betrieben, als die der Saiga.

Bald kreuzt wieder ein Bock den Weg. Aber es scheint aussichtslos, den Tieren in der deckungslosen Steppe nahe genug zu kommen. Beim versuchsweisen Einstellen zeigen sich nur winzige Bildchen auf dem Spiegel. Also wieder nichts.

Schon beginnt der Kamerajäger Nerven zu kriegen, da steht in der Nähe des Zaunes ein kleines Rudel auf, Geißen und Böcke.

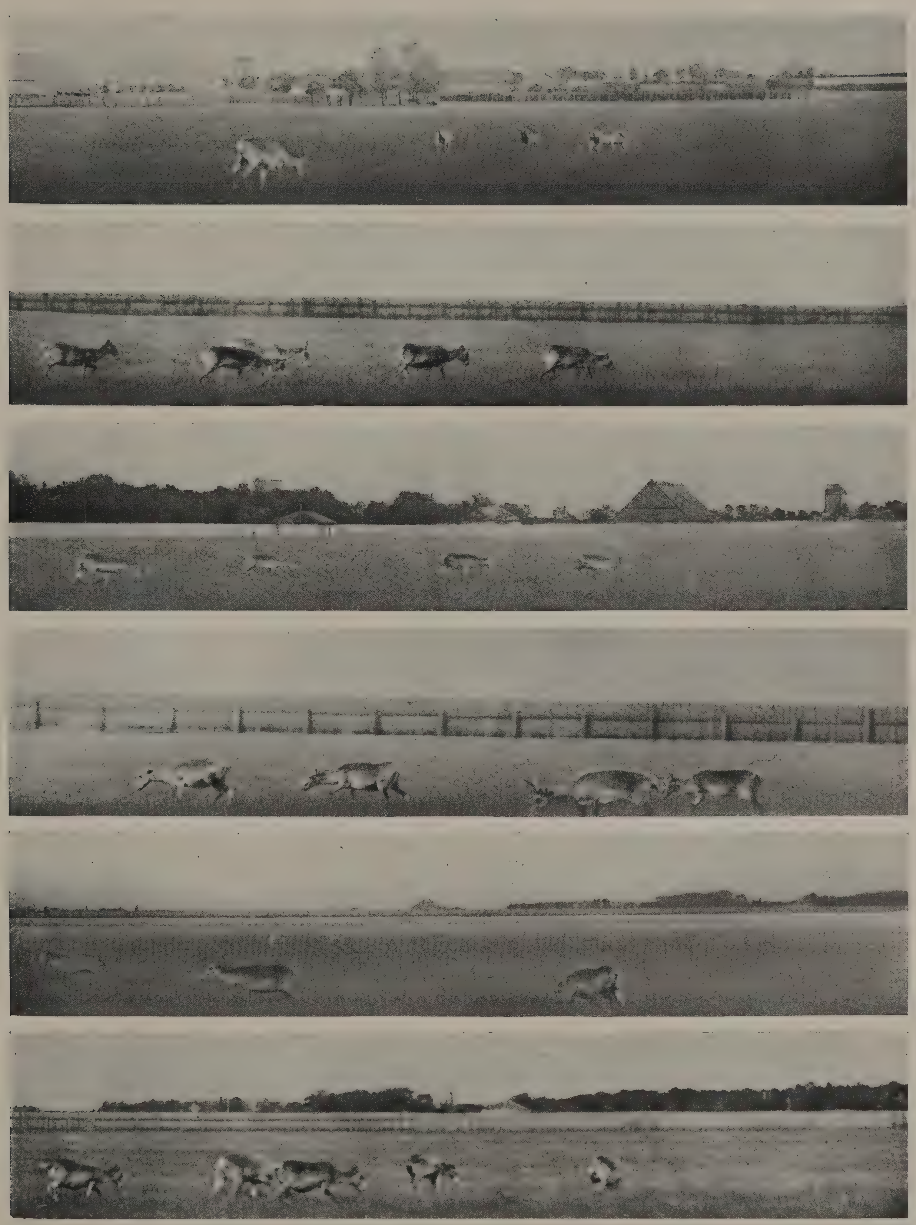
Nur wenige Momente verhoffen sie, dann ziehn sie in langer Flucht hintereinander ab, das merkwürdige und charakteristische Bild jedes fliehenden Saigarudels zeigend: eine eilfertig mit gesenktem Kopf, gestrecktem Hals und gerade abstehendem Wedel galoppierende Reihe, aus der jeden Augenblick ein Tier in überstürztem Sprung hoch wird. Bei der Regelmäßigkeit, mit der sich das wiederholt, entsteht der Anblick einer wogenden Fortbewegung, bei der stets der eine Teil der Tiere über dem andern erscheint.

Obwohl auch diesmal kaum Zeit zum Scharfeinstellen war, wurden doch rasch ein paar Schnappschüsse gemacht – auf gut Glück.

Dann wirft sich der Jäger ins Gras, im dürftigen Schatten des hohen Zaunes und macht die Kamera für neue Aufnahmen zurecht. Gerade jetzt natürlich äsen sich langsam zwei alte Saigaböcke auf 50 m heran, alte Herren, die sich nicht zum Rudel halten und eigenbrödlerisch durch die Tierbahn ziehn.

Nicht ahnend, daß sie belauscht werden, stehn sie faul in der fast scheitelrechten Sonne, zupfen gelegentlich an einem Blättchen und tun sich dann nieder.

Man kann nicht sagen, daß diese Antilopenart die schönste ihres Geschlechts wäre. Mit ihrem plumpen, dünnläufigen Körper, dem maßlos törichten Ausdruck ihres Gesichts, macht sie einen sehr ungünstigen Eindruck, der besonders noch durch die wie geschwollen aussehende Nase erhöht wird. In der hellen Sonne da drüben scheint die graugelbliche Decke fast wie das verbrannte Gras der Steppe. Nur die Unterseite und die Innenseite der Läufe hebt sich hellfarbig ab, das dunkle Längsmal in der Kreuzgegend aber ist auf größere Entfernung nicht zu sehn. Wie jetzt der eine Bock den Kopf hebt und nach dem Buntbock hinüberäugt, der sich mit Bläßböcken jagt, zeigt er auch seinen Kopfschmuck, das leierförmige, schön geringelte Gehörn, das wohl an 30 cm hoch sein dürfte, und merkwürdig blaß, wachsartig durchscheinend ist. Langsam wendet der Bock den Kopf wieder und legt das Haupt mit der unförmlichen Nase vor sich ins Steppengras, um zu dösen. Aber die Fliegen lassen ihn nicht dazu kommen, und wenn er auch den Kopf schüttelt und mit den kurzen Ohren zuckt, immer wieder setzen sich dunkle Massen der Quälgeister in die weiten Tränengruben, an die röhrenförmige Nasenöffnung. Eine Zeitlang wehrt er geduldig ab, dann springt er heftig auf, in diesem Augenblick wird auch der zweite hoch



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Ziehende Saigarudel (Geißen und Böcke) in der Tiersteppe des Herrn Fr. Falz-Fein.



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*
Kämpfende Saigaböcke. Aus der Tiersteppe des Herrn Fr. Falz-Fein.

und ärgerlich über die Störung fährt er dem andern mit dem Gehörn in die Flanken.

Spielerisch liegen sich die beiden bald in den Haaren: ruhig stehend, mit gesenkten Köpfen stoßen sie mit den Hörnern aneinander, einer sucht den andern vom Platz zu drängen. Aber sie fechten keinen ernsthaften Kampf, wie im letzten November, als es galt, sich die fünf oder sechs Geißen zu sichern. Jetzt in den schönen Maitagen denken sie nicht mehr daran, ihr Fell zu Markte zu tragen. Gehn doch die Geißen meist hochtragend, oder haben schon mitten auf freier Steppe ihr stelzbeiniges, hilfloses Junge gesetzt.

Ja, damals im Herbst, als der Sturm über die Steppe ritt, das war eine wilde Zeit! Als sie noch ihr langhaariges, weißlich-graugelbes Kleid trugen, von dem noch heute Fetzen in der glatten Sommerdecke stecken! Die Kämpfe, die es damals setzte, waren anders gemeint als die von heute.

Immerhin waren die beiden doch so in ihr Spiel vertieft, daß sie nicht merkten, wie eine große spiegelnde Linse sich auf sie richtete. Erst als sie das Knappen des Momentverschluß hörten, warfen sie kurz auf und wurden, des Menschen und seiner Photokanone ansichtig, in tollen Sprüngen flüchtig.

Diese beiden Böcke wurden, allerdings mit sehr viel Mühe, noch einige-



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Saiga-Antilopen in der Tiersteppe des Herrn Fr. Falz-Fein.



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

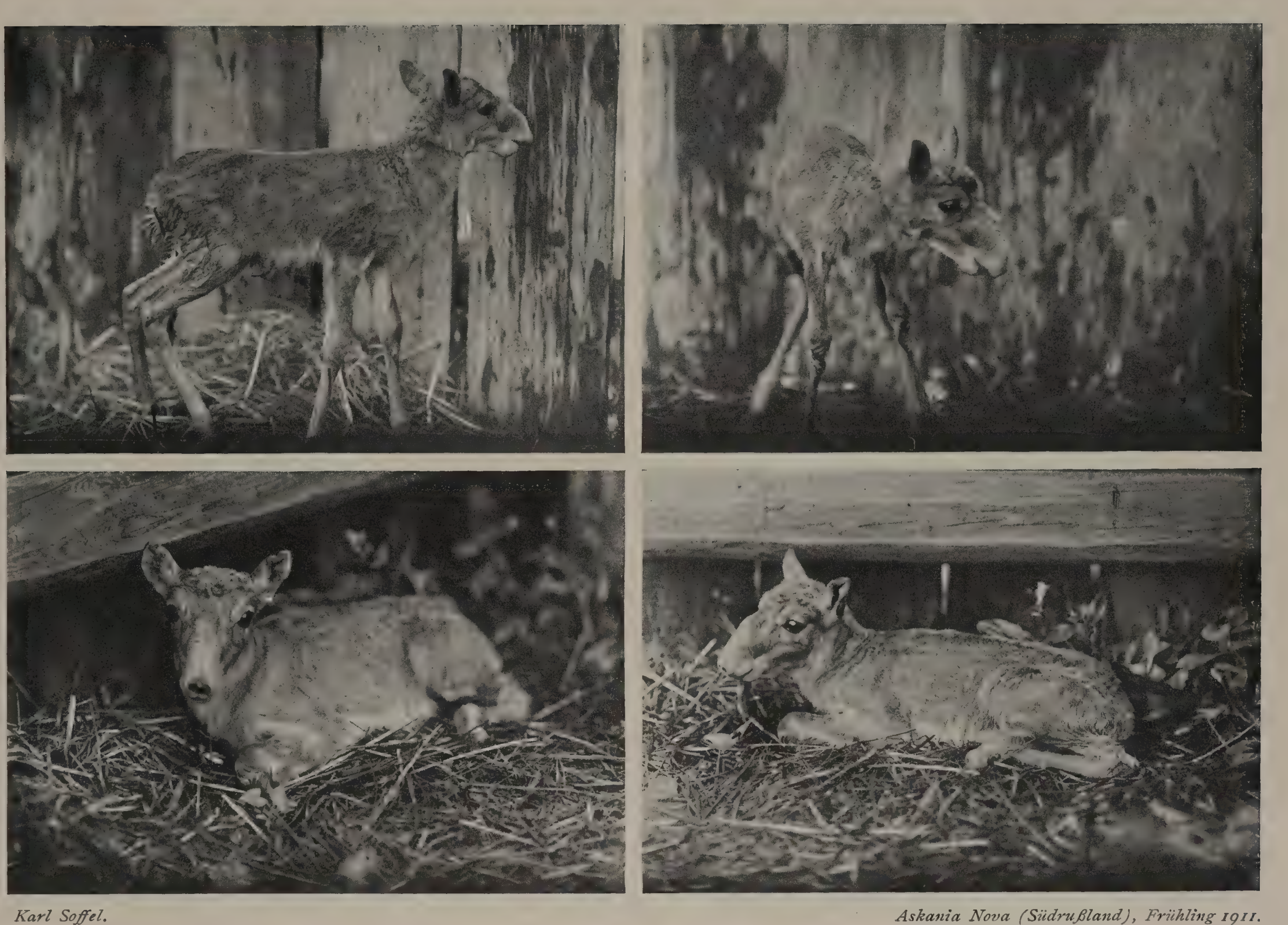
Saigabock in der Tiersteppe des Herrn Fr. Falz-Fein.

mal auf die Platte gebracht. Die Geißen aber und die jüngeren Böcke ließen sich niemals so nah anpürschen, daß „Porträt"aufnahmen wie von den genannten beiden möglich gewesen wären.

Es hieß mit einer Anzahl guter Typenbilder aus der Ferne zufrieden sein.

Auf dem Rückweg von der an Mühen und Abenteuern reichen Kamera-jagd – zwei blaue Gnus, für die der Anblick der Photokanone dasselbe zu bedeuten scheint, wie das rote Tuch für den Stier und ein alter, gern stoßender Elenbulle sorgen dafür, daß die liebenswürdigen Abenteuer mit allerhand zahmem Getier, was dem Photographen auf Schritt und Tritt folgt, nicht die einzigen bleiben – wird noch ein Blick in die am Ende des Parks gelegene Kinderstube getan. Dort sind am Morgen dreißig Stück etwa zwei Wochen alter Jung-Saigas aus dem Kaspigebiet angekommen. (Falz-Fein hütet sich wohl, die Quelle, aus der er schöpft, genauer anzugeben, da er mit Recht eine systematische Ausbeutung seitens der Händler fürchtet.) Stelzbeinig und hochläufig liefen die Tierchen blökend wie Schafe durch-einander, drängten sich an den fremden Besuch, an dessen Finger sie sogen, und diese Aufregung legte sich erst, als der freundliche Wärter erschien, um die kleine Schar zur tränken, ein weiches, liebenswürdiges kleinrussisches Gesicht mit freundlichen Blauaugen, ein „guter" Hirte und offenbar zu seiner Beschäftigung passend. Es war ein eigenartig liebes Bild, wie die armen kleinen Dinger, die erst von der Mutter genommen waren, sich drängelnd stießen, den Mann umlagerten, kläglich blökten, und endlich an das milchspendende Horn gelangt, eifrig sogen! Oft genug verschütteten sie in ihrer Hast die Hälfte der ihnen zugedachten Ration!

Hatte eines fertig getrunken, so wurde ihm ein Schnürchen um den Hals gelegt, um es kenntlich zu machen. Nach einer Weile – das letzte



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Junge Saigas, vor Kurzem in der Tiersteppe des Herrn Fr. Falz-Fein gesetzt.



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Junge Saiga-Antilopen. Geboren in der Tiersteppe des Herrn Fr. Falz-Fein.



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Junge Saiga-Antilopen. Geboren in der Tiersteppe des Herrn Fr. Falz-Fein.



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*
Ganz junge Saiga-Antilopen. Eben erst aus dem Manytschgebiet angekommen.
Aus der Tiersteppe des Herrn Fr. Falz-Fein.

hatte sein Teil bekommen – lagerten sie sich im Schatten hoher distelartiger Pflanzen, in kleinen Trüppchen zusammenliegend, immer noch dazwischen blökend, doch schon beruhigter und in längeren Pausen, und döſten endlich in gesättigter Ruhe.

Alle diese eben der Freiheit entnommenen Jungtiere gediehen ausgezeichnet. Nur ein einziges, nach dem überlangen Transport schon etwas kränklich angekommen, ist eingegangen.

Auch solche Kälbchen, die von jahrelang in der Falz-Feinschen Tiersteppe lebenden alten Saigas gesetzt waren, bei der Nachsuche oft einsam im Steppengras gefunden und in die Kinderstube gebracht wurden, gediehen durchaus.

Überhaupt wird wenig Unterschied sein zwischen den absolut frei auf ihren Salzsteppen streichenden Saigarudels und den in der riesigen Tierbahn in Askania lebenden.

Dort und hier sind sie gleich flüchtig und scheu, und kommen dem



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*
Junge Saiga aus der Tiersteppe des Herrn Fr. Falz-Fein.

Menschen wenig zu Gesicht. Auch in Askania äsen sie lieber Salzpflanzen, Kräuter und höhere Steppenpflanzen und lassen die weicheren Gräser dicht daneben stehen. Bei dieser Gelegenheit läßt sich auch leicht feststellen, daß die von Pallas ausgesprochene Meinung, ihre geschwollene, überhängende Ramsnase hindere die Saiga am Äsen, und sie sei daher gezwungen, rückwärts gehend zu äsen, irrig ist.

Wählerisch übrigens, wie unsere Ziegen, rupfen sie bald da, bald dort Blättchen oder Knospen, oder entblättern eine Staude, um sich dann um das erst so eifrig Begehrte nicht mehr zu kümmern.

Mit den Wildziegen teilen sie deren scheues einsiedlerisches Benehmen.

Wenn im Park von Askania Bäume und Sträucher ausgeschnitten wurden, so ließ der Besitzer hin und wieder eine kleine Wagenladung voll in die Tiersteppe fahren, als willkommene Äsung für all die „Heufresser“, die dort weiden.

Während aber Elenantilope, Dybowsky- und Rothirsche usw. sich im Handumdrehn einstellen, warten die scheuen Saigas bis zum Einbruch der



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußlaud), Frühling 1911.*

Saiga-Antilopen, während der Abenddämmerung zur Laubäsung kommend.
Tiersteppe des Herrn Fr. Falz-Fein.

Dämmerung, bevor sie sich zur Laubäsung herangetrauen. Und auch dann verscheucht sie ein geringes Geräusch sofort, während die vorhin genannten Tiere gern von den Zweigen fraßen, die man ihnen aus der Hand hinhielt.

Am schwerwiegendsten spürte diese Eigenschaft wohl der Photograph, der ihnen tagelang nachging, ohne sie anders als in weiter Entfernung ziehend zu Gesicht zu kriegen und der sie nur mittags, wenn die Sonne die Tiere zu größerer Ruhe zwang oder abends bei angehender Dämmerung auf die Platte bringen konnte.

Wenn die Steppe herbstlich wird, die leuchtend und sonnig im Frühling, flirrend im Sommersonnenglast gelegen hatte, grau und trübe, die ersten Schneeschauer vielleicht schon über sie fegen, dann treten – zu gleicher Zeit wie in freier Wildnis – auch in Askania die Böcke in die Brunft und kämpfen wie ihre freilebenden, stets verfolgten Brüder wild miteinander um den Besitz der Geißen, die sie sich schließlich teilen.

Bedeckt endlich tiefer Schnee die lautlose Steppe, so treten viele von den Bewohnern der Tierbahn an die Fütterung heran oder suchen in den offenen Schuppen Schutz vor Sturm und Treibschnee. Nur die Saigas ziehn auch dann noch unter freiem Himmel dahin, aller Kälte spottend, dem rauhesten Sturme trotzend. Ihr Sommerpelz, der knapp 2 cm lang gewesen, ist um über das Dreifache gewachsen, und bildet ein Vlies, unter dem sie es warm und behaglich haben.



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Ruhig ziehender Saigabock. Tiersteppe des Herrn Fr. Falz-Fein.



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Äsender Saigabock. Tiersteppe des Herrn Fr. Falz-Fein.

Sie stehen draußen, weiß umwirbelt und der Schnee legt Sternchen um Sternchen auf ihre wie bereift graugelblich überflogene Decke; sie aber verraten keinerlei Unbehagen. Ja selbst, als die Schneedecke schon die Farbe des Pelzes verwischt, als er Hörner, Geöhre und Nase deckt, — da tun sie sich miteinander im wilden Gestöber nieder, um eingeschneit unter warmer Winterdecke die Nacht zu verbringen.

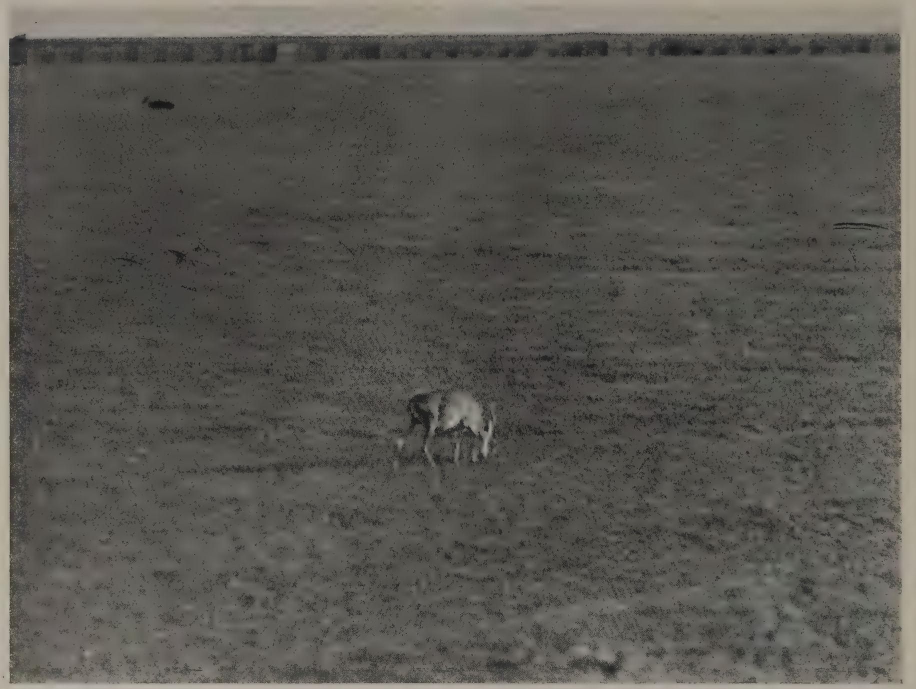
Am nächsten Morgen, wenn sie sich dann steifbeinig erheben und die dicke Schneelage aus der Wolle schütteln, sind sie über und über bereift und jedes Härchen eine eisstarrende Nadel, so daß die kleinste Bewegung von Geknister und Geknacke begleitet wird. Aber sie fühlen sich wohl dabei. Und während drüben in dem großen Schuppen allerlei Hungerleider und Bettler drängelnd die Heuhaufen umstehn und schmausen, weidet die Saiga, die eingeborene Steppenantilope, jedem Heimatwetter gewachsen, mit der dicken Nase unter dem Schnee wühlend, ihre harte Nahrung ab.

* * *



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*
Saigabock, flüchtig werdend. Tiersteppe des Herrn Fr. Falz-Fein.

Die Saiga erreicht eine Länge von etwa 1 m 30 cm, eine Schulterhöhe von 80 cm und ein Gewicht von ca. 40 kg. Auf schlanken, sehnigen Läufen baut sich der plumpe Körper mit dem langen Hals und ungefügen Kopf auf. Die Sommerdecke ist oberseits graugelblich, in der Kreuzgegend, welche etwas länger behaart ist, schwärzlich gezeichnet. Hals, Innenseite der Läufe und Unterseite sind weiß. Die Winterdecke, deren Haare bis 7 cm und darüber lang werden, hat eine mehr grauweißliche Tönung. Charakteristisch und selbst dem Laien sofort auffallend ist der Kopf der Antilope mit der unförmlich aufgetriebenen Nasenpartie. Sie fühlt sich überaus weich, seidig und blasig schon bei jungen, wenig Tagen alten, Tieren an. Dieses rüsselartige, knorpelig-häutige Organ ist durch eine Längsfurche geteilt, quergerunzelt und vorne, wo die nackten Nasenlöcher wie zwei Laufmündungen nebeneinander liegen, abgestutzt, stärker bei den Böcken als bei den Geißen und besonders zur Brunftzeit entwickelt, einer ziemlichen Beweglichkeit fähig und erinnert flüchtig, weil die Nase über den Unterkiefer vorfällt, an das Geäse des Elchs. Die Lauscher sind kurz, (im Winterkleid fast vollständig



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*
Äsender Saigabock. Tiersteppe des Herrn Fr. Falz-Fein.

in der Wolle verborgen), das Auge groß, mit brauner Iris. Die Tränengruben sind stark entwickelt, der Hals ist stark und lang, mit etwas markierter Drossel. Der Bock trägt ein hübsches leierförmiges Gehörn, das bei alten Stücken bis 35 cm lang werden kann. Die Hörner stehen dicht über den Augenhöhlen, sind hübsch geringelt und gelblich. Die Enden werden beim zweijährigen Bock allmählich schwarz, doch verliert sich späterhin die Farbe wieder und sie behalten dann ihr merkwürdig durchscheinend wachsartiges Aussehen. Die Geißen sind für gewöhnlich hornlos, doch kommen wohl auch Stücke vor, die einen regelrechten Kopfschmuck ihr eigen nennen. So wurde eine weibliche Saiga im Frankfurter Zoologischen Garten vom September 1907 bis November 1908 (wo sie ohne feststellbare Todesursache einging) gepflegt, die sich durch ein ansehnliches Gehörn auszeichnete. Als der den gleichen Raum teilende junge Bock Hörner von 3 bis 4 cm Länge geschoben hatte, war auch bei der Geiß ein sprossendes, lose aufsitzendes Gehörn zu bemerken. Dieses wuchs kräftig weiter – ohne Ringel zu zeigen – und hatte bald eine Länge von 14 cm erreicht. Da das Tier –



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*
Saigabock, vertraut äsend — im Hintergrund Geißen. Tiersteppe des Herrn Fr. Falz-Fein.

nach Saigaart — durch Widerrennen gegen die Stäbe des Gatters sich oft an den Hörnern beschädigte, wuchsen diese nicht naturgemäß aus, schließlich wurde sogar ein Horn halb abgebrochen, was alles aber das Weiterwachstum nicht aufhielt.

Als Äsung dienen der Saiga hauptsächlich die Salsolaceen (Salzpflanzen) der Salz- und Lehmsteppen ihrer Heimatländer. Wie das Ren sicher eingehn würde, wollte man es auf die Dauer mit saftigem, duftenden Alpengrünfutter oder Alpenheu füttern, so würde auch die Saiga dabei nicht gedeihen. Sie verlangt die harte, spröde, aber gehaltreiche Äsung ihrer Steppenpflanzen und hält sich dort auch hauptsächlich noch an krautartige Pflanzen; wo sie es haben kann, auch an Laubwerk. Weniger schon liebt sie harte Gräser; daß sie an Salzlecken kommt versteht sich von selbst.

Wenn man einmal zahmes Steppenrindvieh gesehen hat, begreift man vollkommen, daß die Saiga bei der scheinbar dürren und wenig nahrhaften Äsung vergnüglich lebt. Man sehe sich das Weidevieh auf der Steppe an mit seinen kraftvollen Bewegungen und eingezogenen Flanken im Gegen-

satz zu unserm verblödeten Stallvieh, dem das wasserhaltige Grünfutter und Heu (von dem es naturgemäß viel mehr fressen muß) den Leib tonnenförmig aufgetrieben.

Wenn es auch dreimal mehr Milch gibt, so steht diese an Qualität doch der des Steppenviehs (ca. 5 Liter täglich) bei weitem nach.

Die Brunftzeit fällt in die letzten Wochen des November. Wenn man den Berichten der Steppenbevölkerung Glauben beimessen will, treibt sich der Bock bis zu 30 Geißen zusammen, um deren Besitz es dann natürlich heftige Kämpfe setzt.

Im Mai wird dann das einzige Junge geboren. Seine Decke ist sehr seidig, oberseits leicht gekraust und nicht so gelb als bei den Alten. Sie stehen die ersten Tage recht jämmerlich auf den Füßen und ihr Gang ist auch weiterhin recht schwankend. Ihre Stimme ist ein klägliches Blöken, während man von den Alten wohl niemals einen Laut vernimmt.

Die durch die Steppe ziehenden Rudel werden meist von einem alten Bock, seltener von einem Alttier geführt und zeigen sich stets ungeheuer scheu. Hat sich ein Rudel irgendwo zum Dösen und Wiederkauen niedergetan, so halten gewiß einige Exemplare Wache, um bei Annäherung einer vermeintlichen oder wirklichen Gefahr beizeiten mit der ganzen Gesellschaft Reißaus nehmen zu können. Dann gehen sie in langer Reihe und eiligen Galoppsprüngen ab, nicht ohne wieder und wieder nach dem Gegenstand ihrer Aufregung zurückzuäugen. Ihre Flucht ist so rasch, daß ein berittener Jäger sie immerhin erst nach langer Zeit, wenn sie abgemattet und außer Atem sind, einholen kann. Die merkwürdig „übertriebene" Nase — die sich sonderbarerweise über zurückgebildeten Nasenknochen aufbaut — ist wohl ein Hinweis auf vorzüglich entwickelten Geruchssinn, der im Hinblick auf des schwachen Gesichts um so notwendiger erscheint.

Wo viele Saigas ungestört zusammenleben, begeben sie sich Anfang des Winters auf die Wanderung, um südliche, äsungsreiche Gelände aufzusuchen und kehren dann, nachdem auch die Brunft vorüber ist, auf ihre Sommerstände zurück, wobei Böcke und Geißen getrennt voneinander ziehen sollen.

In zoologischen Gärten findet man die Saiga selten, ihre Dummscheu einerseits und die Unmöglichkeit meist, sie so zu füttern, wie es ihr gut tut, setzen dem Tiergärtner unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Oft stürmen sich diese Kinder der einsamen Steppe an dem Gitter zu Tode oder nehmen sonst ein klägliches Ende. Ganz abgesehen davon, daß die wenigsten Exemplare die lange Reise (ohne Schiff- und Eisenbahnverbindung) und meist ungenügende Pflege lange überleben und so schon als Todeskandidaten nach Mitteleuropa kommen. Erst im Oktober 1910 wurde vom Breslauer Garten ein junger Saigabock, der aus der Gegend zwischen Balkasch-



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Aus der Tiersteppe des Herrn Friedr. Falz-Fein. Alter Saiga-Bock, trollend.



und Aralsee stammte, und zu leben versprach, erworben. Aber auch an diesem Tier sollte man sich nicht lange freuen können, und schon 1911 ist es eingegangen.

* * *

Bis in die achtziger Jahre hinein und später konnte man von der Saiga in Lehr- und Naturgeschichtsbüchern lesen: „Ist verbreitet von Polen ostwärts bis zum Altaigebirg." Die Angabe wird schon damals nicht mehr gestimmt haben und hat gar heutzutage überhaupt keine Gültigkeit mehr.

Die Saiga-Antilope, die ehedem eine äußerst große Verbreitung besaß, teilte das Schicksal vieler Großsäuger und wurde mit fortschreitender Kultivierung und Besiedlung des Landes mehr und mehr zurückgedrängt, so daß sie heute nur noch in einem kleinen Bezirk des europäischen Rußlands und weiterhin in Asien vorkommt.

Nach Forschungen des Berliner Zoologen Alfred Nehring gilt es vielfach als ausgemachte Sache, daß während der ins Diluvium fallenden Interglazialperiode ganz Mitteleuropa Steppenklima und Steppencharakter gehabt haben soll. Eine Annahme, die sich hauptsächlich auf Knochenfunde von Tieren, die sich heute nur noch in Steppengebieten Rußlands und Asiens finden, stützt. Allerdings ist diese Annahme neuerdings auch angegriffen und abgelehnt worden. So von Prof. Pohlig-Bonn, der den Steppencharakter Mitteleuropas in damaliger Zeit bestreitet, und jenen Landschaftstyp als „Fjeldstufe" bezeichnet. Eine Strauchholzlandschaft mithin, wie sie noch heutzutage die unwirtlichen Hochflächen Schwedens und Norwegens besitzen. In vielen Jahrtausenden, unter immer günstiger werdenden Lebensbedingungen hat sich dann aus diesen ersten Anfängen wirkliche Waldlandschaft, wie sie heute Europa das Gepräge gibt, entwickeln können. Und nicht weil die Steppentierwelt Asiens im damaligen Mitteleuropa gleiche oder doch ähnliche Verhältnisse vorfand, ist sie eingewandert, sondern „der Not gehorchend, gleich den Tierformen der Alpen und Skandinaviens", vertrieben aus den ehemaligen Heimstätten, aus den weiten Gebieten Sibiriens, die mächtiges Kontinentaleis deckte und aus dem eisstarrenden Norden, dem lebensfeindlichen Alpengebiet. Die Frage, die Pohlig aufwirft, ist wohl berechtigt und beantwortet sich eigentlich von selbst: Dürfen wir denn aus dem Vorkommen zahlreicher Reste von Tierformen, die wir heute meist in den Tropen haben – von Elefanten, Nashörnern, Stachelschweinen, Antilopen, Löwen, Hyänen und Panthern in dem Löß, schließen, daß zu dessen Bildungszeit tropisches Klima bei uns herrschte? Oder folgern wir etwa aus den Resten von Steinbock, Murmeltier und Gemse in dem Lös oder Höhlenlehm, daß damals Alpenlandschaft unsre Gauen zierte?"

Eins ist jedenfalls sicher: daß zu damaliger Zeit die Saiga-Antilope

unsre Gegenden bewohnte. Ihre Reste — zusammen teils mit solchen von anderen Steppentieren (Ziesel, Pfeifhasen, Pferdespringer) — sind bis zum Atlantischen Ozean, bis ins südwestliche Frankreich (Gironde, Grotte Marcamps bei Bourg) verstreut, und sind ebenfalls in Belgien, England (Plistozän von Richmond,) gefunden worden. Aus Deutschland (Mähren — Sipka-Höhle bei Stramberg), Russisch-Polen (Ojcor-Höhle), aus der Moskauer Gegend und weiter ostwärts, nach Sibirien hinein sind Funde bekannt geworden, so z. B. am Om (Nebenfluß des Irtysch), bei Krasnojarsk, Irkutsk, am Wiljui, an der Olekmamündung in die Lena, an der Jana und nördlich bis zur Großen Ljachow-Insel (Neusibirische Inseln, 73° nördl. Breite). Das Tier hatte mithin also eine ganz bedeutende Verbreitung.

Aber auch in nicht allzulang vergangner Zeit lebten große Saigarudels noch über ein größeres russisches Gebiet verbreitet. Im XVI. und XVII. Jahrhundert kamen sie bis in die südlichen Donauländer hinein und waren noch häufig in der Ukraine und dem untern Dnjeprgebiet, 1713 noch in guter Zahl bei Poltawa und 1737 noch regelmäßige Erscheinung in den Steppen der Krim bis in die Gegend von Asow. Der russische Naturforscher Pallas kannte die Saiga noch aus den Steppen des südöstlichen Polens, bis in die Gegend der Karpathen, aus Kleinrußland, längs der Küste des Schwarzen Meeres usw. Große Rudel standen westlich des Dnjepr.

Jetzt ist ihr Häuflein arg zusammengeschmolzen und ihre Hauptmasse (im europäischen Rußland) steht wohl in der Kalmückensteppe, in dem Gebiet, welches von Wolga, Don und Manytsch begrenzt wird. Ihre nördlichste Grenze scheint hier die Gegend von Zarizyn zu sein. Bei Astrachan stehen sie östlich der Wolga, überschreiten aber den Fluß nach Westen in seinem Unterlauf. In den Frühlings und Herbstmonaten finden sich Saigarudel im nordöstlichen Kaukasusgebiet (Kumasteppe, bei Petrowsk (Kaspisee), seltener am Kuban, im Gouvernement Stawropol).

Selten finden sich noch versprengte Exemplare in den Steppen der Krim, dagegen konnten erst 1898—99 wandernde Saigas festgestellt werden, die in den Dnjepr-Kreis, an die artesischen Brunnen der Dosinowschen Steppe zogen. Bei dieser Gelegenheit — Winter 1899 — wurde auch ein einzelnes weibliches Exemplar in der Nähe von Askania Nova (Nogaische Steppe), wo die Saiga, dank der großzügigen, großartigen Tierhaltung Friedrich Falz-Feins, auf dessen Grund und Boden Zuflucht und Heimstätte gefunden hat, gespürt. Nach langer, vergeblicher Verfolgung wurde das Tier dann an der Dnjeprmündung geschossen.

Von den ungeheuren Wanderzügen der Saiga, von denen Constantin Glitsch berichten konnte, ist heute auf europäischem Boden nichts mehr zu spüren. Wahrscheinlich durch Dürre und Nahrungsmangel getrieben, kamen sie über den Ural und die Wolga, über die sie während starker Frostperioden



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*
Saigabock, näſſend. Tierſteppe des Herrn Fr. Falz-Fein.

wechſeln konnten, weſtwärts in die Steppen Südrußlands. Zum Schrecken der Bauern und Anſiedler. Das ſind jedoch vergangene Zeiten. Glitſch glaubt 1865 für Europa die Zahl der Saigas auf ungefähr 10 000 Stück veranſchlagen zu können — was wird heute, nach bald 50 Jahren, davon übrig geblieben ſein?

Nach Aſien hinein ſteht die Saiga in den Salz- und Lehmſteppen und Sandhügellandſchaften zwiſchen Wolga und Ural. Fritz Bley ſpürte und ſah ſie in Sprüngen von 3 bis 4 Stück, bei denen ein guter Bock ſtand, im ſüdlichen Uralgebirge. Laut brieflicher Mitteilung kommt dieſe „Ziege" (Dikii kösà) „gern nachts an die Heuſtocken heran und äſt Loch um Loch in dieſe hinein, ſo daß ſich ſchließlich ein Kranz bildet". Sommers ſind ſie auf Mangyſchlak, am Oſtufer des Kaſpiſees zu finden. Und wenn Dr. Karutz in ſeinem prächtigen Buch über die Stämme dieſer Halbinſel ſchreibt, daß der Kirgiſe dort die wilde Ziege in liſtiger Weiſe — indem er ſich einen Fellmantel umhängt, um ſo unbemerkt ſich dicht an dieſe heran pürſchen zu können — erlege, ſo wird es ſich bei dieſer Mitteilung ſicher um die Saiga handeln. Weiter oſtwärts verbreitet ſie ſich in die Gegend des Aralſees, Amu-Darja, den Unterlauf des Syr-Darja. Zwiſchen dieſen Strömen fehlt die Saiga den Ufern des Aralſees, ſie wird dort von einer andern (im weiteſten Sinne ebenfalls europäiſchen) Antilopenart, der Kropfgazelle, dscheiran der Ruſſen, vertreten. Im Saxaul*)-Gebiet ſteigt die Saiga bis

*) Charakterpflanze der Wüſten und Steppen Vorderaſiens.

37*

zu Höhen von 300 m. Vom Aralsee ostwärts, wird sie gemein in der Kirgisensteppe – bis hinauf zu den Kasak-Kirgisen an die Flüsse Kara-Kingir und Sary-su – im Gebiet des Balchasch-See (zahlreich im Tal des Bakanas, im Herbst und Winter am Nordufer des Sees — sommers nordwärts ziehend). In Samarkand, Fergana, Semirjetschensk. Weiter am Saissan-nor (im Frühling bei Bachty, an der Grenze der Mongolei) und Irtysch (im Frühling) in der Dsungarei (südlich bis Gutschen), westliche Mongolei und westliche Gobi-Wüste.

* * *

Ein unbarmherziger, roher Vernichtungskrieg ist es, dem über kurz oder lang die Saiga erliegen wird. Gehetzt, und von ihren ursprünglichen Standorten stetig vertrieben, führt sie nur noch ein jämmerliches Dasein. Wohl hat ein russisches Jagdgesetz eine kurze Schonzeit, vom 28. März bis 14. Juli für sie vorgesehen – ein papierenes Gesetz, für das die Nomadenvölker Halbasiens wohl kaum jemals Verständnis haben werden, selbst wenn sie von dessen Existenz Kenntnis hätten.

Und so fällt Bock, hochtragende Geiß und Jungtier unterschiedslos der unausgesetzten Verfolgung zum Opfer.

Wie nachdrücklich diese Ausrottung betrieben wird, geht aus folgendem genugsam hervor. Im Jahre 1848 wurde von Leutnant Bunockow eine Insel (Nikolai I) im Aralsee entdeckt, gleichzeitig fand man große Rudel von Saigas vor, die – da sie noch nicht gejagt worden waren – sich besonders vertraut zeigten. Das wurde anders, als im Jahre 1874 Kosaken am See angesiedelt wurden, die, nachdem sie die Insel besucht, sofort rücksichtslose Jagd auf die Tiere machten und es zuwege brachten, daß 1905 kein Stück mehr auf der etwa 300 □ Werst großen Insel zu finden war. 1500 Stück sollen im Jahre 1897 von einem einzigen Schießer erbeutet worden sein. 1900 – 1902 sollen noch einige vorhanden gewesen sein. Fischereiinspektor L. Berg (Aralsee) ist der Meinung, daß die Antilopen mit Treibeis auf die Insel gekommen sind und fand sogar einmal ein Saigaskelett auf einer am Ufer der Insel antreibenden Scholle.

Es ist noch nicht die schlimmste Art von Jagd, wenn die Kirgisen auf flüchtigen, kleinen Rossen und mit Windhunden die Saigarudel durch die Steppe hetzen oder mit dem Adler beizen. Aber da diese Völker der Hauptsache nach Fleischjäger sind, so ist ihnen auch jede andere Art von Jagd – sofern sie Erfolg verspricht – recht. Sie belauern und schießen die ruhelosen Tiere an der Tränke, oder veranstalten Treibjagden, bei der ganze Rudel von einem großen Aufgebot berittener Treiber gegen eine in guter Deckung liegende Schützenkette gedrückt werden. Auch die barbarische Art, wie manch anderes Großwild des asiatischen Rußlands gejagt wird

(Reh, Elch) findet ihre traurige Anwendung: man treibt bei Frost die müden, gehetzten Tiere auf die glatte Fläche gefrorener Seen, wo sie bei angstvoller Flucht ausgleiten und stürzen, und so leicht die Opfer ihrer wüsten Verfolger werden, die sie einfach totschlagen. Noch brutaler scheint die Art der „Jagd“ im Gouvernement Orenburg zu sein. Dort hetzt man zusammengetriebene Rudel von Saigas gegen weit sich hinziehende Hänge, an deren Fuß in langer Ausdehnung und in mehreren Reihen scharf nach vorn geneigte, spitz zugeschnittene Rohrstengel in den Boden eingegraben sind. In wilder, sinnloser Flucht rasen die Tiere, des Hindernisses nicht achtend, in die mörderischen Dolche hinein und verletzen sich meist so stark, daß die nachstürmenden Verfolger die schwerkranken, hilflosen Geschöpfe nur mehr totzuschlagen brauchen. –

So wird der Tag leider nicht mehr fern sein, wo auf europäischem Boden die Saiga-Antilope in absoluter Freiheit ausgestorben sein wird.

Dann wird der Zoologe und Tierfreund nach Askania Nova pilgern müssen, dem einzigen Ort, wo sie gefangen zwar und doch frei, in dem Riesengebiet der „Tiersteppe“ unter vollständig natürlichen Bedingungen lebend und sich fortpflanzend, großherzigen Schutz genießt.



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*
Der Steppentierwärter.



Dr. Karutz. *Mangyschlak, Sommer 1909.*

Einhöckerige Kamelfüllen vor einer Kibitke angepflockt.

Das Kamel.

Von Kurt Lampert.

Die Zeiten sind fast vorbei, in denen die Kameltreiber von Ort zu Ort zogen, am Halfter ein Kamel, auf dessen Rücken ein possierlicher Affe sein Spiel trieb, hinter ihnen ein Bär, brummend, schwerfällig einhertrabend, vielleicht noch ein gelehriger Pudel, und alt und jung in jedem Ort auf die Beine brachten. Gläubig horchten unsere Urväter den Erzählungen vom Schiff der Wüste, welches wochenlang hungern und dursten könne und welches oft sein Leben lassen müsse, um mit dem in seinem Magen aufgespeicherten Wasser seinen Herrn vor dem Tod des Verschmachtens zu retten. Heute sieht man bei uns Kamele fast nur noch in zoologischen Gärten; aber jedes Kind weiß vom ersten Bilderbuch her wie ein Kamel aussieht. Prägt es sich doch dem Gedächtnis besonders ein durch seine auffallende Gestalt, an der man mit bestem Willen wenig Schönes entdecken kann. Bar jeder Grazie des Körpers, die den Raubtieren eigen ist, und ebenso des Ausdrucks brutaler Stärke, wie er uns im Stier entgegentritt, in nichts zu vergleichen mit den eleganten Antilopen, unterscheidet sich das Kamel auch von der fremdartigen Giraffe, an die wir unwillkürlich denken und deren wissenschaftlicher Name (Camelopardalis) auf eine Ähnlichkeit hinweist, durch seine ausgesprochene Häßlichkeit. Besonders ein neugeborenes Kamel ist mit seinen ganz unproportioniert hohen Beinen ein Ausbund von Unschönheit.

Fast will es uns dünken, als ob das Kamel in seiner merkwürdigen Gestalt gar nicht mehr hereinpasse in die jetzige Lebewelt, als ob es eigentlich einer früheren Periode der Erde angehöre, ein Überbleibsel sei, wie wir so manche kennen, selbst unter den Säugetieren; es sei beispielsweise nur erinnert an die Giraffe, an das mit dieser verwandte, erst jüngst entdeckte Okapi, den Klippschliefer u. a.

In der Tat! Nehmen wir ein großes wissenschaftliches Werk zur Hand, in welchem neben den Namen der heute lebenden Tiere auch die der ausgestorbenen aufgeführt sind, so finden wir bei der Familie der kamelartigen Geschöpfe über $1^1/_2$ Dutzend Gattungen mit mehreren Dutzend Arten als ausgestorben verzeichnet, während nur zwei Gattungen, Kamel und Lama, sich noch in der heutigen Fauna finden und auch diese nur im ganzen in drei Arten. Ja wir dürfen sagen: das Kamel zählt heute schon zu den ausgestorbenen Tieren. Bis vor ein paar Jahrzehnten war die Ansicht fest verbreitet, daß das Kamel tatsächlich nicht mehr wild vorkomme, sondern



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*
Mongolisches Urwildpferd (E. Przewalskii).

nur noch in domestiziertem Zustand, als Haustier existiere. Zwar hatte schon Pallas vor etwa einem Jahrhundert Nachrichten über das Vorkommen von wilden Kamelen in Zentralasien erhalten, allein erst Przewalski, der große russische Forscher, dem die Geographie wie die Naturwissenschaft in der Entschleierung der zentralasiatischen Wüsten und Hochländer so außerordentlich viel verdanken, traf tatsächlich wilde Kamele an, wie es ihm auch gelang in dem heute in der wissenschaftlichen Welt seinen Namen tragenden Wildpferde, Equus Przewalskii*), den einzigen heute noch wild vorkommenden Vertreter unserer Pferde nachzuweisen. Nach Przewalski konnte auch Sven Hedin von dem Vorkommen wilder Kamele, die er oftmals auf seinen Reisen in den unwirtlichen Gegenden Ostturkestans angetroffen, Zeugnis ablegen. Heute wissen wir, daß das wilde Kamel an verschiedenen Stellen des großen Wüstengebietes, welches sich von dem Bergmassiv des Pamir, des sogenannten „Dachs der Welt" nach Osten hin erstreckt, vorkommt.

---

*) Das Urwildpferd, der Tarpan, (kirgisisch: surtake) interessiert uns hier besonders, weil es ehemals auch der europäischen Fauna angehörte. Als Przewalski 1880 den Tarpan in der Gobi-Wüste entdeckte, war er schon in Europa ausgerottet. Dabei ist das letzte Stück (eine Stute) erst im Winter 1877 im europäischen Südrußland von Bauern getötet worden. Einäugig, mit gebrochenen Beinen fiel das Tier bei Treibschnee in die Hände seiner Verfolger. Jetzt hat der Tarpan (wenn auch nicht mehr in absoluter Freiheit) wieder Heimat gefunden hier, auf dem Steppenbesitz Fr. Falz-Feins, der auch einen der ersten Transporte für seinen großartigen Tierpark aus den Einöden des Osten kommen ließ.

Die Red.



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Zweihöckerige Kamele auf dem Steppengut des Herrn Fr. Falz-Fein.



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*
Kamelstuten auf dem Steppenbesitz des Herrn Fr. Falz-Fein.

Przewalski fand es besonders in der Nähe des Sees Lob-nor. Sven Hedin traf es mehrfach in dem von ihm durchzogenen Tarimbecken, dessen Ostpunkt der genannte See bildet. Vereinzelt kommt es auch in der Dsungarei vor. Häufiger wird es angetroffen in der Salzwüste von Tsaidam zwischen dem Süd-Kuku-norgebirge und zwischen dem Marco Polo-Gebirge.

Nach der Schilderung dieser Forscher leben die wilden Kamele in kleinen Trupps von etwa einem Dutzend Stücken zusammen in völlig wasserlosen Gebieten; während sie im ganzen echte Tiere der flachen Wüste sind, steigen sie doch auch im Sommer, wohl um dann der Hitze zu entgehen, im Gebirge Altyn-tag bis zu 3000 m empor und hierdurch erklärt sich wohl auch das Vorkommen der Tiere in der Tsaidamwüste, zwischen welche und das Lob-norgebiet sich der genannte Gebirgszug trennend einschiebt. Besonders nach den Schilderungen von Sven Hedin sind die wilden Kamele durchaus nicht scheu, so daß die Karawane mehrfach auf 50 Schritt an dieselben herankommen konnte.

Ist so das Vorkommen von Kamelen im wilden Zustand sicher nachgewiesen, so ist es doch eine andere Frage, ob es sich bei diesen Tieren wirklich um das Vorkommen einer von Haus aus dort heimischen Art handelt, mit andern Worten, ob das Kamel dort endemisch ist, oder ob die sogenannten wilden Kamele Nachkommen aus der Gefangenschaft entsprungener verwilderter Individuen sind. Ein bekanntes Beispiel eines derartigen Vorkommnisses sind bekanntlich die sogenannten wilden Pferde Südamerikas, die Nachkommen der von den Spaniern bei der Eroberung eingeführten Pferde sind, während unser Pferd niemals in Amerika wild vorkam. Sven Hedin neigt zu der Ansicht, daß die wilden Kamele von Tieren abstammen, die einst im Tarimbecken gezüchtet wurden. Während be-



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Zweihöckerige Kamele auf dem Steppenbesitz des Herrn Fr. Falz-Fein.

Steppenweide und Heimkehr.

kanntlich das Tarimbecken, Ostturkestan, heute eine absolut öde Sandwüste darstellt, in welcher die Flüsse versiegen, in welcher auf Hunderte von Kilometern kein Tropfen Wasser zu finden ist, in welcher tierisches und pflanzliches Leben bis auf ein Minimum völlig verschwunden sind, hat der schwedische Forscher tief im Sand begraben die Reste von Städten buddhistischer Kultur gefunden, die uns zeigen, daß auch dort einst menschliche Ansiedlungen waren. Mit dem Verfall der künstlichen Bewässerungsanlagen, die von den Flüssen aus sich in das Land erstreckten, gewann die Wüste die Oberhand; die Flüsse versiegten, durch Sandstürme vielleicht katastrophaler Art, durch gewaltige Wanderdünen wurden blühende Städte verschüttet und liegen heute begraben in der als Takla Makan bekannten Wüste. Es ist nicht unmöglich, daß die Kamele als ausgesprochene Wüstentiere sich hier erhalten haben, auch nachdem der Mensch den Naturgewalten weichen mußte. Da sie ihre Nasenlöcher hermetisch zu verschließen imstande sind, können sie sich gegen die furchtbaren Sandstürme schützen, denen oft Herden von Schafen der umherziehenden Nomaden zum Opfer fallen. In erwähntem Fall würde die Besiedlung der Tsaidamwüste durch Überschreitung des Altyntag erfolgt sein. Von anderer Seite wird gerade das Vorkommen der wilden Kamele bei Tsaidam als Beweis für ihren endemischen Charakter angeführt.

Mag es nun hiermit sich verhalten wie es will: das Vorkommen des wilden Kamels ist jedenfalls auf einen kleinsten Teil der Erde beschränkt, während die gezüchteten Kamele über ein sehr weites Gebiet verbreitet sind und wie es scheint eine immer größere Rollen spielen werden. Sehen wir uns nun aber die merkwürdigen Tiere zunächst zoologisch etwas näher an.

Wir rechnen die Kamele zu den wiederkäuenden Paarzehern, die uns durch Rinder, Schafe, Ziegen, Hirsche, Rehe, Antilopen wohlbekannt sind. Von diesen allen aber unterscheiden sich die Kamele durch den Bau des Magens in bemerkenswerter Weise. Während dieser bei den Wiederkäuern fast allgemein aus vier Abteilungen besteht, die wir als Pansen, Netzmagen, Blättermagen und Drüsen- oder Labmagen unterscheiden, fehlt dem Kamel der Blättermagen, eine Eigentümlichkeit, die nur noch die Zwerghirsche mit ihm teilen. Außerdem fällt das Kamel auf durch seine hohe Gestalt mit langen Beinen, den langen Hals, der gebogen getragen wird, und vor allem durch merkwürdige Höcker auf dem Rücken, die in der Ein- oder Zweizahl vorhanden sind. Diese Höcker sind nichts anderes als Fettanhäufungen, die, jeder knöchernen oder knorpeligen Stütze entbehrend, bei guter Ernährung fest und prall erscheinen, bei schlechter Ernährung aber schlapp werden und zurückgehen. Ebenfalls ein sehr charakteristisches Merkmal der Kamele ist, wenn wir die anderen paarzehigen Wiederkäuer zum Vergleich heranziehen, daß das Kamel auch im männlichen Geschlecht weder Hörner noch Geweihe, noch auch Andeutungen von denselben in Form von Stirnzapfen besitzt. Die





Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Zweihöckerkamel beim Aufstehen. Steppenbesitz des Herrn Fr. Falz-Fein.

Tiere treten mit einer breiten, elastischen, schwieligen Sohle auf, was der ganzen Familie den Namen der Schwielensohler, Tylopoda, verschafft hat. Die beiden kleinen Hufe kommen für das Auftreten kaum in Betracht, die Nebenzehen sind völlig verschwunden. Der ganze Körper ist mit einem zottig-wolligen, an einzelnen Stellen verlängerten Haarkleid bedeckt. Charakteristisch sind harte schwielige Stellen an Ellenbogen und Knie. Die Oberlippe ist tief gefurcht, am Gebiß ist bemerkenswert, daß im Oberkiefer im Milchgebiß drei Schneidezähne sind, im Dauergebiß nur einer; dieser ist eckzahnähnlich entwickelt und rückt an den in ähnlicher Weise hakenförmig gekrümmten, starken und spitzen Eckzahn heran. Eine höchst merkwürdige, freilich nur mikroskopisch nachweisbare Eigentümlichkeit der Kamele ist die Form der roten Blutkörperchen; während sämtliche Säugetiere runde Blutkörperchen besitzen, sind sie beim Kamel oval, eine Form, die von den Vögeln an, den übrigen Wirbeltieren zukommt.

Bekanntlich werden zwei Arten Kamele unterschieden: das einhöckerige, Dromedar, Camelus dromedarius Erxl., und das zweihöckerige Kamel, auch Trampeltier genannt, Camelus bactrianus L. Letzteres ist besonders in Zentralasien und im nördlichen Asien bekannt, das einhöckerige, welches wir nur als Haustier kennen, hat sein Verbreitungsgebiet in Nordafrika, aber auch in Kleinasien, Persien, Nordwestindien und wird auch in zentral- und westasiatischen Gebieten gehalten. Umgekehrt wird das zweihöckrige Kamel auch in Nordafrika verwendet, so kann man z. B. bei Port Said Karawanen zweihöckeriger Lastkamele sehen. Von einer ausschließlichen Verwendung der einen oder andern Art können wir nicht sprechen, höchstens daß das Dromedar in den einen, das baktrische Kamel in den andern Ländern vorzugsweise gezüchtet wird. Auch eine gegenseitige Abgrenzung in einem und demselben Gebiet findet nicht statt. Zwischen beiden Arten kommt auch Kreuzung vor.

Mit Erfolg ist besonders das Dromedar vor einiger Zeit auch in Australien als Nutztier eingeführt worden. Nach Europa wurden Kamele, und zwar das Dromedar, wohl zum erstenmal durch Ferdinand II. von Medici eingeführt, der in San Rossore bei Pisa ein Kamelgestüt anlegte. Auch in Spanien wurde das Kamel eingeführt. Die übrigen Gegenden des südlichen und westlichen Europas sind nicht für Kamelzucht oder auch nur für Kamelverwendung geeignet. Wohl aber der äußerste Südosten und Osten, die russischen Steppengebiete, die sich in die westasiatischen Steppen unmerklich fortsetzen, fast ohne daß der Geograph die Grenze der beiden Erdteile hier anzugeben vermöchte. So hat der bekannte Tierzüchter und große Tierfreund, Herr Friedrich Falz-Fein, welcher im Gouvernement Taurien in Südrußland ein gewaltiges Gut, Askania Nova, besitzt, auf demselben nicht weniger als 120 Arbeitskamele in Verwendung. Der größte



Dr. Karutz. *Tripolis.*
Kamelwäsche (Einhöckerkamel) an der Küste.

Teil der Bilder, die diesen Artikel begleiten, stammt von dort und wurde vom Herausgeber des Werkes, Herrn Karl Soffel, aufgenommen.

Auch zu Kriegszwecken hat das Kamel in seinen beiden Arten in den letzten Jahrzehnten vielfach Verwendung gefunden, da wo die Verhältnisse es erforderten, so im Krieg der Engländer gegen Theodor von Abessinien, der englisch-ägyptischen Armee gegen die Mahdisten; Deutschland erhielt zum erstenmal eine Kameltruppe anläßlich des Herero-Aufstandes, als es galt, einen Vorstoß in die Kalahari-Wüste zu machen. Welche Hekatomben von Kamelen bei diesen Gelegenheiten ihr Leben lassen mußten, sei später erwähnt.

Von beiden Arten des Kamels sind im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Rassen gezüchtet worden. Treffliche Reitkamele besitzen ebensogut ihren Stammbaum wie die edelsten arabischen Pferde, besonders berühmt sind die von den Tuaregs, den stolzen und kriegerischen Bewohnern der Sahara gezüchteten Reitdromedare, die unter dem Namen Mehari bekannt sind.

Wann zum erstenmal das Kamel gezüchtet wurde und als Haustier in den Besitz der Menschen überging ist nicht bekannt, sicher aber ist es schon in frühester Zeit den Nomadenstämmen der Wüste gelungen, sich dieser für sie unentbehrlichen Tiere zu versichern. Schon auf assyrischen Denkmälern finden wir Kamele dargestellt, und zwar bemerkenswerterweise das baktrische Kamel. Aus dem Alten Testament wissen wir, daß die Amalekiter und andere kriegerische Stämme sich der Reitkamele bedienten, daß die Kamelherden einen wesentlichen Reichtum der Patriarchen darstellten und aus der Fülle der sprichwörtlichen Redensarten, die sich im Orient mit dem Kamel verknüpfen, ist wohl jedem das vielbesprochene Gleichnis vom Kamel, das durch ein Nadelöhr geht, bekannt.

Es ist wohl anzunehmen, daß zuerst das zweihöckerige Kamel gezüchtet wurde, wie auch aus den angeführten assyrischen Abbildungen hervorgeht.



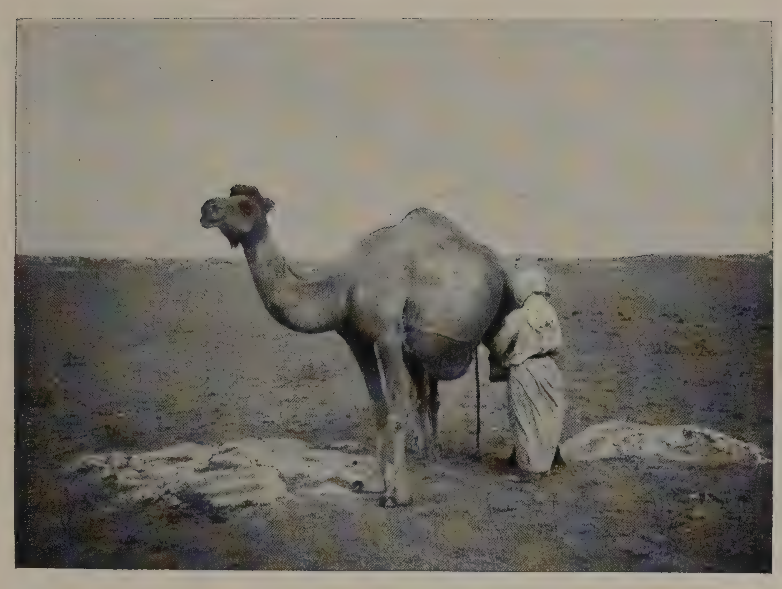
Dr. Karutz. *Mangyschlak, Sommer 1909.*

Einhöckerkamelfüllen vor einer Kibitke.

Es kam wohl von Zentralasien aus über Persien, Mesopotamien, Syrien nach Ägypten. Hahn nimmt an, daß es zu Beginn unserer Zeitrechnung nach Westen nicht über Ägypten hinausreichte. Nach seiner Ansicht traten erst im V. Jahrhundert afrikanische Stämme als Kamelzüchter auf und erst mit dem Einbruch der Araber scheint das Kamel allgemeiner über den ihm zusagenden Teil Nordafrikas verbreitet worden zu sein.

Unterschiede zwischen den domestizierten Kamelen und den geschilderten der asiatischen Wüste bestehen so gut wie gar nicht. Kleine Differenzen im Schädel fallen dem Forscher auf, der Beobachter der äußeren Gestalt bemerkt, daß beim wilden Kamel die Höcker wesentlich kleiner sind. Nach Sven Hedin ist auch die Bewegung der wilden Kamele die gleiche wie die der zahmen; aber während bei diesen die Höcker fortwährend hin- und herschwanken, stehen sie bei den wilden unbeweglich, selbst bei der schärfsten Gangart.

Welche Rolle die Kamele in den beiden Arten für die Bewohner der großen Wüstenstrecken der Erde besitzen, ist bekannt. Die Durchquerung der afrikanischen wie der zentralasiatischen Wüsten wäre ohne das Kamel, besonders früher, gar nicht denkbar gewesen und so ist das Kamel zu einem der wichtigsten Faktoren der Handelsbeziehungen verschiedener Völker geworden. Kamelkarawanen bringen auf der Strecke von Kalgan in China



Dr. Karutz. *Mangyschlak, Sommer 1909.*
Kamelmelken (Einhöckerkamel) bei den Kirgisen.

über Urga den Karawanentee in 15 bis 20 Tagen nach der russisch-chinesischen Doppelstadt Kiachta-Maimatschin und ein anderer Karawanenweg führt seit Jahrtausenden westlich durch die Wüste nach Kaschgar in Ostturkestan.

Es sei im Anschluß an unsere Bilder noch einiges über die Verwendung des Kamels in Zentralasien bemerkt. Bei allen Nomadenvölkern der zentralasiatischen Steppen spielt das Kamel eine ganz hervorragende Rolle als Lasttier und als Reittier, ja es steht unter den Haustieren an erster Stelle. So erzählt uns Schwarz, der fünfzehn Jahre lang Astronom der Taschkenter Sternwarte war und Land und Leute Turkestans auf das beste kennen lernte, daß die Kirgis-Kaisaken, die dortigen Eingeborenen, als Lasttier fast ausschließlich das Kamel verwenden und auf ihnen, da Wagen nicht im Gebrauch sind, auf ihren Wanderungen die ganze Familie, Wohnung und die ganze Habe transportieren, während die Pferde frei in Herden mitlaufen, wie die Schafe und Rinder. Neben den zweihöckrigen Kamelen wird das einhöckrige verwendet, und es ist nach Schwarz beträchtlich größer und starkknochiger als das afrikanische und vorderasiatische, ja es zeichnet sich geradezu durch riesenhaften Körperwuchs aus. Die Führung der Kamele geschieht mittels Halfter; das Seil ist an einem in der durchbohrten Nasenscheidewand befestigten Pflock angeknüpft. Alle zu einer Karawane gehörigen

Kamele werden der Reihe nach zusammengekoppelt, indem immer das Leitseil des folgenden Kamels an den Sattel des vorangehenden befestigt wird und nur das erste Kamel wird vom Führer am Halfter geführt. Nach Schwarz bestehen solche Kamelkarawanen oft aus 100 und mehr Stück und verursachen in Dörfern und auf Straßen die reinste Verkehrsstockung, da die Tiere die Gewohnheit haben, daß das eine Tier nach rechts, das andere nach links ausweicht.

Für Turkestan gibt Schwarz als gewöhnliche Kamelladung sieben bis acht Zentner an, doch wird dies wohl nur für die besonders starken turkestanischen Kamele und für Bullen gelten, denn nach andern Angaben sind vier Zentner die gewöhnliche Kamelsbelastung in Asien. Immerhin ist auch dieses noch ein ganz bedeutendes Gewicht. Mit dieser Last legt das Kamel etwa 40 km im Tag zurück, wobei es imstande ist, auch hohe Gebirgszüge zu passieren. Schon in Tiflis tritt dem Reisenden zum erstenmal das Kamel als Lasttier entgegen. Ungefähr ein Monat lang ist ein Tier auf diese Weise im Dienst, dann bedarf es einer etwa zehntägigen Ruhe und ist dann wieder zu neuer Arbeit bereit. In dieser Weise wird es im Herbst und Winter etwa sechs bis sieben Monate in Anspruch genommen, und die Vermietung der Kamele als Lasttiere bringt den Kirgisen einen großen Gewinn.

Mit Anbruch der wärmeren Jahreszeit verlieren die Kamele alle Jahre vollständig ihre Haare, die in Büscheln ausfallen, und sie bleiben dann durch längere Zeit, etwa von März bis Ende Juni, ganz kahl. Es ist selbstverständlich, daß die Tiere während dieser Zeit sehr empfindlich sind und leicht Druckwunden erhalten. Die Haare werden gesammelt und meist zur Anfertigung von Stricken verwendet.

In Afrika wird das Kamel zu Karawanendiensten, besonders in der nordafrikanischen Wüste verwendet. Die Schnelligkeit einer afrikanischen Kamelkarawane wurde von Nachtigal bei sorgfältiger Messung auf 3,5 km in der Stunde festgestellt, wenn die Kamele im Vorbeigehen die seitlich am Weg wachsenden Kräuter aufnehmen, auf 4 km, wenn ihnen dies nicht möglich war. Für die asiatischen Karawanen werden von Przewalski 40 km für den Tag angegeben, was ungefähr den afrikanischen Angaben entsprechen dürfte. Die Reisedauer einer Kamelkarawane ist meist sehr lang. Es bleiben beispielsweise die Karawanen, die von Tripolis nach dem Sudan gehen, meist 14—18 Monate aus; für die Karawanen nach Wadai oder Timbuktu verstreichen bis 20 Monate, ehe sie zurückkehren.

Außer als Lasttier spielt das Kamel eine Rolle als Reittier. Bekannt ist die Flucht des Propheten am 16. Juli 622 von Mekka nach Medina, die Hedschra, der Beginn der mohammedanischen Zeitrechnung. Hiebei soll der Prophet auf einem vorzüglichen Reitkamel die ganze Strecke in kürzester Zeit zurückgelegt haben. Mohammed Ali soll auf der Flucht von Kairo





Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Kamelhengste auf der Steppe. Steppenbesitz des Herrn Fr. Falz-Fein.

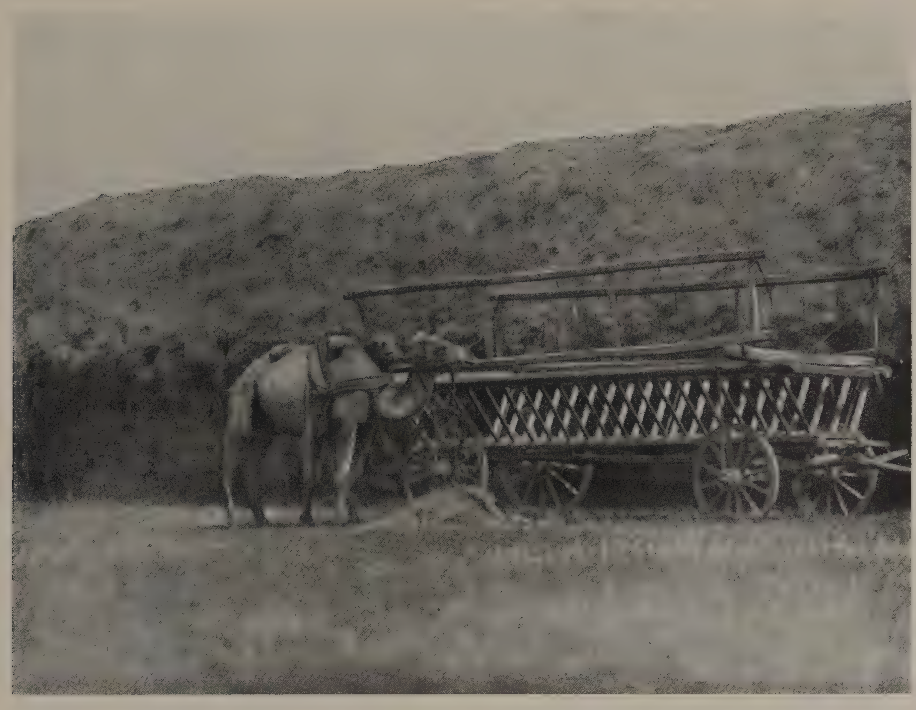


Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*
Kamel beim Betrieb des Steppenbrunnens. Steppenbesitz des Herrn Fr. Falz-Fein.

nach Alexandrien die 25 Meilen betragende Strecke in zwölf Stunden ununterbrochen durchritten haben. Für das asiatische Reitkamel werden 100 km als Tagesleistung angegeben; die übliche Gangart ist Schritt und Trab; der letztere ist so rasch, daß ein trabendes Kamel nur von einem guten Rennpferd eingeholt werden kann; vor allem ist die Ausdauer der Reitkamele hervorzuheben, wenn sie natürlich auch nicht übertrieben werden darf. Nach Brehm kann ein gutes Reitkamel drei, selbst vier Tage hintereinander täglich sechzehn Stunden lang traben, wobei dann in der kurzen Zeit von vier Tagen achtzig geographische Meilen zurückgelegt werden.

Auch noch zu allen möglichen anderen Dienstleistungen werden die Kamele vom Menschen verwendet; am wenigsten zum Ziehen von Wagen; dagegen finden wir es in Algier vor den Pflug gespannt und auf einem unserer Bilder sehen wir, wie ein Kamel einen Steppenbrunnen bedient.

Andeutungsweise haben wir schon der Verwendung der Kamele zu Kriegszwecken gedacht. England hat in Aden eine ständige Kamelbatterie, die über sechs kleine Siebenpfünder Gußstahlkanonen verfügt — wenigstens



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Arbeitskamel im spärlichen Schatten Mittagsruhe haltend.
Steppenbesitz des Herrn Fr. Falz-Fein.

war dies vor mehreren Jahren der Fall —, welche auseinandergenommen auf achtzehn Kamele verladen werden; achtzehn weitere Kamele tragen die Munition. Die Batterie hat den Zweck, bei einem Aufstand in Südarabien sofort zur Stelle zu sein. Bei besonderer Veranlassung aber haben hauptsächlich die Engländer noch ganz andere Scharen von Kamelen in den Dienst des Kriegs gestellt. Nach den interessanten Angaben von Hagenbeck hat der Feldzug der Engländer gegen die Mahdisten 60- bis 70000 Dromedaren das Leben gekostet, die italienischen Feldzüge gegen die Abessinier und Sudanesen 30000, die Expedition gegen den sogenannten „verrückten Mullah" ebenfalls 30000. Diesen Zahlen gegenüber steht freilich die Größe der deutschen Kamelreiterei bedeutend zurück, die in Deutsch-Südwestafrika Verwendung fand. Sie war bestimmt, die Verfolgung des in die Kalahari ausgewichenen Hottentottenhäuptlings Simon Copper zu ermöglichen. Es ist einer der interessantesten Artikel in Hagenbecks prächtigem Buch „Von Tieren und Menschen", wie er die Ausführung des plötzlich von der deutschen





Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Bei den Kamel-Stuten in der Steppe. Steppenbesitz des Herrn Fr. Falz-Fein.





Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Bei den Kamel=Stuten in der Steppe. Steppenbesitz des Herrn Fr. Falz=Fein.

Regierung erhaltenen Auftrags schildert. 1000 und dann nochmals 1000 Dromedare nach Südwestafrika zu liefern, loco Swakopmund und Lüderitzbucht, inkl. Tragsättel, Sattelkissen, Gurten, Riemen, Treiber und Dienerpersonal! Daß der Auftrag in der gegebenen kurzen Frist prompt ausgeführt wurde und nicht einmal fünf Prozent Verluste zu verzeichnen waren, beweist die Energie und Leistungsfähigkeit dieser ersten Firma des Tierhandels.

Gegenüber seiner Verwendung als Last- und Reitkamel sowie als sonstiges Arbeitstier tritt der anderweitige Nutzen des Kamels zurück. Immerhin ist der Vollständigkeit wegen zu erwähnen, daß die Milch des Kamels für die Besitzer des Tieres ein beliebtes Getränk bildet; für den Europäer ist die dicke, rahmähnliche, süße Milch zum mindesten von wenig angenehmem Geschmack; sauer geworden wirkt sie etwas berauschend. Von großer Bedeutung für die Nomaden der holzarmen Gegenden ist der Kamelmist, der als Brennmaterial dient.

Sprichwörtlich ist die Genügsamkeit des Kamels, wenngleich die Erzählungen von seinem Vermögen, viele Tage ohne Nahrung und Wasser sein zu können, übertrieben sind. Tatsächlich aber ist die Bedürfnislosigkeit des Kamels groß. Es ist ein echtes Steppentier. Die salzhaltigen Pflanzen der trockenen Steppen sagen den Tieren am meisten zu. Nach v. Schwarz brauchen die Kamele geradezu zu ihrem Gedeihen unbedingt das sogenannte Kamelskraut — Alhagi camelorum —, welches in den gänzlich wasserlosen Sandwüsten und Hungersteppen wächst; während kein anderes Vieh dasselbe vertragen kann, können die Kamele auf die Dauer ohne diese Nahrung nicht bestehen, wie die verunglückten diesbezüglichen Versuche gelegentlich der russischen Feldzüge in Turkestan wiederholt bewiesen haben. Auf fetter Weide werden die Kamele geradezu mager und gehen allmählich ein; ebenso empfindlich sind sie gegen jede Feuchtigkeit und Durchnässung. Die Tuaregs, von denen wir hörten, daß sie die trefflichsten Reitkamele züchteten, halten sogar schon die saftige Nahrung an den doch ziemlich dürren Nigerufern für gefährlich für ihre Tiere. Mit dieser Eigenart des Kamels hängt natürlich die Möglichkeit seiner Verbreitung und Verwendung auf das engste zusammen. So kommt das Kamel im Sudan nicht gut fort, da Regen, feuchter, überschwemmbarer Boden und feuchte Nahrung ihm nicht zuträglich sind. So fehlt es auch allen Landschaften des östlichen inneren und südlichen Afrika; dagegen kommt es gut fort in den trockenen Landschaften des Nordostens und wird sich wohl auch noch sehr nützlich erweisen für Deutsch-Südwestafrika. Letzteres geht schon daraus hervor, daß Dromedare, die schon vor dem Krieg in Deutsch-Südwestafrika eingeführt wurden, mit denen man aber nichts Rechtes anzufangen wußte, quasi verwilderten und sich ohne Pflege dort erhielten. Im übrigen ist das Kamel

nicht gerade ein Kostverächter. Przewalski erzählt, daß seine Kamele auch Ledersachen der Karawane fraßen, ferner getrocknetes Fleisch, selbst Vogelbälge, kurz alles irgendwie Genießbare oder vielmehr Ungenießbare. Auf der Weide frißt sich das Kamel in zwei bis drei Stunden satt und die mongolischen Kamele können dann acht bis zehn Tage ohne Futter aushalten. Im Winter stillt das Kamel Zentralasiens sein Durstbedürfnis mit



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Kamelstuten mit ihren Füllen ziehen auf die Weide.
Steppenbesitz des Herrn Fr. Falz-Fein.

Schnee; im Herbst und Frühling genügt es ihm, wenn es etwa alle sieben Tage getränkt wird. Im Sommer dagegen bei der oft gewaltigen Hitze bedarf es alle drei, höchstens vier Tage der Tränkung. Was will aber dies sagen gegen die Anforderungen, die andere Tiere in heißester Jahreszeit gerade in dieser Beziehung stellen.

Die geistigen Eigenschaften des Kamels halten leider mit seinen körperlichen in keiner Weise Schritt. Alle Reisenden, die mit Kamelkarawanen zu reisen Gelegenheit hatten, stimmen darin überein, daß beim Kamel Dumm-

heit und Störrigkeit, äußerste Furchtsamkeit und Bockbeinigkeit in seltener Vollkommenheit sich vereinigen. Vor dem kleinsten ungewohnten Gegenstand oder Ereignis, einem großen Stein, einem Haufen Knochen, einem abstürzenden Gepäckstück kann das Kamel sinnlos erschrecken und davonrennen, und das Schlimme ist, daß dem einen Tier die ganze Herde in toller Flucht folgt. Mit dem Eigensinn und der Störrigkeit, der es erfolgreich gegen alles Zureden und Peitschenhiebe passiven Widerstand entgegensetzen läßt, geht Hand in Hand seine Feigheit. Die einzige Waffe des Tieres, welches mit seinen Hufen einen Wolf niederzuschlagen vermag, ist das Speien, bekanntlich eine auch dem Lama zukommende Eigenschaft. Bei jeder wirklichen und eingebildeten Gefahr speit es die halbzerkaute Nahrung aus und brüllt aus Leibeskräften. Es ist merkwürdig, daß in keiner der vielen Reiseschilderungen, welche Erzählungen von Kamelreisen enthalten, eines sympathischen Zuges des Kamels gedacht ist. Immer wieder wird vor allem die Störrigkeit hervorgehoben und der Mangel jeglicher Anhänglichkeit an seinen Herrn. Nur der brutalen Gewalt gehorcht es und nur seiner geistigen Trägheit ist es, wie es scheint, zuzuschreiben, daß es dem Menschen gegenüber, der ihm wohl nur als Peiniger und Feind erscheint, nicht von seiner Kraft entsprechenden Gebrauch macht, wenn es auch oft genug sich durch Schlagen und Beißen zu wehren sucht. Wirklich gefährlich aber wird das Kamel nur zur Brunftzeit.

Trotz all' seiner widerwärtigen Eigenschaften aber wird auch in der Zeit der Eisenbahnen und Automobile, welche immer mehr selbst in den entlegensten Gegenden den Verkehr vermitteln, das Kamel noch lange unentbehrlich bleiben.

Das Muffelwild.

Von Oscar L. Tesdorpf.

Das Muffelwild gehört zu den Wildschafen. Die lateinische Bezeichnis ist Ovis musimon. Der Franzose nennt es: Mouflon de Corse, der Italiener: Muflone, Muflona; der Korse nennt es: Mufre, Mufra.

Der Naturforscher Geßner bezeichnet es schon 1550 mit dem Namen Muffeltier oder Weißarsch. 1793 nennt auch Ph. A. Nemmich in seinem Wörterbuch der Naturgeschichte das Ovis musimon „das Muffeltier", der „Weißarsch der Alten". Beide deutschen Bezeichnungen gehen aus scharfer Beobachtung hervor; denn das Tier muffelt tatsächlich, wenn es äst und der Spiegel ist weiß.

Der Franzose bezeichnet mit Mouflon (wie das Ovis musimon gewöhnlich auch von den deutschen Tierhändlern bezeichnet wird) durchweg jedes Wildschaf, insbesondere aber das nordafrikanische Mähnenschaf (Ovis tragelaphos). Es ist ein ziegenähnliches Felsenschaf. Seine Mähne liefert das von dem Kürschner mit „Muflon" bezeichnete langhaarige hellgelbe Pelzwerk.

Die Wildschafe haben mit den Hausschafen nur sehr wenig gemein. Sie haben keinen ausdauernden Wollvlies, sondern eine kurzhaarige Decke wie Rotwild, sie haben keinen langen Schwanz, sondern einen kurzen Wedel, sie haben einen Spiegel wie Rot- und Rehwild und sind nicht „schafdumm", sondern sehr klug. Das Hausschaf ist zwar zweifellos aus einer oder mehreren Formen wilder Schafe herausgezüchtet worden, und zwar wahrscheinlich aus den in den Steppenländern zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere lebenden Oves arkal. Das geschah aber schon in vorgeschichtlicher Zeit. Das jetzige Hausschaf ist das Ergebnis jahrtausendelanger, den wirtschaftlichen Bedürfnissen des Menschen angepaßter Auslese und künstlichen Fortzüchtung von Formen, die die natürliche Auslese nicht zuwege gebracht haben würde.

Schon im 5. bis 6. Jahrtausend vor Christi Geburt gab es Hausschafe, die sich scharf von den Wildschafen unterschieden, wie noch jetzt. Das zeigen die bildlichen Darstellungen aus der vorpharaonischen Negadahzeit Ägyptens, wo sich langgeschwänzte Hausschafe mit schraubenartigem Horn vorfinden, deren Nachkommen noch jetzt am oberen Nil zu finden sind. In Assyrien zeigen die alten Bildnisse im Tempel des Tiglatpelisars von 745 vor Christi Geburt bereits ein Hausschaf, das unserem jetzigen Landschaf mit dem langen Schwanz und spiralig nach außen gewundenen Hörnern vollkommen gleicht.

In Europa kommt in den Resten der schweizerischen Pfahlbauten ein ziegenähnliches Hausschaf vor, das sogenannte Torfschaf, Ovis palustris,




Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), 1911.*

Mähnenschaf auf der Steppe des Herrn Fr. Falz-Fein.

das den bildlichen Darstellungen auf einer Elfenbeinschnitzerei von Menidi (Mykene) sehr verwandt ist und somit über Kleinasien eingewandert zu sein scheint. Auch unsere Heidschnucke, die mitunter als das deutsche Urschaf gepriesen wird, muß von Asien eingewandert sein, denn sie hat kein Fett in der Wolle; sie kann in unseren Breiten nicht ohne Stall fortkommen und die frischgesetzten Lämmer tragen während der ersten Tage ein persianerartiges Vlies (die sogenannten Heideschmaschen). Das weist auf die fast regenlosen Steppen im Osten des Kaspischen Meeres hin, wo das Arkalschaf lebt. Aber von der Form und den Eigenschaften des Wildschafes ist infolge der langen Züchtung und Blutmischung (wohl mit Ovis ammon Karelini u. a., worauf die Hornbildung hinweist) nichts mehr zu erkennen.

Die Erdschichten Europas enthalten nur wenige zuverlässige Reste von Wildschafen aus vorgeschichtlicher Zeit. Die Erdschichten Asiens und auch die Höhlenablagerungen in Asien sind zurzeit noch nicht erforscht; aber dennoch ist die Annahme begründet, daß der Entstehungsherd der Wildschafe überhaupt im Innern Asiens zu suchen sei, und zwar in der großen Gebirgsmasse des Himalaya bis zum Altai-Gebirge und deren Umlagerungen und nördlichen Ausläufern. Hier ist die Heimat von 17 der 24 bekannten Wildschafarten der Erde.

Unter den Wildschafen lassen sich vier gesonderte Gruppen unterscheiden. Dort wo die Bergesgipfel sich bis zur größten Höhe der Erde erheben, lebt die Gruppe der größten Wildschafe, Oves ammon, in etwa acht verschiedenen Arten (im Pamir, im Tibet, im Altai- und Alatan-Gebirge bis nach Kamtschatka hinauf). Sie leben in Höhen von 10000 Fuß und mehr. Einige Arten, wie z. B. das Ovis ammon poli, ziehen sogar über 18000 Fuß hinauf dem Schnee nach. Dieses Ovis ammon poli hat die Größe eines zwei-



Amerikanische Dickhornschafe (schwache Tiere).

jährigen Rindes. (Schulterhöhe 1,20 m, Rückenlänge 1,85 m, Gewicht bis 300 kg, die auf dem Kamm gemessene Länge eines jeden Hornes beträgt bis 1,87 m, Schädel und Hörner wiegen $11^1/_4$ kg.).

Eine andere Gruppe, weit kleiner und feiner im Körperbau als die Ammon-Arten, sind die Oves vignei, von der bis jetzt vier Arten bekannt sind. Auch sie sind Kinder der Gebirge Asiens (Afghanistan, Nord-Belutschistan, dem Pundjab usw.).

Eine dritte Gruppe bildet das Dickhorn-Schaf (Ovis canadensis) Nordamerikas, dessen sechs verschiedene Arten offensichtlich von wenigen Tieren abstammen, die von Asien hinüber wanderten und durch Wasserscheiden und veränderte Lebensbedingungen zur Artenbildung gelangten. Das mit Ovis canadensis nivicola bezeichnete Wildschaf Kamtschatkas in Asien ist dem nordamerikanischen Alaska-Wildschaf vollkommen gleich.

Eine vierte Gruppe bilden die schönen Oves orientales, die sogenannten roten Wildschafe des nördlichen Persiens und Armeniens, von denen mehrere Unterarten bekannt sind. Zu ihnen gehört auch das Ovis orientalis ciliciensis Armeniens, dessen in der Sonne goldglänzende Sommerdecke an das

M. Behr. *Oberförsterei Harzgerode, Oktober 1910.*

Muffelwild: Bocklamm und Wildlamm (reinrassig).



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Junges Muffelwild (nicht reinrassig).

goldene Vlies erinnert, das einst Jason auf seiner Argonautenfahrt nach Kolchis (zwischen dem Kaukasus, Iberien, Armenien und dem Pontos gelegen) dem Aietes raubte.

Das Muffelwild, Ovis musimon, das einzige europäische Wildschaf, reiht sich dieser Gruppe, die ihm in Form, Farbe und Lebensgewohnheiten sehr verwandt ist, an.

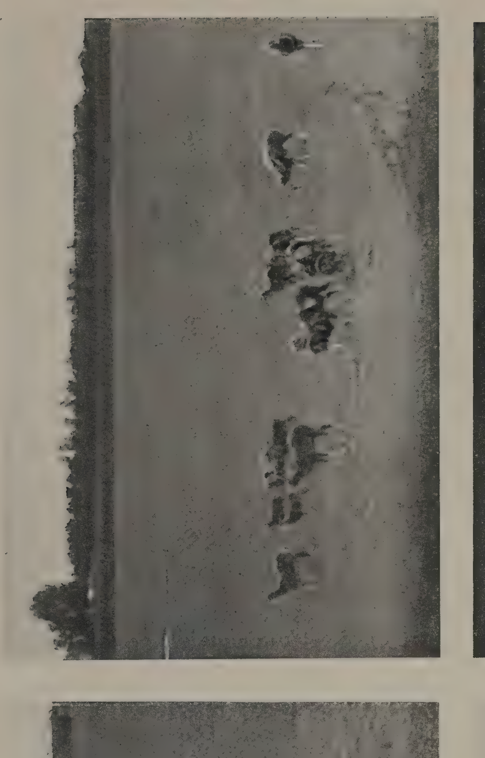
Von den höchsten Berggruppen der Erde mit den riesenhaften Oves ammon breitet sich die Gattung Wildschaf nach Osten und Westen aus und bildet, wo die Wasserscheiden hemmend dazwischen traten, neue Arten.

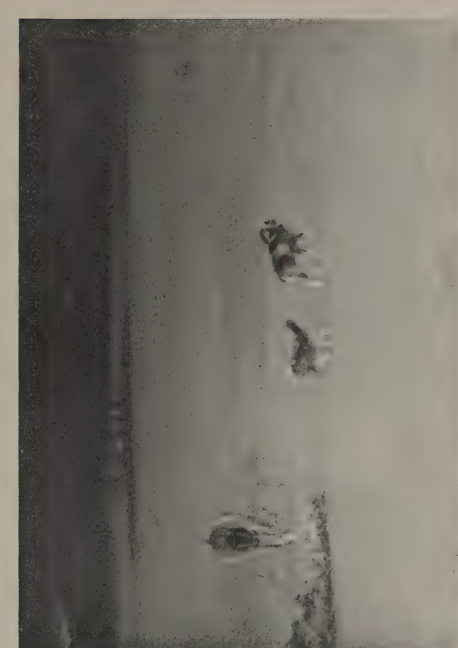
Aber die weitere Ausbreitung mindert die Größe, und die Arten werden kleiner, je weiter sie vordringen, ohne daß sie an Schönheit, Kraft und Klugheit einbüßen.

Das Muffelwild in seiner Heimat.

Das Muffelwild ist so ziemlich das kleinste Wildschaf; aber es ist das feinste, und wie Buxton sagt, „das rassigste" von allen. Es ist 65 bis 70 cm hoch, 1,20 m lang. Der Körper ist gedrungen; die Bewegungen sind lebhaft und gewandt. Der Wedel ist ganz kurz, 10 cm. Es wiegt aufgebrochen bis 38 kg. Das Horn des Bockes beginnt im vierten Monat zu wachsen. Dasjenige der kapitalen Widder erreicht auf der Krümmung gemessen 80 cm und mehr und 5 kg Gewicht. Es ist im Querschnitt dreieckig und stark gerunzelt (30 bis 40 Wulste). Es ist am Schädel dreikantig; und nach hinten gebogen; in den ersten Jahren stehen die Spitzen nach innen, gegeneinander, als wollten sie in den Hals einwachsen. Im fünften bis sechsten Jahre biegen sich die Spitzen auseinander und schieben sich gleichlaufend mit dem Hals weiter. Dann biegen sie sich in die Höhe, entweder gleichlaufend zuseiten des Geäses oder etwas nach außen, mitunter auch nach innen gegen den Hals nach vorn biegend. Die vordere und die obere Fläche ist nach außen gewölbt, die untere nach innen gewölbte Fläche verliert sich gegen die Spitze hin, so daß am Ende des Horns nur noch zwei Flächen vorhanden sind. Die Wulste auf dem Horn treten vorn stark, hinten wenig hervor. Sie und auch die Hornspitzen sind bei alten Widdern stark abgeschliffen durch das Kämpfen in der Brunft und das Schlagen gegen Baumstämme. Das Horn schiebt bei jeder Haarung im Frühjahr und im Herbst. Eine Berechnung des Alters nach der Hälfte der Absätze auf dem Horn ist immer ungenau, weil das Horn nicht oder nur wenig schiebt, wenn der Bock während der Haarung kränkelt. Das Horn ist nur einmal im Kreis gebogen, nicht spiralig wie beim Hausschaf.

Erst im 10. bis 12. Jahre erreicht die Länge des Horns ihre Vollendung. Es nimmt aber auch dann noch an Stärke zu. Weder die Böcke noch auch die Wildschafe lassen sich zähmen. Zwar werden die Bock- und









Karl Soffel.

Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.

Muffelwild in der großen Tierbahn des Herrn Fr. Falz-Fein.

Wildlämmer zutraulich und erfreuen den Pfleger durch allerhand Späße, sobald sie aber das brunftfähige Alter erreicht haben (Ende des zweiten Jahres), erwacht „the nature of the beast", und es werden die Wildschafe unbezähmbar wildsinnig, die Böcke aber geradezu gefährlich für Mensch und Vieh.

Die Behaarung ist kurz (keine Wolle), ähnlich dem Rotwild, im Winter sehr dicht und weicher. Der Bock hat in der Winterdecke eine kurze, hirschartige Mähne. Die Decke der Böcke ist im Sommer fuchsig mit dunkelbraunem Anflug auf dem Rücken; Geäse, Drossel, Stich, Bauch und Innenseite der Läufe sind weiß. Auf den Flanken befindet sich ein mehr oder weniger deutlicher, grauer oder weißer Sattel. Im Winter ist die Decke dunkler, von rötlich-braun übergehend in kastanienbraun, während Teile am Kopf, Nacken, Drossel und Brust, ein Band an den Flanken, ein Teil am Widerrist, ein Fleck oberhalb der Keulen, hinter dem Sattel und die Seiten der Vorderläufe sowie die Vorder- und innere Seite der Hinterläufe schwarz sind. Das Gehör ist grau umrandet, innen weiß. Der Sattel ist im Winter viel stärker hervortretend (weißer) und steht im schönen Gegensatz zu dem schwarzen Bande an den Flanken und den rotbraunen und schwarzen übrigen Teilen der Decke. Der Spiegel ist im Sommer und Winter schneeweiß, der Wedel braun. Die Wildschafe sind weniger bunt gefärbt, mehr ins Fahle spielend, auch im Winter dunkler, aber mit grau untermischt; manche haben auch einen schwächeren Sattel. Es kommt vor, daß Wildschafe geringe Hörner von 5 bis 6 cm tragen. Jungwild ist mehr gleichfarbig, hellbraun im Sommer, dunkelbraun im Winter. Diese Farbe ist dem Boden in hervorragender Weise angepaßt.

Die Verfärbung erfolgt dadurch, daß im Herbst eine dichte, kurze, seidenweiche Unterwolle unter den Grannen hervorwächst. Sie löst sich im Frühjahr in großen Fetzen und Flocken ab. Die Grannen sind besonders im Winter stark mit Fett getränkt, so daß die Niederschläge abrieseln, ohne die Unterwolle zu erreichen.

Die beiden Inseln des Mittelmeeres Korsika und Sardinien sind die Heimat des Muffelwildes. Es kommen in beiden Heimatländern verschiedene Spielarten vor, die eine verschiedene Biegung des Hornes, dunklere oder hellere Winter- und Sommerdecke, kleinen oder großen, grauen oder weißen Sattel, auch etwas abweichende Größe zeigen.

Im allgemeinen hat das korsische Muffelwild mehr seitlich abstehendes und dann gegen den Hals biegendes Horn, mit dunklerer Decke und kleinem weißem Sattelfleck auf der Flanke, während das sardinische sich durch meist sehr starkes, in der Biegung mit dem Hals gleichlaufendes Horn und einen großen Sattelfleck auszeichnet. Das korsische Muffelwild überspringt in der Flucht die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellen, während das sardinische







Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Muffelwild (wahrscheinlich mit Merinoblut gemischt) in der freien Steppe.
Steppenbesitz des Herrn Fr. Falz-Fein.



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*
Muffelwild (wahrscheinlich mit Merinoblut gemischt) auf freier Steppe.
Gut des Herrn Fr. Falz-Fein.

zunächst zu kriechen versucht, in der Gefahr aber auch Hindernisse von 2,20 m Höhe und Breite bis zu 5 m glatt überspringt. Die Verschiedenheit hängt mit den örtlichen Verhältnissen der beiden Inseln zusammen.

Es ist nicht aufgeklärt, auf welche Weise das Muffelwild zum Inseltier geworden ist. Berücksichtigt man aber, daß die Gestaltung des Mittelmeeres auf einen früheren Zusammenhang der südöstlichen Halbinsel Europas mit Kleinasien und den großen Inseln des Mittelmeeres mit dem nächstgelegenen Festlande hinweist, so ergeben sich verschiedene Tore, durch die das Muffelwild in Korsika und Sardinien eingewandert sein kann. Beide Inseln waren in vorgeschichtlicher Zeit verbunden. Die sie jetzt trennende Meeresenge von Bonifacio ist nur 70 m tief. Auch gibt die niedere Tierwelt beider Inseln einen Anhalt für die Einwanderung des Muffelwildes von Kleinasien. Selbst die Abänderung der Haar- und Hautfarbe ins Dunklere findet sich bei einer Menge kleinerer und niederer Tiere, die jetzt noch in Kleinasien und auf beiden Inseln vorkommen, wiederholt.

Die Gebirgsbildung ist auf beiden Inseln gleich: sie besteht aus mächtigen Granitmassen mit Hochebenen und schroffen Abstürzen. Während Sardinien verhältnismäßig noch stark bewaldet ist, hat der Vernichtungskrieg der korsischen Hirten gegen den Wald wegen der Weidebeschränkung schon den größten Teil der Insel entwaldet. Auf beiden Inseln ist nur ein kleiner Teil des meist an den Küsten gelegenen Tieflandes dem Ackerbau



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*
Wildschaf auf freier Steppe. Gut des Herrn Fr. Falz-Fein.

nutzbar gemacht. Der größte Teil des Landes liegt im wilden Urzustand und ist bedeckt mit Macquia, einem eigenartigen Heidebuschwald, mit Hochwald und weiter hinauf mit Alpenweiden.

Die Macquia besteht aus einer unendlichen Fülle von giftigen, stacheligen und scharf duftenden Pflanzen und erreicht eine Höhe von fünf bis sechs Fuß. Sie ist untermischt mit Heidekraut, wilden Rosen, Stachelginster und Cistus-Arten. Sie ist durchzogen von einem irrgartenartigen Gewirr schmaler Wege, auf denen sich die zahmen Herden der Schafe und Ziegen einen Weg zu den inmitten der Macquia verstreut liegenden Weideplätzen bahnen. In jedem Frühjahr brennen die Hirten von der Macquia soviel herunter als nur irgend brennen will, um sich Weideland zu schaffen. Die Macquia reicht bis 800 m, von 800 bis 1800 m wächst die echte Kastanie, die Seekiefer, die Buche und das Krummholz. Darüber hinaus beginnt die Zone des spärlichen Graswuchses.

Das Muffelwild ist auch in Sardinien und Korsika ein Waldtier. Es geht niemals über 2000 m hinauf. Am Tage ruht es im Walde und tritt abends und frühmorgens vor Sonnenaufgang auf die Alpenweide aus. Im Winter zieht es in die Zone der Macquia hinab; manche Rudel bleiben aber auch in dem hochgelegenen Walde, der ihnen Schutz und Äsung bietet und lassen sich dort während des Winters einschneien. Sie äsen alsdann Fichtenspitzen und Flechten.

Der Irrtum der meisten Naturgeschichtsbücher, die von dem Muffelwild

als von einem Fels- und Grattier sprechen, ist wohl hervorgerufen durch die Berichte der Korsen und Sarden, die das Muffelwild als ihr rechtliches Eigentum betrachten, an dem sich der Fremde nicht zu vergreifen braucht. Deshalb werden die fremden Jäger, besonders die „Inglese", in die Schroffen der Berge verwiesen, wenn sie Böcke schießen wollen, wo ihnen kaum ein Stück vor das Rohr kommt. In Sardinien hat sich das leider seit etwa 20 Jahren geändert, seitdem sich die englischen Schießer mit ihrem reichen Geldbeutel dorthin gewendet haben und ganze Dorfschaften aufbieten, wenn sie Treibjagden veranstalten. Bei solchen Jagden wird das Wild auf die kahlen Flächen getrieben und es werden nicht nur die Böcke, sondern auch alle Wildschafe rücksichtslos heruntergeknallt, um sie den Treibern als Lohn vorzuwerfen. Dadurch sind viele Bestände des prächtigen Muffelwildes auf Sardinien so gelichtet worden, daß die gänzliche Ausrottung nur noch eine Frage der Zeit ist. Während noch 1850 Rudel von 100 bis 200 Stück anzutreffen waren, sind jetzt Rudel von 10 bis 15 Stück eine Seltenheit und viele Gebirgsgruppen sind bereits ganz entvölkert. Die italienische Regierung hat scharfe Gesetze zum Schutze des Muffelwildes erlassen, aber der Arm der Justitia reicht nicht bis in die unwirtlichen Gegenden. Mehr Erfolg haben die Bestrebungen der französischen Regierung auf Korsika gehabt. Man schätzt den Bestand dort wieder auf etwa 3000 Stück, soweit sich das heimliche Wild überhaupt schätzen läßt. In den großen Staatswaldungen Korsikas sind dem Wilde jetzt einigermaßen sichere Zufluchtsstätten bereitet. Nur die große Klugheit, die Sinnesschärfe und die Flüchtigkeit haben das vielgehetzte Wild bisher vor gänzlicher Vernichtung gerettet.

In Korsika kommt das Muffelwild im Süden der Insel in den Waldungen von Aracali bei Levie und Bavella, ferner in den Waldungen bei Serra di Scapomene und bei Zicavo noch in größeren Mengen vor, bei Ajaccio birgt der Wald von Aitone und der von Zonza (Mufalo und San Leonardo) nur noch einige Rudel, während es im Norden nur noch im Walde von Valdoniello anzutreffen ist. In Sardinien kommt es hauptsächlich im Südosten der Insel in der waldigen auch an Maquia reichen Berggruppe des Genargentu vor, in der Barbagia, dem wildesten Teil der Insel, bei Ogliastra, Arzana, Ozueli, Orgosolo und im Norden auf zwei Inseln bei Terranova, den Jagdgeländen des Cavaliere Girolamo Camponi. Nirgends ist es zahlreich vorhanden, wie einst.

Ein weiterer Grund der raschen Abnahme sind die Krankheiten, Seuchen allerart, die die zahmen Schafherden verbreiten. Auf beiden Inseln bildet die Schafzucht seit den ältesten Zeiten den hauptsächlichsten Erwerbszweig. Auf jeder der beiden Inseln beläuft sich die Zahl der Schafe auf etliche Hunderttausend. Sie zeigen fast noch dieselbe Rasse, die zu Römers Zeiten gehalten wurde. Besonders ist es die Lungenseuche, die verheerend wirkt









Karl Soffel *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

Junges Muffelwild (nicht reinrassig). Auf dem Steppengut des Herrn Fr. Falz-Fein.



M. Behr. *Oberförsterei Harzgerode, Oktober 1911.*

Muffelwild. Junger Bock im Bett, daneben junges Wildschaf (reinrassig).

und sich häufig auf das Muffelwild überträgt. Aber auch Winter mit sehr hohem und andauerndem Schnee, wie z. B. die Jahre 1892 und auch 1897 haben das Muffelwild auf beiden Inseln arg gelichtet, trotzdem es mit gespreizten Schalen die Schneeflächen leicht und gewandt überschreitet. Überhaupt ist das Wetter auf beiden Inseln in den höheren Lagen so rauh wie in den Polargegenden, obwohl die Küste von Afrika nur 150 Meilen entfernt liegt.

Gegenüber solchen Ereignissen ist die Vernichtung, die dem prächtigen Wilde das ganze Jahr hindurch durch die Eingeborenen droht noch gering. Dennoch ist auch sie größer als es die zerrissenen Bestände vertragen können. Der Korse verachtet die Landarbeit; einwandernde Italiener müssen sie besorgen; er ist stolz und träge, aber mit Vorliebe Hirte und leidenschaftlicher Jäger. Dabei ist er sehr genügsam und kann monatelang von dem Ertrag seiner Kastanienbäume leben. Die Flinte ist sein Stolz und er versteht von Jugend an mit ihr umzugehen wie der geschulteste Scharfschütze. Alles was da kreucht und fleucht, von der Amsel bis zur Fledermaus verfällt den sicher angebrachten Kugeln. Die ganze Tierwelt weiß das und hält sich deshalb mit erstaunlicher Kunst verborgen. Naht ein Mensch, so drückt sich jeder



W. Focke. *Forstrevier Harzgerode, 1910.*

Muffelbock.





Muffelwild (reinrassig). Junger Bock und Wildschaf äsend.



M. Behr. *Oberförsterei Harzgerode, Oktober 1910.*

Muffelwild (reinrassig). Zwei trollende Wildschafe und ein junger Bock.

Vogel ſofort hinter den Baumſtamm, bis er vor dem böſen Feind ſicher zu ſein glaubt, um dann doch dem Tode zu verfallen. In Sardinien trägt jeder Bergbewohner zum eigenen Schutz eine Flinte auf dem Rücken, denn ſeine Landesbrüder ſind immer bereit, die Taſchen anderer zu unterſuchen und ihn auch von allen Krankheiten zu befreien. Der Korſe dagegen iſt vollkommen zuverläſſig dem Fremden gegenüber. Der Korſe ſowie der Sarde haben einen feinen Gaumen und wiſſen den Wohlgeſchmack des Muffelwildes zu ſchätzen. Aus dieſem Grunde knallen ſie beſonders gern Wildſchafe und Wildlämmer herunter. Sie ſetzen dem Wilde unausgeſetzt nach und leiſten als ausgezeichnete Pirſchjäger mit ihren Hunden das Erdenklichſte.

Deshalb weicht das Muffelwild, das im Herbſt dem Schnee ausgewichen iſt, beim Verſchwinden der Schneedecke den hinaufziehenden Herden. Es zieht in die obere Macquia und die Waldzone. Die Macquia bildet im Frühjahr einen großen Gefahrenherd für das Muffelwild, weil die Hirten allerorten die Heidebuſchwälder in Brand ſetzen. Weder auf Korſika noch auf Sardinien kommen jemals auf natürlichem Wege Blutmiſchungen zwiſchen dem Muffelwild und den Hausſchafen vor. Solche Miſchlinge ſind, wo ſie überhaupt vorkommen, immer nur auf menſchliche Einwirkung zurückzuführen.

Ende März bis Ende April trennen ſich die beſchlagenen Wildſchafe von dem Rudel und ſetzen an verborgenen Stellen ein Lamm. Dieſes ſteht ſofort auf den Läufen und folgt ſchon nach einigen Stunden der Mutter überallhin, indem es ſich ängſtlich zwiſchen deren Hinterläufe drückt. Nach wenigen Tagen tritt das Wildſchaf mit ſeinem Lamm wieder zum Rudel. Iſt das Lamm in den erſten vierzehn Tagen infolge des Äſens zu friſcher oder giftiger Gräſer oder Pflanzen eingegangen oder abgeſchoſſen worden, ſo ſucht das Wildſchaf nach etwa ſechs Wochen den Bock wieder auf und ſetzt im Herbſt (fünf Monate nach dem Beſchlag) ein zweites Lamm. Dadurch iſt die Vermehrung des Muffelwildes größer als diejenige anderer Wildarten. Die Wildſchafe ſind mit $1^1/_2$ Jahren beſchlagsfähig, alſo im zweiten Herbſt, die Böcke erſt mit $2^1/_2$ Jahren, alſo im dritten Herbſt.

Inzwiſchen haben ſich die alten Böcke vom Rudel getrennt, nur die ein- und zweijährigen Böcke und das weibliche Jungwild werden beim Rudel geduldet. Die alten Böcke führen entweder allein oder zu dreien und vieren während des Sommers ein ganz verborgenes Leben.

Die Führung des Rudels übernimmt immer ein altes Wildſchaf. Dieſes iſt beſtändig wachſam. Während des ganzen Tages hält ſich das Rudel mehr oder weniger verborgen. Gegen Sonnenuntergang tritt es auf den Waldesrand aus. Vor Sonnenaufgang verläßt es die Äſungsplätze wieder. Während die alten Wildſchafe äſen, ſpielen die Wildlämmer in tollen Sprüngen herum, veranſtalten Wettläufe bis zu einem ſcheinbaren Ziel und kehren gelaſſen zurück, boxen die Mutter, bis ſie ſich auf einen Scheinkampf



M. Behr. *Oberförsterei Harzgerode, Oktober 1910.*
Junger Muffelbock im Bett; daneben junges Wildschaf (reinrassig).

einläßt, überspringen sie und erhalten Püffe als Strafe. Sie geben dabei ab und zu einen Laut von sich, der ein Mittelding ist zwischen dem Meckern der Ziege und dem Blöken des Hausschafs. Auch die alten Wildschafe lassen sich mitunter in der gleichen Weise, aber mit tieferem Laute vernehmen. Der Sarde nennt es „Belare" und ahmt es täuschend nach, um den Bock anzulocken. Ist Gefahr in Sicht oder schreckt das Rudel, so stößt das Leitschaf einen dem Fauchen und Niesen ähnlichen, oftmals dem Pfiff der Gemse gleichenden Warnungsruf aus, und fort ist die ganze Sippe in leichten, anmutigen Sprüngen. Ist ein Rudel auf seinem Wechsel gestört worden, so meidet es diesen längere Zeit, kehrt aber dann wieder dahin zurück. Diese Eigenart wissen die eingeborenen Jäger und Hirten geschickt auszunutzen.

Burton sagt vom Muffelwild: „Von allen Wildarten, die ich gejagt habe, ist es am besten dazu befähigt, sich eine heile Haut zu bewahren. Es kennt alle Kniffe der Jagd und einiges mehr." Die alten Böcke lassen sich durch nichts aus ihrer ruhigen Überlegung bringen. Immer suchen sie Deckung oder verharren lautlos und lassen sich aus den Dickungen nicht herausdrücken. Schließlich durchbrechen sie die Treiberkette in toller Fahrt.

Sie sind außerordentlich widerstandsfähig gegen Schußwunden. Sie zeichnen die erhaltene Kugel nicht, sondern stürmen in der Flucht weiter. Deshalb ist eine Nachsuche mit dem Schweißhunde stets erforderlich, wenn der Jäger glaubt, daß er die Kugel angetragen hat. Die Widerstandsfähigkeit gegen Schußwunden ist so groß, daß es keine Seltenheit ist, wenn alte Böcke deren zwanzig und noch mehr aufweisen.

Mit großer Vorsicht wählen die alten Böcke ihren Stand und benutzen sehr geschickt jede Deckung. Sie prüfen lange, bevor sie sich niedertun. Bei kalten Winden und überhaupt im Winter suchen sie südliche Hänge und wärmere sonnenbeschienene Täler auf. Im Sommer dagegen ruhen sie an heißen Tagen im Buchenhochwald, sonst aber in Fichtendickungen und Buchen- und Eichenschlägen. Auge und Gehör sind so scharf, daß das Wild schon auf 600 bis 800 m Entfernung alles Verdächtige wahrnimmt. Dabei haben sie eine gewisse Neugier, die allen Wildschafen eigen ist, besonders bei schlechtem Wind. Man darf das aber nicht mit Vertrautsein verwechseln. Anderseits verhalten sich die Böcke und auch die Wildschafe mitunter regungslos inmitten eines Heidebusches oder in dessen Schatten, bis sich der Jäger bewegt; dann flüchten sie davon. Einer der beliebtesten Kniffe besonders der alten Böcke besteht darin, daß sie ihren Stand an der Windseite der Bergrücken wählen, wo der Wind kräuselt. Dort sind sie, wenn die Gegend auch noch so günstig für den Jäger ist, unnahbar. Auf dieser Geschicklichkeit dem Jäger auszuweichen beruht die Tatsache, daß die starken Böcke viele Jahre zur Brunft gelangen und eine kräftige Nachzucht hervorbringen. Daraus erklärt sich wohl wiederum die Tatsache, daß das Muffelwild, obwohl es seit Jahrtausenden Inseltier ist, keine Spur von Entartung zeigt.

Auf Sardinien bilden sich mitunter eigenartige Tiergemeinschaften zu gegenseitigem Schutz. Man trifft Rotwild, Damwild, Sauen und Muffel in einem Rudel und die Sinnesschärfen des einen ergänzen diejenigen des anderen. Die Sarden haben den Glauben, daß das Haar, welches dem Jäger ausfällt, vom Keiler gewittert, vom Hirsch vernommen und vom Muffel geäugt wird.

Im September sind die Bock- und Wildlämmer schon fast so groß wie die alten Wildschafe. Gegen Ende des Monats beginnt die Unterwolle unter den Grannen hervorzuwachsen und die Decke färbt sich allmählich in die dunklere Winterfärbung um.

Im Oktober kehren die alten Böcke zu ihren bewährten Brunftplätzen zurück und halten Umschau nach der holden Weiblichkeit. Sie suchen die Wildschafe. Dabei kommt es vor, daß sie sich recht unvorsichtig benehmen. Sobald sie sich aber einem Rudel angeschlossen oder sich ein Rudel erkämpft haben, ist die Klugheit und Umsicht wieder erwacht.

Die Brunft fällt in der Heimat in die Zeit nach dem ersten Herbstregen, das ist Oktober und November. Sie dauert bis in den Dezember an. Die



Karl Soffel. *Askania Nova (Südrußland), Frühling 1911.*

In der Kinderstube des Steppentierparks auf dem Gute des Herrn Fr. Falz-Fein.
Junges Muffelwild, junges Weißschwanzgnu und junger Rothirsch bekommen Milch.

Böcke bekämpfen sich mit Wut und Ausdauer. Sie laufen etwa 20 m rückwärts und springen dann in mächtigem Anlauf aufeinander los. Hörner und Schädel knallen gegeneinander, als seien Pflasterschläger an der Arbeit. Mit blutunterlaufenen Augen beginnen sie immer wieder von neuem und der Kampf dauert stundenlang, bis der eine oder beide erschöpft sind oder bis der eine den anderen betäubt und abgefangen hat. Mitunter drängt ein Bock den anderen auch in den Abgrund. Während des Kampfes sind die Wildschafe wachsam. Mitunter bemerken aber die kämpfenden Böcke das Abdampfen des Rudels nicht und kämpfen weiter, bis des Jägers Kugel dazwischentritt. Der Bock ist nicht nur eine prächtige Jagdbeute, sondern er ist auch ein sehr geschätzter Braten, da der schwache Bockgeruch sich leicht im Wasserbad verliert.

Das Muffel auf dem europäischen Festland.

Schon zu Zeiten des alten Rom fing man das Muffelwild auf Sardinien ein und sandte es zu hunderten in die festliebende Stadt, um sich in der Arena bei den Tierkämpfen an der Kampflust und Kraft der alten Widder zu er-



M. Behr. *Oberförsterei Harzgerode, Februar 1911.*
Reinrassiges Muffelwild zur Äsung ziehend. Kapitaler Bock, geringer Bock und vier Wildschafe.

freuen. Man ließ sie mit wilden Tieren allerart kämpfen. Eine altrömische Bildhauerarbeit im Museum zu Basel zeigt einen Muffelbock im Kampfe mit zwei Löwen. Aber auch bei den beliebten Wettkämpfen des niederen Volkes wurden sie benutzt. Plinius ist der erste, der über das Muffelwild in seiner Naturgeschichte berichtet. Flavius Vopiscus, der klassische Vorgänger Carl Hagenbecks, brachte so viele Wildschafe nach Rom als er auftreiben konnte und hielt sie auch in seinem Tiergarten mit Steinböcken und anderem edlen Wild zusammen.

Auf den Gedanken, das Muffelwild an anderen Orten heimisch zu machen, scheint man aber nicht gekommen zu sein und dieses Verdienst kommt keinem Geringeren zu als dem Prinzen Eugen von Savoyen, dem edlen Ritter.

Er hatte seinerzeit aus Sardinien einige Stücke Muffelwild mit nach Wien gebracht, wo sie im Tiergarten zu Schönbrunn in einem größeren Gatter gehegt wurden, in dem sie sich stark vermehrten. 1753 wurde der Bestand in den Wildpark zu Lainz bei Wien ausgelassen. Die Nachkommen sind noch heutzutage in einem Bestand von etwa 90 Stück (25 Böcke, 50 Wildschafe, 15 Wildlämmer) dort zu finden und zeigen, obwohl nur im Jahre 1840 etwas frisches Blut zugeführt worden zu sein scheint, noch jetzt keine Spur von Entartung. Die Entwicklung des Horns ist sehr stark und edel. Seit dem Jahre 1857 werden Schußlisten geführt, aus denen hervorgeht, daß zusammen 381 Böcke, 203 Wildschafe und 32 Wildlämmer bisher gestreckt worden sind. Hier schoß auch Fürst Bismarck Ende August 1864 zwei Böcke. Der 2600 ha



M. Behr. *Oberförsterei Harzgerode, Februar 1911.*
Reinrassiges Muffelwild. Kapitaler Bock, geringer Bock und drei Wildschafe.

große, kaiserliche Wildpark ist von einer 1,70 m hohen Mauer umgeben und umschließt Erhebungen bis zu 514 m. Obwohl das Wald- und Wiesengelände ziemlich feucht ist, ist das Muffelwild nur sehr selten von Seuchen befallen worden. Das war zuletzt im Jahre 1899, als die Leberegelseuche derartig unter dem Muffelwild auftrat, daß die kaiserliche Hofjagdverwaltung den ganzen Bestand bedroht glaubte und sich infolgedessen veranlaßt sah, dem Grafen Andrassy auf der Herrschaft Betlér in Ungarn 47 Stück abzugeben. Die Herrschaft umfaßt etwa 25000 ha Bergwald des ungarischen Gebirges mit Erhebungen bis zu 1200 m. In dem für sie bestimmten Gatter gingen aber weiterhin so viele Stücke an der Seuche ein, daß man sich kurz entschloß, den Rest von etwa 20 Stück auf gut Glück in die freie Wildbahn auszulassen. Der Rest des Wildes war dadurch gerettet und die starke Zunahme bewies bald, daß es sich den veränderten Verhältnissen vollkommen angepaßt hatte. Der jetzige Bestand wird, soweit eine Schätzung in dem Gelände überhaupt möglich ist, auf etwa 400 Stück geschätzt. In Betlér haben dem Muffelwild anfangs die Wölfe vielen Abbruch getan, während Luchs und Bär ihm nur wenig Schaden zufügen konnten. Die Eigenschaft auch nach oben zu äugen, kam ihm dem Luchs gegenüber zustatten. Wenn dem Bären auch wohl einmal das Einkreisen eines Bockes gelingt, so rettet dieser sich doch meist im letzten Augenblick durch einen mächtigen Sprung über den Bären hinweg in stürmender Flucht. Hund und Fuchs werden dagegen sofort angenommen und mit wuchtigen Schlägen aus den Vorderläufen und Stößen vertrieben. Angeschossen nimmt der Bock den Jäger an.



M. Behr. *Oberförsterei Harzgerode, Februar 1911.*

Reinrassiger kapitaler Muffelbock in freier Wildbahn sich am Schonungsgatter scheuernd.

Von Betlér verbreitet sich das Muffelwild mehr und mehr über das ganz ungarische Gebirge und seine Ausläufer.

Schon 30 Jahre früher hatte Graf Forgach auf der Herrschaft Ghymes in den Weißen Karpathen in Ungarn das Muffelwild eingebürgert. Zunächst setzte er neun Stück in ein Verwilderungsgatter von 45 ha. Als sich die Zahl auf etwa 150 Stück vermehrt hatte, ließ er im Jahre 1883 zunächst 50 Stück und dann den ganzen Rest in die freie Wildbahn, einem etwa 5400 ha großen Bergwald. Hier breiteten sie sich rasch aus und traten allmählich auch auf die Nachbargelände über. Von 1871 bis 1904 kamen auf Ghymes 759 Stück Muffelwild zum Abschuß. Heutigentags sind sie über die ganzen angrenzenden Berggelände verbreitet in Felsö-Elefant beim Grafen Edelsheim-Gyulay, in Kovarz beim Fürsten Odescalchy, in Nagy-Appony beim Grafen Appony usw. Auf der zweiten Internationalen Jagdausstellung zu Wien im Jahre 1910 waren über 200 in freier Wildbahn in Ungarn gestreckte Böcke ausgestellt und gaben den Beweis, daß sich das Muffelwild auf dem europäischen Festlande vollkommen eingebürgert hat und sich einer großen Beachtung in Jägerkreisen erfreut.



M. Behr. *Oberförsterei Harzgerode, Februar 1911.*

Kapitaler **Muffelbock**, geringer Bock und drei Wildschafe (gegen das Schonungsgatter gedrückt).


Wildlamm.


Bock.


Wildschaf.

Fährten des Muffelwilds. Aufgenommen von der Kgl. Ung. Forstwartschule Vadaszerdö.

Einen sehr lehrreichen, aber an der landesüblichen Aasjägerei scheiternden Einbürgerungsversuch machte Herr Ferd. Bertschinger auf dem Fluhberg (2097 m) bei Einsiedeln im Kanton Schwyz in der Schweiz. Der Berg ist freies Eigentum des Besitzers. Der Wald reicht bis 1500 m, darüber ist wild zerklüftetes Kalkgebirge. Im Jahre 1901 besetzte Herr Bertschinger den Berg mit zehn Stück Muffelwild, das sich den schweren Schneeverhältnissen gegenüber (oft elf Fuß) und der strengen Kälte (27° C und mehr) vollkommen ausdauernd erwies. Bei sehr großer Kälte macht es einen Katzenbuckel und bewegt sich mit steifen Läufen wie auf Stelzen. Es vermehrte sich stark. Leider wurde es in dem strengen Winter von 1906/07 durch die lang andauernden Schneemassen und schweren Lawinen gezwungen zu Tale zu wechseln und sofort begannen die Fleischjäger eine rücksichtslose Schießerei, die den Bestand arg lichtete. Diese Zustände schließen leider eine weitere Ausbreitung des Muffelwildes auf die benachbarten Berge gänzlich aus. Herr Bertschinger hat sich denn auch im vorigen Jahre schweren Herzens dazu entschlossen, einen Teil seines Bestandes an Muffelwild mit unglaublichen Mühen, List und Ausdauer einzufangen, und auf ein neuerworbenes Jagdgelände, bei Kaiserstuhl im Badischen Schwarzwald, hinüberzubringen, wo er 19 Stück losgelassen hat, zunächst im Wildgatter, aber mit der Absicht,



Focke. *Harz, Selketal (Gehege), 1906.*

Sicherndes Muffelwild.

später den Bestand in die freie Wildbahn auszulassen. (Herr Bertschinger hat das Muffelwild 1500 m hoch eingefangen, in Säcke verpackt (!) mit dem Hörnerschlitten zu Tal gebracht und dann auf seinem Auto nach dem neuen Jagdgelände befördert. Nur ein alter Bock fand die Sackluft zu finster und ging ein! Weidmannsheil!) Seine auf dem Fluhberg gemachten jägerischen Erfahrungen lauten: Das Muffelwild ist viel schwerer zu jagen als die Gemse, es klettert ebensogut." Herr Bertschinger hat indessen den Beweis geführt, daß das Muffelwild selbst in der Schweiz heimisch gemacht werden könnte, wenn der Aasjägerei, die nur aus Unverstand als ein Recht des freien Bürgers gepriesen wird, gesteuert würde.

Auch der König von Italien hat in seinem Jagdgelände in Toscana, der Foresta Casentinese, Campigna, Muffelwild eingebürgert.

Inzwischen hat auch in Deutschland die Einbürgerung des prächtigen Muffelwildes gute Fortschritte gemacht, seitdem man erkannt hat, daß es ein Wild ist, das alle Vorzüge in sich vereinigt, die man nur wünschen kann; denn es richtet im Forst und in den Schonungen nur wenig Schaden an (weniger als Rehwild); es tritt nicht auf Felder aus; es ist unglaublich wetterhart und zäh; es bedarf keiner oder nur sehr geringer Pflege, es paßt sich den verschiedensten Bodenverhältnissen an, es hält eisern an seinen bewährten Einständen und kehrt immer wieder dahin zurück, es vermehrt sich außerordentlich stark und gibt einen schönen Braten und endlich ist der alte Bock eine prächtige, schwer zu erlangende Jagdbeute. Im übrigen hat es auch noch die vorzügliche Eigenschaft, daß es sich mit Rotwild, Damwild und Sauen ausgezeichnet verträgt, vielfach mit ihnen zusammen in einem Rudel äst.

Es ist im Königreich Preußen bereits durch Verordnung vom 12. März 1912 als jagdbares Tier erklärt worden mit Schonzeit für Böcke vom 1. Februar bis 31. August und für Wildschafe vom 16. Dezember bis 15. September. Die gleiche Schonzeit führte das Großherzogtum Hessen ein, während das Herzogtum Anhalt die Schußzeit auf Böcke auf die Monate Oktober bis Dezember und für Wildschafe auf August und September beschränkt hat.

Um die Vorzüge des Muffelwildes zu erkennen, bedurfte es des Nachweises durch Einbürgerung in einigen deutschen Wald- und Jagdgeländen. Der Schreiber dieser Abhandlung hatte zu diesem Zwecke im Jahre 1905 und 1906 den Jagdverwaltungen des Königlich. Preußischen Hofjagdgeländes Göhrde, Provinz Hannover (6300 ha umgattert) und des Herzoglich. Anhaltischen Jagdgeländes bei Harzgerode im Harz (gegen die Dorfschaften abgegattert, übrigens durch Hirschgatter abgesperrt, durch das das Muffelwild durchkriecht) die zur Einbürgerung erforderliche Anzahl Muffelwild, und zwar je etwa 20 Stück zur Verfügung gestellt, auch die Einbürgerung zunächst



H. Tesdorpf. *Göhrde 1911.*
Korsikanischer Muffelbock. Übersprang aus dem Stande das 2,20 m hohe Gatter.

geleitet, bis die erzielten Erfolge Vertrauen einflößten. Die vorzügliche Eigenschaft, daß sechs Monate alte Wildlämmer bereits selbstständig sind und ohne alle Pflege in einem Verwilderungsgatter fortkommen, auch schon nach einigen Monaten so scheu geworden sind, daß sie ausgelassen werden können, erleichterte die Einbürgerung ungemein. Das Verhältnis von Bock zu Wildschaf war 1 zu 2, wie es auch in den Heimatländern die Regel ist, wenn man die abgeschlagenen jungen Böcke mit zählt. Die Bestände in der Göhrde und im Harz haben sich schätzungsweise auf je 150 bis 200 Stück vermehrt und die beiden von S. M. dem Kaiser im November 1911 in der Göhrde gestreckten Böcke haben den Beweis erbracht, daß der deutsche Boden und die Äsungsverhältnisse dem Wilde so ausgezeichnet zusagen, daß die Entwicklung und Hornstärke derjenigen der Heimatsländer nicht nachsteht, sondern sie vielleicht sogar übertrifft. Während das Muffelwild in der Gefangenschaft in kleinerem Gatter an mangelnder Bewegung und ungeeignetem Futter (besonders durch saures Brot) leicht zugrunde geht, erweist es sich in Deutschland in freier Wildbahn ausdauernder als Rotwild. Während in der Göhrde im letzten sehr schneereichen Winter trotz reichlicher Fütterung etwa 80 bis 90 Stück Rotwild eingingen, wurde nur ein einziger



Focke. *Harz-Selketal 1906.*

Muffelwild: sichernder Bock und äsende Wildschafe.



H. Tesdorpf. *Göhrde 1905.*

Muffelböcke, verhoffend.

schwacher Muffelbock verendet gefunden, obwohl das scheue Wild die Fütterungen überhaupt nicht angenommen hatte. Es äst im Winter Ginster, Moose, Flechten, hochstehende Gräser und Fichtenspitzen, auch scharrt es Buchekern und Eicheln aus dem Schnee. Im Herbst schlagen die Böcke mitunter gegen den Stamm junger Eichen, um das Fallen der Eicheln zu bewirken. Im Sommer äst das Wild harte Gräser unter Kiefernstangenholz, Heidekraut und Grasspitzen (es nährt sich von des Grases Blüten), auf Kahlschlägen und am Waldesrand; immer ist es sehr genügsam. Das reinblütige Muffelwild schält nicht und richtet nur geringen Schaden in jungen Pflanzungen an, weil es wechselnde Pflanzungen liebt. Seine Einbürgerung ist überall da zu empfehlen, wo große geschlossene Waldungen mit trockenem Boden und nicht zu lange andauernder Schneedecke vorhanden sind. Je größer das Waldgelände ist, um so besser gedeiht das Wild. Kleine, durch Felder zerrissene Waldgelände eignen sich nicht. Gelände, in denen Schafherden gehalten werden, sind ebenfalls ungeeignet.

Der Verein hirschgerechter Taunusjäger hat es seinem verdienten Schriftführer Herrn Edgar Andreae zu danken, daß auch im Taunus das prächtige Muffelwild bereits eingebürgert ist und hoffnungsvoll gedeiht. Der Bestand in freier Wildbahn ist bereits 18 Stück. Auch Herr Reichsgraf Schaffgotsch hat sich der Sache angenommen und auf seinem unvergleichlich schönen Jagdgelände im Riesengebirge ein Zuchtgatter von 150 Morgen Größe errichten lassen, in dem er, dem Vorbilde des Grafen Forgach folgend, einen zahlreichen Bestand heranzüchten will, um ihn dann in die freie Wildbahn des Riesengebirges auszulassen. Mehrere andere Großgrundbesitzer und Jagdvereine beabsichtigen ebenfalls, das Muffelwild in ihren Jagdgeländen einzubürgern, haben aber bis jetzt die Absicht nicht ausführen können, weil reinblütiges Muffelwild gar so schwer und teuer zu bekommen ist.

Leider haben sich mehrere Tierhändler als nicht zuverlässig erwiesen und wohl mehr aus Unkenntnis, denn aus Leichtfertigkeit, Muffelwild verkauft, das starke Beimischung von Hausschafblut hatte. Mitunter ist die Beimischung schwer zu erkennen, weil das Wildschafblut starkt durchschlägt. Aus diesem Grunde ist den Käufern zu empfehlen, vor dem Ankauf Sachverständige zu befragen.

Alle und jede, auch die kleinste Beimischung von Hausschafblut, ist vom Übel. Die vorzüglichen Eigenschaften der reinen Rasse erleiden dadurch immer einen Abbruch. Die Zeit der aus Unverstand hervorgegangenen Sucht, Mischrassen zu züchten, ist vorbei bei Mensch und Tier, seitdem man erkannt hat, welche Gefahren das in sich birgt.

Selbst ein vom verstorbenen Erzherzog Leopold 1860 gemachter, durch Auslese mit der Büchse nach gefaßten Zielen hin streng durchgeführter Versuch, das Muffelwild durch Beimischung von Zakelschafblut (Ovis aries



Schaul-Hamburg. *Göhrde, Hofjagd, November 1911.*

Strecke. Links Korsikaner (kleiner Sattel), rechts Sardinier (großer Sattel).

strepciceros) „widerstandsfähiger" zu machen, war ein großer Fehler; denn das Muffelwild ist an und für sich schon widerstandsfähiger als das halbwilde Zakelschaf, ein ungarisches Hausschaf. Der Versuch wurde im Tiergarten zu Hernstein an der Hohen Wand in Tirol gemacht. Als dieser aufgelöst wurde, übernahm Herr Ernst Ritter von Wessely den Bestand und brachte ihn auf seine Herrschaft Zinkau in Böhmen in einen 300 ha großen Wildpark. Durch streng weidmännische Behandlung und weiteren richtigen Abschuß hat der Besitzer die Schäden nach Möglichkeit beseitigt und eine Form Wildschaf erzielt, die dem Muffelwild ähnlich ist, wenn auch Farbe, Höhe, Länge und Gewicht, wie auch das Horn, stark abweichen.

Dem reinrassigen Muffelwild steht es indessen genau so nach, wie der Wapitihirsch dem edlen deutschen Rothirsch, dem König unserer Wälder.

Auch die Beimischung von Wildschafblut anderer Gattungen ist ein Fehler, so verwandt auch das Muffelwild mit den roten Wildschafen Kleinasiens und Persiens (Oves orientalis) und mehreren Ovis vignei Arten wie dem Kreishornschaf (Ovis vignei cycloceros) und dem Urielschaf (Ovis vignei typica) zu sein scheint. Zu solchen Mitteln sollte man nur greifen, wenn die Zuführung frischen Blutes notwendig, die Beschaffung reinblütigen Wildes aber nicht möglich ist. Niemals aber darf man das edle, rassige Muffelwild durch Beimischung von Hausschafblut verschlechtern.

Wissenschaftliche Namen der in diesem Band bebilderten Säugetierformen.

Ren — Rangifer tarandus (L.).
Neufundland-Caribu — Rangifer terraenovae Bangs.
Schneehase — Lepus timidus L.
Grönland-Schneehase — Lepus glacialis.
Fischotter — Lutra lutra (L.).
Kleines Wiesel — Putorius nivalis L.
Großes Wiesel (Hermelin) — Putorius ermineus (L.).
Iltis — Putorius putorius (L.).
Steinmarder — Mustela foina Erxl.
Edelmarder — Mustela martes L.
Pferdespringer — Alactaga saliens (Gmel.).
Bär — Ursus arctos L.
Amerikanischer Schwarzer Bär — Ursus americanus Pall.
Amerikanischer Grisly-Bär — Ursus horribilis Ord.
Europäisches Erdhörnchen — Eutamias asiaticus (Gmel.).
Nordamerikanisches Erdhörnchen — Tamias striatus (L.).
Wasserspitzmaus — Neomys fodiens (Pall.).
Lemming — Lemmus lemmus (L.).
Eisfuchs — Vulpes lagopus (L.).
Wildkatze — Felis silvestris Briss.
Vielfraß — Gulo luscus (L.).
Luchs — Lynx lynx (L.).
Amerikanischer Rotluchs — Lynx ruffus Güldenst.
Europäisches Stachelschwein — Hystrix cristata L.
Ostafrikanisches Stachelschwein — Hystrix africae — australis Pet.
Wolf — Canis lupus L.
Polar-Wolf — Canis albus (Sabine).
Europäisches Flatterhörnchen — Sciuropterus russicus Tiedem.
Nordamerikanisches Flatterhörnchen — Sciuropterus volans (L.).
Buckelwal — Megaptera longimana (Rud.).
Blauwal — Balaenoptera musculus (L.).
Finwal — Balaenoptera physalus (L.).
Grindwal — Globicephalus melas (Traill.).
Delphin — Delphinus delphis L.
Reh — Capreolus capreolus (L.).
Sibirisches Reh — Capreolus pygargus (Pall.).
Gartenschläfer — Eliomys quercinus (L.).
Baumschläfer (Tirol) — Dyromys nitedula intermedius (Nehring).
Siebenschläfer — Glis glis (L.).
Haselmaus — Muscardinus avellanarius (L.).
Gemeiner Seehund — Phoca vitulina L.
Kegelrobbe — Halichoerus grypus (Fabr.).
Blasenrobbe — Klappmütze — Cystophora cristata (Erxl.).
Bartrobbe — Phoca barbatus Fabr.
Seebär — Otoes alascanus (Jordan et Clark).
Europäischer Schakal — Canis (Thos) aureus L.
Nordafrikanischer Schakal (Spez.?) — wahrscheinlich Canis lupaster H. et E. oder Canis sacer H. et E.
Bezoarziege — Capra aegagrus Gmel.
Alpensteinbock — Capra ibex L.
Sibirischer Steinbock — Capra sibirica Meyer.
Kaukasischer Steinbock — Capra caucasica Güldenst.
Magot — Macacus innuus (L.).
Saiga-Antilope — Saïga tatarica (L.).
Kropfgazelle — Gazella subgutturosa Güldenst.
Dromedar — Camelus dromedarius Erxl.
Kamel — Camelus bactrianus Erxl.
Urwildpferd — Equus przewalskii Pol.
Muffel-Wildschaf — Ovis musimon (Pall.).
Mähnenschaf — Ovis tragelaphus Desm.
Dickhornschaf — Ovis cervina Desm.

Anm. Von den in den letzten Bänden gebrachten Bildererklärungen wurde Abstand genommen, um Nützlicherem den Raum nicht zu schmälern. Die Bilderunterschriften sind so auskömmlich wie möglich und erübrigen alles Weitere.

In Fällen, wo die wissenschaftlichen Namen des I. und II. Bandes sich nicht mit den hier und in der Systematischen Übersicht gebrachten decken, sind diese als Synonima zu betrachten. Die Red.

Systematische Übersicht über die in Europa wildlebenden Säugetiere. Von Karl Soffel.

Ordnung: *Primates*, Affen.

Daumen den übrigen Fingern gegenüberstellbar. Eine Gattung und eine Art in Europa.

Gattung: Macacus Lacépède.

Gebiß mit 32 Zähnen.

Macacus innuus (L.), Magot. Gedrungen. Gesicht und Kinn nackt, fleischfarbig. Ebenso die nackten Partien der Ohren und Schwielen. An Stelle des Schwanzes ein kurzer, platter Stummel. Nase platt. Nasenlöcher stehen rechtwinklig zur schmalen Nasenscheidewand. Die kurzen Haare des Oberkopfs nach vorne gestellt, die der Wangen backenbartähnlich nach hinten gekämmt. Oberseite fahlgelbrot, mit braun gemischt. Die Unterseite und die Innenseite der Extremitäten weiß oder gelblich-grau. Länge bis 71 cm. In Europa auf den Felsen von Gibraltar beschränkt. Afrika: Gebirge von Marokko und Algier. Nach neueren Forschungen (Knochenfunden) scheint der Magot auch in Spanien ursprünglich beheimatet zu sein. Später sind wiederholt zur Blutauffrischung aus Afrika Tiere importiert worden.

Ordnung: *Chiroptera*, Fledermäuse.

Vordere Gliedmaßen mit Ausschluß des Daumens sehr verlängert. Zwischen ihnen, dem Rumpf und dem verlängerten Schwanz ist eine dünne Flatterhaut gespannt. Vor dem Ohr eine Hautfalte, der Ohrdeckel oder Tragus.

Familie: Rhinolophidæ, Blattnasen.

Nase mit häutigem, hufeisenförmigem Aufsatz. Kein Tragus. 32 Zähne. Nur eine Gattung.

Gattung: Rhinolophus Geoffr.

Rhinolophus ferrum-equinum (Schreb.), Große Hufeisennase. Außenrand des Nasenaufsatzes (Hufeisen) nicht gekerbt (siehe Abb.). Oberseite rötlichbraun, grau überflogen, ♂ mehr grau. Unterseite blaßgrau, fast weiß. Länge 10 cm, davon 4 cm Schwanz. Flugbreite durchschnittlich 35 cm. Bewohnt Süd- und Mitteleuropa mit Ausnahme von Spanien. Nördlich bis Südengland (nicht in Irland!) und Südrand des Harzes. Scheint ursprünglich aus Mittelasien zu stammen. Durch ganz Afrika bis zum Kap der guten Hoffnung. Unterarten bis Japan. In den Alpen bis 1500 m. Eine kleinere Unterart, Rh. f. equin. obscurus Cabrera, die nur 9,2 cm (davon 3,6 cm Schwanz) groß wird und dunkler — Oberseite dunkel kaffeebraun, Unterseite braun — gefärbt ist, lebt in Spanien, auf den Balearen und in Algier. Eine zweite Unterart (Rh. f. equin. homorodensis Daday) lebt in Transsylvanien. Sie ist nur 7,4 cm (davon 2,8 cm Schwanz) groß, oberseits dunkel rotbraun, unterseits trüb grauweiß gefärbt. Für England wird die Form Rh. f. equin. insulanus Barret-Hamilton verzeichnet. Dem Kontinent-Typ ähnlich, mit kleineren Flügeln.

Nährt sich von Fliegen, Nachtfaltern. Tagsüber in Kellerlöchern, Ruinen usw. Flug wenig gewandt, mit Anbruch der Dunkelheit, niedrig. Verläßt im Frühling zeitig ihren Winteraufenthalt.

Rhinolophus euryale Blas., Rundkammige Hufeisennase. Hufeisen-Aufsatz mit stumpfem Zahn an beiden Seiten der Mittelbucht. Die Flughaut läßt das Schienbein um die Länge der Fußsohle frei. Oberseits dunkelrotbraun, unterseits hellbraun. Länge 7,4 cm (davon 2,4 cm Schwanz). Südeuropa (speziell Dalmatien und die Po-Ebene). Für Europa sind folgende Unterarten bekannt geworden: In Zentral-Frankreich und den östl. Pyrenäen Rh. euryale atlanticus And. et Matsch., die sich durch die breitesten Ohren dieses Formenkreises auszeichnet. Weiteres Rh. euryale toscanus And. et Matsch. aus Toskana, die der typischen Form am nächsten steht, sich aber durch dunklere Farbe auszeichnet. Aus Zentral-Spanien und Portugal (Tajotal) wurde Rh. euryale cabrerai And. et Matsch. bekannt. Kenntlich an dem kleineren Hufeisenaufsatz und drei vertikalen Furchen auf der Unterlippe. Etwas kleiner als die typische Art. Rh. euryale mehelyi Matsch. ist eine rumänische Form (Bukarest), die etwas größer und dunkler ist, als die typische.

Rhinolophus carpetanus Cabrera. Zeichnet sich durch mäßig großes Hufeisen, das breiter als lang ist, aus. Die Farben sehr variabel. Länge 8,4 cm (davon 2,8 cm Schwanz), also größer als euryale. Zentral-Spanien bis zur Sierra Morena.

Rhinolophus Blasiusi Peters., Blasius' Hufeisennase. Hufeisen klein, an der Mittelbucht beiderseits mit spitzem Zahn. Unterlippe mit einer Furche. Pelz oberseits rotbraun, unterseits hellgraubraun. Länge 7,4 cm (davon 2,5 cm Schwanz). Bewohnt das Mittelmeergebiet vom Südhang der Alpen an, von da bis Nordafrika und Kleinasien.

Rhinolophus hipposiderus (Bechst.), Kleine Hufeisennase. Außenrand des Nasenaufsatzes gekerbt (siehe Abb.). Unterlippe mit einer Furche. Oberseits hellbraun, unterseits hellgraubraun. Länge 6,8 cm (davon 2,6 cm Schwanz). Bewohnt Mitteleuropa nördlich der Alpen. Hier bis 2000 m Höhe vorkommend. Rh. hipp. minimus Heugl. Viel kleiner als die vorige, mit schwächerem Schädel und Zähnen. Bewohnt das Mittelmeergebiet (Corsica, Mittelitalien, Hochsavoyen, Malta, Balearen, Portugal, Südspanien). Rh. hipp. minutus (Montagu) bewohnt die Britischen Inseln und stellt eine nordische kleine Form der Hufeisennase dar.

Nicht kältescheu. Lebt sehr gesellig und überwintert oft zu Hunderten zusammen in Ruinen, Dachböden usw. Erscheint früh im Jahr. Flug ähnlich der Großen Hufeisennase. Nahrung wie bei dieser.

Familie: Vespertilionidæ, Glattnasen.

Nase ohne häutigen Aufsatz. Ausgebildeter Ohrdeckel (Tragus). Der lange, dünne Schwanz ganz oder größtenteils von der Flughaut umspannt.

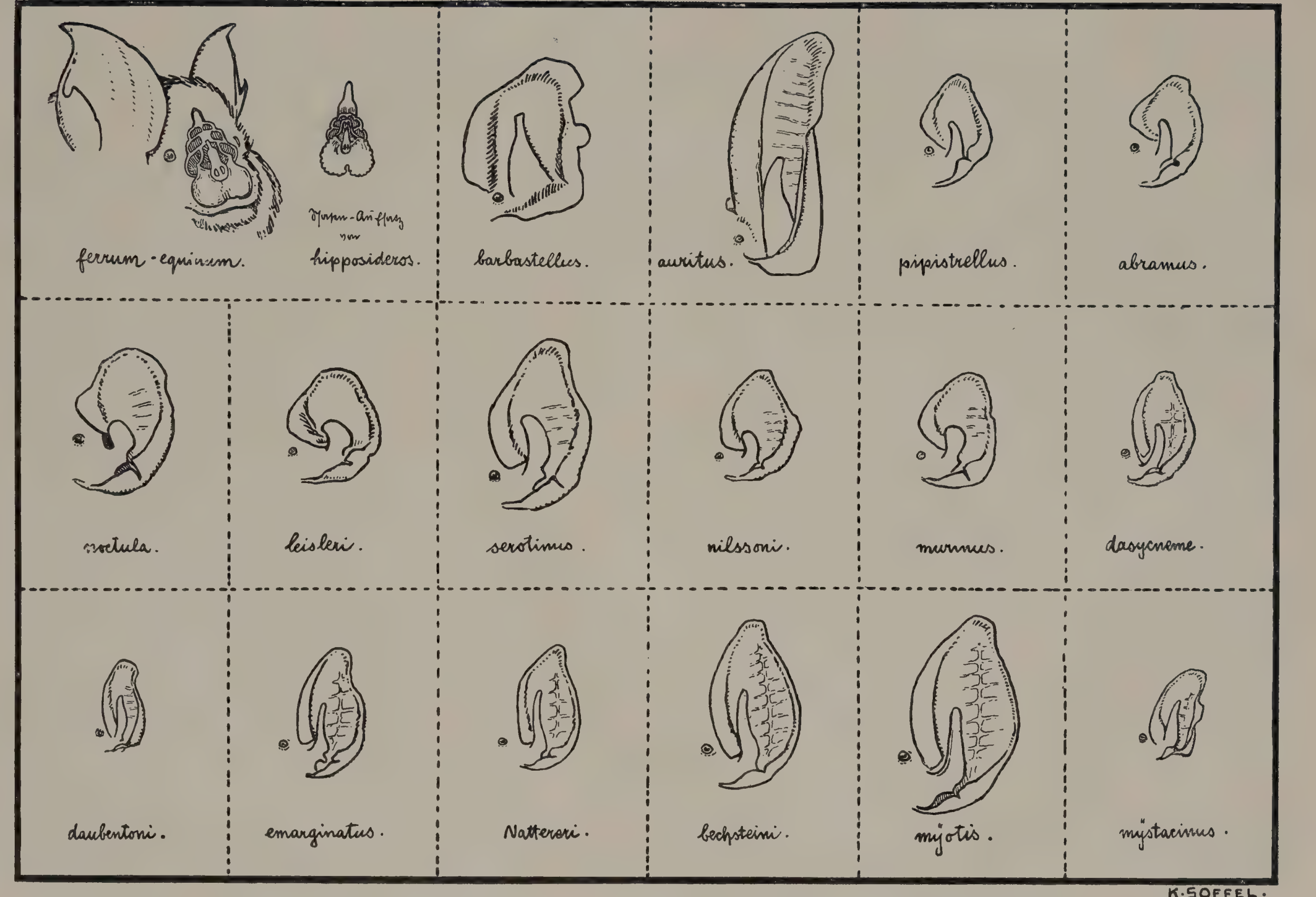
Gattung: Barbastella Gray.

Innenränder der Ohren miteinander verwachsen. Gebiß mit 34 Zähnen.

Barbastella barbastellus (Schreb.), Mopsfledermaus, Breitohr. Ohren von Kopflänge, auf dem Scheitel miteinander verwachsen. Über der Mitte des äußeren Ohrrandes eine rundliche Ausbuchtung (siehe Abb.). Tragus reicht über Ohrmitte hinaus, in eine Spitze endend. Der Schwanz ist so lang wie Kopf und Körper und reicht etwas über die Flughaut hinaus. Pelz braunschwarz, unten etwas heller. Länge 9,4 cm (davon die Hälfte auf den Schwanz). Bewohnt hauptsächlich Mittel- und Südeuropa. Nicht über Südskandinavien nördlich, in Spanien selten. Kommt bis Südasien und Nordafrika vor. Gebirgstier. Flug schnell, hoch mit jähen Wendungen. Jagt gerne an Waldrändern. Seltener in Ortschaften. Wetterhart. Erscheint früh im Jahr, wohl auch mitten im Winter. Bezieht erst Anfang November die Quartiere. Meist einzeln, oder doch nur zu wenig Exemplaren. Man hat öfters festgestellt, daß die ♂ sich freier zur Winterruhe aufhingen, als die ♀, die meist geschütztere Schlupfwinkel vorzogen. 2 Junge. Eine der sanftesten Arten. Erträgt bei verständiger Pflege die Gefangenschaft.

Gattung: Plecotus Geoffr.

Ohren außergewöhnlich lang, am Innenrand miteinander verwachsen. Gebiß mit 36 Zähnen.



Nasenaufsätze und Ohrformen europäischer Fledermäuse. Natürliche Größe.

Plecotus auritus (L.), Langohrige Fledermaus. Ohren 3,4 cm lang, auf der Stirn miteinander verwachsen (siehe Abb.). Pelz glänzend, oben braungrau, unten schmutzig hellgrau. Sehr variabel nach Alter und Örtlichkeit. Die ♀ und Jungen dunkler als das alte ♂. Länge 9,4 cm (davon die Hälfte auf den Schwanz). Bewohnt die Paläarctis, Europa bis zum 60° nördlicher Breite. In den Gebirgen bis 1800 m in die Höhe gehend. Flattert mit herabgebogenen Ohren hoch und mäßig schnell. Gern in Ortschaften, in der Nähe von Häusern. In ihrem Verbreitungsgebiet nicht selten, aber meist einzeln. Fliegt bei ihrer Kerbtierjagd oft durch offene Fenster nach dem Licht. Jagt in Anlagen, Pflanzungen, lichten Wäldern, auch in Gärten. Zur Winterruhe hängt sie sich ziemlich frei, mit unter den Arm geschlagenen Ohren, auf. Erträgt die Gefangenschaft.

Gattung: Pipistrellus Kaup.

Ohren kürzer als der Kopf, getrennt. Schwanz kürzer als Kopf und Körper. Schnauze breit und stumpf mit drüsigen Auftreibungen. Gebiß mit 34 Zähnen.

Pipistrellus savii (Bonap.), Alpen-Fledermaus. Tragus groß, am Außenrand mit kleiner, dreieckiger Ausbuchtung, darüber eine zweite kleinere. Ein oder eineinhalb Schwanzwirbel stehen frei über die Flughaut hinaus. Pelz lang und dicht, das Gesicht bis zu den Augen bedeckend. Oben und unten braunschwarz bis schwarz, der Hinterrücken mit grauen Haarspitzen, wie gepudert aussehend. Nase, Ohren und die nackten Gesichtsdrüsen tiefschwarz. Länge 7,8 cm (davon 3 cm Schwanz). Bewohnt das Alpengebiet (steigt bis zu 2600 m in die Höhe). Italien, Schweiz, Tirol bis nach China und dem Malaiischen Archipel. P. s. ochromixtus Cabr. unterscheidet sich dem Gebiß nach (im Zahnfleisch verborgener, sehr kleiner Zwischenzahn) vom Typ und durch etwas hellere Färbung. Wird nur 7,6 cm (Schwanz 3,1 cm) groß. Spanien (Sierra de Guadarrama, Minorca).

Flug rasch und hoch. Hängt sich gern in warmen Holzhäusern (Sennhütten) auf. Geht Winters tiefer ins Tal, wie die Mopsfledermaus.

Pipistrellus pipistrellus (Schreb.), Zwergfledermaus. Nasenlöcher nach vorne geöffnet, Ohren (siehe Abb.) nicht miteinander verwachsen. Außenränder enden etwas unter der Höhe des Mundwinkels. Tragus innen fast gerade, außen mit dreieckiger Ausbuchtung. Pelz lang. Oberseits gelblichbraun (Haarwurzeln schwarz), in sandigen Gegenden grauer. Unterseits graulich, oft mit gelbem Anflug. Der letzte Schwanzwirbel nicht von der Flughaut umspannt. Länge 7,6 cm (davon 3,4 cm auf den Schwanz). Bewohnt ganz Europa, Sibirien bis zum 60° nördlicher Breite. P. p. mediterraneus Cabr. aus dem östlichen Spanien, unterscheidet sich durch die hellere, oft fast fuchsrote Färbung, etwas andere Ohrkontur und geringere Größe 6,8 cm (davon 3,1 cm Schwanz).

Flug rasch, unruhig, oft sehr hoch. Erscheint an warmen Wintertagen für kurze Zeit; auch früh im Jahr. Wenig empfindlich gegen Kälte. ♂ und ♀ überwintern meist getrennt, oftmals in Klumpen von Hunderten von Exemplaren. Hängt sich gerne in hohlen alten Bäumen (Eichen), auch in Gebäuden usw. auf. Bei ihrer Nahrungssuche fliegt sie häufig in Ställe, auch wohl in Wohnräume. Meidet baumlose Gegenden. 1 bis 2 Junge. Häufige Art in Deutschland. Geht im Gebirge bis 2000 m in die Höhe.

Pipistrellus abramus (Temm.), Rauhhäutige Fledermaus. Voriger sehr ähnlich. Äußerer Ohrrand (siehe Abb.) gerade. Ohren nicht miteinander verwachsen. Tragus kürzer als bei voriger, sonst ähnlich. Pelz oberseits dunkelbraun mit helleren Haarspitzen, unterseits rußbraun mit helleren Haarspitzen als oben. Von der Schulter zieht sich unter dem Ohr zum Unterkiefer ein dunklerer Fleck. Länge 8 cm (3,5 cm auf den Schwanz). Eine östliche Art, die bis Japan vorkommt. Sommers wandert sie westwärts und wird dann im größten Teil von Europa gefunden. Flug gewandt und ausdauernd. Erscheint früh im Jahr. Im Juni 2 Junge. Cabrera trennt die spanischen Exemplare, die sich durch größere Ohren, hellere Farbe und kleineren Penis auszeichnen sollen, als P. nathusii ab.

Pipistrellus kuhli (Natt.), Weißrandige Fledermaus. Flughaut zwischen Hinterfuß und fünftem Finger hell gerandet. Ohren und Flughaut schwarz. Pelz oben rötlich bis schwarzbraun (das Haar an der Wurzel schwarz, im letzten Drittel hellbraungelb), unterseits aschfarbig, fast weiß. Länge 8,1 cm (davon 3,6 cm Schwanz). Bewohnt das Mittelmeergebiet,

von da bis Indien und Nordafrika. Nördlich bis zu den Alpen und Pyrenäen. In Südeuropa äußerst häufig (Bozen!). Geschickter Flieger, der gern Siedlungen und Städte bewohnt.

Gattung: Nyctalus Bowdich.

Ähnlich Pipistrellus. Tragus sehr kurz, rundlich. Gebiß mit 34 Zähnen. Der 5. Finger kaum länger als das Mittelglied des 4. und 3.

Nyctalus noctula (Schreb.), Frühfliegende Fledermaus. Kopf breit, an den Seiten drüsig aufgetrieben. Der äußere obere Schneidezahn im Durchschnitt doppelt so groß als der innere. Ohren so breit als lang. Tragus (siehe Abb.) kurz, mit dreieckiger Ausbuchtung am äußern Rand, oberhalb der Mitte am breitesten. Flughaut schmal. Der letzte Schwanzwirbel nicht von der Flughaut umspannt. Pelz hellrötlichbraun. Das einzelne Haar an der Wurzel heller. Länge 12,5 cm (davon 5 cm Schwanz). Bewohnt fast ganz Europa und Asien (südlich bis Südafrika und dem Malaiischen Archipel). Wie ihr Name besagt, erscheint sie schon früh am Abend (vor Sonnenuntergang). Ihr Flug ist schnell und hoch. Belebt mehr das Flachland. Jagt in Wäldern, Alleen. Um die Kronen alter Bäume. Hält ihre Tagesruhe in Baum- und Spechtlöchern, Bretterhütten, Kirchenböden usw. Oft in großer Anzahl zusammen. Man hat sie an der Donau zu Tausenden westwärts wandern sehen. Ihr Winterschlaf tritt früh ein und dauert lange. Im Mai 1 (—2) Junge.

Nyctalus maximus (Fatio). Ähnlich der vorigen, doch größer (Vorderarm bis 6,8 cm gegen 4,5 cm bei N. noctula. Bewohnt die Schweiz (Kanton Uri), nördliches Italien.

Nyctalus Leisleri (Kuhl), Rauharmige Fledermaus. Kleiner als noctula, 10 cm (davon 4,1 cm Schwanz). Unterscheidet sich durch den Pelz, dessen einzelne Haare zu $^3/_4$ von der Wurzel her dunkler sind (bei noctula heller!) und dadurch, daß der äußere obere Schneidezahn den gleichen Durchmesser hat, wie der innere, während er bei noctula den doppelten Durchmesser hat. Bewohnt das gemäßigte Europa und Asien. Südlich bis Spanien. Gilt als ausgesprochener geselliger Waldbewohner. Fliegt in Hochwäldern, auch wohl um die Mittagszeit. Ende Juni scheinen die beiden Jungen geboren zu werden.

Gattung: Eptesicus Rafinesque.

Ähnlich voriger Gattung. Tragus zweimal so lang als breit. Nur 1 Paar obere Zwischenzähne. 32 Zähne.

Eptesicus serotinus (Schreb.), Spätfliegende Fledermaus. Kopf abgeplattet, Drüsen wenig entwickelt. Ohren (siehe Abb.) kürzer als der Kopf. Tragus unterhalb der Mitte am breitesten, nach oben langsam schmäler werdend. Flughaut breit, läßt die beiden letzten Schwanzwirbel frei. Pelz oberseits dunkel rauchbraun (etwas blasser an den Haarspitzen), unterseits hellbraun, Länge 12,6 cm (davon 5,3 Schwanz). Kommt in ganz Europa, von Südengland bis zum Mittelmeer vor und geht von da bis zum Himalaja und Nordafrika, je nach der geographischen Lage in Färbung variierend. Trotz ihrer Größe gehört sie zu den zarteren Arten. Sie erscheint spät am Abend und sucht bei kaltem, regnerischem Wetter ihre Schlupfwinkel auf. Hält langen Winterschlaf. Flug langsam, flatternd, nicht sehr hoch. Jagt in Gärten, Waldblößen usw. Wirft ein Junges. In Transsylvanien kommt eine kleinere Form, E. s. transsylvanus (Daday), mit glänzend kastanienbrauner Oberseite vor. Größe nur 8,7 cm (davon 3 cm Schwanz).

Eptesicus sodalis (Barret-Hamilton). Der vorigen gleichend, doch kleiner. Zähne länger, weniger breit. In der Färbung veränderlich. Für Rumänien und Schweiz (St. Gotthard — hier etwas größer als in Rumänien) festgestellt.

Eptesicus boscai (Cabrera). Ähnlich der nordafrikanischen E. isabellinus und serotinus, mit größeren Ohren wie diese. Tragus so groß wie bei serotinus, doch breiter. Pelz hell tabakfarbig bis isabell (bei den Erwachsenen). Bei den Jungtieren braungelb oder fahlrot mit dunkleren Flughäuten. Länge 11,8 cm (davon 4,8 cm Schwanz). Süd- und Ostspanien

Eptesicus nilssoni (Keys. et Blas.), Nordische Fledermaus. Ohren dreieckig (siehe Abb.), Tragus nach oben breiter werdend, abgerundet, etwas nach innen gebogen, am unteren Außenrand mit dreieckigem Zahn. Die beiden letzten Schwanzwirbel überragen die Flug-

haut. Pelz oberseits dunkelbraun mit gelblichbraunen Haarspitzen (wodurch das Ganze wie goldgepudert aussieht), unterseits ebenso mit aschfarbigen Haarspitzen. Bewohnt Nord-europa bis zum Polarkreis und Nordasien bis Ostchina. In Deutschland südlich bis zum Harz. Aus Großbritannien nicht bekannt. Liebt Hügel- und Bergland. Erscheint früh im Jahr und kurz nach Sonnenuntergang. Der Flug ist ausdauernd und geschickt. Soll regelmäßige Wanderungen ausführen. Wenig kälteempfindlich. Überwintert nicht hängend, sondern sucht Ritzen und Spalten warmer Holzhäuser auf, in die sie sich einzwängt. Ende Mai, Anfang Juni werden die beiden Jungen geboren.

Eptesicus siculus (Daday). So groß wie vorige. Nasenlöcher herzförmig. Unterlippe mit dreieckigem, nacktem Höcker. Mundöffnung bis unter die Mitte des Auges verlängert. Ohren kurz, breit. Kürzer als der Kopf mit zwei inneren Querfalten. Tragus sehr kurz. Pelz lang und weich. Oberseite kastanienbraun, weiß meliert. Unterseite weiß, bräunlich überlaufen. Kinn mit braunem Fleck. Flughaut braunschwarz. Länge 6,3 cm (davon Schwanz 2,6 cm). Heimat Transsylvanien. Nicht Sizilien.

Gattung: Vespertilio L.

Ohren und Tragus kurz, breit. Nasenlöcher breit. Gebiß mit 32 Zähnen.

Vespertilio murinus L., Zweifarbige Fledermaus. Schnauze stumpf. Die drüsigen Warzen mäßig entwickelt. Nasenspitze und Oberlippe etwas über die Unterlippe hervorragend. Ohren siehe Abb. Tragus nach oben etwas breiter werdend, abgerundet, mit einem Zahn an der Basis der Außenseite. Pelzoberseite dunkelbraun, Haarspitzen hell bereift. Unterseite ebenso, mit grauen Haarspitzen. Kehle und Kopfseiten meist heller als der übrige Pelz. Länge 9,1 cm (davon 4,3 cm Schwanz). Bewohnt Nord- und Mitteleuropa. Östlich bis China. (Dort durch eine größere Form V. m. superans vertreten.) In der Hauptsache Gebirgstier. Meidet baumlose Gegenden. Empfindlich gegen Kälte. Steigt in den Alpen bis 1600 m in die Höhe. Doch nicht auf das Gebirge beschränkt. Geht im Spätherbst in die Täler. Ihr Flug ist hoch und schnell. Wahrscheinlich 2 Junge jährlich. Überall selten.

Gattung: Myotis Kaup.

Schnauze verlängert, konisch. Gesichtsdrüsen wenig auffallend. Ohren länger als breit. Tragus lang, spitz. Gebiß mit 38 Zähnen.

Untergattung: Leuconoë Boie.

Myotis Capaccinii (Bonap.), Langfüßige Fledermaus. Die Flughaut läßt den ganzen Fuß und einen kleinen Teil des Schienbeins frei. Tragus schmal, mit spitzem, auswärts gebogenen Ende. Die Haare des Pelzes oberseits schwarz mit hellbrauner Spitze. Unterseits schwarz mit weißer Spitze. Länge 8,7 cm (davon Schwanz 3,7 cm). Heimatet im südlichen Europa (Italien, Sardinien, Mediterranregion Frankreichs, Balearen, von da bis Algier, den Philippinen und Japan). Man findet sie in Gesellschaft der Langflügligen Fledermaus in Höhlen.

Myotis dasycneme (Boie), Teichfledermaus. Ohren kürzer als der Kopf. Tragus in stumpfer Spitze auslaufend (siehe Abb.), fast gerade. Daumen mit großem Nagel. Färbung wie vorige. Länge 11 cm (davon 5 cm Schwanz). Vom Süden Englands kommt diese Art bis zum Altai vor. Bekannt aus Holland, Dänemark, Frankreich, Preußen, Ungarn, Italien. Bevorzugt ebene, wasserreiche Gegenden. Erscheint mit hereinbrechender Nacht. Hält langen Winterschlaf.

Myotis daubentoni (Leisl.), Wasserfledermaus. Ohren (siehe Abb.) mäßig lang. Tragus von der Hälfte der Ohrlänge, nicht nach außen gebogen, in der Mitte am breitesten. Flughaut bis zur Mitte der Fußsohle angewachsen. Pelz oberseits an den Wurzeln der Haare dunkel, braunrot an den Spitzen. Unterseits dunkel an der Basis mit weißen Spitzen. Länge 9,1 cm (davon 4,3 cm Schwanz). Ganz Europa, Irland, Schottland, von Schweden bis zum Altai, von Finnland bis Sizilien. Liebt offenes Wasser. Kommt früh im Jahr und früh am Abend zum Vorschein. Ihre Schlafplätze, die sie gesellig mit andern aufsucht, sind meist hohle Bäume; seltener Ruinen, Höhlen u. dergl. Im Herbst 1901 wurde in Spalten des devonischen Dolomits bei Klauenstein an der Düna ein Massengrab mit zahllosen Skeletteilen gefunden.

Myotis emarginatus (Geoffr.), Wimperfledermaus. Ohr mit 4—6 Querfalten (siehe Abb.). Tragus von halber Ohrlänge, nach oben verschmälert und zugespitzt. Die Flughaut läßt nur die äußerste Schwanzspitze frei. Pelz oberseits dunkelbraun an den Haarwurzeln, dann hellbraun werdend und mit rotbraunen Spitzen endend. Unterseits ebenso mit helleren Spitzen. Ohren und Flughäute rotbraun. Länge 8,4 cm (davon 4,1 cm Schwanz). Bewohnt Süd- und Mitteleuropa, von Frankreich und Westdeutschland bis Italien. Wenig gekanntes Tier. Selten in Deutschland gefunden (Cöln, Bonn).

Myotis Nattereri (Kuhl), Gefranste Fledermaus. Schnauze breit, an den Seiten nicht aufgetrieben. Nase über die Unterlippe vorspringend. Ohr (siehe Abb.) mit 5—6 Querfalten. Tragus von 3/4 Ohrlänge. Zwischenschenkelflughaut mit steifen, kurzen Haaren (Fransen) besetzt. Pelz lang und dicht. Oberseits mit dunkelbraunen, an der Spitze hellrotbraunen Haaren. Unterseits dunkler mit weißer Spitze. Länge 8 cm (davon 4 cm Schwanz). Mitteleuropa, von Irland bis zum Ural, von Südschweden bis zu den Alpen. Fliegt gern in Alleen, Waldschneisen. Flug niedrig, langsam. Erscheint spät am Abend. Nur ein Junges.

Myotis escalarai Cabr. Voriger sehr verwandt. Dunkler, mit kürzerem Tragus. Schwanz vollständig von der Schenkelflughaut (die auch befranst ist) umgeben, im Gegensatz zu voriger Art. Färbung ähnlich voriger. Flughäute braun oder dunkelviolett. Länge 8,7 cm (davon 4,2 cm Schwanz). Bewohnt Ostspanien (Mittelmeerküsten, im Norden bis Catalonien).

Myotis bechsteini (Leisl.), Großohrige Fledermaus. Ohren (siehe Abb.) schmal, länger als der Kopf, mit 9—10 Querfalten. Tragus lang, schmal, in oberer Hälfte nach außen gebogen. Die Flughaut läßt den letzten Schwanzwirbel frei. Alle Haare des Pelzes sind an der Wurzel dunkelbraun, die Haarspitzen hellrotbraun auf der Oberseite, weiß auf der Unterseite. Länge 8,8 cm (3,8 cm auf den Schwanz). Europa, von Schweden bis zu den Alpen, von Südengland bis Südrußland. In Spanien durch M. bechsteini favonicus Thomas, eine kleinohrigere und dunklere Form, ersetzt. Länge 9,3 cm. Sie heimatet in Zentralspanien, La Granja, Sierra Guadarrama.

Myotis myotis (Bechst.), Riesenfledermaus, Mäuseohr. Ohren (siehe Abb.) groß mit 9—10 Querfalten. Tragus lang, zugespitzt. Die Flughaut läßt den letzten Schwanzwirbel frei. Pelz oberseits hellrotbraun oder rauchbraun. Die Haarwurzeln oberseits wie unterseits dunkler. Länge 12,2 cm (davon 5,2 cm Schwanz). Bewohnt das gemäßigte Europa. Von Südengland bis Nordafrika, Abessinien. In Asien bis Indien. Flug schwerfällig und träge, krähenartig, niedrig. Fliegt gern auf weiten, freien Plätzen. Hält ihre Winterruhe in Bergwerken, in Schlössern, Kirchen usw., in großen Gesellschaften. Erscheint spät im Jahr, da kälteempfindlich. Unverträglich und bissig gegen andere Arten. Man findet höchstens die auch bissige Hufeisennase in ihrer Nähe. Ende des Frühlings 1, seltener 2 Junge. In Transsylvanien findet sich eine wenig abweichende Form, die M. m. spelaea Bielz genannt worden ist. Für Süditalien, Sizilien, wurde eine oberseits dunkelbraune, unterseits grauliche Form mit größerem Tragus, M. m. oxygnathus (Monticelli) aufgestellt.

Myotis mystacinus (Leisl.), Bartfledermaus. Zweites und drittes Glied des dritten Fingers gleich lang, im Gegensatz zu allen anderen Arten. Gesichtsdrüsen mit langen Haaren besetzt. Oberlippe mit einem Saum feiner und steifer Haare. Letzter Schwanzwirbel frei. Pelz oberseits dunkelbraun mit rotbraunen Haarspitzen, unterseits ebenso, jedoch mit aschgrauen Haarspitzen. Länge 7,2 cm (davon 3,5 cm Schwanz). Bewohnt Europa von Finnland bis Spanien, von Irland bis Mittelrußland. In Asien bis Peking und bis zum Himalaja vordringend. Ihr Flug ist rasch, dem des Zwergflatterers ähnlich. Besucht Gewässer allerart, über denen sie in niederem Fluge jagt. Erscheint kurz nach Sonnenuntergang und bleibt bis zur Morgendämmerung lebendig. In hohlen Bäumen, geeigneten Baulichkeiten (meist nahe dem Wasser) finden sie sich oft in kleinen Gesellschaften zusammen. Kommt im Frühling bald zum Vorschein. Nur 1 Junges im Jahr.

Gattung: Miniopterus Bonap.

Oberkopf plötzlich und stark ansteigend. Aufgetrieben. Ohren unverbunden. Tragus wie bei Vespertilio. 1. Glied des 3. Fingers sehr kurz. Schwanz ragt nicht über die Schenkelhaut hinaus. Gebiß mit 36 Zähnen.

Miniopterus schreibersi (Natt.), Langflügelfledermaus. Ohren kürzer als der Kopf. Schnauze sehr kurz. Gesicht drüsig verbreitert. Tragus ohne Zahn, zweimal länger als breit. Flügel besonders lang und schmal. Pelz in der Farbe variabel. Meist oben und unten hellgrau, manchmal ins Rötliche gehend, mit dunkleren Haarwurzeln. Bei den helleren südeuropäischen Exemplaren sind auch die Flatterhäute heller. Länge 10,3 cm (davon 5,3 cm Schwanz). Bewohnt Südeuropa, südlich der Alpen. Ihre Verbreitung reicht bis in die Schweiz und den Jura, die Pyrenäen, Balearen, und von da nach Asien und Afrika. Schnellster Flieger unter den europäischen Fledermäusen. Erscheint zeitig am Abend. Wald- und Höhlenbewohner. In größeren oder kleineren Gesellschaften lebend.

Familie: Emballonuridæ.

Schwanz dick, die Schenkelflughaut zur Hälfte überragend. Tragus kurz, breit, viereckig.

Gattung: Nyctinomus Geoffr.

Oberlippe vertikal stark gefaltet. Ohren weit hinauf miteinander verwachsen. Tragus kurz, versteckt. Flügel lang, schmal. Gebiß mit 34 Zähnen.

Nyctinomus tæniotis (Raf.). Ohren breit, mit 13—14 Querfalten. Tragus breit, oben gerundet, durch den Anti-Tragus teils verborgen. Oberlippe dick, stark gefaltet. ♂ mit drüsigem Sack unter dem Hals, dessen runde Öffnung durch Haare verdeckt wird. Pelz oberseits rotbraun, orange überflogen. Die Haarspitzen grau, unten blasser. Das Gesicht fast nackt. Länge 13,5 cm (davon 5 cm Schwanz). Bewohnt die Mittelmeerregion Europas, Nordafrika und Kleinasien. Nördlich hat man sie bis Basel und bis zum Gotthard gefunden. Von dem wenigen, was man über die Angehörigen der Gattung N. weiß, dürfte am interessantesten ihre Fähigkeit sein, die Augen aus den Höhlen herauszupressen und wieder zurückzuziehen. Ein Spiel, was sie scheinbar ohne Veranlassung gerne üben.

Ordnung: *Insectivora*, Insektenfresser.

Höchstens igelgroße, niedrig gestellte Tiere, mit rüsselförmiger Schnauze und allen 3 Zahnarten.

Familie: Erinaceidæ, Igel.

Oberseite mit Stacheln bedeckt. Unterseite mit Haaren.

Gattung: Erinaceus L.

Gebiß mit 36 Zähnen. Eckzähne sehr klein.

Erinaceus europæus L., Igel. Allbekannt. Oberseits mit fast gleich langen Stacheln besetzt. Stacheln an der Wurzel und oben hell (manchmal mit dunklerer Spitze), in der Mitte dunkelbräunlich geringelt, mit 25 feinen Längsfurchen. Schwanz länger als der halbe Kopf. Ohren oval, kleiner als die Schnauze. Unterseite rostgelb oder schmutzig grau. Länge 27 cm (davon 2 cm Schwanz). Ohr 2,2 cm, Fuß 4 cm. Bewohnt Skandinavien und das kontinentale Mitteleuropa. Die deutschen Exemplare stehen oft zwischen dieser und der nächsten Form. Auf den britischen Inseln und wahrscheinlich in einem kleinen Teil des westlichen Mitteleuropas kommt eine durch Schädelmerkmale gekennzeichnete Form, E. eur. occidentalis Barret-Hamilton vor. E. eur. hispanicus Barret-Hamilton, etwas kleiner und schwächer gebaut als die typische Form, mit deutlich hellerer Farbe, die in manchen Exemplaren fast weiß wird. Die Stacheln besitzen oftmals die dunkle Mittelbinde nicht. Unterseite weiß. Aus Südspanien bekannt. E. eur. italicus Barret-Hamilton ist kaum kleiner als die typische Form und blasser. Wurde für Italien, Hochsavoyen und die Schweiz festgestellt. E. eur. consolei Barret-Hamilton besitzt längere und dickere Stacheln als die übrigen europäischen Formen, mit breiterer weißer Wurzel, dunklerem, deutlicherem Mittelband und verwischter dunkler Spitze. Auf Sizilien.

E. eur. nesiotes Bate, ähnlich italicus, mit kürzeren und schwächeren Stacheln, spärlicher behaarter Unterseite, wird nur 24,2 cm (davon 3,4 cm Schwanz) groß. Bewohnt Kreta. E. eur. roumanicus Barret-Hamilton, bekannt aus Rumänien, besitzt einen schmutzigweißen Fleck auf der Brust und wird bis zu 33 cm (davon 2,4 cm Schwanz) groß. Nähert sich in der Färbung einer westasiatischen Art (E. eur. concolor Martin). E. eur. danubicus Matschie, dessen längere Stacheln (bis 3 cm) glänzend dunkel geringelt sind. Mit dunkelbraunem Augenring, brauner Innenseite der Beine und weißgrauer Unterseite. Aus Rumänien, Südrußland (Sarepta, Astrachan) bekannt.

Liebt Waldränder und Hecken. Im Gebirge bis 2000 m Höhe gefunden. Dämmerungs- und Nachttier. Tagsüber im Versteck schlafend. Frißt Insekten, Mäuse, Vögel und deren Eier. Ebenso Pflanzenstoffe. Wälzt sich auf Fallobst, spießt dieses auf die Stacheln und bringt es so seinen Jungen? Teils sehr nützlich, teils schädlich. Vertilger der Kreuzotter, gegen deren Biß er scheinbar immun ist. Winterschlaf. Im Sommer findet man im warmen Nest die 8 (—10) Jungen.

Erinaceus algirus vagans Thomas. Kleiner als algirus typ. mit kleinerem Schädel. Pelz weißlich, oberseits fast weiß. Länge 29 cm (davon 4 cm Schwanz). Bewohnt die Balearen, vielleicht auch Andalusien.

Untergattung: **Hemiechinus Fitz.**

Erinaceus auritus Gmel., Langohr-Igel. Kleiner als europæus. Ohren länger als die Schnauze, oval mit runder Spitze. Füße groß. Schwanz kürzer als der halbe Kopf. Stacheln 1,7 cm mit 19—23 Längsfurchen. Weißlichgelb von der Wurzel bis zur Mitte, dann breitschwarz geringelt mit gelblichweißer Spitze. Unterseite weiß. Ohren weiß, fast unbehaart. Länge des Ohrs 3,5 cm. Bewohnt Südrußland, von den Steppen nördlich des Kaukasus nach Norden zwischen Don und Wolga bis zu den Ergeni-Hügeln und weiter in die Kirgisen-Steppe, bis zum 55. Breitengrad.

Familie: Soricidæ, Spitzmäuse.

Mäuseartige Formen. Schwanz von halber bis ganzer Körperlänge.

Gattung: Pachyura Sélys.

Gebiß mit 30 Zähnen. Zähne weiß.

Pachyura etrusca (Savi), Wimper-Spitzmaus. Sehr klein. Schwanz von der Länge des Körpers ohne Kopf. Ohren groß, breiter als lang. Oberseits aschgrau, rötlich verwaschen. Schnauze, Füße, Unterseite weißlich. Füße mit weißen Haaren bedeckt. Schnurrhaare weiß. Kleinstes europäisches Säugetier. Länge 6 cm (davon 2,5 cm Schwanz). Heimat im Mittelmeergebiet, Südfrankreich, Italien. Im Kaukasus und Nordafrika. Empfindlich gegen Kälte. Bewohnt trockne Orte, Gärten, kommt auch in Häuser.

Gattung: Crocidura Wagler.

Gebiß mit 28 Zähnen, Zähne weiß.

Crocidura russula (Hermann), Haus-Spitzmaus. Zähne ganz weiß (ohne braune Spitzen). Schwanz länger als die Hälfte des Körpers. Ohren aus dem Pelz herausragend. Oberseits mausgrau, graubraun und rötlich verwaschen. Unterseits grau. Die beiden Farben gehen an den Weichen ineinander über. Füße dunkelgrau. Zehen und Schnauzenspitze fleischfarbig. Schwanz oberseits wie der Rücken, unterseits weißlich. Länge 10 cm (davon 4 cm Schwanz). Zentraleuropa, fehlt auf den britischen Inseln und in Skandinavien. Von Frankreich bis nach Südrußland und Asien. Ähnliche Verbreitung (Osten von Paris, Schweiz, Deutschland, Belgien und von da ganz Osteuropa bis Turkestan) hat Cr. russ. leucodon (Herm.), die unter dem deutschen Namen Feld-Spitzmaus bekannte Form. Sie ist oberseits, je nach der Jahreszeit mehr weniger braunschwarz, unterseits und Flanken scharf abgesetzt weiß. Füße weiß. Bei größerer Körperlänge (7 cm) besitzt

41*

sie kleineren Schwanz (3 cm) und längeren Kopf. Cr. russ. pulchra Cabrera wurde die Form von Ostspanien, Valencia und wahrscheinlich auch Minorka benannt. Sie ist oberseits blaß sepia, mit leisem, rötlichem Anflug und silbrigem Schimmer. Unterseits graulichweiß. Zähne etwas kleiner als bei russula. Cr. russ. cintræ Miller ist kleiner als der Typus, 9,7 cm (davon 3,3 cm Schwanz) oberseits bräunlichrot mit silbrigem und kupfrigem Schimmer. Unterseite und Füße hellbraun. Aus Portugal (Lissabon) bekannt. Cr. russ. suaveolens (Pall.). Schnauze sehr spitz mit kleiner, nackter, etwas gabelig gespaltener Nase. Nasenlöcher liegen seitlich. Die nackten Ohren fast durch den Pelz verdeckt. Nur der Rand trägt weiße Haare. Pelz oberseits leis bräunlich aschgrau, schimmernd. Kinn, Kehle, Unterseite weiß. Schwanz mit kleinem Endpinsel. Länge 6,5 cm (davon 2,5 cm Schwanz). Bewohnt die Krim und Kleinasien.

Die Haus-Spitzmaus lebt gern in der Nähe von menschlichen Behausungen, in Parks, Gärten, Hecken. Oft auch in Kellern, Scheunen und ähnlichen Örtlichkeiten. Wie alle Spitzmäuse ist sie ein ewig hungriges und räuberisches Tier. Die (bis 10) Jungen, die nackt und blind geboren werden, findet man in den Sommermonaten. In Gebäuden, warmen Ställen sogar während der rauhen Jahreszeit.

Crocidura cantabra Cabrera. Ähnlich Cr. russ. leucodon. Kleiner, 7,9 cm (davon 2,4 cm Schwanz), mit grauen Füßen. Oberseits hellgrau, ins Zimmetfarbige spielend, ohne Metallschimmer. Unterseits grauweiß, deutlich gegen die obere Partie abgesetzt. In den baskischen Provinzen Spaniens.

Crocidura mimula Miller. Ähnlich Cr. russ. Kleiner. Oberseits sepia, dunkler an den Seiten, silbrig schimmernd. Unterseits dunkelockergelb, nicht scharf abgesetzt gegen die Farbe des Rückens. Kinn weißlich. Füße gelblichweiß. Länge 10,5 cm (davon 3,3 cm Schwanz). In der Schweiz (Kanton St. Gallen). Im westlichen Frankreich kommt eine Unterart, die oberseits aschbraun, unterseits weißgrau gefärbt ist, mit braunen Füßen vor. Ihr Sommerkleid ist rötlicher mit kürzeren Haaren. Länge 13,6 cm (davon 3,8 cm Schwanz). Diese Form wurde Cr. mimula iculisma Mottaz genannt.

Crocidura sicula Miller ist eine kleinere und hellere Art als russula. Oberseits kastanienfarbig mit silbrigem Schimmer; unterseits aschgrau, fast weiß. Die beiden Farben besser als bei russula gegeneinander abgesetzt. Länge 10 cm (davon 3,2 cm Schwanz). Bewohnt Sizilien (Palermo).

Crocidura antipai Matschie, die aus Rumänien bekannt ist, ist größer (15,7 cm inkl. Schwanz) als russula, oberseits graubraun mit violettem Schimmer. Unterseits graulichweiß, an den Seiten fast weiß, gut gegen die Rückenfarbe abgesetzt. Füße grauweiß.

Crocidura caneæ Miller, von der Insel Kreta steht den kleinsten Formen von russula nahe und unterscheidet sich durch die Zahnverhältnisse von diesen. Länge 10,7 cm (davon 4,2 cm Schwanz).

Crocidura caudata Miller, ist etwas größer als sicula (11,5 cm) und unterscheidet sich von allen anderen europäischen Arten durch die Länge des Schwanzes (5,2 cm), der über den Rücken gelegt, die Ohrmitte erreicht. Lebt auf Sizilien.

Crocidura cyrnensis Miller, ist kleiner als vorige. Schwanz im Verhältnis eben so lang, doch nicht so dick. Oberseite bräunlich sepia (Haarwurzeln schiefergrau) mit leis silbrigem Schimmer. Unterseite, Füße hell aschgrau. Korsika.

Crocidura balearica Miller, ist oberseits bräunlich, sepia überflogen, fast ohne Metallschimmer. Unterseits dunkelaschgrau. Füße, Schwanz dunkelbraun, Schwanz unten kaum heller, lang, wie bei den meisten Mittelmeerformen. Gesamtlänge 8,7 cm. Balearen.

Gattung: Sorex L.

Gebiß mit 32 Zähnen. Zahnspitzen braun. Ohren klein.

Sorex alpinus Schinz., Alpen-Spitzmaus. Pelz eisengrau, unterseits kaum heller. Ohren im Pelz versteckt. Die langen Schnurren weißlich. Länge bis 14,5 cm (davon 7 cm Schwanz). Bekannt aus den Alpen, dem Jura, den Pyrenäen. Bis 2400 m. Die Form S. alp. hercyninus Miller mit kleinerem Schädel und etwas anderer Zahnbildung wird für den Harz, Riesengebirge verzeichnet. Die Alpen-Spitzmaus ist Bewohnerin

der oberen Tannen- und Krummholzregion und siedelt sich gerne in der Nähe von kleinen Wasserläufen an. Wenig im Freien beobachtet.

Sorex araneus L., Wald-Spitzmaus. Pelz maulwurfsartig, oberseits schwarzbraun, mehr weniger rot verwaschen. Unterseits weißlichgrau. Ein rotbräunlicher Streifen längs der Weichen, der bei den Exemplaren von England und Skandinavien wenig deutlich ist. Länge 11,5 cm (4,5 cm auf den Schwanz). Diese Art ist die gewöhnlichste Art in Skandinavien und den britischen Inseln, und ersetzt dort die Gattung Crocidura. S. a. fretalis Miller, ist dem Typ sehr ähnlich, mit kürzerem, breiterem Kopf und gröberen Schneidezähnen. Unterseite oftmals heller (fast weiß). Von der Insel Jersey (Kanal). S. a. bergensis Miller ist größer als araneus, mit dunklerem Sommerpelz, die dunkelbraune bis schwärzliche Rückenfarbe deutlich gegen das gelblich-braune der Weichen abgesetzt. Länge 12,5 cm (4,5 cm auf den Schwanz). Aus dem südwestlichen Norwegen. S. a. tetragonurus Hermann, größer als araneus, Schwanz länger, Zähne dunkler, braun. Sommerpelz kurz, rauh und dunkel (oberseits blaß sepia, Weichen kastanienbräunlich, unterseits hellisabellgrau). Winterpelz lang, seidig, glänzend. Farben dunkler, fast schwarz auf der Oberseite. Länge 13,1 cm (5,5 cm auf den Schwanz). In der Schweiz und im Elsaß gefunden. S. a pyrenaicus Miller ist weniger deutlich dreifarbig, da der Rücken selten so dunkel wird, wie bei der Alpenform. Gesamtlänge 12,3 cm. In den französischen und spanischen Pyrenäen. S. a. euronotus Miller ist eine Form aus Südfrankreich mit dunklerem, undeutlicher dreifarbigem Pelz als araneus, weniger dickem Kopf und helleren, kleineren Zähnen, Gesamtlänge 12,2 cm. S. a. carpathicus Barret-Hamilton ist kleiner und besitzt längeren Schwanz als die typische Form. Winterpelz oberseits fast schwarz, allmählich ins Braune übergehend an den Seiten. Unterseite, Innenseite der Beine gelb oder trübhellbraun. Alle Haarwurzeln dunkelschiefergrau. Beim Sommerpelz ist die Oberseite brauner, die Unterseite gelber. Länge 11,7 cm. In Transsylvanien (Südkarpathen, 500—1700 m) gefunden. Die Wald-Spitzmaus lebt in Wäldern, Parks, unter Gebüsch und Gestrüpp. Ihre Wohnung schlägt sie in Maulwurfsgängen und Mäuselöchern auf. Dämmerungs- und Nachttier. Wie alle Spitzmäuse ist sie von fabelhafter Gefräßigkeit und frißt alles, was einigermaßen zu überwältigen ist: Insekten, Würmer, Vögel — selbst die eigenen Jungen, die nur kurz von der Mutter gepflegt werden. Der Wurf von 5—10 Jungen findet Mai bis August im zierlich aus Moos und Halmen gefertigten Neste statt. Tiefer Winterschlaf.

Sorex santonus Mottaz hat braunrote Zahnspitzen und die Farben der Ober- und Unterseite verlaufen an den Weichen ineinander (Winterpelz schwarzbraun, Sommerpelz kastanienbraun, unten grauer). Länge 15,9 cm (davon 4,2 cm Schwanz). Westfrankreich.

Sorex minutus L., Zwerg-Spitzmaus. Schwanz etwas länger als der Körper ohne Kopf. Gerundet vierkantig mit 5 mm langem Haarpinsel am Ende, oberseits rotbraun, unterseits weiß. Pelz oberseits graubraun, unterseits aschfarbig. Füße weißlich. Ohren groß, aus dem Pelz ragend. Schnauze spitz mit langen Schnurren. Länge etwa 8 cm (wovon 3,5 cm Schwanz). Fast ganz Europa und Nordasien, in Italien durch S. m. lucanius Miller ersetzt, die auffallend größere Zwischen- und obere Schneidezähne besitzt. Die Zwerg-Spitzmaus ist nirgends häufig, oder doch oft übersehen. In ihrer Lebensweise wird sie wohl mit der Wald-Spitzmaus übereinstimmen. In Gebüsch, an Waldrändern, weniger auf freiem Feld. Einmal im Jahr (Frühling) werden 4—10 Junge geboren. Wenig beobachtetes Tier, welches wahrscheinlich in allen Hauptpunkten mit den Verwandten übereinstimmen wird. Nach Altum kommt ihr eine nicht unbedeutende forstliche Wichtigkeit zu.

Gattung: Neomys Kaup.

Gebiß mit 30 Zähnen, Zähne mit rotbraunen Spitzen. Füße an den Seiten mit steifen Wimperhaaren. Wassertiere.

Neomys fodiens (Pall)., Wasser-Spitzmaus. Pelz samtig, oberseits schwarz oder dunkelkastanienbraun, davon scharf abgesetzt, unten weiß. Äußerer Rand der Füße mit weißen Haaren besetzt. Hinter dem Auge ein weißer, kleiner Fleck. Schwanz körperlang oder wenig kürzer. Länge bis 19 cm (davon 7 cm auf den Schwanz). Fast ganz Europa (in England und den Mittelmeerländern durch Unterarten ersetzt), ostwärts bis Mittelasien.

N. f. ciliatus (Sowerby) Barret-Hamilton vertritt vorige in Großbritannien und ist trüber und dunkler in den Farben. N. f. naias Barret-Hamilton, mit größeren Ohren und Füßen. Pelz glänzend. Oberseits fast schwarz, oftmals mit einem Fleck weißer Haare hinter dem Ohr. Unterseits silber- oder crêmefarben. Ober- und Unterseite besonders gut getrennt. Füße dunkel- oder silbergrau. Sohle fast schwarz mit weißen Haaren. Süd-Karpathen von 500—700 m Höhe. N. f. minor Miller, kleine Form (Gesamtlänge 13,2 cm) mit größeren Schneidezähnen, aus Südfrankreich (Pyrenäen). N. f. anomalus Cabrera, Schwanz auf der Unterseite ohne Wimperhaarbürste. Oberseits glänzend braunschwarz (das einzelne Haar grau mit schwarzroter Spitze), unterseits weiß mit gelb verwaschen. Füße weiß. Größe wie vorige. Zentralspanien.

Die Wasser-Spitzmaus lebt stets in der Nähe von stehenden oder fließenden Gewässern. Wassertier, welches vorzüglich schwimmt und taucht, ja selbst am Grunde von Gewässern herumzulaufen fähig ist. Was einigermaßen überwältigt werden kann, tötet sie: Insekten, Würmer, Frösche, Fische. Selbst warm- blütige Tiere, die in ihr Bereich kommen. Ihre Baue sind nah am Wasser zu suchen. Selbst gegrabene, teils verlassene Maulwurf- oder Mäuseröhren. Die Hauptröhre mit mehreren Ausgängen, wovon einer ins Wasser führt. Weniger Nachttier als andere Spitzmäuse. Nach einmonatiger Tragzeit werden Mitte Mai bis 10 nackte, fleischfarbige Junge geboren. Kommt manchmal auch in Gebäude. Hält keinen Winterschlaf.

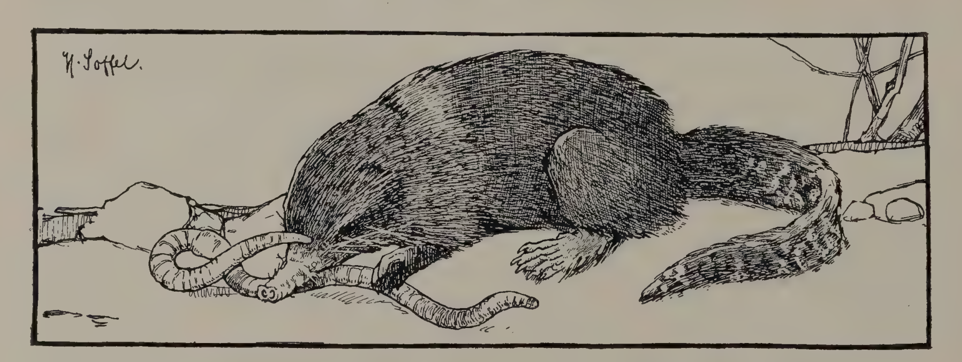
Neomys milleri Mottaz, von etwas geringerer Größe als fodiens (Typ), kürzerem Schwanz, dem die unterseitige Haarbürste fehlt. Hinterfüße viel kleiner als bei fodiens, Pelz ähnlich. Zähne schwächer und spitzer. In der Schweiz bis zu 1230 m in die Höhe gehend. Französischer Jura und Pyrenäen.

Familie: Talpidæ, Maulwürfe.

Hinterfüße zum Schwimmen eingerichtet — oder — Vorderfüße zu Grabschaufeln umgewandelt. Augen, Ohren im Pelz versteckt.

Gattung: Myogale Cuv., Bisam-Spitzmaus.

Hinterfüße mit Schwimmhäuten versehen. Schwanz am Ende stark zusammengedrückt, als Ruderschwanz ausgebildet. Ohne äußere Ohren. Gebiß mit 44 Zähnen.



Bisam-Spitzmaus.

Myogale moschata (Pall.), Wychuchol. Maulwurfähnlich mit langem Schwanz. Oberlippe zu langem Rüssel ausgezogen, der am Ende die fast runden Nasenlöcher trägt. Augen sehr klein, von hellen Haaren umrandet. Ohröffnung unter dichten Haaren versteckt. Schwanz länger als der Körper, an der Basis eingeschnürt, im ersten Viertel zylindrisch, dann stark

seitlich zusammengedrückt, mit Schuppen und kurzen Haaren bedeckt. Unterseite des Schwanzes mit Moschusdrüse. Vorderfuß mit der Handfläche nach außen gestellt, geschuppt. Hinterfüße lang, schmal, mit Schwimmborsten am Rande. Zehen durch Schwimmhäute verbunden, die an den Hinterfüßen stärker ausgebildet sind. Pelz samtig, gröber im Gesicht. Rüssel nackt, Schnurrhaare lang. Oberseits dunkel kastanienbraun, unterseits ähnlich, mit weißlichen Haarspitzen am Unterkiefer, Hals und Brust. Länge 40,3 cm (20,3 cm auf den Schwanz). Südrußland zwischen Wolga und Don, östlich bis Ostsibirien. Die Baue des Wychuchol (oder Desman), der halb ein unterirdisches Erd- und halb Wasserleben führt, finden sich an Ufern von stehenden und fließenden Wassern. Die Röhren enden unter dem Wasserspiegel und sind bis 6 m lang. Der Kessel selbst liegt $1^1/_2$—2 m über dem Wasserspiegel. Nahrung ähnlich der unserer Spitzmäuse. Im Frühling werden 3—5 blinde Junge geboren. Wo er vorkommt, nicht selten und oft sieht man ihn, mit dem Rüssel über Wasser, in seinem Elemente sich tummeln. Vor nicht langer Zeit kamen jährlich in Rußland eine Fünftel Million Bisamfelle in den Handel, wofür per Stück 1 Rubel bezahlt wurde. Jetzt hat sich die Anzahl der auf den Markt gebrachten auf 10—15 000 Stück verringert.

Myogale pyrenaica Geoffr. Ähnlich der vorigen Art. Schwanz fast drehrund, etwas länger, nur am Ende zusammengedrückt. Ohne Moschusdrüse. Pelz oberseits dunkelbraun mit grünlichem Schimmer. Haare der Unterseite mit weißlichen Spitzen. ♀ größer als das ♂. Länge 25,5 cm (davon 14 cm Schwanz). Französische Pyrenäen, Nord- und Mittelspanien, Portugal. M. p. rufula Grælls aus Nordwestspanien, unterscheidet sich von pyrenaica gut durch Goldglanz des Pelzes (besonders im Wasser) und durch gelbliche Füße und gelblichen Schwanz. Von den Spaniern wird M. pyrenaica „Almizilero" genannt. Nach Aussage der Fischer der Forellenbrut schädlich.

Gattung: Talpa L., Maulwurf.

Vorderfüße zu robusten Grabschaufeln umgeformt. Schwanz mittelgroß. Gebiß mit 44 Zähnen.

Talpa europaea L., Maulwurf. Augen vorhanden, sehr klein, im Pelz versteckt. Nasenlöcher am Ende des quer abgestutzten nackten Rüssels. Vorderfüße zu mächtigen Grabschaufeln entwickelt, fünfzehig wie die Hinterfüße. Pelz samtig, schwarz, grau glänzend. Länge 17,3 cm (davon 3,3 cm Schwanz). Bewohnt fast ganz Europa, in Asien bis Japan. Fehlt in Irland, Nordschottland, Nordafrika. T. eur. brauneri Sat. ist die größte Form von T. europaea (bis zu einer Gesamtlänge von 18,8 cm) und zeichnet sich durch besonders starkes Gebiß und breiten Schädel aus. Südostrußland, Beßarabien, Podolien, Krim.

Der Maulwurf lebt fast ausschließlich unter der Erde. Wurde aber auch schon über Tag jagend beobachtet. Kessel weich ausgepolstert. Um den Kessel laufen 1—2 ringförmige Röhren, die miteinander und dem Kessel in Verbindung stehen. Von hier führt die 60 und mehr Meter lange Laufröhre ins Jagdgebiet. Täglich neu gegrabene Nahrungsröhren. Großer Fresser. Würmer, Larven usw. bilden die gewöhnliche Kost. Event. auch Mäuse, Frösche, Gelege usw. Kein Winterschlaf. Paarung März-April. 3—4 (7) Junge. In Feld und Wald nützlich. In Gärten nicht zu dulden wegen Wühlereien.

Talpa cæca Savi. Augen von der Körperhaut überzogen. Pelz der Kopfseiten, der Füße und des Schwanzes blasser, fast weiß. Länge 13,3 cm (davon 3 cm Schwanz). Vertritt T. europæa im Mittelmeergebiet (Südfrankreich, Italien, Dalmatien, Griechenland). Scheint in Spanien (Guadarrama, Segovia, La Granja) durch T. c. occidentalis Cabr. vertreten zu sein, einer kleineren Form (Gesamtlänge 12,6 cm) mit flacherem Schädel und sehr behaartem Schwanz und Füßen. Der Pelz ist schwarzbraun (das einzelne Haar dunkelsilbergrau mit brauner Spitze) mit silbrigem Glanz, zeigt im Wasser oberseits grünlichen, unterseits purpurnen Glanz. T. c. caucasica Sat. ist eine bis ungefähr 15 cm große Form, die sich durch Besonderheiten der Zahnbildung auszeichnet. Aus Nordkaukasien, Transkaukasien, vom Schwarzen Meer, Tiflis bekannt.

Talpa romana Thomas, zeichnet sich unter anderem von unserem gewöhnlichen Maulwurf durch besonders starkes Gebiß und von der Körperhaut bedeckte Augen aus. Seine größten Maße sind 15,5 cm (2,9 cm auf den Schwanz). Aus der Umgebung von Rom.

Ordnung: *Carnivora*, Raubtiere.

Sohlen- oder Zehengänger mit sehr stark entwickelten Eckzähnen. Backenzähne in Lücken- und eigentliche Backenzähne geschieden. 12 Schneidezähne.

Familie: Ursidæ, Bären.

Schwerer, massiger Körper. Schwanz im Pelz versteckt. Der dicke Kopf mit vorspringender Schnauze. Sohlengänger. Gebiß mit 42 Zähnen. Nur eine Gattung.

Gattung: Ursus L., Bär.

Untergattung: Thalassarctos Gray.

Ursus (Thalassarctos) maritimus Erxleben, Eisbär. Pelz weiß, im Alter gelblich. Die Jungen silberweiß. Kopf und Hals lang. Scheitel, Stirn, Schnauzenrücken liegen fast in einer Ebene. Fußsohlen mit Haaren bedeckt. Länge bis 2,75 m. Bewohnt in Europa die arktischen Gegenden. Durch spezifische Schädelformen zeichnen sich die europäischen Formen Th. spitzbergensis, sp. n. und Th. jenaensis, sp. n. von Spitzbergen aus.

Streift in seiner Heimat auf Festland und vereisten Meeresgebieten weit umher. Seine Jagd gilt in der Hauptsache den Robben, denen er an Eislöchern beizukommen sucht. Fängt Fische, stellt Vögeln und deren Gelegen nach, reißt Eisfüchse und Rener. Kommt an Aas (Walkadaver) und verschmäht Lemminge nicht. Schwimmt, taucht trefflich. Geht dem Menschen aus dem Wege, wenn nicht hart bedrängt oder angeschossen. Bärzeit in den Sommermonaten. Die Bärin läßt sich im Winter einschneien und wirft (8 Monate Tragzeit) etwa im Februar 1—3 äußerst kleine, wenig behaarte, blinde Junge. Während dieser Zeit zehrt sie von aufgespeicherten Körperfett. Kein Winterschlaf. Die Jungen wachsen rasch heran und begleiten bald die Mutter. Alljährlich werden an 200 Eisbären an russischen Küsten erbeutet. Die Decke wird an Ort und Stelle mit 75 Rubel bezahlt. Der Dressur und Zähmung zugänglich.

Untergattung: Ursus propr. dict.

Ursus arctos L., Braunbär. Sohlen nackt. Wechselt sehr nach Alter und Wohngebiet in Größe, Körperdimensionen, Form des Schädels und Farbe. Bis zu 2,50 m groß. Skandinavien und Rußland. U. arct. collaris Cuv. mit langem, grauschwarzem Pelz und dunkleren Extremitäten. Kopf hellbraun, mit breitem, hellem Kragen über der Schulter. U. arct. formicarius Eversm. mit rotbraunem Pelz und schwarzen Füßen (soll sich mehr mit Pflanzennahrung begnügen als die typische Form!); aus Norwegen. U. arc. meridionalis Middendorff ist sehr blaß im Pelz und unterscheidet sich vom Typ durch Schädel- und Zahnmerkmale. Südrußland, Kaukasien, Südsibirien. U. arct. alpinus Cuv. mit dichtem, langem, weichem, kastanienbraunem Fell, mit dunkleren Schultern, Rücken, Beinen. Gelb verwaschen an den Ohren, Kopfseiten und Flanken. Das erwachsene Tier behält den jugendlichen, weißen Kragen nicht. Alpen. Die Balkan- und Karpathen-Bären behalten den weißen Kragen im Alter. U. arct. pyrenaicus Cuv. Pelz braun, mit rötlichen Haarspitzen. Kopf dunkelgelb, Füße schwarz. Diese Form ist kleiner als die nordische. Spanien (nicht im Süden). Der Wert aller dieser Subspezies und vieler anderer scheint ein recht problematischer zu sein. Hat man doch im gleichen Gebiet, ja sogar im gleichen Wurf Bären gefunden, die in Färbung, Habitus und Kopfform hätten verschiedenen Formen angehören können. Die Akten über die Systematik der europäischen Braunbären sind noch nicht geschlossen.

Lebt in Wäldern der Gebirge und Ebenen. Reißt Haar- und Federwild (Hausvieh), frißt Fische, Insekten, Honig, Beeren, Pilze, Obst, Samen. Geht an Aas. Den Rest des Risses verscharrt er, um bei Hunger zu ihm zurückzukehren. Klettert gut, schwimmt vortrefflich. Zieht im Spätherbst ins Winterlager. Hat um diese Zeit 80 und mehr Kilogramm Feist sich zugelegt. Nach kurzem Fasten, letzter Entleerung schlägt er sich — nach

vielen Hin- und Wiedergängen — mit mächtigem Sprung ins weich gepolsterte Lager, wo er sich einschneien läßt. Unter starken Bäumen, Windbrüchen. Ein männlicher Bär hatte einmal sein Winterlager 11 m hoch in der Astgabel einer starken Fichte. Das Lager ist nach Süden offen. Bär und beschlagene Bärin liegen getrennt. Jungbären oft zusammen. Ende Winter häutet er hier die Sohlen und wirft die Bärin (Tragzeit 7 Monate) 2—3 (selten mehr) winzige (knapp 25 cm große) Junge.

Familie: Mustelidæ, Marder.

Bis mittelgroße Raubtiere. Füße 5zehig. Krallen kurz, teils halb zurückziehbar. Gebiß mit 32—38 Zähne. Ein Höckerzahn hinter dem Reißzahn.

Gattung: Meles Briss., Dachs.

An die Bären erinnernd. Kurzschwänzig. 38 Zähne.

Meles meles (L.), Dachs. Kopf weiß mit schwarzem, über die Augen und Ohren ziehenden Seitenstreif. Pelz lang und grob, oberseits weißlich graubraun (das einzelne Haar braun und grau geringelt) — Unterseite, Beine schwarz. Schwanz nur stummelförmig. Länge bis gegen 100 cm. Das ♀ ist kleiner. Nördliches- und Mitteleuropa. Ostwärts bis zum Kaukasus. Die Form M. meles britannicus Sat. besitzt größere Schädelbreite. Der Pelz ist oberseits etwas mit rotgelb verwaschen. Großbritannien. M. meles mediterraneus Barret-Hamilton hat helleren Pelz und bewohnt Südspanien.

Lebt — meist einzeln — in Wäldern usw., die an Kulturland grenzen. Verschläft den Tag, geht nachts seinen Geschäften nach. Sein oftmals jahrelang bewohnter Bau hat mehrere Röhren, die zum tieferen Kessel führen. Wühlt mit der Schnauze im Genist des Unterholzes und gräbt (sticht!) mit den Krallen der Vorderbeine den Boden nach Nahrung auf. Diese ist ähnlich der des Bären, nur daß er sich an entsprechend kleinere Beutetiere hält. Auch Beeren, Obst usw. Paarungszeit fällt in den Juli, August. Nach zirka 6 Monaten werden die 3—5 blinden, weißlichen Jungen geboren. Winters verläßt er monatelang den Bau nicht. In Deutschland seltener werdend.

Meles arcalus Miller ist etwas kleiner und heller als M. meles mit kleinerem Schädel und Zähnen. Seine Heimat ist Kreta.

Gattung: Gulo Storr, Vielfraß.

In der Erscheinung zwischen Marder und Bär stehend. Schwanz buschig. Füße plump. Sohlen behaart. Gebiß mit 38 Zähnen.

Gulo luscus (L.), Vielfraß. Die Farbe des Pelzes schwankt zwischen tiefem Schwarz bis rötlich, dunkel- und hellbraun. Von der Schulter erstreckt sich bis zur Schwanzwurzel ein helles Band. Der kurze Schwanz ist buschig behaart. Länge 95 cm (davon 15 cm auf den Schwanz). Bewohnt das zirkumpolare Europa. In Asien bis zum Altai. Bewohnt Tundren, Wälder, auch steiniges Gebirgsland. Nachttier. Bewegt sich schleichend, oder in unbeholfenen, doch fördernden Sätzen. Klettert meisterlich. Vom Lemming bis zum abgematteten Ren reißt er alles, holt sich die Wildhühner aus dem Schneelager, fängt Fische, Frösche. Verscharrt den Rest der Mahlzeit. Ranz- und Wurfzeit in verschiedenen Gegenden wahrscheinlich verschieden. Behm-Stockholm erhielt im Februar Junge aus Lappland. 2—3 blindgeborene Junge im Wurf. Verteidigt sich, in die Enge getrieben oder von Hunden gestellt, achtungsgebietend mit Fang und Pranken. Auf russische Märkte kommen jährlich etwa 2000 Bälge, die etwa je 16 Mark werten.

Gattung: Mustela L., Marder.

Körper schlank. Schwanz von zirka halber Körperlänge. Sohle rundlich. Krallen halb einziehbar. Gebiß mit 38 Zähnen.

Mustela martes L., Edelmarder. Pelz dunkel kastanienbraun. Oberbrust und Kehle orangegelb (oft bis weißlich verblaßt). Beine und Schwanz dunkler braun. Füße schwarz-

braun. Schwanz von halber Körperlänge, buschig. Länge 67,5 cm (davon 23 cm Schwanz). Nord- und Mitteleuropa. Östlich bis zum Kaukasus und zum Himalaja. M. martes latinorum Barret-Hamilton ist dunkler, mit leuchtender gefärbtem Brustfleck. Sardinien, Balearen.

Bewohnt Waldland, kommt seltener als der Steinmarder in Dörfer. Jagdschädlich, da er alles Getier reißt, welches er überwältigen kann. Nimmt auch Insekten, Obst usw. Außerordentlich gewandter Springer und Kletterer, der auch das flinkste Eichhörnchen zu Tode hetzt. Ruht tagsüber in Krähennestern oder Baumhöhlen. Ranzzeit Ende Winter. Um diese Zeit hört man ihn besonders viel fauchen und knurren. Die 2—7 (blind zur Welt kommenden) Jungen werden Anfang Frühling (März, April) in der wohl ausgefütterten Wochenstube (in Nestern und Baumhöhlen) geboren. Die Jungen zeigen noch nicht die schöne gelbe Kehle.

Mustela foina Erxl., Steinmarder. Vorigem sehr ähnlich. Pelz graubraun, mit reinweißer Brust. Wollhaar graulichweiß (beim Edelmarder gelblich!). Länge 66 cm (davon 23 cm Schwanz). Bewohnt ganz Europa mit Ausnahme Irlands, östlich bis zum Kaukasus. Häufiger als vorige Art. M. foina mediterranea Barret-Hamilton hat etwas gelblichen Kehlfleck, mit oberseits rötlich- bis sepiabraunem Pelz, und fast weißem Wollhaar und etwas dunklerem und buschigerem Schwanz. Andalusien, M. foina bunites Bate ist die kretensische Form mit dunklerem und einfarbigerem Pelz, oftmals mit angedeutetem Kehlfleck. In den Bergen bis 1300 m in die Höhe gehend.

Bevorzugt mehr die Nähe menschlicher Niederlassungen, kommt in Dörfer und Städte. Hier interessiert er sich zum Leidwesen der Menschen für dessen Geflügelställe, wo er unter Umständen bis auf das letzte Stück alles mordet. Sonst nützlich durch Fang aller Arten schädlicher Nager. Ebenso flinker und sicherer Kletterer als der Baummarder. Fortpflanzung ähnlich wie bei diesem. Ranzzeit etwas später.



Zobel.

Mustela zibellina L., Zobel. Pelz seidigweich, glänzend, braungelb. Im Winter dunkler (fast schwarz). Unterseits etwas blasser, besonders an der Kehle. Vorderkopf, Ohren fast weißlich. Schwanz kurz, buschig, von der Farbe des Rückens. Fußsohlen behaart, Zehenballen mit wolligem Filz bedeckt. Kopf kegelförmig. Ohren groß, spitz. Beine hoch, Füße groß. Länge 60 cm (20 cm auf den Schwanz). Nordrußland, von da ganz Sibirien. Es sind viele Färbungsverschiedenheiten (Formen?) nachgewiesen. Bewohnt hauptsächlich Schwarzwaldungen. Dämmerungs- und Nachttier. Tagsüber verborgen. Jagt mehr auf dem Boden und besteigt Bäume seltener als unsre deutschen Marder. Nahrung wie diese.

Ranzzeit fällt in den Februar. Nach etwa 9 Wochen werden die 2—6 blinden Jungen geboren. Wegen seines kostbaren Pelzes unerbittlich gejagt und teils ausgerottet. Wird in Schlingen und Fallen gefangen und geschossen. Auf russische Märkte kamen in letztvergangener Zeit alljährlich etwa 100 000 Bälge. Pro Balg wird heutzutage 200—400 Mark gezahlt. In neuester Zeit hat die russische Regierung eine mehrjährige Schonung angeordnet.

Gattung: Putorius Cuv., Iltis.

Beine weniger kräftig. Schwanz kürzer, weniger buschig als bei Mustela. Gebiß mit 34 Zähnen.

Untergattung: Lutreola Schinz.



Nörz.

Putorius (Lutreola) lutreola (L.), Nörz. Gestalt und Größe des Iltis, doch länger. Zehen durch starke Bindehäute verbunden. Ohren kurz, breit, fast versteckt im Pelz. Pelz dicht, dunkelbraun — bisweilen rötlich. Etwas heller unterseits. Läufe und Schwanzende schwärzlich, Gesicht schwarz. Oberlippenrand und Kinn weiß. Länge 48,5 cm (davon 13 cm Schwanz). In Deutschland, wenn auch selten, doch noch vorhanden. War früher weiter in Deutschland verbreitet. So in Holstein, Mecklenburg, Pommern, Schlesien, Braunschweig usw. Letzte verbürgte Nachricht: 3. IV. 09 in der Försterei Friedrichsfelde bei Schwenfainen (Ostpreußen). Soll in dem deutschen Naturschutzgebiet (Wilsede) noch vorkommen. Neuerdings aus Frankreich nachgewiesen (Tal der Loire in der Gegend von Nantes). Hauptsächlich östliches Europa. Oft mit dem Iltis verwechselt. In der Nähe von Gewässern, versteckt im Weiden- und Rohrdickicht. Schwimmt, taucht vortrefflich. Seine Nahrung besteht meist aus Wassertieren, Fischen, Fröschen usw., gelegentlich auch anderen Tieren, Gelegen. Die Ranzzeit soll in den März fallen, die 3—7 blinden Jungen 9 Wochen später geboren werden.

Untergattung: Putorius propt. dict.

Putorius putorius (L.), Iltis. Marderähnlich. Ohren von $^1/_3$ der Kopflänge. Pelz oberseits hellbraun bis rostfarbig mit gelblich verwaschenen Flanken, unterseits schwärzlich. Beine und Schwanz schwärzlich. Lippen, Kopfseiten, Kinn weißlich. Länge 53 cm (davon 15 cm Schwanz). ♀ meist stärker als die ♂. Mitteleuropa, von England (nicht in Irland) bis zum Kaukasus. Das allbekannte Frettchen (Albino-Iltis!) scheint von einer südlichen,

helleren Form abzustammen, deren Heimat Spanien oder Sardinien war. Seit alten Tagen zur Kaninchenjagd verwendet. P. putorius aureolus Barret-Hamilton hat ober- und unterseits dunkelbraunen Pelz bei dunkleren Beinen und Brust, die Ohren sind schmutzigweiß gerandet. Die helle Zeichnung des Kopfes sehr ausgedehnt. Spanien P. putorius manium Barret-Hamilton ist oberseits fast schwarz (mit fast weißem Wollhaar). Fast weiß sind auch Flecke im Gesicht und eine V-förmige Zeichnung, deren Spitze zwischen den Augen steht. Länge 56,3 cm (davon 15,5 cm Schwanz). Schweiz.

Macht keine besonderen Ansprüche an den Aufenthalt, doch liebt er die Nähe des Wassers und menschliche Ansiedlungen. Geht in der Dämmerung auf Raub aus. Dieser besteht aus Nagern aller Art, Kerfjägern, Schlangen, Fröschen, Schnecken, Fischen, Würmern, Insekten. Er dringt in Geflügelställe um zu rauben und wird jagdschädlich durch gelegentliches Reißen von Junghasen usw. Paarung fällt Ende Winter. Nach 9 Wochen werden im warmen Versteck 3—7 blinde Junge geboren. Die Albino-Form (Frettchen), die zur Kaninchenjagd benutzt wird, ist allgemein bekannt und seit dem Altertum gezüchtet.

Putorius eversmanni (Less.) ist dem Iltis ähnlich. Jedoch im Winter gelblichweiß, mit Ausnahme der Haarspitzen des Rückens, die schwarz bleiben. Gesicht, Kehle, Ohren sind weiß. Ein Fleck auf der Nase, die Umgebung der Ohren, Stirn graubraun. Brust, Unterleib, Beine und Schwanzspitze schwarz. Schädel breiter als beim Iltis. Länge 50,7 cm (15,2 cm auf den Schwanz). Südost-Rußland, Kaukasus. Von da bis Turkestan und Südsibirien.

Putorius sarmaticus (Pall.), Tiger-Iltis. Oberseits braun mit gelben Flecken Unterseite und Beine schwarz. Kopf schwarz und weiß quergestreift. Gesicht und Oberkopf schwarz. Ein weißes Stirnband zieht sich über die Augen nach den Halsseiten. Schwanz buschig mit schwarzer Spitze. Länge 46 cm (davon 15 cm Schwanz). Südrußland von Wolynien bis zum Kaukasus, die Gebiete zwischen Don und Wolga. Weiter bis Turkestan und Kleinasien. Soll menschliche Siedlungen meiden.

Untergattung: **Ictis Kaup.**

Putorius (Ictis) ermineus (L.), Hermelin. Schwanz länger als der Kopf. Pelz oberseits im Sommer kastanienbraun, unterseits weiß bis unter die Kehle. Ebenso Hals und Oberlippe. Unterseite der Wurzelhälfte des Schwanzes ist weiß, die zweite Hälfte oben und unten schwarz mit ebensolcher Endquaste. Winterkleid vollkommen weiß, mit schwarzer Schwanzspitze. Länge 38,8 cm (davon 8,8 cm Schwanz), Skandinavien und die arktischen Gebiete Europas. Östlich bis Sibirien. P. (Ictis) ermineus stabilis Barret-Hamilton kennzeichnet sich durch den in der Wurzelhälfte oberseits, wie unterseits einfarbigen Schwanz. Auch wird sein Pelz im Winter nicht vollkommen weiß. Unterseite ist weiß, stark mit Gelb verwaschen, scharf getrennt vom Braun des Rückenpelzes. Schwanz mit langem, schwarzen Pinsel. Füße teils oder vollkommen weiß. Großbritannien. P. (Ictis) ermineus ricinae Miller ist kleiner als vorige Form. — 35,9 cm (davon 10,5 cm Schwanz) und weiter durch Schädelmerkmale gekennzeichnet. Westküste Schottlands.

Bewohnt Gebüsch und Waldränder, Steinbrüche usw. Äußerst gewandt in allen Bewegungen. Schwimmt. Jagt (auch tagsüber) schädliche Nager, Reptilien, Insekten — aber auch Hasen, Kaninchen usw. In Geflügelställen kann es Verheerungen anrichten. Ranzzeit Ende Winter. Die 4—7 (manchmal mehr) blinden Jungen werden nach sechswöchentlicher Tragzeit geboren. Liefert geschätztes, wenn auch nicht kostbares Pelzwerk.

Putorius (Ictis) hibernicus Thomas et Barret-Hamilton steht in der Größe zwischen ermineus und nivalis. Farbverteilung der von nivalis ähnlich. Unterseite weiß oder nur schwach gelb überflogen. Auf der Brust verschmälert sich diese Farbe zu einem Streif. Diese dunklere Art wird selbst im Winter selten weiß. Länge 31,6 cm (davon 8,8 cm Schwanz). Irland. Ersetzt dort wahrscheinlich ermineus und nivalis.

Putorius (Ictis) boccamela Bechst., Sardisches Wiesel. Größer und mit längerem Schwanz als nivalis. Oberseits dunkler. Unterseits weiß, wellenförmig gegen die Rückenfarbe abgesetzt. Länge 27,9 cm (davon 7,9 cm Schwanz). ♀ kleiner. Manche Forscher glauben, daß es sich bei dieser Art nur um das ♂ von nivalis handle. Sardinien, Korsika,

Balearen. Vertritt dort ermineus und nivalis. P. (Ictis) bocc. caucasicus Barr.-Hamilton. Voriger Form ähnlich, wird aber im Winter weiß. Länge ♂ bis 36,8 cm (davon 8,8 cm Schwanz), ♀ 25,1 cm (davon 5,5 cm Schwanz). Bewohnt den Kaukasus bis 4000 m Höhe und Kleinasien.

Putorius (Ictis) nivalis L., Wiesel. Im Winter weiß wie ermineus, aber ohne schwarze Schwanzquaste. Nur einige Haare am Schwanzende bleiben braun. Im Sommer oberseits kastanienrotbraun, unterseits weiß. Schwanz wie der Rücken, ohne schwarze Spitze. Länge 20,8 cm (davon auf den Schwanz 3,8 cm). Nordeuropa, hauptsächlich Nordskandinavien. P. (Ictis) nivalis vulgaris Erxl. ist die in Deutschland (Mitteleuropa) heimische Form, die oberseits zimtbraun, wellig gegen die weiße Unterseite abgesetzt ist. Die ♂ haben breiteren Schädel und messen bis 35 cm (davon 6,5 cm Schwanz), die ♀ nur bis 24,5 cm (davon 5 cm Schwanz). Wird im Winter nicht weiß. Aus den Schweizer Alpen sind jedoch Stücke bekannt, die vollständig weiß geworden waren (P. pusillus major). P. (Ictis) nivalis minutus Pomel ist eine nur 17,6 cm (davon 2,6 cm Schwanz) große Form aus Mittelfrankreich, wo sie zusammen mit nivalis vulgaris vorkommt. P. (Ictis) nivalis meridionalis Costa mit fahlgelb verwaschener Unterseite, aus der Gegend von Verona, Genua und aus Süditalien bekannt. P. (Ictis) nivalis ibericus Barret-Hamilton aus Sevilla mit ausgeprägt scharfer Trennungslinie der beiden Körperfarben und ebenfalls gelb verwaschener Unterseite. P. (Ictis) nivalis dombrowskii Matsch. größer als vulgaris, Oberseits dunkelbraun mit einem weißlichen Fleck am vorderen Ohrrand. Schwanz mit längeren Haaren. Von der mittleren und unteren Donau (Rumänien). P. (Ictis) nivalis siculus Barret-Hamilton, gekennzeichnet durch den besonders langen Schwanz (Körperlänge 25 cm, Schwanzlänge 9 cm) und die gelb bis orange verwaschene Unterseite. Füße weiß. Sizilien, Palermo, Marsala und Westalgier. P. (Ictis) nivalis galinthias Bate von Kreta, wo diese Form häufig ist, unterscheidet sich von siculus durch eine schmale weiße Linie auf der Oberlippe. P. (Ictis) nivalis dinniki Satunin ist oberseits hellkastanienfarbig. Oberlippe, Schnauze, Unterseite und Innenseite der Beine reinweiß. Die Sohle der Vorderfüße weiß behaart. Die Unterseite der Zehen von Vorder- und Hinterfüßen braun behaart. Die weißen, langen Krallen in den Haaren versteckt. Länge 27,7 cm (davon 6,7 cm Schwanz). Südrußland. P. (Ictis) nivalis subpalmatus Hemp. et Ehrenb. ist eine große Form von 28,5 cm bis höchst 40,5 cm (davon 8,5—10,5 cm Schwanz) mit orangegelbem Unterleib, dessen Farbe wellig gegen die Oberseite abgesetzt ist. Malta und Ägypten.

Aufenthalt ähnlich dem des Hermelins. Wie dieses ein großer Räuber, welcher sich an die gleichen Beutetiere hält, selbst Hasen unter Umständen, trotz seiner Kleinheit, überwältigt. Ranz- und Wurfzeit scheinen nicht an bestimmte Monate gebunden. Nur ein Wurf mit 3—8 Jungen. Wie beim Hermelin überwiegt die Zahl der ♂ über die ♀.

Gattung: Lutra Erxl., Otter.

Zehen durch Schwimmhäute verbunden. Schwanz flach. Kopf breit, Ohren im Pelz versteckt. Gebiß mit 36 Zähnen.

Lutra lutra (L.), Fischotter. Pelz oben rötlichbraun, unten weißlich oder grau. An den Lippen und am Kinn verwaschene, weißliche Flecken. Jüngere Tiere mehr graubraun gefärbt. Länge bis 150 cm (bis 45 cm auf den Schwanz). Er bewohnt ganz Europa, Nord- und Mittelasien. Östlich bis Japan. Von den Mittelmeerinseln bewohnt er nur Sizilien und Korfu. Hält sich an die Ufer fisch- und krebsreicher Gewässer. Außer Fischen und Krebsen, stellt er auch Fröschen, Vögeln, Gelegen, kleinen Nagern nach. Der verursachte Schaden leider oft sehr groß. Seine Sinne sind vortrefflich. Schwimmer und Taucher. Klettert ungeschickt. Seine Jagd beginnt mit Einbruch der Dämmerung Ende Winter fällt meistens die Ranzzeit, doch nicht an diese Zeit gebunden. Nach 9 Wochen werden 2—4 gelblich weiße, 9 Tage blinde Junge geboren. Der Otter wird leicht zahm und sehr liebenswürdig.

Familie: Viverridæ.

Schlanke Tiere, Verbindungsglied zwischen Mardern und Katzen. Zehengänger. 5 Zehen. Schwanz von etwa Körperlänge. Gebiß mit 40 Zähnen.

Gattung: Genetta Cuv.

Höher auf den Läufen als folgende Gattung. Zehengänger. Pelz gefleckt. Schwanz geringelt.



Ginsterkatze.

Genetta genetta vulgaris Lesson, Ginsterkatze. Krallen halb einziehbar. Körper sehr schlank. Pelz kurz, dicht, glatt. Oberseits grau, gelb überlaufen — besonders am Kopf. An den Seiten 4—5 Fleckenreihen von dunkelrotbrauner Farbe. Die Flecken der ersten und zweiten Reihe fließen in der Lendengegend bandförmig zusammen. Ein weißer Fleck unter dem Auge. Stirn und Nase rotbraun. Schwanz mit zirka 10 schwarzen Ringen und schwarzer Spitze. Länge etwas über 100 cm (zirka 43 cm auf den Schwanz). Aus dem westlichen Frankreich bis zur Rhone. Im Norden bis zum Dépt. de l'Eure. G. genetta melas Graells unterscheidet sich von voriger Form durch die hellere Farbe (hell aschgrau), die Anzahl der Schwanzringe (9, seltener 10) und weiße Schwanzspitze. Bewohnt das Tal des Guadalquivir von der Sierra Morena bis zum Atlantischen Ozean. G. genetta peninsulæ Cabrera. Pelz lang und dicht. Weißgrau, trübgelb verwaschen, an den Seiten mit 5 unregelmäßigen Fleckenreihen. Der an der Wurzel sehr starke Schwanz trägt 8 schwarze Ringe. Schwanzspitze unten hell, oben schwarz. Die Sohlen der Vorderfüße tiefschwarz. Länge 90 cm (42 cm auf den Schwanz). Mittelspanien und Kastilien. G. genetta balearica Thomas ist etwas größer als vorige, heller grau, ohne gelblichen Anflug. Die dunklen Flecken sehr deutlich, Rücken- und Weichenflecke mehr rund als länglich. Länge etwa 1 m (etwa 48 cm Schwanz). Bewohnt die Balearen (vielleicht auch das spanische Festland).

Genetta afra Cuv. Der Pelz hellgrau, ohne gelben Anflug. Flecken in regelmäßigen Längslinien über Rücken, Weichen und Schenkel laufend. Kopf, Hals, Vorderfüße und Unterseite hellgrau. Schnauze mit zwei dunklen Flecken. Schwanz mit 11 weißen (resp. 10 schwarzen) Ringen. Portugal (auch in Marokko und Algier).

Die Ginsterkatze bewohnt Gebirge und Ebenen. Liebt buschreiche, feuchte, zerklüftete Örtlichkeiten. Bewegungen von unnachahmlicher Grazie. Dämmerungs- und Nachttier.

Raubt kleine Nager, Vögel, Gelege, Insekten. Kommt wie der Marder in Hühnerställe und Taubenschläge und mordet wie dieser. Über Freileben ist wenig bekannt.

Gattung: Herpestes Illiger.

Niedrig auf den Läufen. Fast Sohlengänger. Pelz im ganzen einfarbig. Gebiß mit 40 Zähnen.



Europäischer Ichneumon.

Herpestes widdringtoni Gray, Europäischer Ichneumon. Pelz kurz, auf dem Rücken verlängert, Vorderhals und Unterleib fast nackt. Grau mit lichterer Sprenkelung. Kopf und Rücken dunkler. Nase, Füße und Schwanzspitze schwarz. Krallen nicht einziehbar. Länge 110 cm (50 cm auf den Schwanz). Südspanien, Sierra Morena (Nordafrika, Palästina). Bewohnt Rohrdickichte und die mit Esparto-Riedgras bestandenen Ebenen. Ähnlich seinen afrikanischen Verwandten ein scheues, vorsichtiges Raubtier, das allerhand Warmblütler, Reptilien, Würmer und vielleicht Früchte verzehrt. Von seinem Freileben ist wenig bekannt.

Familie: Canidæ, Hunde.

Zehengänger mit nicht einziehbaren Krallen. Kopf verlängert, zugespitzt. 42 Zähne. Im Ober- und Unterkiefer je 2 Höckerzähne hinter dem Reißzahn.

Gattung: Canis L., Hund.

Körper hochgestellt auf schlanken, sehnigen Beinen. Schwanz von ein Drittel Körperlänge. Pupille kreisrund.

Untergattung: Canis propr. dict.

Canis lupus L., Wolf. Pelz fahlbraun und grau verwaschen. Unterseite schmutzigweiß. Länge bis 1,70 m (40 cm auf den Schwanz). War früher über ganz Europa verbreitet. Aus Mitteleuropa verdrängt. C. lupus lycaon Erxl. ist eine schwarze (dunkelgraue) Form mit silberweißen Haarspitzen aus den Pyrenäen und dem Kaukasus genannt worden. Wahrscheinlich handelt es sich dabei aber lediglich um eine melanistische Form, die überall auftreten kann. Die bekannten Stücke sollen kleiner als die der gewöhnlichen Form sein. C. lupus signatus Cabr. mit rötlicherer Schnauze. Das Weiß der

Kehle zieht sich noch über die Wangen. Mittelspanien. C. lupus deitanus Cabr. ist kleiner als der Typ. Unterseits fahlrot — nicht weißlich. Lippen und Kehle weiß. Schwanz mit schwarzer Spitze und solchem Band auf der Oberseite. Schulterhöhe 58 cm (gegen 65 cm beim Typ). Südostspanien.

Bewohnt Wälder, Steppen, Gebirge usw. Einzeln, Winters gesellig. Ranzzeit Januar-Februar. Nach 9 Wochen werden an sicherem Ort 3—5 (9) Junge geboren. Der Rüde teilt selten die Familiensorgen der Fähe. Reißt Rehe, Rot-, Elchwild, Hasen, Füchse, Sauen, Geflügel. Auch alle Haustiere. Geht an Aas und an Tote seines Geschlechts. Äußerst vorsichtiges Raubtier. In Deutschland noch manchmal von Rußland nach Ostpreußen einwechselnd.

Untergattung: **Thos Oken, Schakal.**

Canis (Thos) aureus L., Schakal. Pelz oberseits dunkelrostfarbig, weiß und grau gemischt. Rücken und Schwanz dunkler, mit schwarzen Haaren. Unterseite und Innenseite der Läufe schmutzigweiß. Kehle weißlich. Länge bis 108 cm (davon 27 cm Schwanz). Dalmatien (die Form von hier wurde C. (Thos) aureus dalmatinus Wagner genannt — Slano im Bezirk Ragusa, Sabbioncello, Curzola). Im Norden und Osten von Konstantinopel, Südrußland, Krim, Kaukasus. Weiter in Vorderasien (und Nordafrika?). C. (Thos) aureus moreoticus Geoffr. mit grauer Schabracke auf dem Rücken, Füße, Kopf rostfarbig. Von gleicher Größe wie der Typ. Griechenland, Halbinsel Morea.

Bewohnt Steppengegenden, Flußniederungen, die genügend Unterschlupf bieten. Nächtliches, gesellig jagendes Raubtier. Reißt, was er erwischen und überwältigen kann. Auch Haustiere. Frißt ebenso Aas, Muscheln, tote Fische usw. Beeren, Obst. Bekannt sind sein abendliches, nächtliches Heulen und seine Zudringlichkeit und Frechheit. Ranzzeit im Frühling. Nach 9 Wochen werden 5—8 Junge geboren.

Gattung: Vulpes Briss, Fuchs.

Läufe weniger hoch als bei Canis, Schwanz keulenförmig, buschig, etwas länger als der halbe Körper. Die schief gestellte Pupille länglichrund. Zähne schwächer als bei voriger Gattung.

Vulpes vulpes (L.), Fuchs. Oberseits und Außenseite der Läufe gelbrot. Unterseits, Innenseite der Läufe, Oberlippen, Wangen weiß. Schwanz oberseits braunrot, unterseits rotgelb mit weißer (seltener brauner) Spitze. Ohren außen schwarz. Der Winterpelz oberseits weißlich verwaschen (oder ganz weiß: C. albus Schreb.). [Als Varietäten sind zu nennen: alopex L. mit dunklerer Oberseite, schwarzen Füßen und Schwanzende. crucigera Briss. mit dunklem Rückenstreif, dunklen Schultern und weißem Schwanzende.] Länge: zirka 1 m (davon bis 35 cm Schwanz). Bewohnt Europa und Asien. V. vulpes melanogaster Bonap. ist ausgezeichnet durch im Winter schwärzliche, sommers weiße Kehle, Brust und Innenseite der Läufe. Italien, Sizilien, Dalmatien. V. vulpes ichnusæ Miller ist eine kleinere auf Sardinien vorkommende Form von etwas bunterer Färbung (Variationen von roten und braunen Tönen). V. vulpes silaceus Miller, aus Spanien, ist eine ebenfalls buntere Form mit fahlroten, ockergelben und grauen Farbtönen. Der Schwanz ist hellgrau, bräunlich überflogen, mit weißem Ende. Etwas größer als der Typ.

Bewohnt Waldungen der Gebirge und Ebenen. Tagsüber meist im selbstgegrabenen oder vorgefundenen (z B. Dachs-) Bau (mit vielen Röhren, die zum „Kessel" führen). Speisezettel vielseitig. Von der Maus bis zum Rehkitz. Vögel (Hausgeflügel!!), Insekten, Schnecken, Aas, Obst — auch Abfall, Pferdemist usw. Ranzzeit Ende Winter. Die 3—9 Jungen werden meist im April geworfen. Außer der Ranzzeit meist einzeln lebend. Seit alters her als schlaues, begabtes Tier bekannt.

Vulpes corsac (L.), Steppenfuchs. Kleiner als V. vulpes (76 cm, davon 26 cm Schwanz). Ohren spitz, innen weiß, außen hellrostfarbig. Oberseite blaßfahlrot. Schnauze, Kehle, Unterseite, Innenseite der Läufe gelblichweiß. Ein Strich von den Augen zu den Nasenlöchern braun. Beine und Füße fahlrot. Winterkleid heller. Der dicht behaarte Schwanz mit schwarzer Spitze. Südrußland bis zur Wolga, von da bis nach Turkestan. Steppentier.

Benutzt häufig Bobac-Baue als Unterschlupf. Freileben wenig erforscht. An 10000 Felle kommen jährlich auf russische Märkte.

Vulpes karagan (Erxl.). Vorigem ähnlich. Pelz oberseits graulichrot-wolfsfarbig. Ein Büschel weißer Haare vor den Ohren. Ohrspitzen schwarz. Südrußland, nordwestliches Kaspigebiet, Turkestan, Sibirien. Seltener als voriger, von vielen Forschern nur als Spielart angesehen.

Vulpes lagopus (L.), Eisfuchs. Sommerpelz schieferblau, Winterpelz reinweiß mit buschiger Rute. Sohlen behaart. Färbung der Jungen während des Wachstums sehr variabel. Länge bis 100 cm (35 cm auf den Schwanz). Arktisches Europa (Lappland, Nordrußland, Sibirien). V. lagopus spitzbergensis (Barret-Hamilton) ist eine kleinere Form von Spitzbergen, Nowaja Semlja, den nachbarlichen Inseln, Island (im Winter). V. lagopus fuliginosus (Mack.) ebenfalls eine kleinere Form mit spitzer Schnauze und höheren Läufen. Der Pelz von hellbraun, graublau bis schwarz variierend. Im Winter soll er nicht weiß werden. Island.

Gesellig. Selbstgegrabene oder vorgefundene Höhlen bewohnend. Nahrung (Lemminge!) ähnlich der unseres Fuchses, auf seine nordische Heimat übertragen. Ranzzeit im März-April. Im Wurf befinden sich 4—9 (12) blinde Junge. Bekannt dreistes Tier, vor dem nichts einigermaßen Genießbares sicher ist. Schleppt aus Zelten selbst Ungenießbares weg. Auf den Pribylow-Inseln, Long Island, Semidi-Inseln, Uganak sind Fuchsfarmen errichtet worden.

Familie: Felidæ, Katzen.

Zehengänger mit nur 4 Zehen an den Hinterfüßen. Krallen lang, einziehbar. Kopf rund, kurz. Pupille senkrecht, elliptisch. 30 Zähne. Nur im Oberkiefer ein kleiner Höckerzahn hinter dem Reißzahn.

Gattung: Felis L., Katze.

Ohren meist ohne ausgesprochenen Haarpinsel, dreieckig, groß. Schwanz groß, meist über halbe Körperlänge. Letzter unterer Backenzahn zweigespitzt.

Untergattung: Felis propr. dict.

Felis silvestris Briss., Wildkatze. An der Sohle des Hinterfußes ein rundlicher schwarzer Fleck. Pelz oberseits rostgelblichgrau mit dunklerer Rückenlinie und unregelmäßigen Querstreifen. Kopf mit fünf schwarzen Streifen zwischen den Ohren, die sich in den Nacken verlieren. Schwanz mit 7—9 schwarzen Ringen und schwarzem, verdicktem Ende, gleichmäßig und dicht behaart. Vorderfüße mit dunkler Querstreifung. Ohrspitzen schwarz, Kinn weiß. Wangen mit zwei zusammenlaufenden schwarzen Binden. Länge 90 cm (davon 30 cm Schwanz). Bewohnt Nord- und Mitteleuropa (nicht Irland!). Östlich bis zum Kaukasus. F. silvestris morea Reichenb., weniger deutlich quergestreift und mit besonders deutlichen und schmalen schwarzen Schwanzringen und solcher Spitze. Pelz mehr isabellfarben. Länge wie der Typ, etwas schlanker. Griechenland. F. silvestris caucasica Sat. eine viel heller gefärbte Form mit 3 schwarzen Schwanzringen und solcher Schwanzspitze. Pelz aschgrau (oder mit gelb verwaschen) mit dunklerer Rückenmitte. Sohle gelblichgrau. Kaukasus, Südrußland.

In einsamen großen Waldungen. Ende Winter die Ranzzeit, mit viel Geschrei und Gezeter. Zu dieser Zeit treffen sich die sonst einsam lebenden Tiere. Nach 8—9 wöchentlicher Tragzeit werden im Versteck (auch in verlassenen Fuchs- oder Dachsbauen) 4—6 blinde Junge geboren. Von der Maus bis zum Rehkitz, vom Kleinvogel bis zum Rauhfußhuhn fällt ihr alles zur Beute. Ihre Sinne sind ausgezeichnet. Angeschossen, oder in die Enge getrieben, selbst dem Menschen nicht ungefährlich.

Felis grampia Miller wurde eine dunklere Art aus Schottland benannt. Die Allgemeinfarbe ist brauner als bei silvestris, ohne den weißlichen Anflug dieser Art.

Felis tartessia Miller ist größer und dunkler als silvestris. Schädel und Zähne sind besonders stark entwickelt. Bewohnt Spanien.

Felis ocreata sarda Lataste. Unterscheidet sich von der gewöhnlichen Wildkatze durch den längeren, schwächeren, sich etwas verjüngenden Schwanz (mit 3 dunklen Ringen und

solcher Spitze), durch die rötlichen Ohren, das Fehlen der schwarzen Rückenlinie und durch die angedeuteten Haarpinsel (bis 1 cm) der Ohren. Etwas größer als silvestris. Bewohnt Sardinien. Küstenstriche von Mittelitalien (Toskana). Der Typus dieser Unterart findet sich mit weiteren Unterarten in Afrika. F. ocreata agrius Bate unterscheidet sich von voriger Unterart durch die dunklere und deutlichere Zeichnung und Färbung des Pelzes. Bewohnt Kreta und soll sich dort häufig mit der Hauskatze fortpflanzen.

Untergattung: **Catolynx Severtzow.**

Felis (Catolynx) chaus Güld., Sumpf-Luchskatze. Schwanz über ein Drittel Körperlänge, gegen das Ende verjüngt, mit 2—3 dunklen Ringen und schwarzer Spitze. Ohren groß, spitz mit schwarzem Ende und kurzem, schwarzen Pinsel — außen rötlich, innen weiß. Oberseite einfarbig gelbgrau, undeutlich dunkler gewellt. Unterseite blaßrostgelb. Beine rostgelb mit dunklen Querbinden. Fußsohle schwarz, dicht behaart. Länge 90 cm (davon 25 cm Schwanz). Nordosten des Kaukasus, Talyschgebiet. Turkestan, Persien, Kleinasien. Bewohnt sumpfige Niederungen. Raubt auch tagsüber (Hasen, Hühnervögel). Ranzzeit wahrscheinlich Februar. 3—5 blinde Junge im Wurf.

Gattung: Lynx Kerr, Luchs.

Ohren mit ausgebildeten Haarpinseln. Schwanz kurz, höchstens ein Viertel Körperlänge. Beine hoch. Backen von Bart umrahmt.

Lynx lynx (L.), Luchs. Pelz hellrostgelblichrot, braun gefleckt. Backenbart weiß, mit dunklen Streifen und Flecken. Ohren blaßgrau, an der Wurzel schwarz, mit schwarzer Spitze und Pinsel (bis 5 cm). Schwanz rostgelb, die beiden letzten Drittel schwarz, unterseits weiß. Unterseite blaßaschgrau, mit rostfarbenen Flecken und Querstreifen auf der Innenseite der Schenkel. Leib kurz, auf hohen Läufen. Winterpelz länger als der Sommerpelz. Länge 1,30 m (davon 25 cm Schwanz). Früher weit in Europa verbreitet. Bewohnt regelmäßig noch Skandinavien, Rußland, Siebenbürgen, das ungarische Bergland, weiter Griechenland, Gebirge Südeuropas. Sibirien, östlich bis Sachalin. In Mitteleuropa ausgerottet. Bewohnt einsames Waldland. Jagt erst in der Dämmerung. Seine Beute ist Haarwild (vom Steinwild und Rotwild bis zum Hasen) und Federwild aller Art. Verscharrt den Rest seines Risses. Ungesellig. Ranzzeit im Februar. Nach 11 Wochen werden 2—3 blinde Junge geboren. Jung gefangen kann er sehr zahm werden.

Lynx cervaria (Temm.), Hirschluchs. Hat kurze schwarze Ohrpinsel. Pelz blaß, graurötlich. Unterseite weiß, mit zerstreuten dunklen Linien. Oberseite mit drei Längsreihen deutlich begrenzter, schwarzer Flecke. Schwanz rostfarbig mit 4 undeutlichen Ringen. Schwanzspitze schwarz. Im Winter ist der Pelz mehr graugelb, weißlich gemischt. Diese Art wird nur zirka 120 cm (davon 18 cm Schwanz) groß. Aus Ost- und Südrußland, Ural, Kaukasus bekannt.

Untergattung: **Eucervaria Palmer.**

Lynx (Eucervaria) pardina (Oken), Parderluchs. Vom Gemeinen Luchs durch geringere Größe und kürzeren, gefleckten (nicht geringelten) Schwanz, bei dem nur das äußerste Ende schwarz ist, unterschieden. Pelz hellrostrot, mit kleinen, dunklen rundlichen Flecken. Unterseite und Innenseite der Beine aschgrau mit größeren und dunkleren Flecken als die Oberseite. Backenbart stark entwickelt. Italien (Kalabrien), Korsika, Sardinien, Sizilien, Griechenland, Kaukasus.

Lynx (Eucervaria) pardella Miller, aus Portugal und Spanien, hat hellrostgelben, schwarzgefleckten Pelz. Der Schwanz ist schwarzgefleckt und besitzt kein schwarzes Ende. Beide letzten Arten sollen im Gegensatz zum nordischen Luchs unbehaarte Sohlen besitzen. Größe wie voriger.

Ordnung: *Pinnipedia*, Flossenfüßer.

Körper spindelförmig. Gliedmaßen zu Flossen umgewandelt, kurz. Ohrmuschel rudimentär oder fehlend. Gebiß raubtierähnlich.

Familie: Odobænidæ.

Weit aus dem Maul ragende Eckzähne im Oberkiefer. Hinterfüße nach vorn stellbar, für den Gebrauch auf dem festen Boden.

Gattung: Odobænus Brisson.

Kein äußeres Ohr. Gebiß mit 18 Zähnen. Backenzähne stumpf, mit Kauflächen.

Odobænus rosmarus (L.), Walroß. Körper plump. Schnauze aufgetrieben mit starren Borsten. Augen klein. Schwanz verkümmert und zugespitzt. Füße kurz, breit. Die Zehennägel erreichen die Spitze nicht. Pelz hellfahlbraun, bräunlich oder rotbraun. Länge bis 4 m. Die Stoßzähne bis 62 cm. Diejenigen des ♀ kleiner. Heimat das Nördliche Eismeer, Küste von Spitzbergen, Nowaja Semlja, Bäreninsel. Verirrte sind bis an die Küsten Schottlands und Irlands gekommen. Gesellig lebend. Ihre Ruhe halten sie in mehr minder großen Herden auf dem Eis. Beim Klettern bedienen sie sich mit Geschick der großen Eckzähne. Stimme ein tiefes Brüllen. Nähren sich von Muscheln, Würmern, Fischen usw. Paarungszeit im Frühjahr. Ernsthafte Fehden zwischen den ♂ ♂. Trächtigkeitsdauer 9 (?) Monate. Das eine Junge wird auf dem Eis geboren, und von der Mutter wütend gegen Feinde, selbst Eisbären verteidigt. Durch die rücksichtslose Verfolgung (Elfenbein!) seinem langsamen Untergang entgegengehend.

Familie: Phocidæ.

Eckzähne klein. Hinterfüße nach hinten gerichtet, zum Gehen unbrauchbar.

Gattung: Cystophora Nillson.

Zwischen Augen und Nasenspitze beim ♂ ein aufblähbarer, längsgekielter Hautsack. Nägel stark. Gebiß mit 30 Zähnen. Backenzähne mit einfacher Wurzel und einspitzig.

Cystophora cristata (Erxl.), Klappmütze. Pelz hellgrau mit dunklen Flecken (seltener bläulichschwarz, heller nach den Seiten und Unterseite, mit unregelmäßiger weißlicher Fleckung). ♂ mit auftreibbarem Luftsack zwischen Augen und Nasenspitze. Länge bis 2,40 m. ♀ kleiner. Polarmeere (Spitzbergen, Weißes Meer). Junge Tiere im Winter oftmals an den Küsten Großbritanniens. Gehört zu den kampflustigsten Robben. Nimmt leicht den Verfolger an. Ihr Freileben ist wenig gekannt. Im April 1 (—2) Junge, die reinweiß geboren werden.

Gattung: Monachus Flem.

Vorderfüße kurz, äußerste Zehe am längsten. Nägel platt, stumpf, klein. Der kurzhaarige Pelz ohne Wollhaar. Gebiß mit 32 Zähnen. Backenzähne einspitzig.

Monachus albiventer (Bodd.), Seemönch. Pelz kurz, dicht. Oberseits schwarz, unten weiß oder gelblichgrau, scharf gegen die Farbe der Oberseite abgesetzt. Länge bis 3,30 m. Mittelmeerküsten, Schwarzes Meer. Außerhalb Gibraltar findet er sich bis Madeira und den Kanarischen Inseln. Auf den Illyrischen Inseln (Adria) lebt eine größere Anzahl.

Gattung: Halichœrus Nills.

Schnauze spitz, verlängert. Gebiß mit 34 Zähnen. Backenzähne (bis auf die beiden letzten) mit großer, einspitziger Krone.

Halichœrus grypus (Fabr.), Kegelrobbe. Pelz beim ♂ grau mit dunklen Flecken, oder ganz schwarz. Unterleib heller, dunkel gefleckt. ♀ einfarbig hellgrau. Nördlicher Atlantischer Ozean. Ostsee, hier teils häufiger als der gemeine Seehund. Lebt in kleineren Gesellschaften als der gewöhnliche Seehund, mit Vorliebe an felsigen Küsten. Scheu. Wurfzeit in der Ostsee: Februar-März, im Atlantischen Ozean: September-Oktober. Meist nur ein Junges. Verträgt die Gefangenschaft gut.

42*

Gattung: Phoca L.

Kopf kurz, rundlich. Füße mit starken Krallen. Gebiß mit 34 Zähnen. Backenzähne 3—5spitzig, mit Ausnahme des ersten im Ober- und Unterkiefer zweiwurzelig.

Untergattung: Erignathus Gill.

Phoca (Erignathus) barbatus Fabricius, Bartrobbe. Kopf breit, gegen die Nase zu kaum schmäler werdend. Pelz oberseits grau, Rückenmitte dunkler, ungefleckt. Unterseite weißlich. Barthaare sehr lang und stark. Länge bis 3 m. ♀ kleiner. Polarmeere, Skandinavien, Island, Rußland. Verschiedentlich im Kanal und an den Küsten Frankreichs vorgekommen.

Untergattung: Phoca propr. dict.

Phoca vitulina L., Gem. Seehund. Kopf rund mit breiter Schnauze. Pelz gelblichgrau mit bräunlichen und schwärzlichen Flecken. Unterseite gelblichweiß mit bräunlichen Flecken. Länge bis 2 m. Nördliche Küsten des Atlantischen Ozeans, die arktischen Meere bis Grönland und Spitzbergen. Südlich bis Portugal. Manchmal in den Flußmündungen heraufziehend (während eines strengen Winters einmal bis Orleans gekommen). Auch an den beiden Küsten von Nordamerika. Lebt in größeren Gesellschaften an flachen, sandigen Küsten. Nahrung besteht in Fischen, Krebstieren usw. Paarungszeit im September. Im Juni ein Junges. Gehör ausgezeichnet entwickelt. Bellt. In Gefangenschaft leicht zahm werdend, wenn es gelingt ihn einzugewöhnen.

Untergattung: Pagophoca Trouessart.

Phoca (Pagophoca) grœnlandica Fabr., Sattelrobbe. Dem gem. Seehund ähnlich. ♂ hellgrau mit großem, halbmondförmigen Fleck, der sich von der Schulter bogenförmig zur Schwanzwurzel zieht. Schnauze bis zu den Augen schwarz. Unterseite weißlich. Länge bis 2 m, ♀ kleiner. Bewohnt die arktischen Meere. Grönländische u. sibirische Küsten, Island, Spitzbergen. Teils in großen Herden. In deutschen Gewässern selten, doch mehrfach in der Nordsee beobachtet. Im März 1896 kam ein tragendes ♀ die Elbe und Moldau hinauf und wurde in Dessau gefangen, wo es in einem Gartenbassin ein Junges warf.

Untergattung: Pusa Scop.

Phoca (Pusa) hispida Schreb., Ringelrobbe. Gestalt schlanker. Kopf kleiner mit spitzerer Schnauze. Pelz bräunlichschwarz mit länglichrunden, weißlichen Ringflecken. An den Seiten heller. Unterseite gelblichweiß. Nase und Augengegend schwarz. Schnurrhaare und Nägel dunkel. Länge bis 1,80 m. ♀ kleiner. Nördliches Polarmeer. Spitzbergen, Nowaja Semlja, Finnland, Nordrußland, Norwegen, Großbritannien (Schottland, Norfolk), wo sie heute selten geworden. Verirrte im Kanal. Einige Unterarten sind unterschieden: Ph. (Pusa) hispida annelata Nilsson, eine in drei Färbungsvariationen vorkommende Form, die im Bottnischen Meerbusen und an den baltischen Küsten heimatet. Ph. (Pusa) hispida saimensis Nordquist mit dickerem Kopf, grauschwarzer Oberseite und weißen Flecken an Seiten und Unterseite. Länge 1,50 m. Auf einigen Seen Südostfinnlands. Ph. (Pusa) hispida ladogensis Nordquist mit schmalerem Schädel als vorige und schwarzer Oberseite mit undeutlichen hellen Flecken an den Flanken. Variiert stark. Länge 1,50 m. Ladoga-See. In der Newa gefangen. Ph. (Pusa) hispida caspica (Gmelin) mit länglichem, schmalerem Schädel, Oberseite und Seiten blaßgraubraun mit unregelmäßigen, gelblichen Ringflecken. Unterseite gelblich. Schnurrhaare hellgelblich. Länge bis 1,80 m. Kaspisches Meer (hauptsächlich im Nordost).

Lebensweise der des gemeinen Seehunds ähnlich, hält sich aber mehr an das Küstengebiet. Paarung im Mai-Juni. Ein (selten zwei) Junge werden im März — nicht selten in Eislöchern — geboren.

Ordnung: *Rodentia,* Nagetiere.

Kleinere, meist pflanzenfressende Tiere. Im Ober- und Unterkiefer je 2 wurzellose, an der Basis stetig weiterwachsende Schneidezähne, die mehr weniger gekrümmt sind. Sie sind durch breite Lücken von den Backenzähnen getrennt.

Familie: Sciuridæ, Eichhörnchen-Artige.

Kopf breit mit verschmälerter Schnauze. Schwanz dicht behaart. Oberkiefer mit zwei, Unterkiefer mit einem Zwischenzahn.

Unterfamilie: **Pteromyinæ.**

Gattung: Sciuropterus Cuv.

Schwanz kürzer als der Körper. Eine behaarte Flatterhaut zwischen den Vorder- und Hinterbeinen. Gebiß mit 22 Zähnen.

Sciuropterus russicus Tiedemann, Flughörnchen. Der dichte, weiche Pelz ist oberseits fahlbraun, Flughaut und Außenseite der Beine dunkler graubraun. Unterseite weiß. Schwanz breit, zweizeilig. Winters ist der Pelz länger und bräunlichweiß mit silbrigem Schimmer. Länge ungefähr 26 cm (davon 11 cm Schwanz). Lappland, Finnland, Nordrußland, Ostseeprovinzen, Sibirien. Im Laub-Mischwald. Nachttier. Tags in Baumlöchern, Nahrung: Samen, Knospen. Paarung Januar-Februar. Im März (1. Wurf) meist 3 Junge. Ein zweiter Wurf im Mai. Vermag mittels seiner Flatterhaut von hohen Bäumen auf die Erde herabzuspringen. Leichter Winterschlaf, oftmals zu mehreren. Wird seltener (Rodung der Wälder!).

Unterfamilie: **Sciurinæ.**

Gattung: Sciurus L., Eichhörnchen.

Ohren groß, mit Haarpinsel. Schwanz zweizeilig buschig, so lang als der Körper. Gebiß mit 22 Zähnen.

Sciurus vulgaris L., Gem. Eichhörnchen. Sommerpelz rotbraun oberseits, mit solchem Schwanz. Unterseite weiß. Winterpelz graubraun. Länge etwa 42 cm (davon 20 cm Schwanz). Südskandinavien. Sc. vulgaris varius Kerr. mit heller rotbraunem Sommerpelz als bei den kontinentalen Formen. Der Winterpelz von hellem Silbergrau mit roten Ohrpinseln. Größe wie vorige. Nordskandinavien, Lappland, Rußland, Polen, Ostpreußen, Teile von Ungarn und Westsibirien. Sc. vulgaris leucurus Kerr. von den britischen Inseln steht der südschwedischen Form nahe, doch wird alljährlich der braune Schwanz im Herbst blasser und bleicht zu strohgelb aus. Sc. vulgaris fuscoater Altum ist oberseits lebhafter rotbraun im Sommer. Im Winter an den Seiten rauchgrau überflogen. Schwanz sommers und winters etwas dunkler, lebhaft rotbraun. Eine braunere Varietät zeigt einen schieferschwarzen Schwanz. Länge bis 40 cm (davon zirka 18 cm Schwanz). Diese Form ist die gewöhnliche in Deutschland, Österreich-Ungarn und Rumänien. Sc. vulgaris russus Miller ist vorigem ähnlich, etwas kleiner, dunkler im ganzen und nicht so lebhaft gefärbt. Schwanz im ganzen Jahr lebhaft hellkastanienbraun. Holland, durch Belgien nach Ost-, Nord- und Mittelfrankreich verbreitet. Sc. vulgaris alpinus Cuv. ist oberseits dunkelbraun, weiß übersprenkelt. Vorderfüße bis zu den Brustseiten und weiter bis zum Unterkiefer schwarz. Hinterfüße eisenrot mit schwarzer Außenseite. Ohren mit schwarzen Pinseln. Schwanz tiefschwarz. Aus den östlichen Pyrenäen. In Portugal mit Erfolg eingeführt. Sc. vulgaris numantius Miller von einfarbig graubrauner Oberseite, mit schwach rotbräunlicher Rückenmitte. Schnauze und Vorderkopf lehmgelb, Wangen kastanienbraun, Ohrpinsel schwarz. Schwanz oberseits dunkelrostrot. Unterseite weiß, gelblichrot überhaucht. Diese Form hat die Neigung dunkel zu werden. Südfrankreich, Spanien. Sc. vulgaris

infuscatus Cabr. größer und dunkler als Sc. vulg. russus, mit einem weißen Längsstreif auf der Schwanzunterseite. Oberseite dunkelkastanienbraun, mit dunklerem Oberkopf und Rücken (bei manchen Exemplaren fast schwarz). Ohrpinsel kastanienbraun mit schwarzem Ende. Mittel- bis Nordwestspanien. Sc. vulgaris seguræ Miller, voriger Form ähnlich, mit nicht so dunklem Rücken. Schwanz weniger rotbraun, mit nicht so ausgesprochenem weißen Längsband der Unterseite. Wangen hellgrau. Spanien. Sc. vulgaris baeticus Cabr. ist die kleinste europäische Form des Eichhörnchens (36 cm, davon 16 cm Schwanz). Gekennzeichnet durch den einfarbigen Schwanz von der Farbe des Rückens. Oberseits dunkelkastanienbraun. Augenringe, Wangen schmutziggelb. Sommerpelz ohne Ohrpinsel. Andalusien. Sc. vulgaris italicus Bonap. ist ein Schwärzling. Sommerpelz mehr weniger schwarz mit weißer Unterseite. Winterpelz rußiggraubraun, weiß gesprenkelt. Die weiße Unterseite ist häufig durch eine rote Binde von der Oberseite getrennt. Schwanz tiefschwarz, unterseits mit grau, fahlrot und schwarz geringelten Haaren. Gebirge von Mittel- und Südosteuropa. In der Schweiz zusammen mit russus, der aber im Gegensatz zu italicus die Täler bewohnt. Italien (Abruzzen, Vesuv). Sc. vulgaris lilaeus Miller aus Griechenland zeichnet sich durch dunklen, fast schwärzlichen Hinterrücken, hellbraunen Vorderrücken, Hals, Schultern aus, die Hauptfärbung ist ein graulisches Braun. Schwanz schwärzlich, unterseits ockerfarbig überlaufen. Unterseite crèmeweiß. Kinn und Brust hellkastaniengrau.

Waldtier. Meist auf Bäumen. Baut große, runde Nester mit Seiteneingang in Astgabeln hoher Bäume. Verbringt hier ungutes Wetter und teils den Winter. Legt Vorräte an. Frißt Samen von Waldbäumen, Nüsse, Knospen, Pilze, Gelege, selbst Jungvögel. Man hat Wanderungen beobachtet (schlechte Zapfenjahre!). Zweimal jährlich bis 4 Junge.

Sciurus anomalus Gmel., Kaukasisches Eichhörnchen. Ohr ohne Pinselhaare. Unterseite, Innenseite der Beine und Ohren rostrot. Oberseite aschgrau-rötlich mit hellen Haarspitzen. Gesicht, Ohren dunkelbraun. Länge bis 40 cm (davon 18 cm Schwanz).

Gattung: Eutamias Trouessart, Backenhörnchen.

In Erdlöchern lebende kleine Hörnchen. Mit Backentaschen. Längerem, schmalerem Schädel als bei sciurus. Ohren kurz. Gebiß mit 22 Zähnen.

Eutamias asiaticus (Gmel.), Europäisches Erdhörnchen. Oberseite hellgelblich-grau mit fünf dunklen Längsstreifen, deren mittelster vom Nacken bis zur Schwanzwurzel läuft. Schwanz gelblich. Unterseite, Innenseite der Beine und Schnauze grauweiß. Länge 24,5 cm (davon 10 cm Schwanz). Nordrußland, vom Weißen Meer bis zum Ural. Von da in Sibirien. Häufiger im Laubwald. Bodentier. Unterschlupf in Erdlöchern. Sammelt Vorräte für den Winter. Nahrung wie die des gem. Eichhorns, auch animalische. Winterschlaf. Paarung im April. 2—4 Junge.

Gattung: Citellus Oken, Ziesel.

Kleiner, schlanker, gestreckter Nager mit Backentaschen. Bodentier. Ohren kurz, kaum aus dem Pelz ragend. Schwanz zweizeilig, viel kürzer als bei den Hörnchen, in der Endhälfte buschig behaart. Gebiß mit 22 Zähnen.

Untergattung: Colobotis Brandt.

Citellus (Colobotis) fulvus (Licht.), Karbysch. Augengegend, Kopfseiten, Oberkopf, Beine einfarbig, weißlich rostgelb. Oberseite hell rostgelb mit schwarzen oder schwarzgespitzten Haaren untermischt. Schnurrhaare schwarz, Schwanzhaare in der Mitte schwarz, rötlich an der Wurzel, weiß an der Spitze. Länge 45 cm (davon 10 cm Schwanz). Ostrußland. Den südlichen Teil des Uralflusses, Kirgisensteppe zwischen 49.—50. Breitegrad.

Citellus (Colobotis) rufescens (Keys.-Blas.). Über und unter den Augen ein rotbrauner Fleck. Oberseite fahl rostrot, weiß und braun betropft und gewellt. Von der Schnauze an über die Mitte des Kopfes eine braungraue Längsbinde geringelter Haare. Schnurrhaare schwarz. Fußsohle und Nägel schwarz. Länge 35,8 cm (davon 7,8 cm Schwanz). Ostrußland. Gebiete zwischen Orenburg und Kasan vom 49.—60. Breitengrad. Die nördlichste europäische Art.

Citellus (Colobotis) musicus (Ménétr.) Augenring weiß, Schwanz von viertel Körperlänge, abgeplattet, zweizeilig. Oberseite rostgelb, schwarz und weiß gemischt. Scheitel und Rücken braun gewellt. Unterseite roströtlich mit weißen Haarspitzen. Länge 28,5 cm (davon 5 cm Schwanz). Südrußland, vom Asowschen Meer bis zum Kaukasus, dort bis zur Schneegrenze.

Untergattung: **Citellus propr. dit.**

Citellus (Citellus) citellus (L.), Ziesel. Pelz oberseits gelbgrau mit Schwarz und Rostgelb unregelmäßig gewellt, Augenring hellrostgelb. Unterseite heller. Lippen, Kinn, Vorderhals weiß. Länge bis 30 cm (davon bis 7 cm Schwanz). Polen, Böhmen, Schlesien, Österreich-Ungarn. C. (Citellus) citellus flavescens (Pall.) ist die besonders große (fast wie ein Murmel) Form aus den Wüsten vom Nordwest-Kaspigebiet. Ist einfarbig fahlgrau, auf dem Rücken mehr aschfarbig. Pelz grob, rauh. C. (Citellus) citellus pygmæus (Pall.) sehr klein (Größe der Wasserratte) mit sehr weichem, fahlgrauem Pelz. Der Schwanz ist kurz, drehrund und nicht zweizeilig. In den Wüsten zwischen Ural und Wolga, im Westen des Kaspischen Meeres.

Bewohner baumloser Steppen und Ebenen. Hier oft ein Bau am andern. Tragen Vorräte ein. Winterschlaf. 3—8 Junge. Nahrung besteht aus Körnern, Samen, Wurzeln, grünen Pflanzen (Kleearten), daneben auch aus kleinen Tieren, wenn sie solche erwischen können — Mäusen, kleinen Vögeln. Kann landwirtschaftlich sehr schädlich werden. Bekämpfung mittels Schwefelkohlenstoff. Breitet sich mehr und mehr nach Westen aus.

Citellus guttatus (Pall.), Perl-Ziesel. Oberseite des Pelzes mit unregelmäßig angeordneten trübweißen Flecken auf bräunlichem Grund. Augenring, Brauen und ein Streif zum Ohr weiß, ebenso Lippen, Kinn und Kehle. Ein gebogener, rostgelber Fleck über den Augen. Unterseite blaß rostgelb, an den Füßen fahler werdend. Schwanz wenig zweizeilig, etwas buschig. Bei einer Varietät besteht eine schwarze Linie, die von der Kehle ab zwischen den Hinterbeinen hindurchgeht. Länge bis 28 cm (davon bis 7 cm Schwanz), Südrußland (Kiew bis Bessarabien und zur Wolga). Kommt schon bei Lemberg vor.

Gattung: Marmota Frisch, Murmeltier.

Mittelgroße, plumpe Nager, ohne Backentaschen. Schwanz kurz, buschig. Ohren kurz, etwas aus dem Pelz ragend. Sohlen nackt. Gebiß mit 22 Zähnen.

Marmota marmota (L.), Alpenmurmeltier. Schneidezähne braungelb. Pelz oberseits graufahl mit Rotbraun gemischt. Kopf braunschwarz. Schnauze und Kopfseiten gelblichgrau. Schulter und Schenkelgegend rostgelblich. Unterseite rötlichbraungelb. Lippen weißlich. Schwanz braun, rotgelb gemischt mit schwärzlicher Spitze. Jungtiere einfarbig graubraun. Länge 63 cm (davon 13 cm Schwanz). In den Gebirgen Südeuropas. Alpen, Pyrenäen, Zentralkarpathen. Höhen an der Schneegrenze. Bewohnt kolonienweise Hochgebirge oberhalb der Waldgrenze. Sonnige, felsige Hänge. Kurzes Sommerleben. Bis 10 Monate Winterschlaf im tiefen warmen Bau. Nährt sich von niederen Alpenpflanzen und Wurzeln. Paarung erfolgt nach dem Erwachen aus dem Winterschlaf. Tragzeit 6 Wochen. 2—4 Junge. Pfeifen bei Gefahr, worauf die ganze Kolonie in den Bauen verschwindet.

Marmota bobac (Schreb.), Bobak. Schneidezähne weiß. Pelz oberseits und unterseits, Kopfseiten, Hals, Schulter graurostgelb mit wenig schwärzlichen Haaren gesprenkelt. Oberkopf, Scheitel, Augenring, Schnauze bräunlicher gelb. Schwanz dunkelrostgelb mit schwärzlicher Spitze. Länge 48 cm (davon 10 cm Schwanz). Von Galizien und Polen bis Südrußland. Weit nach Sibirien hinein. Bewohnt Ebenen und steiniges Hügelland. In großen Kolonien. Aufgeworfene Hügel, die oft der Landschaft das Gepräge geben, verraten leicht ihren Aufenthalt. Beginnen im Juni das Eintragen von Wintervorräten (Wurzeln, Gräser usw.) Beziehen Anfang September ihre Höhlen zum Winterschlaf und verstopfen ihre Röhren. Werden im März wieder munter. Im April, Mai werden die Jungen geboren. Stetig verfolgt von Haar- und Federraubzeug und vom Menschen.

Familie: Castoridæ, Biber.

Schwanz stark abgeplattet, breit, schuppig. Die 3 Mittelzehen der Hinterfüße durch Schwimmhäute verbunden. Backenzähne wurzellos, mit Schmelzfalten. Je ein Lückenzahn in jedem Kiefer.

Gattung: Castor L., Biber.

Großer, plumper Nager mit kurzem, dickem Hals und niedrigen, kräftigen Beinen. Kopf rund, Ohren kurz. An den Seiten der Geschlechtsöffnung bei ♂ und ♀ zwei Drüsensäcke, die das salbenartige, merkwürdig riechende Bibergeil (Castoreum) absondern. Gebiß mit 20 Zähnen.

Castor fiber L., Biber. Pelz dicht, kastanienbraun. Schwanz nur an der Wurzel behaart, sonst mit breiten Schuppen bedeckt. Länge des starken ♂ bis 130 cm (davon 35 cm Schwanz). An wenigen Stellen von Norwegen, Frankreich, Deutschland, Österreich, Rußland. Sibirien bis Turkestan. In Deutschland zwischen Magdeburg und Dessau an der Elbe, Saale, Mulde und Nuthe. (Im Jahre 1900 wurde der Bestand auf zirka 200 Stück geschätzt.) Bewohnt kolonienweise Flußläufe, Sumpfgebiete, die mit Laubholz bestanden. Nachttier, im Wasser gewandt, an Land unbehilflich. Nahrung: Rinde und Zweige von Laubhölzern (Weide, Pappel, Erle, Esche, Linde und andere), auch Wurzeln und Wasserpflanzen. Wo man sie gewähren läßt, bauen sie ihre berühmten Dämme und Burgen und fällen dazu Bäume bis zu 30 cm Dicke. Sonst nehmen sie mit Erdbauen vorlieb, deren Röhren unter Wasser münden. Paarung im Februar. Nach eineinhalb Monaten werden 1—2 (3) blinde Junge geboren.

Familie: Gliridæ, Bilche.

Nicht rattengroße Nager mit behaartem Schwanz. Im Wesen zwischen Hörnchen und Mäusen stehend. Gebiß mit 20 Zähnen. Bewurzelte Backenzähne. Je ein Lückenzahn.

Gattung: Glis Briss.

Schwanz zweizeilig, buschig. Augen, Ohren (sparsam behaart) groß. 4 Zehen vorn (Daumen verkümmert), 5 hinten.

Glis glis (L.). Siebenschläfer. Pelz oberseits grau, unterseits weiß. Füße, Unterseite des Schwanzes weißlich. Ohren von Drittel Kopflänge. Schwanz buschig, zweizeilig, etwas kürzer als der Körper. Umgebung des Auges dunkelgrau, oftmals fast schwärzlich. Länge 28 cm (davon etwa 13 cm Schwanz). Mitteleuropa, von Frankreich und Belgien an, östlich bis zum Kaukasus. Von Norddeutschland bis zu den Alpen. Gl. glis pyrenaicus Cabr. mit stärkerem Schädel als voriger und mit fahlrötlich überflogenem Rücken. Auf der Rückenmitte zahlreiche schwarze Haare mit Metallschimmer. Unterseite crêmeweiß, von der Rückenfarbe durch undeutliches, schmales, rötlichgelbes Band getrennt. Schwanz graubraun. Ohren und Augenumgebung braun. Etwas größer als vorige Form. Nordspanien.

Glis italicus Barret-Hamilton. Die größere und oberseits dunklere Form (mit manchmal rötlich überflogener Unterseite) aus Norditalien und Steiermark. Mit besonders buschigem, dunklem, schwarz gespitztem Schwanz. Gesamtlänge bis 34 cm.

Glis melonii Thomas. Vorigem ähnlich. Oberseite hellgrau (ohne braunen Anflug). Schwanz sehr dicht, buschig, gegen das Ende sich verjüngend. Mit dunkler Spitze. Sardinien.

Glis insularis Barret-Hamilton, italicus ähnlich, mit weniger buschigem, hellerem Schwanz, kleiner (Gesamtlänge 29 cm). Sizilien.

Der Siebenschläfer (und seine Formen) lebt in großen Gärten, Laubwäldern usw. Nächtliche Lebensweise. Baut runde Nester mit Seiteneingang im Gezweige. Nahrung: Nüsse, Samen, Obst. Doch auch Animalisches: Gelege, Jungvögel, Insekten usw. Sammelt Vorräte. Im Sommer 3—7 Junge. In Obstgärten schädlich. Langer Winterschlaf (Siebenschläfer!).

Gattung: Dyromys Thomas.

Kopf mit schwarzen Binden, die bis zum Ohr ziehen. Schwanz buschig, besonders am Ende.

Dyromys nitedula (Pall.), Baumschläfer. Obere Schneidezähne gelb, untere weiß. Oberseite aschgraubraun, gelblich verwaschen. Oberlippe, Wangen, Unterseite, scharf abgesetzt

weiß. Ein schwarzes Band zieht von der Nase über das Auge bis vor das Ohr. Augen sehr groß. Ohren kurz, rund, spärlich behaart. Schwanz zweizeilig, oben von der Körperfarbe, unterseits weißlichgrau, mit etwas hellerer Spitze. Länge 17,8 cm (davon 8 cm Schwanz). Osteuropa, von Schlesien, Ungarn, durch Südrußland bis zum Kaukasus. D. nitedula intermedius (Nehring) ist die grauere, kleinere Form aus Tirol, Steiermark, Norditalien. D. nitedula wingei Nehring von Griechenland ist dem Typus ähnlich, zeichnet sich durch ein rotbraunes Querband (von den Schultern bis zu den Vorderfüßen) und lebhaft rotbraunen Rücken aus. Schwanz weniger buschig.

Ähnelt in der Lebensweise vorigem sehr. Scheint sich mehr an Pflanzenkost zu halten.

Gattung: Muscardinus Kaup.

Schwanz anliegend zweizeilig und kurz behaart. Kopf ohne schwarze Binden. Einfarbig.

Muscardinus avellanarius (L.), Haselmaus. Oberseits lehmgelblichrot, unterseits — ohne Trennungslinie — etwas heller. Kehle, Brust und Zehen weiß. Länge etwa 15 cm (davon 7 cm Schwanz). Schweden, Deutschland, Frankreich. M. avellanarius anglicus Barret-Hamilton ist unterschieden von voriger durch die sehr leuchtend orangegelb gefärbte Ober- und Unterseite, die deutlich weiße Brust und den kurzen und buschigen Schwanz. Etwas kleiner. England (selten in Schottland, nicht in Irland). M. avellanarius speciosus Dehne. Oberseits leuchtend orangegelb, unterseits crêmefarbig. Brust weißlich. Trennungslinie der Rücken- und Unterseite sehr deutlich. Schwanz lang, buschig. Vor dem Ohr manchmal ein crêmefarbiger Fleck. Süditalien (Sizilien?).

Dämmerungs- und Nachttier. Liebt buschiges, unterholzreiches Terrain. Besonders Haselgebüsch, dessen Früchte sie leidenschaftlich liebt. Nahrung, außer diesen, allerlei Samen, Früchte usw. Rundliches, aus Halmen geflochtenes Nest im dichten Gebüsch. Im Sommer 3—7 Junge. Winterschlaf. Entzückend in Gefangenschaft.

Gattung: Eliomys Wagner.

Schwanz nur im letzten Drittel buschig und zweizeilig behaart. Kopf mit schwarzen Binden, die über das Ohr hinausreichen.

Eliomys quercinus (L.), Gartenschläfer. Pelz oberseits rötlichgraubraun. Unterseite scharf abgesetzt weiß. Füße weiß. Ein schwarzes Band zieht von der Schnauze über das Auge bis hinter das Ohr. Ohren groß, fast nackt. Schwanz in der Wurzelhälfte von der Körperfarbe, in der Endhälfte oben schwarz, unterseits weiß, mit weißem Ende. Länge bis 23 cm (davon bis 10 cm Schwanz). Mittel- und Westeuropa (Belgien, Frankreich, Schweiz, Norditalien, Deutschland, Ungarn, Galizien und die Ostseeprovinzen) mit Ausnahme Großbritanniens. E. quercinus gymnesicus Thomas, eine Form mit kleineren Ohren, graulichen Flanken, crêmefarbiger Unterseite und Wangen und weniger ausgedehnten Gesichtsbinden. Schwanz sehr dünn, mit stark betonter weißer Endquaste. Balearen. E. quercinus lusitanicus Reuvens, größer, und dunkler rotbraun als der Typ. Das Schwarz des Schwanzes bildet in der Mitte einen geschlossenen Ring. Länge 26 cm (davon 12 cm Schwanz). Südspanien, Portugal.

Bevorzugt gebirgiges Terrain. Lebensweise ähnlich der aller Schlafmäuse. Nahrung ähnlich, liebt aber mehr animalische Kost: Gelege, Mäuse, Insekten. Kommt in die Häuser und Küchen um Speck, Käse und Milch zu stehlen. Kugeliges Nest zwischen Zweigen. 3—7 Junge im Jahr. Winterschlaf, oftmals gemeinsam.

Eliomys cincticauda Miller, dem gewöhnlichen Gartenschläfer ähnlich. Oberseits holzbraun, Rückenmitte und Kopf heller, mit wenig schwarzen Haaren untermischt. Schultern hell kastanienbraun. Unterseits crêmefarbig. Die schwarzen Kopfbänder wie bei quercinus. Das Schwarz des Schwanzes bildet ebenso wie bei lusitanicus einen geschlossenen Ring. Länge 24,4 cm (davon 10,8 cm Schwanz). Bewohnt Italien (Sorrent).

Eliomys sardus Barret-Hamilton. Ausgezeichnet durch den schwarzumringten Schwanz, dessen Wurzelhälfte graurötlich, unten weißlich ist. Länge 20,7 cm (davon 10,5 cm Schwanz). Sardinien.

Eliomys pallidus Barret-Hamilton oberseits staubgrau mit schwach rotbrauner Rückenmitte. Oberseite allmählich in die weiße Unterseite übergehend. Gesichtsbänder undeutlicher und heller als bei quercinus. Länge 25,5 cm (davon 10,8 cm Schwanz). Bewohnt Sizilien.

Familie: Muridæ, Mäuseartige.

Kleine Nager mit zylindrischem, beschupptem oder schwach behaartem Schwanz. Gebiß ohne Lückenzähne.

Unterfamilie: Gerbillinæ, Rennmäuse.

Gattung: Gerbillus Desmarest.

Mausartig, mit zylindrischem, mehr weniger behaartem Schwanz. Schneidezähne schmal, mit scharfer Mittelfurche. Gebiß mit 16 Zähnen.

Gerbillus meridianus (Gmel.). Oberseite rostgelb, dunkler auf der Rückenmitte. Unterseite, von der Oberlippe zur Schwanzwurzel und Vorderpfoten rötlichweiß. Ohren kürzer als die halbe Kopflänge, rotgelb mit weißem Rand. Schwanz gegen das Ende verschmälert, ohne Endpinsel. Länge 21 cm (davon 10,4 cm Schwanz). Südrußland zwischen Kaukasus und Kaspisee. Von da bis China.

Gerbillus ciscaucasicus Sat. Größer als vorige Form. Oberseite dunkelrotbraun, Unterseite und Innenseite der Beine weiß. Schwanz hell isabellfarbig, oberseits mit zerstreuten schwarzen Haaren, Endviertel dunkelbraun umringt. Länge 27,2 cm (davon 13 cm Schwanz). Südostrußland.

Gattung: Meriones Jll.

Ähnlich voriger Gattung. 16 Zähne. Schneidezähne gelb, schwach gefurcht.

Meriones tamaricinus (Pall.). Kopf dicker als bei G. meridianus. Oberseite dunkelrotbraun, dunkler auf der Rückenmitte. Unterseite grauweiß, an den Kopfseiten hinaufreichend bis zu den Augen und der Ohrwurzel. Ohren länglich, weniger als von halber Kopflänge, rotgelb mit weißem Fleck an der Wurzel. Vorderbeine blaßgrau vorn, rotgelb auf der Rückseite. Schenkel rotgelb mit grauem Vorderrand und fahlem Fleck auf der Mitte der Außenseite. Schwanz rostgelb, hellgeringelt, mit geringer rostroter Endquaste. Länge 29,5 cm (davon 13 cm Schwanz). Südostrußland, östlich bis Persien und Palästina.

Gattung: Rhombomys Wagner.

Im Habitus voriger ähnlich. Ohren kurz, Schwanz buschig. Gebiß mit 16 Zähnen. Schneidezähne mit drei Längsfurchen.

Rhombomys opimus (Licht.). Oberseite blaßrotgelb. Schenkelgegend dunkler. Unterseite weiß, in die Rückenfarbe langsam übergehend. Fleck an der Wurzel der Schnurren. Oberseite des Schwanzes leuchtend rostrot. Allmählich ins Schwarz der Endhälfte und der Endquaste übergehend. Schwanzunterseite blaß rostrot. Oberlippe, Augen- und Ohrgegend weiß. Die roten, runden Ohren überragen etwas den Pelz. Länge bis 39 cm (davon 17,5 cm Schwanz). Südostrußland bis Südsibirien.

Unterfamilie: Murinæ.

Gattung: Mus L.

Kleine Nager mit langem, nacktem, beschupptem Schwanz. Ohren groß, meist nackt. 16 Zähne.

Untergattung: Epimys Trouessart.

Mus (Epimys) norvegicus Erxl., Wanderratte. Oberseite rötlichbraun mit schwärzlichen Haaren gemischt. Unterseite hellgrau, weißlich. Die nackten Füße fleischfarben.

Ohren von Drittel Kopflänge, fast nackt. Schwanz kürzer als der Körper mit 210 Schuppenringen. Länge 50 cm (davon 19 cm Schwanz). Ganz Europa (die ganze Erde), wo sie mehr und mehr die Hausratte verdrängt. M. (Epimys) norvegicus hibernicus Thompson, eine kleinere Form der Wanderratte mit weicherem Pelz. Oberseite grauschwärzlich mit dreieckigem oder rautenförmigem, reinweißem (nicht beständigem) Fleck auf der Brust. Unterseite heller grau. Füße, Schwanz silbergrau. Länge zirka 40 cm (davon 18,6 cm Schwanz). Irland, Hebriden.

Lebt fast nur in der Nähe des Menschen. In Dörfern und Städten. Gern in der Nähe von Kanälen, Kloaken. Bekannt und gehaßt wegen ihrer räuberischen und zerstörenden Tätigkeit. Vergreift sich auch am Geflügel. ♀ wirft zwei – dreimal im Jahr bis 10 Junge. Krankheitsüberträger.

Mus (Epimys) rattus L., Hausratte. Oberseite dunkelgrau mit Stich ins Bläuliche. Rückenmitte schwärzlich. Unterseite, nicht scharf abgesetzt, dunkel aschgrau. Füße schwärzlich-fleischfarben. Ohren von halber Kopflänge, nackt, fleischfarbig. Schwanz länger als der Körper, dunkelgrau, mit 260 Schuppenringen. Länge 35 cm (davon 20 cm Schwanz). Ganz Europa, seit etwa 200 Jahren mehr und mehr durch die Wanderratte verdrängt. M. (Epimys) rattus intermedius Ninni. Diese französische Form ist unterschieden durch das auf die Rückenmitte beschränkte Dunkelgrau. Flanken hellgrau, unmerklich ins Weiß der Unterseite übergehend. Füße weiß. M. (Epimys) rattus ater Millais, eine glänzend schwarze Form mit reichem Pelz. Die längeren Rückenhaare mit Metallschimmer. Unterseite dunkelgrau. Schwanz länger, dünner, braunschwarz. Nach London eingeschleppt. Nordafrika, Transvaal. M. (Epimys) rattus alexandrinus Geoffr., oberseits fahlbraun mit weißen Füßen und Unterseite. Manchmal mit schwefelgelbem Fleck an der Kehle. Schwanz gelbbraun mit hellerer Unterseite. Südeuropa, von da über Mitteleuropa bis Großbritannien.

Wie vorige in der Gefolgschaft des Menschen. Zieht in Häusern die oberen Räume (Dachstühle usw.) vor. Sonst in Ställen, Scheunen usw. Biologisch voriger sehr nahe stehend. Schwächer und stetig von voriger verdrängt.

Mus (Epimys) epimelas Nehring. Einer kleinasiatischen Art ähnlich oder angehörig. Hinterrücken schwarz. Flanken grau. Unterseite weiß. Schwanz oberseits tiefschwarz, unterseits weiß, deutlich getrennt. Länge 21 cm (davon 11 cm Schwanz). Griechenland.

Untergattung: **Mus propr. dict.**

Mus musculus L., Hausmaus. Oberseite bräunlich grau, unterseits ins Aschfarbige übergehend. Füße grau, Zehen fleischfarbig. Die nackten, großen Ohren grau. Der grauschwarze Schwanz hat 180 Schuppenringe. Länge 18 cm (davon 9 cm Schwanz). Ganz Europa und die ganze Erde. M. musculus poschiavinus Fatio ist oberseits dunkel schwarzbraun mit einigen steifen, glänzenden Haaren auf dem Rücken. Unterseite heller, violettschwarz. Etwas kleiner. Aus der Schweiz (Graubünden) bekannt. M. musculus hortulanus Nordmann ist oberseits gelbbraun, mit wenig grau gemischt. Rückenmitte fahlbräunlichrot. Unterseite gelblichgrau. ♀ grauer. Schwanz kurz, oberseits dunkler als unterseits. Obere Schneidezähne orangegelb. Länge 16,2 cm (davon 6,7 cm Schwanz). Wolgagebiet Südrußlands, Ungarn, Frankreich. In Gärten. M. musculus faeroensis Clarke von den Faröern, eine größere Form die in den Farben zwischen dem gewöhnlichen Typ und musculus muralis steht. M. musculus muralis Barret-Hamilton. Größer und robuster als der Typ. Oberseits sepiabraun mit wenigen rotgespitzten Haaren. Unterseite fahlorange, scharf getrennt gegen die Rückenfarbe. Gesamtlänge zirka 17,5 cm. Auf Steilfelsen der Insel St. Kilda, an den Küsten Westschottlands. M. musculus bicolor Tichomirov et Kortschagin ist oberseits graubraun, an den Flanken leicht rotbraun überflogen. Schnauze, Füße weiß. Unterseite weißlich mit dunkelgrauen Haarwurzeln. Schwanz weiß (manchmal oberseits bräunlich). Länge bis 13 cm (davon 6,3 cm Schwanz). Südostrußland.

Allbekannt. Stets verfolgt. In der Gefolgschaft des Menschen, in Häusern usw., seltener Gärten. Frißt alles Genießbare. Zerstört durch Nagereien noch mehr. Läuft rasch, klettert, schwimmt. Mehrmals im Jahr bis 7 Junge.

Mus wagneri Eversmann. Eine oberseits dunkel graubraune, unterseits scharf abgesetzt weiße Mäuseart mit großen behaarten Ohren. Der dicke, körperlange Schwanz, mit 130 Schuppenringen, oberseits graubraun, unterseits kaum heller. Länge bis 17,5 cm (davon 6,5 cm Schwanz). Südostrußland, Zentralasien. Wie die Hausmaus in Häusern.

Mus spicilegus Petenyi, der Hausmaus ähnlich, doch kleiner (bis 14,3 cm, davon 6,5 cm Schwanz). Oberseite von reinem Grau (ohne bräunlichen Einschlag). Unterseite weiß bis blaß fahlgelb, deutlich von der Rückenfarbe abgesetzt. Füße weiß. Ungarn. Lebt nicht in Häusern, sondern in Wäldern und Gärten. M. spicilegus hispanicus Miller, eine blassere, etwas gelblicher grau gefärbte Form. Schwanz mit dunkler Rückenlinie bis zur Spitze. Ohren fein behaart. Länge etwa 13 cm (davon nur 5 cm auf den Schwanz). Spanien, Pyrenäen, Südfrankreich? M. spicilegus lusitanicus Miller, voriger ähnlich. Oberseits gelblich holzbraun, rötlich überhaucht. Flanken heller, durch hellfahlgelbe Trennungslinie von der crêmefarbenen Unterseite getrennt. Länge 13,7 cm (davon 6 cm Schwanz). Portugal.

Mus sylvaticus L., Waldmaus. Graulich, leis gelblich überlaufen, Rückenmitte dunkler. Unterseite weißlich. Füße weiß. Rostgelblicher Streif quer über die Kehle. Von der Hausmaus leicht zu unterscheiden durch den braunen Fleck an der Außenseite der Ferse und größeren Mittelfuß. Länge bis 20,8 cm (davon 10,4 cm Schwanz). Schweden, Dänemark. M. sylvaticus wintoni Barret-Hamilton, lebhaft gefärbt, mit gelbbraunem Querband an Kehle und Brust und solchem kreuzenden Längsstreif. Oberseits dunkel rotbraun, unterseits reinweiß. Länge 22,7 cm (davon 11,2 cm Schwanz). England, Ostdeutschland, Westungarn, Südostfrankreich. M. sylvaticus fridariensis Kinnear, eine in Größe und Färbung wintoni ähnliche Form, heller, ohne braunes Brustband. Ohren kleiner. Shetland-Inseln (Fridarey). M. sylvaticus intermedius Bellamy. Oberseits rötlich sandfarben, mit schwarzgespitzen Haaren auf der Rückenmitte. Unterseite scharf abgesetzt, weiß. Länge bis 21,4 cm (davon 10,3 cm Schwanz). Britische Inseln, dort teils sehr häufig, Belgien, Holland, Frankreich, Italien, Korsika. M. sylvaticus celticus Barret-Hamilton. Oberseits dunkelgrau (viele Haare schwarz gespitzt), Unterseite weiß. Oberkopf rötlich. Schwanz zweifarbig, oberseits grau, unterseits weiß. Länge bis 17,4 cm (davon 8,4 cm Schwanz). Irland und die Äußeren Hebriden. M. sylvaticus hebridensis Winton. Oberseits dunkler als intermedius, unterseits erdfarbig, nicht scharf von der Rückenfarbe getrennt. ♂ durch rötlichen Pelz vom ♀ unterschieden. Länge 21,2 cm (davon 10 cm Schwanz). Äußere Hebriden. M. sylvaticus hirtensis Barret-Hamilton ohne deutliche Trennungslinie an den Flanken. Unterseite gelblicher als bei hebridensis. Kopf größer. Länge bis 20,4 cm (9,4 cm Schwanz). Insel St. Kilda. M. sylvaticus islandicus Thienemann. Pelz lang und dicht. Oberseits aschbraun, Flanken mit braunen und weißen Haaren gemischt. Unterseits weißgrau. Schwanz oberseits braun, unterseits weiß. Ohren groß, teils im Pelz versteckt. Island. M. sylvaticus cellarius Fischer, eine Form aus Rußland (St. Petersburg). Nur ein Schädel — groß, dem der folgenden Form nahestehend — bekannt. M. sylvaticus princeps Barret-Hamilton, eine große (23,4 cm, davon 11,5 cm Schwanz), wintoni ähnliche Form. Das ♂ heller rötlich oberseits, Unterseite reinweiß, manchmal mit ovalem, gelbem Kehlfleck. Rumänien. M. sylvaticus callipides Cabrera. Schwanz länger als der Körper, oberseits schwärzlich, unterseits trübweiß. Oberseite gelblichrot, auf der Rückenmitte brauner. Füße und Unterseite scharf abgesetzt weiß. Dottergelbe Flecken in Brust- und Geschlechtsgegend. Länge 18,3 cm (davon 9,5 cm Schwanz). Nordwestspanien. M. sylvaticus hayi Waterhouse, bewohnt Südspanien, Portugal, Kreta, Marrokko. Eine Form mit über körperlangem Schwanz. M. sylvaticus dichrurus Rafinesque, eine wenig bekannte Form aus Sizilien, mit scheinbar sehr veränderlicher Färbung. M. sylvaticus arianus Blanford, eine kleinere, oberseits lebhaft rotbraune Form mit gelblichgrauer Unterseite, ohne Kehlfleck; aus den Steppen zwischen Wolga und Ural, Nordostkaukasus.

In Wäldern, Vorhölzern, Gärten. Kommt oft im Herbst in die Häuser und bewohnt dann die oberen Stockwerke, Speicher usw. Nahrung: Sämereien, Getreide, Insekten, Würmer, auch Gelege, Nestvögel. Gewandter Kletterer. Bei der Flucht fallen die

Bogensprünge besonders auf. Forstschädlich durch Benagen der Rinden. Trägt Vorräte ein. Im Jahr 5 Würfe bis zu 7 Jungen. Kein Winterschlaf.

Untergattung: Apodemus Kaup.

Mus (Apodemus) agrarius Pallas, Brandmaus. Pelz oberseits tief rotbraun, vom Oberkopf zur Schwanzwurzel über den Rücken eine tiefschwarze Linie. Unterseite, Lippen, deutlich abgesetzt weiß. Füße weißlich, oberseits mit einigen bräunlichen Haaren. Schwanz mit 120 Schuppenringen, oberseits dunkelrotbraun, unterseits weißlich. Ohren fein rötlich behaart. Länge 17,2 cm (davon 7,7 cm Schwanz). Zentral- und Osteuropa. Vom Rhein bis Westsibirien, von Holstein bis Norditalien. (Nicht in den Alpen.) Auf Feldern, Äckern, in Feldgebüschen. Nicht im Wald. Nahrung: Getreide, Knollen, Würmer, Larven usw. Ihre Schlupflöcher gräbt sie in die Erde, wo sie auch Vorräte anlegt. 3—4 mal im Jahr bis zu 8 Jungen.

Mus (Apodemus) minutus Pallas, Zwergmaus. Ohr von Drittel Kopflänge. Schwanz um ein Fünftel kürzer als der Körper, oberseits braun, unterseits aschfarbig. Pelz oberseits rotbraun. Unterseite, Füße weiß. Länge 10,5 cm (davon 4,7 cm Schwanz). Südostrußland bis Sibirien. M. (Apodemus) minutus agilis Dehne, oberseits weniger rot als bei minimus von England. Unterseite gelb verwaschen und dadurch gegen die Oberseite wenig kontrastierend. Schwanz länger als Kopf und Körper. Länge 14,4 cm (davon 7,6 cm Schwanz). Nördliches Europa (Deutschland). M. (Apodemus) minutus campestris Desmarest ist oberseits lebhaft rostorange (fast wie minimus), doch ohne scharfe Trennungslinie gegen die Unterseite. Unterseite gelblicher wie vorige. Ohren fein behaart. Westliches Mitteleuropa (Südfrankreich, Belgien). M. (Apodemus) minutus minimus White hat oberseits lebhaft orangerötlichen Sommerpelz, sehr deutlich abgesetzt gegen das reine Weiß der Unterseite. Winterpelz weniger lebhaft gefärbt. Länge 13,2 cm (davon 6,7 cm Schwanz). England und nordwestliches Frankreich. M. (Apodemus) minutus pratensis Ockskay mit oberseits rostrotem Pelz, (Haare an der Wurzel aschgrau), der am Rücken etwas dunkler wird. Schnauze, Brust, Unterseite und Innenseite der Beine weiß (die weißen Haare mit weißer Wurzel). Rücken und Bauchfarbe nicht scharf getrennt. Die rostroten Schnurrhaare mit schwarzer Spitze. Schwanz schuppig, mit wenig steifen Haaren geringelt, oberseits rötlich, unterseits gelblich weiß. Schneidezähne dunkelbraun mit weißer Spitze. ♀ größer als das ♂. Länge 11,8 cm (davon 5,5 cm Schwanz). Westungarn und Rumänien.

An Waldrändern, auf Wiesen, im Buschwerk und ähnlichen Orten. Im Herbst auch in Scheunen usw. Zierliches Nest (bis 1 m hoch, frei im Gezweige), rund mit Seiteneingang. Klettert flink und sicher im Gezweig. Benutzt den Schwanz als Greifschwanz. Nahrung: Insekten, Sämereien, Getreide, von dem sie auch einträgt. 3—4 mal im Jahr bis zu 9 Jungen.

Mus (Apodemus) meridionalis Costa. Oberseits eisengrau mit fahlroter Unterseite. Schnauze weiß. Auf der Schulter ein fahlroter Fleck. Die norditalienische Form oberseits zimmetfahl, unterseits weiß. Länge 14 cm (davon 6 cm Schwanz). Süd- resp. Norditalien.

Gattung: Acomys Geoffroy, Stachelmaus.

Von voriger Gattung durch die platten, gefurchten Stacheln unterschieden, die sich hauptsächlich und dicht unter dem Wollhaar des Rückenpelzes finden. Gebiß wie bei Gattung Mus. Die Gattung ist hauptsächlich afrikanisch.

Acomys dimidiatus minous Bate. Die feinen, ungefähr $1^1/_2$ cm langen Stacheln bilden auf dem Rücken nur eine schmale dunklere Linie. Flanken braungelb, scharf gegen die weiße Unterseite abgesetzt. Nase, Pfoten und ein Fleck am Auge weiß. Schwanz oberseits hellbraun, unterseits weiß. Länge 22,5 cm (davon 11,3 cm Schwanz). Kreta. Die Felsgebiete zwischen Khania und Suda.

Unterfamilie: Cricetinæ, Hamsterartige.

Gattung: Cricetus Leske.

Niedrig gestellte, plumpe, kurzohrige Nager. Backentaschen. Schwanz stummelartig mit spärlichen Haaren. Füße mit Grabnägeln. Gebiß mit 16 Zähnen. Backenzähne bewurzelt, ihre Kronen mit Höckern.

Cricetus cricetus (L.), Hamster. Oberseite hellbräunlichgelb (Haare mit schwarzen Spitzen). Unterseite schwarz. Schnauzenspitze, Lippen, Kehlgegend, Füße gelblichweiß. Oberkopf rotbraun. Länge 33 cm (davon 3 cm Schwanz). Mitteleuropa (von Frankreich, Belgien, Deutschland nach Rußland und Asien). Soll Anno 1870 mit Lebensmitteltransporten von Deutschland nach Paris verschleppt worden sein. C. cricetus niger (Schreb.) ist wahrscheinlich nur eine melanistische Form. Füße ganz schwarz. Kommt mit dem gewöhnlichen Typ zuweilen in dem gleichen Gebiete vor. C. cricetus canescens Nehring ist oberseits dunkelgrau, unterseits heller schwarz. Kleiner, mit im Verhältnis größeren Ohren. Belgien (ganzes Rheinthal?). C. cricetus rufescens Nehring mit oberseits fuchsrotem Pelz, heller an den Flanken. Unterseite tief schwarz. Die kleineren Ohren weißgerandet. Südostrußland (Ural, vielleicht auch Wolga und Dnjepr). C. cricetus nehringi Matschie, dem Typus ähnlich, oberseits braungelb, unterseits — scharf abgesetzt gegen die Rückenfarbe — tiefschwarz. Ohren kleiner, mit 1 mm breitem, weißen Rand. Kopf und Halsseiten dunkelrotbraun. Füße schwächer. Schädel schmaler und kürzer. Rumänien, untere Donau. Wahrscheinlich bis Odessa. C. cricetus stavropolicus Satunin. Oberseite bräunlich, schwarz und rötlich gemischt. Schnauze, Ohrengegend rotbraun. Ohren außen dünn rötlich behaart, innen und Rand weiß. Schnauzenspitze, Lippen, Wangen, Kinn, Flecken auf den Halsseiten und den Vorderbeinen weiß. Kehle, Brust, Außenseite der Vorderbeine tief schwarz, gegen den Bauch zu etwas heller. Füße weiß. Südrußland (Gouv. Stavropol).

Steppen- und Bodentier. Bevorzugt tiefgründigen, trocknen, zum Graben geeigneten Boden (Getreidefelder). Legt tiefe Baue an, trägt in den Backentaschen große Vorräte an Körnern ein. 25—100 Pfund in einem einzigen Bau! Frißt außer Körnern auch Mäuse, Gelege, Insekten usw. Zweimal jährlich 6—15 Junge. Bei warmem Wetter unterbrochener Winterschlaf. Wegen seiner großen Schädlichkeit überall verfolgt (mit Schwefelkohlenstoff in den Bauen erstickt).

Cricetus fuscatus Brandt. Dieser Hamster ist am ganzen Körper kastanienrotbraun. Oberseits dunkler, unterseits heller. Schnauzenspitze, Kinn, Kehle, Füße weiß. Die fast unbehaarten Ohren fleischfarbig. Länge 35,1 cm (davon 5,1 cm Schwanz). Vorkommen unbekannt.

Gattung: Mesocricetus Nehring.

Ohren kurz. Schwanz so kurz, daß ihn die langen Haare des Hinterrückens verdecken. Körper an den der Wasserratten erinnernd. Schädel etwas anders geformt als bei voriger Gattung. Gebiß mit 16 Zähnen.

Mesocricetus newtoni Nehring, oberseits grau mit schwarz gemischt. Dunkler am Hals und Oberkopf. Unter den Ohren beginnt ein schwarzes Band, zieht zu den Schultern, biegt hier nach vorne — breiter werdend — auf die Brust sich ausdehnend, von da nach den Vorderfüßen. Schnauze graugelb. Kinn, Lippen, Füße weiß. Unter den Augen mit braunem, angrenzend an den Wangen ein goldgelber Fleck. Unterseite, Flanken graugelb. Schwanz oberseits braun, unterseits gelb. Länge 16 cm. Östliches Bulgarien, Rumänien (Balkan?).

Mesocricetus nigriculus Nehring. Oberseits blaß rostfarben, schwarz überflogen. Schnauze, Ohren heller. Flanken weißlich, Unterseite schwarz, rückwärts heller werdend. Augenlider, Linie von den Halsseiten zu den Schultern, Kehle, Brust schwarz. Pfoten weiß. Schwanz sehr kurz, im Pelz verborgen. Ohren größer als bei vorigem. Länge 22,5 cm (davon 1,5 cm Schwanz). Nördlicher Zentralkaukasus. Steppen des Kuban, Kreis Nowogeorgiewsk.

Mesocricetus raddei Nehring. Größerer Schädel. Pelzfärbung vorigem ähnlich. Band unter den Ohren, Fleck auf der Brust. Kehle tiefschwarz. Unterseite trübschwarz. Hinter-

pfoten, Schwanz, Vorderpfoten vom Vorderarme an, Kinn weißlich. Flanken weißlich. Ohren kleiner als bei voriger Art. Länge 25,5 cm (davon 2,5 cm Schwanz). Nordost-Kaukasus.

Gattung: **Cricetulus A. M. Edwards.**

Schädel länger als bei letzter Gattung. Vorderbeine schwächer, mit Krallen, die beim Gehen den Boden nicht berühren und deshalb nicht abgenutzt werden (im Gegensatz zur Gattung Cricetus). Ohren und Schwanz (nicht im Pelz versteckt) mittelgroß. Backentaschen. Färbung weniger bunt. Gebiß wie vorige.

Cricetulus accedula (Pall.) Pelz weich, oberseits gelblichaschgrau, braun gemischt. Unterseite heller aschfarbig, ohne scharfe Trennung gegen die Oberseite. Dunkler an Kopf und Rücken. Schnauze weiß. Ohren oval, abgerundet. Schwanz drehrund, weiß, mit brauner, schmaler Rückenlinie. Länge 12,2 cm (davon 2,2 cm Schwanz). Südostrußland zwischen Ural und Wolga.

Cricetulus eversmanni (Brandt). Oberseite, Kopf, Flanken, Schultern, Außenseite der Vorderfüße, Hinterseite der Hinterfüße bräunlichrostrot. Brust zwischen den Vorderbeinen blaßrostrot. Lippen Kehle, Unterleib und Pfoten weiß. Schwanz weiß mit blaßrostroter Rückenlinie. Länge 17,3 cm (davon 2,3 cm Schwanz). Südostrußland (Orenburg).

Cricetulus phæus (Pall.). Pelz weich, oberseits aschgraubraun, mit längeren, dunkleren Haaren auf der Rückenmitte. Oberseite des Kopfes, Gesicht reiner grau. Schnauze, Unterseite, Füße weiß. Schwanz weiß, mit brauner Linie auf dem Rücken. Die behaarten Ohren aschgraubraun. Länge 11,1 cm (davon 2,3 cm Schwanz). Südostrußland. Wolga bis zum Kaspisee.

Cricetulus atticus Nehring. Kleiner, aber in der Färbung C. phæus nahestehend. Mit größeren, stark behaarten Ohren. Oberseits aschgrau mit wenigen schwarzgespitzten Haaren. Unterseits weiß, deutlich gegen die Flanken abgesetzt. Schwanzwurzel und Oberseite des Schwanzes schwarzgrau. Fußsohlen mit sechs Schwielen. Länge 10,7 cm (davon 2,2 cm Schwanz). Griechenland (Attika).

Cricetulus arenarius (Pall.), Pelz weich, oberseits weißlich aschgrau. Unterseite bis zu den Flanken reinweiß, scharf gegen die Rückenfarbe abgesetzt. Füße und Schwanz weiß, dieser mit schmalbrauner Linie auf der Oberseite. Ohren länglichoval, aschfarbig mit weißer Spitze. Kopf länglich, weißlich, mit spitzer Schnauze. Schnurren schwarz. Beine kurz und schwach. Länge 12 cm (davon 2,3 cm Schwanz). Südostrußland. Von der Krim bis zur Wolga und zum Kaspisee. Mittelasien.

Unterfamilie: **Microtinæ.**

Gattung: **Evotomys Coues.**

Wühlmäuse mit behaartem, mittelgroßem Schwanz. Ohren behaart, ragen wenig aus dem Pelz hervor. Kopf dick mit rundlicher Schnauze. Gebiß mit 16 Zähnen. Backenzähne mit winkligen Schmelzfalten.

Untergattung: **Evotomys propr. dict.**

Evotomys norwegicus Miller. Oberseits dunkelrostbraun mit schwarzen Haaren untermischt. Gesicht, Wangen, Flanken hellbräunlich. Schnauze an der Seite etwas gelber. Unterseite hellkastaniengrau, mit Gelb auf der Mittellinie verwaschen. Füße weiß mit dunklem Fleck an der Innenseite der Ferse. Ohren fast nackt außen, mit roten, kurzen Haaren innen. Schwanz oberseits braun, unterseits weißlich. Schädel groß. Länge 22,6 cm (davon 5,6 cm Schwanz). Norwegen, nördlich vom 67. Grad.

Evotomys skomerensis Barret-Hamilton. Oberseits hell zimt- bis krapprötlichbraun Gesicht, Wangen, Flanken fahlbraungrau, allmählich in die Rückenfarbe übergehend. Hinterrücken und Schwanzoberseite dunkelbraun. Unterseite (auch des Schwanzes), Füße, Pfoten weiß. Ohren außen fast nackt, innen hellzimtfarbig behaart. Länge 17,5 cm (davon 6,1 cm Schwanz). Insel Skomer (Irische See).

Evotomys nageri (Schinz). Sommerpelz zimtbräunlich mit schwärzlichen Haaren gemischt. Gesicht, Wangen, Flanken hellbraun. Kopfseiten blaßisabell. Unterrücken blaßbraun, rötlich verwaschen auf der Rückenmitte (diese Farbe kontrastierend mit der Farbe des übrigen Rückens). Unterseite hellrauchgrau, auf der Mitte gelblich verwaschen. Füße weiß. Ohren fein behaart, dunkelrötlich. Schwanz oberseits dunkelbraun, unterseits weiß. Länge 22,5 cm (davon 5,5 cm Schwanz). Bewohnt die Nadelwälder der Schweiz. E. nageri hallucalis Thomas, mit längerem Schwanz, stärkerem Schädel und schmaleren Schneidezähnen. Unterleib etwas weißer. Länge 18,1 cm (davon 6,6 cm Schwanz). Italien (Kalabrien) bis zu Höhen von 1000 m

Evotomys vasconiæ Miller. Ähnlich E. norvegicus, doch weniger rot und die schwärzliche Rückenmitte weniger scharf begrenzt. Seiten etwas dunkler. Schwanz kürzer und fein behaart, Zähne stärker, Nasenlöcher größer. Länge 21,2 cm (davon 5,2 cm Schwanz). Bewohnt das südwestliche Frankreich.

Evotomys cæsarius Miller von der Insel Jersey (Kanal) steht durch Schädelgröße der Inselform des Irischen Meers nahe, hat aber breitere Schnauze, kürzeren Schwanz und dunklere Farbe. Füße dunkelgrau, der behaarte Sohlenteil dunkelbraun. Länge 14,5 cm (davon fast 5 cm Schwanz).

Evotomys rutilus (Pallas), der ein Fünftel des Körpers messende Schwanz ist stark behaart. Winterpelz oberseits, ebenso Ohren hellkastanienbraun, mit schwarzen Haaren gemischt. Flanken ockergelb. Unterseits schmutzig- oder crêmeweiß. Füße weißlich. Schwanz oberseits rotbraun, unterseits weiß. Länge 16 cm (davon 3,5 cm Schwanz). Arktisches Europa und Asien.

Evotomys glareolus (Schreb.), Waldwühlmaus. Schwanz groß. Pelz oberseits dunkelzimtbraun, an den Seiten fahlbraun werdend. Unterseite weißlich, gut abgesetzt gegen das Braun. Schwanz oberseits braun, unterseits weiß. Füße weiß, bräunlich überhaucht, die halbkopflangen Ohren von der Rückenfarbe, innen mit langem Haarstreif. Länge zirka 18 cm (davon zirka 4,7 cm Schwanz). Westliches Mitteleuropa (Belgien, Holland, Frankreich, Dänemark, Mitteldeutschland). E. glareolus britannicus Miller. Voriger ähnlich. Füße und Schwanz kürzer. Pelz etwas dunkler. 19,2 cm (davon 4,6 cm Schwanz). Großbritannien. E. glareolus suecicus Miller von Südschweden, kennzeichnet sich durch die rauchgraue Unterseite und das auf die Rückenmitte beschränkte dunkel Ockerrot (ohne auf die Flanken überzugreifen). Füße grau. E. glareolus helveticus Miller. Winterpelz mit undeutlicher roter Rückenmitte. Unterseite weißgrau, gelb verwaschen. Schwanz oberseits fast schwarz, unterseits weißlich. Füße weiß. Schweiz und Ostfrankreich. In den Ebenen, oder doch nur in geringen Höhen. E. glareolus istericus Miller ist blasser gefärbt, oberseits hellrostgelb, schwärzlich gemischt. Flanken fahlgrau. Unterseite crêmeweiß oder gelblich. Füße weißlich. Schwanz oberseits dunkelbraun, unterseits weißlich. Länge 14 cm (davon 4,4 cm Schwanz). Rumänien, Österreich-Ungarn, Ostdeutschland, Donautal.

Aufenthalt an Waldrändern, Laub-Gehölzen und ähnlichen Örtlichkeiten. Auch tagsüber lebendig. Klettert gut. Vorliebe für tierische (Insekten, Gelege, usw.), doch auch Pflanzen- und Körnernahrung. Forstschädlich durch Benagen der Rinde junger Bäumchen. 3 bis 4 mal jährlich 6—8 Junge.

Untergattung: **Craseomys Miller.**

Evotomys (Craseomys) rufocanus (Sundevall). Schädel groß. Pelz lang, dicht. Rückenzone schmal, lebhaft gefärbt und sich gut abhebend von der hellgrauen Flankenfarbe. Wangen, Kopfseiten, Schnauze etwas dunkler grau. Unterseite schmutzigweiß. Schwanz oberseits braun, unterseits trübweiß. Füße weiß. Länge 19 cm (davon 4 cm Schwanz). Nördliches Schweden und Norwegen.

Gattung: Microtus Schrank.

Wühlmäuse mit kürzerem (drittelkörperlang) Schwanz und Ohren als vorige Gattung. Sohlen mit 6 Schwielen. Gebiß mit 16 Zähnen. Backenzähne mit winkligen Schmelzfalten, deren Form individuell variiert.

Untergattung: Microtus propr. dict.

Microtus arvalis (Pall.), Feldmaus. Pelz oberseits gelblich braun. Unterseite und Füße schmutzigweiß, nicht scharf gegen die Rückenfarbe abgesetzt. Schwanz von Drittel Körperlänge, undeutlich zweifarbig — unterseits trübweiß. Ohren behaart, wenig aus dem Pelz sehend. Länge etwa 14 cm (davon 3 cm Schwanz). Ganz Europa bis Westsibirien. Nicht in Großbritannien. Überall häufig. M. arvalis meridianus Miller, blasser gefärbt als deutsche Stücke, mit fahlgelblich verwaschener Unterseite. Etwas größer als der Typ. Pyrenäen. Bewohnt Felder, Äcker in teils ungeheurer Zahl. Seltener in Wäldern und an Waldrändern. Wo sie lebt, steht manchmal Bau an Bau, die Erde zeigt sich vollkommen durchlöchert. Legt Vorräte an. Nicht Winterschläfer. Nahrung: allerlei Körner (Getreide), Rüben, Kartoffeln usw. Gelegentlich auch solche aus dem Tierreich. 5 bis 7 mal im Jahr bis zu 8 Jungen. Ein Paar kann mit seinen Kindern sich im Jahr auf etwa 200 Exemplare vermehren. Zieht im Herbst in großer Menge in Scheunen und zehntet auch dort das Getreide. Mit allen Mitteln bekämpft. Leider bekämpft der Mensch auch seine besten Freunde: Bussard, Eulen, Wiesel usw., die ganz anders der Vermehrung dieser Nager steuern könnten.

Microtus hartingi Barret-Hamilton. Pelz oberseits rötlicholiv, schwarz gemischt. Unterseite weiß, schwach gelblich (am Kinn etwas deutlicher) überflogen. Füße, Pfoten gelblich. Die Trennungslinie zwischen Ober- und Unterseite deutlich. Schwanz gelblich, unterseits heller. Ohren etwas aus dem Pelz ragend. Steht einer kleinasiatischen Art (M. guentheri) nahe, hat aber größeren Schädel und ist oberseits gelblicher, unterseits weißer. Länge 13,4 cm (davon 2,7 cm Schwanz). Griechenland (Thessalien). Vor einigen Jahren als bedeutender Schädling aufgetreten.

Microtus socialis (Pallas). Pelz weich, länger und weniger dicht als bei arvalis. Oberseits blaßgrau, an den Seiten weißlich werdend. Unterseite und Füße weiß. Ein Teil der Rückenhaare braungespitzt. Schnauzenspitze braun. Schwanz gelblichgrau mit schmalbrauner Rückenlinie. Ohren kurz, fast nackt, mit Haarsaum. Länge 13 cm (davon 2,4 cm Schwanz). Südostrußland, Westsibirien, Persien.

Microtus agrestis (L.), Erdmaus. Pelz oberseits graubraun, an den Seiten heller. Unterseite weiß, gut von der Rückenfarbe abgesetzt. Füße bräunlichweiß. Schwanz im Verhältnis länger als bei der Feldmaus, deutlich zweifarbig: oberseits dunkelbraun, unterseits weißlich. Ohren behaart und den Pelz mehr überragend. Länge bis 20 cm (davon bis 4 cm Schwanz). Nord- und Mitteleuropa. Bewohnt dort Wälder (nicht Wiesen). In den Alpen die Täler. Für die Hebriden ist die Form M. agrestis exsul Miller aufgestellt worden. Sie ist oberseits bräunlich, häufig hellockergelb verwaschen und etwas kleiner. M. agrestis neclectus (Jenyns) ebenfalls kleiner, oberseits bräunlichrostrot, unterseits gelblich überlaufen. Schädel kleiner als beim Typus. Länge 15,6 cm (davon 3,3 cm Schwanz). Mitteleuropa bis Mittelrußland. M. agrestis campestris (Blas.) ist oberseits dunkelbraungrau, Flanken heller, rostfarbig verwaschen. Unterseite weiß. Länge 13,3 cm (davon 3,3 cm Schwanz). Dänemark, Nordwestdeutschland. M. agrestis rosianus Barb. du Bocage aus Portugal mit oberseits rostrotem, schwarzverwaschenem Pelz und gelblichen Flanken. Unterseite weißlich. Füße graubraun. Ohren ziemlich groß, behaart. Schwanz zweifarbig mit weißem Ende. Länge 12,2 cm (davon 3,6 cm Schwanz). An Waldrändern, auf Waldblößen. Meist im dichten Gestrüpp. Auch tags lebendig, schwer zu beobachten. Nahrung meist aus dem Pflanzenreich. Forstschädlich wegen Rinden-, Wurzel- und Nadelfraß. Nest rundlich, dicht über, oder dicht unter der Erde — versteckt. Bis 4 Würfe mit 4—7 Jungen jährlich.

Microtus orcadensis Millais. Winterpelz oben dunkelsandbraun. Wangen, Flanken rostfarbig verwaschen, Brust heller. Unterseite rötlichsandfarbig, nicht scharf gegen die Flanken abgesetzt. Füße, Schwanz gelblich. Eine braune Linie auf dem Schwanzrücken. Schwanzspitze weiß. Ohren am Innenrand stark behaart, innen wenig, gar nicht an der Spitze. Sommerpelz kürzer, mehr zimtbraun. Schädel grob. Länge 17 cm (davon 3 cm Schwanz). Bewohnt die Orcaden und Shetlandsinseln.

Microtus sandayensis Millais ist kleiner als vorige Art. Grauer gefärbt, Unterseite nicht so hübsch braun. Rückenlinie des Schwanzes weniger deutlich oder gar nicht ausgeprägt,

Gebiß mit schwächeren Zähnen. Insel Sanday (Nordostorcaden). M. sandayensis westræ Miller ist blasser als vorige Form, oberseits fast rußbraun, unterseits hellockergelb. Insel Westrae (Nordorcaden).

Microtus sarnius Miller. Habitus und Pelz oberseits ähnlich wie agrestis, aber dunkler und rötlicher. Unterseite hellgrau mit deutlicher Trennungslinie. Länge 16,2 cm (davon 4,2 cm Schwanz). Insel Guernesey.

Microtus ratticeps (Kais. et Blas.), Nordische Wühlratte. Ohren fast von halber Kopflänge, über den Pelz herausragend. Pelz oberseits dunkelrostrot. Flanken heller, gelblich graubraun. Unterseite scharf abgesetzt weiß. Füße graubraun. Schwanz länger als ein Drittel des Körpers, zweifarbig — oben dunkelbraun, unten weiß, Spitze graubraun. Ohren in der oberen Hälfte, innen und außen fein graubraun und rötlichgelb behaart. Die langen Haare der Kopfseiten die Ohrwurzel bedeckend. Fußsohle mit 6 Schwielen. Es kommen auch bräunlichschwarze Stücke vor. Länge 17,4 cm (davon 4,9 cm Schwanz). Lappland, Norddeutschland, Nordwestrußland. M. ratticeps stimmingi Nehring, voriger in Farbe und Größe ähnlich. Der Schädel aber schmaler. Backenzähne schwächer. Länge 15,5 cm (davon 4,5 cm Schwanz). Brandenburg (Havel).

Lebt in Wassernähe. Guter Schwimmer. Gräbt flache Gänge unter der Erdoberfläche, wirft kleine Haufen auf. Bau gern am Rande von Gräben. Nahrung meist pflanzlicher Natur. Wahrscheinlich mehrere Würfe bis zu 7 Jungen jährlich. In früherer Erdperiode weiter verbreitet (ganz Deutschland). Relikt aus der Eiszeit, oder langsam von Nordost einwandernd?

Microtus arenicola (Sélys). Ohren fast im Pelz versteckt. Haare an der Wurzel schieferschwarz, an der Spitze rötlichbraun. Unterseite schmutzigweiß. Schwanz oberseits wie der Rücken mit blasserer Unterseite und schwarzer Spitze. Länge zirka 18 cm (davon 4,3 cm Schwanz). Holland.

Microtus œconomus (Pall.). Oberseite schwarz- und gelbgemischt mit schwärzlicher Rückenmitte. Unterseite weißlichgrau. Die Wurzel der Haare braun. Ohren im Pelz verborgen. Schwanz von Drittel Körperlänge, oberseits braun, unterseits weiß. Länge 14,4 cm (davon 4,3 cm Schwanz). Ostrußland (Ural) und ganz Sibirien. Diese Art ist ratticeps so ähnlich, daß es vielleicht — nach Poliakoff — geraten scheint, ratticeps als Unterart zu œconomus zu stellen.

Microtus ouralensis (Poliakoff). In Größe und Farbe ratticeps ähnlich, mit abweichendem Gebiß. Südostrußland zwischen Kaspisee und Kaukasus (Gouv. Orenburg).

Microtus cabrerai Thomas. Pelz lang und weich. Oberseits olivbraun, Unterseite (nicht scharf abgesetzt) heller. Füße groß, stark, mit 6 Sohlenschwielen. Schwanz kurz, oberseits bräunlichweiß, unterseits weiß. Schädel und Backenzähne besonders stark. Länge zirka 14 cm (davon 3,4 cm Schwanz). Nordspanien, Sierra de Guadarrama bis zu 1300 m Höhe.

Microtus asturianus Miller. Durch Schädelmerkmale besonders ausgezeichnet. Pelz oberseits fahl lehmgelb, auf der Rückenlinie schwärzlich. Flanken heller. Unterseite dunkelgrau, fahl verwaschen. Schwanz zweifarbig, oben fahlgrau, unten bräunlichgrau. Länge 15,7 cm (davon 3,7 cm Schwanz). Spanien.

Microtus angularis Miller. Hauptsächlich durch Schädel- und Gebißmerkmale unterschieden. Färbung wie bei der Feldmaus. Schwanz länger. Länge 15,6 cm (davon 4,1 cm Schwanz). Transsylvanien.

Microtus levis Miller, der Feldmaus ähnlich, mit längerem, schmalerem Schädel. Länge 14,8 cm (davon 3,8 cm Schwanz). Rumänien.

Microtus parvus Sat. Besonders klein, mit kleinen, kaum den Pelz überragenden runden Ohren. An den Sohlen der Hinterfüße 5 Schwielen. Oberseits hell und dunkelbraun gemischt. Seiten heller. Unterseite gelblichweiß. Schwanz oberseits braun, unterseits gelblich weiß. Länge: ♂ 11,8 cm (davon 2,5 cm Schwanz), ♀ etwas größer. Südostrußland.

Untergattung: Chionomys Miller.

Microtus (Chionomys) nivalis (Martins), Schneemaus, Alpenwühlmaus. Oberseits rauchgrau, auf dem Rücken dunkler. An den Seiten manchmal fahlgelb. Unterseite trübweiß. Füße, Schwanz weißlich. Schwanz oberseits braun überflogen, doch nicht zweifarbig. Ohr von Drittel Kopflänge, wenig aus dem Pelz ragend, Länge 18,5 cm (davon

6,5 cm Schwanz). Hochgebirge der Schweiz, Bayern, Tirol. Apennin. M. (Chionomys) nivalis aquitanius Miller aus den östlichen Pyrenäen (1600 m) ist nur durch Zahnmerkmale gekennzeichnet, sonst dem Typus ähnlich. Etwas kleiner.

Bewohnt das Hochgebirge oberhalb der Baumgrenze. Nahrung: Kräuter, Wurzeln, von den sie Vorräte anlegt. Kein Winterschlaf. Kommt auch in Häuser, Sennhütten. 2 Würfe bis zu 7 Jungen im Jahr. Nicht scheu, auch tagsüber munter.

Microtus (Chionomys) ulpius Miller. Durch Zahnmerkmale gekennzeichnet. Dem Typus ähnlich, dunkler. Schwanz zweifarbig, oberseits braun. Länge zirka 19 cm (davon 5,8 cm Schwanz). Östliches Ungarn. Vielleicht auch die transsylvanischen Alpen bis zu den Karpathen.

Microtus (Chionomys) lebruni (Crespon). Schädel kleiner, Zähne schwächer. Kleiner und blasser als nivalis, mit weißem Schwanz. Oberseits einfarbig hellgrau. Länge 18,8 cm (davon 6,6 cm Schwanz). Südfrankreich. M. (Chionomys) lebruni leucurus (Gerbe) ist oberseits blaß rauchgrau, leicht braun verwaschen. Die Form steht zwischen nivalis (Schädel) und lebruni (Habitus). Länge 18,8 cm (davon 6,8 cm Schwanz). Französische Alpen (1600 m Höhe).

Microtus (Chionomys) gud Sat. Verwandt mit nivalis, scheint sie im Kaukasus zu ersetzen. Pelz langhaarig, weich. Oberseits hellgraubraun, mit wenig schwarzen Haaren gemengt, unterseits weiß. Schnauzenumgebung weißlich. Füße, Schwanz sparsam weiß behaart. Ohren knapp den Pelz überragend. 5 Schwielen an den Vorder-, 6 an den Hinterfüßen. Sohlen weiß behaart. Länge 20,3 cm (davon 8,2 cm Schwanz). Zentral-Kaukasus, in 2300 m Höhe.

Gattung: Pitymys Mac Murtrie.

Gedrungenere Formen als bei voriger Gattung. Augen klein. Ohren, Schwanz, kaum ein Viertel Körperlänge, sehr kurz. Hintere Fußsohlen mit 5 Schwielen. Gebiß mit 16 Zähnen.

Pitymys subterraneus Sélys, Kurzohrige Wühlmaus. Ohren fast nackt, an der Wurzel von den langen Haaren der Kopfseiten überdeckt. Augen sehr klein. Halb so groß als bei der Feldmaus. Oberseite schwärzlich grau, mit aschgrauer Kehle. Unterseite weiß. Füße dunkelgrau. Schwanz oberseits schwärzlich, unterseits weißlich. Länge 10,6 cm (davon 2,4 cm Schwanz). Mitteleuropa (Frankreich, Belgien, Deutschland, Rumänien, Norditalien). Fehlt in den Alpen. P. subterraneus capucinus Miller, mit größerem Schädel und dunkler gefärbt als der Typus. Oberseits braun, gelblich überflogen. Füße blaß rauchgrau. Länge 13,5 cm (davon 3,3 cm Schwanz). Frankreich.

Lebt mehr unterirdisch. Selten am Tag zu sehen. Auf Wiesen, in Gärten, Feldern. Kann in Gärten durch ihre Wühlarbeit sehr schädlich werden. Jährlich 5—6 Würfe von 3—5 Jungen.

Pitymys gerbei (De L'Isle). Oberseits dunkelrostrot, unterseits schiefergrau. An den Seiten verlaufen beide Farben ineinander. Schnauze schwärzlich. Ohren (kleiner als bei voriger Art), oval, dünn behaart und lassen die Haut durchsehen, im Pelz verborgen. Schwanz oberseits braun, unterseits grau. Augen sehr klein. Füße schwach, mit zarten dunklen Nägeln. Länge 12,3 cm (davon 2,8 cm Schwanz). Westfrankreich.

Pitymys selysi (Gerbe). Pelz sehr reich und dicht. Oberseits rostbräunlichrot, unterseits blaß aschfarbig. Die beiden Farben durch eine hellere, gelbliche Linie getrennt. Füße aschgrau. Die kurzen Ohren braun behaart. Schwanz oberseits braun, unterseits gelblich mit trübweißem Ende. Augen sehr klein. Länge 14 cm (davon 4 cm Schwanz). Südost-Frankreich.

Pitymys savii (Sélys). Ohren schwach behaart, im Pelz versteckt. Oberseite erdgraubraun, Unterseite aschgrau. Schwanz unter Drittel Körperlänge, oberseits bräunlich, unterseits weißlich. Füße weißlichgrau mit starken Nägeln. Schnauze dick und stumpf. Augen sehr klein. Länge 11,3 cm (davon 2,3 cm Schwanz). Südostfrankreich, Italien, Griechenland. P. savii nebrodensis (Minà-Palumbo) oberseits grau mit schwarzgespitzten Haaren. Kopf gelblichrot überflogen, ebenso Hals und Seiten. Unterseite gelblichgrau, allmählich in die Farbe der Seiten übergehend. Füße fleischfarbig. Schwanz von Fünftel

Körperlänge, kurz behaart, oberseits heller als der Rücken, unterseits weiß. Etwas größer als vorige. Sizilien (1700 m Höhe).

Pitymys thomasi Barret-Hamilton, oberseits dunkelbraun, gelblich überflogen an den Flanken. Unmerklich in die schmutzigfahlgelbe Unterseite übergehend. Füße schmutzigweiß. Ohren fast im Pelz versteckt. Schädel größer als bei voriger Art und bei subterraneus, mit starkem Gebiß. Länge 16,4 cm (davon 2,4 cm Schwanz). Montenegro.

Pitymys dacius Miller. Ähnlich subterraneus, mit größerem Schädel, Schädel- und Gebißmerkmalen. Pelz ähnlich den braunen Stücken von subterraneus. Länge 12,1 cm (davon zirka 3,3 cm Schwanz). Rumänien.

Pitymys incertus (Sélys). In Größe und Färbung der Feldmaus ähnlich, doch durch die sehr kurzen Ohren an P. savii erinnernd. Füße, Nägel stark. Ohren stärker behaart. Schweiz (Gotthard bis über 2000 m, Furka bis über 2300 m).

Pitymys multiplex (Fatio), aus dem Tessin (Locarno), größer als subterraneus. Oberseits deutlich gelb überflogen. P. multiplex fatioi Mottaz, ähnlich dem Typus gefärbt, kleiner, mit schwächerem Schädel. Hauptsächlich durch Zahnmerkmale gekennzeichnet. Schweiz (Wallis).

Pitymys pyrenaicus (Sélys). Oberseits rußbraun. Ohren schwärzlich behaart. Schwanz länger als bei incertus und savii, welch letzterer Art er sonst ähnlich ist. Pyrenäen. P. pyrenaicus brunneus Miller, bräunlicher als vorige Form. Oberseite holzbraun, grau verwaschen, Länge 12 cm (davon 2,6 cm Schwanz). Südfrankreich.

Pitymys planiceps Miller. Nur durch Schädel bekannt. Schädel abgeplatteter als bei jeder andern europäischen Art dieser Gattung. Aus Frankreich (Pyrenäen bei 1333 m Höhe) bekannt geworden. Trotz eifriger Bemühungen nicht ein zweites Mal gefunden.

Pitymys ibericus (Gerbe). Oberseits gelblich graubraun, unterseits weiß. Ein gelbes Band trennt die beiden Farben. Ohren kurz, rund, nackt. Schwanz oberseits braun, unterseits gelblichweiß. Füße weiß. Schädel breit. Länge 15 cm (davon 3 cm Schwanz), Südspanien. P. ibericus centralis Miller, weniger groß als der Typus. Braun, fahlgelb verwaschen Füße weißlich. Länge 12,6 cm (davon 2,4 cm Schwanz). Spanien (Prov. Burgos). P. ibericus regulus Miller, kleiner als centralis mit schmalen kleinen Backenzähnen. In den Mandelplantagen von Granada (Nordabhang der Alhambra). P. ibericus fuscus Miller, dunkler als centralis, Oberseite fast schwarz, an den Seiten holzbraun werdend. Unterseite dunkelgrau, gelblichrot verwaschen. Füße weißlich. Schwanz oben bräunlich, unten weißlich, ohne scharfe Trennung. Länge 12,6 cm (davon 2,2 cm Schwanz). Spanien (scheint auf Valenzia beschränkt).

Pitymys provincialis Miller. Farben blaß, oberseits hell holzbraun, heller an den Seiten. Unterseite hellgrau. Füße trübweiß. Schwanz fast weiß, oberseits mit wenig schwarzen Haaren. Schädel nächstfolgender Art ähnlich, kleiner. Länge 11,8 cm (davon 2,2 cm Schwanz). Südostfrankreich.

Pitymys duodecimcostatus (Sélys). Oberseits braungelb, Schnauze dunkel. An den Seiten gelblich. Unterseite, Füße weißlich, schmutziggelb oder grau überflogen. Ohren fast im Pelz versteckt, nackt, fleischfarbig. Schwanz oberseits braun, unterseits schmutzigweiß. Länge 13,4 cm (davon 3,3 cm Schwanz). Südostfrankreich.

Pitymys mariæ Major. Oberseits blaß umbrabraun. Unterseits hell fahlgelb. Länge 10,9 cm (davon 2,5 cm Schwanz). Nordwestspanien.

Pitymys pelandonius Miller. Voriger Art ähnlich. Mit größerem, breiterem Schädel. Oberseits holzbraun, mit gelberen Seiten. Füße, Schwanz weißlich. Länge 12,4 cm (davon 2,8 cm Schwanz). Spanien (Prov. Burgos).

Pitymys depressus Miller. Durch Schädelmerkmale besonders gekennzeichnet. Länge 11 cm (davon 2,5 cm Schwanz). Spanien (Prov. Madrid, Südabhang der Sierra de Guadarrama).

Pitymys lusitanicus (Gerbe). Oberseits rußbraun, unterseits rauchbraun, gelb gemischt. Länge 11,2 cm (davon 2,7 cm Schwanz). Portugal.

Gattung: Arvicola Lacépède.

Größere dickköpfige Wühlratten. Schwanz von halber Körperlänge. Sohlen der Hinterfüße mit 5 Schwielen. Gebiß mit 16 Zähnen Am Wasser lebend.

Arvicola terrestris (L.) Savi, Wasserratte. Pelz oberseits gelblichbraun, an den Seiten gelblich. Unterseits grau mit gelblich verwaschen. Kopfseiten gelblich. Schwanz oberseits mit kurzen braunen, unterseits grauen Haaren. Schnauze dick und stumpf. Länge 20,3 cm (davon 6,3 cm Schwanz). Nord- und Zentraleuropa, Ostrußland, Sibirien. A. terrestris amphibius (L.) Lacépède ist oberseits erd- oder eisenbräunlich, am Rücken mit schwärzlichen Haaren gemischt. An den Seiten rötlich. Unterseite dunkelgrau, roströtlich überlaufen. Schwanz schwärzlich. Kopfseiten dunkelrostrot. Ohren im Pelz versteckt, bis auf einen Haarsaum fast unbehaart. Schnauze graulich. Füße schuppig, mit kurzen grauen Haaren. Schwanz mit über 110 Schuppenringen, oberseits schwärzlich, unterseits heller behaart. Länge 28 cm (davon 8,5 cm Schwanz). Mitteleuropa. Von Großbritannien bis zum Kaukasus, Asien. A. terrestris monticola Sélys; größer als der Typus, mit ähnlich breitem Schädel wie amphibius und längerem und blasser (grau) gefärbtem Schwanz als terrestris. Oberseits gelblichgrau, an den Seiten blaßgelblich untermischt. Unterseite weißlichgrau, gelblich verwaschen. Füße hellaschgrau. Pelz weich. Der blaßgraue Schwanz mit etwa 100 Ringen. Länge 27,2 cm (davon 7,5 cm Schwanz). Pyrenäen.

Nicht ans Wasser gebunden. Gräbt im geeigneten Boden flachstreichende Gänge und wirft auch Haufen auf. Andere graben ihre Röhren in Uferwände. Nest 30—60 cm unter der Oberfläche. Schwimmen und Tauchen gut. Dämmerungstiere in der Hauptsache. Nahrung: Wurzeln, Knollen, Rohrstengel, Körner (kann dem Getreide schädlich werden), Früchte usw. Auch Insekten, Würmer, kleine Wirbeltiere. Durch Wühlereien und Verbeißen der Wurzeln (bringen ältere Bäume zum Absterben!) äußerst schädlich. 2–3 Würfe mit 4—7 Jungen jährlich. Kein anhaltender Winterschlaf.

Arvicola sapidus Miller. Durch Schädelmerkmale gekennzeichnet. Oberseits ockerlehmgelb mit leicht rötlichem Anflug. Rückenmitte dunkler. Seiten heller. Unterseite ockergelb, grau verwaschen. Füße graubraun. Schwanz bräunlich, unterseits heller. Mittel- und Südspanien. Länge 31 cm (12,3 cm Schwanz).

Arvicola tenebricus Miller. Oberseite dunkelgraurötlich, schwarz überflogen. Unterseite grau, gelblich verwaschen. Füße braun. Schwanz oberseits schwärzlich, unterseits grau. Hauptsächlich durch die Schädelmerkmale (Nasenknochen) von der gewöhnlichen Wasserratte unterschieden. Länge 30,5 cm (davon 11,2 cm Schwanz). Pyrenäen bis zu 1600 m.

Arvicola musignanoi Sélys. Oberseits gelblichbraun, grau gemischt. Flanken heller. Unterlippe, Kehle, Brust weißlichgrau. Unterseite aschgrau, gelblich überflogen. Die stumpfe Schnauzenspitze und die Oberlippe gelblichbraun. Schwanz braun. Länge 28,5 cm (davon 9,5 cm Schwanz). Norditalien, südlich bis Rom, Süd- und Südwestfrankreich. A. musignanoi illyricus Barret-Hamilton ist die Subspecies aus Bosnien genannt worden.

Es sind noch mehrere Formen aufgestellt worden, die aber hier nicht berücksichtigt werden können.

Gattung: Prometheomys Satunin.

Schwanz kürzer als die Hälfte des Körpers und Kopfes. Augen klein. Nägel der Vorderfüße lang. Schädel schmal. Gebiß mit 16 Zähnen. Nur eine europäische Art.

Prometheomys schaposchnikowi Sat. Körper lang behaart, in der Lendengegend erreichen die Haare fast 2 cm Länge. Augen fast im Pelz versteckt. Nägel der Vorderfüße groß, die mittleren 8 mm. Hinterfüße mit 4 Schwielen. Ohren innen und außen behaart. Pelz kastanienbraun. Füße heller. Länge 18,1 cm (davon 5,3 cm Schwanz). Zentralkaukasus, Grusinische Heerstraße. 2170 m Höhe.

Gattung: Lemmus Link.

Füße fünfzehig, besonders vorn mit großen Krallen. Fußsohlen dicht behaart. Schwanz sehr kurz. Kopf dick. Ohren rund, im Pelz versteckt. Im äußersten Norden wird bei lemmus der Pelz im Winter weiß. Gebiß mit 16 Zähnen. Obere Schneidezähne ungefurcht.

Lemmus lemmus (L.), Lemming. Augen klein, Ohren im Pelz versteckt. Pelz oberseits bräunlichgelb mit dunklen Flecken. Oberkopf, ein Band von der Nase bis hinter die

Ohren, Vorderrücken schwarz. Lippen, Wangen, Kehle blasser fahlgelb. Unterseite, Füße hell sandfarbig. Schwanz weißgrau mit brauner Rückenzone. Krallen der Vorderfüße stärker als die der Hinterfüße. Länge 15,5 cm (davon 2 cm Schwanz). Westen des arktischen Europas. Norwegen, Lappland, Westrußland. Belebt die Tundren (Moossteppen) und Hochflächen seiner nordischen Heimat. Geselliger, leidenschaftlicher, tollkühner, kleiner Nager. Auch tagsüber munter. Gräbt Gänge im Schnee und ein warmes, wohlgefüttertes Nest. Mehrere Würfe bis zu 6 Jungen jährlich. Nahrung: Flechten, Gräser, Knospen, Wurzeln, selten den Kulturen des Menschen schädlich werdend. Während des Pleistocæns über Mitteleuropa verbreitet.

Lemmus schisticolor Lilljeborg, Waldlemming. Oberseits aschgrau mit großem rotbraunem Fleck in der Schenkelgegend. Krallen der Vorderfüße nicht stärker als die der Hinterfüße. Länge 10,7 cm (davon 1,5 cm Schwanz). Norwegen (Gudbrandsdal), Schweden (Dalekarlien), Finnland.

Lemmus obensis Brants. Oberseits fahlrot mit schwärzlichen Haaren untermengt. Von der Schnauze über die Augen zum Ohr ein braunes Band. Ein gleiches über den Oberkopf. Kehle weiß. Flanken fahlgelblich. Unterseite weißlich. Der langhaarige Pelz ist weich und wird im Winter nicht weiß. Länge zirka 12 cm. Russisch-Lappland, östlich bis Sibirien. Nach Norden bis zum 74. Breitengrad.

Gattung: Dicrostonyx Gloger.

Sohlen ohne Schwielen, behaart. Schwanz nur als Stummel, äußeres Ohr nur als Hautfalte angedeutet. Kopf sehr dick. Hinterpfoten groß mit normalen Nägeln. Die beiden mittleren Krallen der Vorderpfoten wachsen allwinterlich (wo diese Tiere lange Gänge graben!) zu mächtigen Grabnägeln aus. Gebiß mit 16 Zähnen. Schneidezähne ohne Furchen.

Dicrostonyx torquatus (Pallas.), Halsbandlemming. Oberseits rostrot mit dunkler Rückenlinie und weißem, an der Kehle offenem Halsband. Nase, Zügel, Stirn schwarz behaart. Wangen weißlich, Schnurrhaare schwarz. Hinter dem Ohr ein kastanienbraunes Band. Unterseite trübweiß. Pfoten weiß, bräunlich überflogen. Schwanz braun mit weißer Spitze. Der feine, weiche Pelz wird im Winter total weiß. Länge 9,9 cm (davon 1,9 cm Schwanz). Nordrußland, östlich bis zum Weißen Meer und Nowaja Semlja, Sibirien.

Gattung: Ellobius Fischer.

Körper gedrungen, maulwurfartig. Äußeres Ohr ohne Muschel. Vorderfüße mit kurzen Grabnägeln. Oberlippe gespalten. Augen sehr klein. Gebiß mit 16 Zähnen. Obere Schneidezähne stark gebogen.

Ellobius talpinus (Pall.). Körper kurz, gedrungen. Schwanz im Pelz versteckt. Färbung sehr variabel. Die Stücke vom Ural haben weichen, dichten, hellgelbbraunen Pelz. Oberseits dunkler, an den Seiten lebhafter, unterseits trübgelb. Am Kinn ein dreieckiger, weißer Fleck, dessen Spitze an der Kehle endet. Füße gelblich, Zehen weiß. Man kennt eine Form, die oberseits schwarz, unterseits gelb (an den Flanken durch bräunliches Band unterbrochen) ist, eine zweite, die oberseits rötlichgelb, an den Seiten heller ist, mit goldgelben Füßen, eine dritte, die oberseits isabell, unterseits weiß mit hellgelben Füßen. Länge 10,5 cm (davon 1 cm Schwanz). Ost- und Südostrußland. Ural bis zum Kaukasus. Mittelasien.

Familie: Spalacidæ, Wurfmäuse.

Maulwurfsartige Nager. Augen zurückgebildet, unter der Haut liegend. Schwanz, Ohren kurz. Backenzähne bewurzelt, mit Schmelzfalte.

Gattung: Spalax Guldenstädt, Blindmaus.

Kopf sehr groß, abgeplattet. An den Kopfseiten mit Streifen verlängerter Haare. Schwanz, Ohr äußerlich nicht sichtbar. Füße mit kurzen Grabnägeln. Schneidezähne sehr groß, ungefurcht. Zwischenzähne nicht vorhanden. 16 Zähne.

Spalax microphthalmus Güldenstädt. Pelz zart, oberseits hellgelbgrau mit rostrot verwaschen. Kopf, Kehle mausgrau. Der bürstenförmige Haarstreif der Kopfseiten weiß. Zügel weißlich. Obere Schneidezähne blaßgelb, untere weiß. Länge bis 26,5 cm. Südostrußland (Steppen).

Spalax giganteus Nehring. Größer als voriger und durch Schädelbau von ihm unterschieden. Pelz kurz, oberseits hellsilbergrau, am Kopf blasser. Unterseite trübgrau. Bürsten der Kopfseiten weniger entwickelt. Schnauze länger. Schneidezähne sehr groß, rötlich, fein längsgefurcht. Länge 35 cm. Südostrußland (Westrand des Kaspisees).



Blindmaus.

Spalax typhlus (Pall.). Oberseits aschgrau, rötlich verwaschen. Vorderkopf, Unterseite schwärzlich, manchmal mit weißem Brustfleck und Bauchfleck. Länge 19,5 cm. Südostrußland (zwischen Don und Wolga).

Spalax hungaricus Nehring. Stirne aschgrau. Hals und Vorderrücken gelbbraun, roströtlich überflogen. Hinterrücken mit Aschgrau verwaschen, Unterseite schiefergrau. Kinn und die Bürsten der Kopfseiten weißlich. Füße fein weißlich behaart. Schädel kleiner und platter als bei microphthalmus. Sonst noch durch die Schmelzfalten der Molaren gut charakterisiert. ♂ größer als ♀. Länge bis 22 cm. Ungarn, Westrußland — Gouv. Wolhynien, Bessarabien, Bulgarien. Podolien?

Spalax dolbrogeæ Miller, vorigem sehr ähnlich, doch größer. Oberseits einfarbig grau, bräunlich überflogen. Sonst noch durch die Schmelzfalten der Molaren charakterisiert. Länge 25 cm. Rumänien.

Spalax monticola Nehring. Nur auf Schädelmerkmale gegründet. Schneidezähne rotgelb. Bosnien, Herzegowina in 1200—1300 m Höhe.

Spalax græcus Nehring. Oberseits und unterseits graugelblich mit schwärzlichen Haarwurzeln. Kehle dunkelgrau. Haarbürsten sehr stark, doch nicht abstechend gefärbt. Länge 25 cm. Griechenland (Umgebung von Athen).

Die Blindmäuse bewohnen Steppen- und fruchtbares Kulturland. Weitverzweigte Baue. Ungesellig. Werfen Haufen auf, die größer und flacher als die des Maulwurfs sind. Graben mit den starken Nägeln und Schneidezähnen. Gehör ausgezeichnet entwickelt. Nahrung: vorwiegend Pflanzenstoffe, Wurzeln, Zwiebeln. Im Sommer 2—4 Junge. Als Schädling kaum in Betracht kommend.

Familie: Jaculidæ.

Mit Ausnahme der Gattung Sicista, bedeutend verlängerte Hinterfüße (Springbeine!). Im Oberkiefer je 4 Backenzähne mit Schmelzfalten.

Unterfamilie: **Sicistinæ.**

Gattung: Sicista Gray.

Mausähnlich, mit kurzen, fast gleichlangen Vorder- und Hinterfüßen. Schwanz lang und schwach behaart. Ein oberer Zwischenzahn, der so entwickelt ist wie der letzte Backenzahn. Gebiß mit 18 Zähnen.

Sicista subtilis (Pall.), Streifenmaus. Pelz weich. Gelblichgrau, mit dunkler Rückenlinie bis zum Schwanz. Unterseite scharf abgesetzt, hellaschgrau. Schwanz oberseits braun, unterseits heller. Ohren, von halber Kopflänge, gefaltet. Länge 17 cm (davon 9,8 cm Schwanz). Schweden, Norwegen, Finnland, Ungarn, Polen, Rußland bis zur Krim und dem Kaukasus (bis zu 2200 m Höhe). Turkestan und Sibirien (Gebirge). Relikt aus dem Diluvium. Sehr schlafsüchtig, oft mitten im Sommer. Hauptsächlich Nachttier. Klettert, teils mit Hilfe des Schwanzes. In Steppen, dünnen Birkenbeständen, Pußten (in Ungarn auch im gebirgigen Terrain bis 1200 m). Überrascht, sucht sie nicht wie andere Mäuse Erdlöcher auf, sondern erklettert niedere Stämme um sich in Borkenritzen zu verstecken. Nährt sich von Samen (holt sie sich, indem sie die Stengel erklettert), Wurzeln. Freileben wenig gekannt.

Sicista concolor (Büchner). Von voriger gut unterschieden durch das Fehlen der schwarzen Rückenlinie. Oberseite bräunlich, mit dunklerem Rücken, helleren Flanken. Stellenweise rotbraun verwaschen. Schnauzenseiten, Lippen weißlich. Ohren groß, fast nackt, zum Teil im Pelz versteckt. Unterseite hellbraun, nicht scharf gegen die Oberseite abgesetzt. Füße weißlich behaart. Schwanz dünn, einfarbig hellgrau behaart. Länge eines von Radde (Kaukasus) gemessenen Exemplars 17,5 cm (davon 9,8 cm Schwanz). Nordwestkaukasus (2570 m Höhe).

Unterfamilie: **Jaculinæ.**

Gattung: Dipodipus, nom. nov.

Hinterfüße (Mittelfuß) sehr lang, zu Springbeinen umgeformt, Dreizehig. Mittelfußknochen zu einer Röhre verwachsen. Vorderfüße sehr kurz mit 5 Zehen. Ohren groß. Schwanz lang, pfeilförmig, am Ende mit zweizeiligem Pinsel. Schneidezähne vorne orangerot, gefurcht. Backenzähne mit einfachen Schmelzfalten. Ein Paar obere, sehr kleine Zwischenzähne. Gebiß mit 18 Zähnen.

Dipodipus nogai (Sat.). Gut gekennzeichnet vor allen anderen europäisch-asiatischen Arten der Gattung durch Größe und dunkle Färbung. Oberseits bräunlichgrau, leicht roströtlich angeflogen an Flanken und Kopf, deutlich gegen die Unterseite abgesetzt. Ohren kurz, sparsam rotbraun behaart. Pfoten, Schwanz isabellfarbig. Schwanzquaste nicht stark ausgebildet, mit braunem, 3 cm breitem Band auf der Oberseite und weißen Haaren am Ende und unterseits. Zehen unterseits mit langen, weißen Haaren. Länge 33 cm (davon fast 20 cm Schwanz). Südostrußland (Nogaische Steppe und Region des Terek). War bis vor kurzem mit D. sagitta Pall. verwechselt, welche Art aber nach Satunin ausschließlich asiatisch ist.

Gattung: Scirtopoda Brandt.

Hinterfüße mit 3 Zehen. Schneidezähne weiß. Backenzähne mit vielfältigeren Schmelzfalten. Obere Zwischenzähne fehlen. Gebiß mit 16 Zähnen.

Scirtopoda halticus (Illiger). Oberseits blaß isabellfarbig mit grauen, braunen oder schwarzen Haaren gemischt. Mittelfuß und Sohlen der Hinterfüße mit braunen oder schwarzen Haaren. Unterseite weißlich. Schwanz mit weichen, langen Haaren, wenig deutlich zweizeilig, einfach buschig. Von der Farbe des Rückens, unten blasser. Die Endquaste isabellfarbig an der Wurzel, dann auf eine Strecke 1,3 cm schwarz, mit weißer Spitze. Ohren kurz, rund. Länge zirka 26 cm (davon 12,7 cm Schwanz). Südostrußland. (Sarepta, Steppen zwischen Kaukasus und Kaspisee.)

Gattung: Alactaga Cuvier.

Voriger ähnlich. Hinterfüße mit 5 Zehen, von denen die beiden hinteren den Boden nicht berühren. Schneidezähne glatt. Im Oberkiefer je ein sehr kleiner Zwischenzahn. Gebiß mit 18 Zähnen.

Alactaga saliens (Gmel.), Pferdespringer. Die hasenähnlichen Ohren länger als der Kopf, dünnhäutig, nackt. Am Rand mit feinen gelblichen Haaren. Oberseits hellbräunlichgelb mit längeren, schwarzgespitzten Haaren. Oberkopf, Hals, Vorderrücken einfarbig grau, ohne schwarze Haare. Flanken, Außen- und Hinterseite der Schenkel isabellfarbig. Von der Schwanzwurzel zu den Schenkeln ein dreieckiger heller Fleck. Unterseite, Pfoten, Nasen- und Ohrspitzen weiß. Schwanz pfeilförmig, am Ende zweizeilig, von der Rückenfarbe. Pfeil schwarz mit weißer (größerer) Endhälfte. Länge 43,5 cm (davon 25,5 cm Schwanz). Südostrußland, Zentralasien. A. saliens decumanus (Lichtenst.), Ohren kürzer als der Kopf, am Vorderrand behaart, mit weißer Spitze. Oberseite braungelb mit schwarzgespitzten Haaren. Nase und Zügel schwärzlich, in das Grau von Kopf, Hals, Schultern übergehend. Weichen, Kopf- und Halsseiten, Außenseite der Schenkel blaßisabell. Unterseite, Füße, Fleck vom Schenkel zur Schwanzwurzel weiß. Schwanz oberseits dunkelbraun, unterseits isabell. Pfeilspitze im ersten Teil schwarz, im Endteil weiß. Länge 50 cm (davon 23 cm Schwanz). Südostrußland.

Steppen- und Nachttier. Bewohnt unterirdische, selbstgegrabene Höhlen mit weitverzweigten Fluchtröhren. Nahrung: Zwiebeln, Wurzeln, Samen und grüne Pflanzen. Wie viele Nager verschmäht er animalische Kost auch nicht. Bewegt sich bei der Flucht in enormen Sprüngen äußerst rasch vorwärts, wobei der Schwanz als Steuer dient. Bei ruhiger Nahrungssuche auch auf die winzigen Vorderbeine gestützt. Gehör und Gesichtssinn vorzüglich entwickelt. Winterschlaf. Das Freileben immer noch wenig beobachtet.

Alactaga elater kizljaricus Satunin. Rücken rötlichgelb, schwärzlich — besonders auf der Rückenlinie — gemischt. Schnauze vorn weiß. Unterseite, Innenseite der Schenkel ebenso. Außenseite der Schenkel rötlichgelb mit schwarzem Fleck auf der Mitte. Sohlen nackt, an den Seiten schwarz behaart. Zehenspitzen weiß, mit ebensolchen Nägeln. Schwanz graubraun, die breite Endquaste zweizeilig, vor dem schwarzen Pinsel ohne weißen Ring. Länge zirka 23 cm (davon 15,5 cm Schwanz). Südostrußland (Terek). Der Typus im Norden des Aralsees.

Gattung: Alactagulus Nehring.

Voriger Gattung ähnlich. Der obere Zwischenzahn fehlt. Backenzähne mit einfacheren Schmelzfalten. Gebiß mit 16 Zähnen.

Alactagulus acontion (Pall.). Oberseits blaßgelbgrau, mit schwarzem dreieckigem Schenkelfleck. Ohren von zwei Drittel Kopflänge, eisengrau ohne weiße Spitze. Unterseite weiß. Vor der schwarzen Pfeilquaste des Schwanzes ein weißer Ring. Nur äußerste Spitze weiß. Die kaukasischen Stücke sind dunkler, mit kürzeren Ohren, rotgelben — nicht weißen — Flanken. Länge 25,8 cm (davon 15,8 cm Schwanz). Südostrußland, zwischen Kaukasus und Kaspisee.

Familie: Hystricidæ, Stachelschweine.

Körperbedeckung oberseits größtenteils aus langen Stacheln bestehend. Backenzähne mit Schmelzfalten.

Gattung: Hystrix L.

Große Formen, Schwanz kurz, mit röhrenartigen (am Ende offenen) Stacheln. In beiden Kiefern je ein Paar Zwischenzähne. Gebiß mit 20 Zähnen.

Hystrix cristata L., Stachelschwein. Oberseite mit schwarzbraunen, weißgeringelten Stacheln, Kopf, Nacken mähnenartig mit schwarzen, schwächeren Stachelborsten besetzt. Schwanz kurz, mit am Ende offenen, dünnwandigen Röhren. Schnauze, Füße, Schnurren schwarz. Ohren kurz. Länge bis 65 cm (davon 8 cm Schwanz). Süditalien bis in die

römische Campagna, Sizilien, Griechenland, Südspanien, Krim, Nordwestafrika. Bewohnt steppenartige, wenig kultivierte Landschaften. Selbstgegrabene Gänge. Einsiedlerisch lebendes Nachttier. Nahrung: Wurzeln, Knollen, Früchte, grüne Pflanzen. Doch auch — wo irgend zu bekommen — animalische Kost. Paarung im Frühling. Nach zirka 9 Wochen 1—4 sehende Junge, die mit weichem Stachelkleid geboren werden. Trotz seiner scharfen, spitzen Stacheln eigentlich ungefährlich. Leicht erregbarer, nicht allzu begabter Nager. Winters verläßt er oft lange den Bau nicht.

Familie: Leporidæ, Hasen.

Hinter jedem oberen Schneidezahn steht noch ein kleinerer. Backenzähne mit Schmelzfalten. Schwanz kurz.

Unterfamilie: Ochotoninæ.

Gattung: Ochotona Link.

Hasen von geringer Größe, Meerschweinchen ähnlich. Hinterbeine nicht viel länger als die vorderen. Schwanz äußerlich nicht sichtbar. Ohren kurz. Zehen (vorne 5, hinten 4) unterseits behaart. Obere Schneidezähne breit, weiß, in der Mitte gefurcht. Gebiß mit 26 Zähnen.



Pfeifhase.

Ochotona pusillus (Pall.), Zwergpfeifhase. Kopf kurz, breit. Augen klein. Schwanz äußerst klein. Pelz weich, graulichbraun, Flanken, Füße heller. Schnauzengegend, Kehle, Brust, Unterseite weißlich. Ohren grau mit weißem Rand. Länge 14,5 cm. Ostrußland, Ural, Wolgagebiet. Von da bis Turkestan, Westsibirien. (Nicht in Südrußland, nicht im Kaukasus.) Bewohnt hügelige und felsige Hochsteppen. Einzeln oder in größerer Anzahl. Oft finden sich ihre selbstgegrabenen Höhlen dicht beieinander. Neugierig trotz Furchtsamkeit. Nahrung: Kräuter und Gräser, die sie auch in großer Menge für den Winter einsammeln. Stimme soll dem Schlag der Wachtel ähnlich sein.

Unterfamilie: Leporinæ.

Gattung: Oryctolagus Lilljeborg.

Ähnlich der Gattung Lepus. Ohren kürzer als der Kopf. Gebiß mit 28 Zähnen.

Oryctolagus cuniculus (L.), Kaninchen. Oberseite grau (aschgrau, rötlichgelb, schwarz gemischt), Nacken rostrot. Ohren kürzer als der Kopf, grau ohne schwarze Spitze. Unter-

seite weiß. Schwanz von $^3/_4$ Kopflänge, oberseits braun, unterseits weiß. Augenumgebung weißgelblich. Länge bis 45 cm (davon zirka 6 cm Schwanz). Eigentliche Heimat Südeuropa (Küstenländer des westlichen Mittelmeers). Heute in ganz Mitteleuropa, inkl. Großbritannien. Nicht Skandinavien und Rußland, Kleinasien, Nordafrika. O. cuniculus cnossius Bate oberseits blasser, einfarbiger grau als vorige Form. Hinterfüße fast weiß. Etwas kleiner. Bewohnt einige kleine Eilande bei der Insel Kreta. Die Kaninchen leben meist kolonienweise in sandigen Gegenden, an Waldrändern, Dünen, Schonungen — seltener im Hochwald. Hier graben sie auch ihre Baue, die aus der tiefliegenden Kammer und den winkligen, verzweigten Röhren bestehen. Wo nicht gestört, sind sie auch tagsüber lebendig, um bei Gefahr sofort in ihren Röhren zu verschwinden. Ihre Äsung besteht aus allen möglichen grünen Pflanzen, Kleearten, Getreide, Feldfrüchten. Besonders lästig und schädlich durch Unterwühlen des Bodens und durch Verbeißen und Schälen junger Waldbäume im Winter. Die Häsin setzt in den Sommermonaten alle 5 bis 6 Wochen gegen 5—10 nackte, blinde Junge in besondere, meist zu diesem Zweck gegrabene Röhren. Diese schreiten dann schon nach 8 Monaten wieder zur Fortpflanzung. Der Mensch tut dieser Vermehrung mit Schußwaffen, Frettchen und Schwefelkohlenstoff Abbruch, so sehr er kann, ist aber da, wo sie sich einmal im Großen festgesetzt haben (Australien!) ziemlich machtlos dagegen.

Gattung: Lepus L.

Ohren länger als der Kopf. Gebiß mit 28 Zähnen.

Lepus timidus L., Schneehase, veränderlicher Hase. Sommerpelz: Vorderrücken und Seiten graubraun. Hinterrücken, Außenseite der Schenkel rostgelb verwaschen. Kopf braun mit schwarzen Haarspitzen, Linie unter der Nase, Augenring, Kehle weiß. Unterseite, deutlich abgesetzt, weiß. Winterpelz ganz weiß mit schwarzen Ohrspitzen. Die südschwedischen Exemplare werden nicht ganz weiß. Länge 55,5 cm. Süd- und Mittelschweden. (Nach Middendorf auch an der Süd- und Ostküste von Schweden, Rußland, Livland und an der Südküste Finnlands.) L. timidus collinus Nilsson ist im ganzen Jahr weiß. Ohr nur am äußersten Rand schwarz. Pelz lang und dicht. Diese große Form bewohnt Nordskandinavien und Nordrußland. L. timidus hibernicus Jarrell mit rotbraunem, oft fuchsrotem Sommerpelz. Winterpelz ähnlich, mehr weniger weiß werdend. Irland. L. timidus lutescens Barret-Hamilton mit lebhaft ledergelblicher Oberseite, deren Farbe allmählich in das Weiß der Unterseite übergeht. Ohren nicht schwarz gespitzt. Küsten Irlands.

Im Gegensatz zum Feldhasen Kulturflüchter. Bewohnt Wälder, Moordickichte, Tundren usw. Nicht Ackerland. Sommers oberhalb der Baumgrenze, zieht sich Winters in geschütztere Lagen herab. Äsung ähnlich der des Feldhasen. Hauptsächlich aber Rinden, Triebe, Knospen. Die Häsin setzt 2—3 mal im Jahr je 2—3 (5) Junge. Der Balg wertet in Rußland, welches viele ausführt (1897 z. B. 44000 Pud.), gegen 50 Pfg. Bastarde mit dem Feldhasen sind beobachtet worden.

Lepus medius Nilsson. Oberseite im Sommer gelbbraun und schwarz gemischt. Im Winter schwarz und weißlich. Unterseite und Pfoten im Sommer gelbbraun, im Winter grau. Von der Insel Seeland (Dänemark) bekannt geworden. L. medius aquilonius Blas., Sommerpelz oberseits hellgelblich, schwarz gemischt. Zügel, Außenseite der Ohren dunkler. Ohren auf ein Viertel ihrer Größe schwarz gespitzt. Pfoten ledergelb. Sonst weiß. Winterpelz oberseits grau, Seiten weiß. Mittelrußland. L. medius caspius Ehrenberg ist oberseits gelbgrau. Schwanz länger als der Kopf, oberseits schwarz. Der schwarze Ohrfleck groß. Südostrußland (Wolga, Kaukasus bis Kaspisee). L. medius scoticus Hilzheimer mit oberseits braunem, an den Seiten ins Graue übergehenden, unterseits weiß werdendem Sommerpelz. Halsseiten, Brust grau. Winterpelz weiß mit schwarzen Ohrspitzen. L. medius varronis Miller. Sommerpelz gelblich, gelb und schwarz gemischt. Schwanz oberseits schwarz, unterseits weiß. Flanken, Oberseite der Schenkel hellgelblich (ohne schwarze Haarspitzen). Der nackte Teil der Ohren violettbräunlich. Der schwarze Ohrfleck nicht scharf abgesetzt. Augenring, Oberlippe und Streif über das Auge weiß Unterseite, Sohlen der Vorderfüße weiß, die der Hinterfüße schmutziggelb. Winterpelz weiß, mit wenig schwarzen Rücken- und Schwanzhaaren. Ohren mit schwarzem, nicht

deutlich abgesetztem Fleck. Sohlen bräunlichweiß. Länge 63,5 cm (davon 5,3 cm Schwanz). (Schweizer) Alpen.

Lepus europæus Pallas, Feldhase. Oberseite rostgelblich und schwarzbraun gemischt. Mittlerer Teil der Flanken einfarbiger gelbbraun. Vorderbeine außen, Hals und Brustseiten rostfarbig. Augenring hellrostgelblich. Kehle, Innenseite der Beine, Unterseite weiß. Ohren lang, mit schwarzen Spitzen. Variiert sehr. Länge zirka 70 cm. Mitteleuropa. L. europæus occidentalis Winton ist kleiner als der mitteleuropäische Hase, mehr rötlichbraun gefärbt. Großbritannien. L. europæus pyrenaicus Hilzheimer mit weniger Weiß auf der Unterseite als der Typus. Flanken hellbraun, auf der Bauchmitte nur wenig Weiß lassend. Nase, Oberlippe gelblich. Der schwarze Ohrfleck größer als beim Typus. Französische Pyrenäen. L. europæus meridiei Hilzheimer. Pelz mit wenig Weiß, Rückenfarbe trübbraun, Rückenmitte wenig schwarz gemischt. Brust, Außenseite der Beine lebhafter braun. Nacken hellbraun. Der helle Fleck hinter dem Ohr fehlt. Nase, Oberlippe gelblich. Ohrenspitze nicht deutlich abgesetzt schwarz, von hier am Außenrand des Ohrs als schwarzer Saum fortgesetzt. Unterer Teil des Ohrs grau. Südfrankreich. L. europæus transsylvaticus Matschie von Rumänien und Transsylvanien, mit heller braunen Körper- und Halsseiten, lebhafter gefärbten Beinen, rostroter Brust und Fleck auf dem Schenkel. Schenkelgegend von der Schwanzwurzel an grauweiß. Der schwarze Ohrsaum nur angedeutet. L. europæus parnassius Miller. Weniger gelblich gefärbt. Ohren silbergrau mit ausgedehntem Ohrfleck an der Spitze. Schenkelgegend kaum anders als der Rücken gefärbt. Hals, Flanken heller als der Rücken. Augenring, Streif durchs Auge gelbgrau. Länge 60 cm. Griechenland (Parnaß). L. europæus sardus Hilzheimer wurde die von Körper und Kopf sardische Form benannt.

Für Südeuropa sind einige Arten aufgestellt worden, die sich im allgemeinen durch kurze, lockere Behaarung, schlanke, dünnbehaarte Ohren, und durch viel Rostrot in der Färbung unterscheiden sollen:

Lepus creticus Barret-Hamilton von Kreta (Länge von Körper und Kopf 51,4 cm).

Lepus granatensis Rosenhauer, eine besonders langgeschwänzte Art von Spanien und den Balearen. L. granatensis gallaecius Miller aus Nordwestspanien, L. granatensis iturissius Miller mit kürzeren Ohren, aus den französischen Pyrenäen.

Lepus corsicanus Winton von Korsika (Länge von Körper und Kopf 52,3 cm).

Lepus mediterraneus Wagner von Sardinien. Er ist der kleinste aller Feldhasen (nur 47,6 cm) und nähert sich bereits nordafrikanischen Formen.

Der Feldhase bewohnt ebenso Waldungen, als Felder, Gebüsche und Feldhölzer. Tagsüber im „Lager", welches er sich als seichte Vertiefung selbst scharrt, oder in natürlicher guter Deckung. Rückt gegen Abend zur Äsung aus. Nahrung: alle Arten grüne Pflanzen und Feldfrüchte. In der Not auch Knospen und Rinden. Die Häsin setzt nach etwa 35 Tagen Tragzeit (viermal im Jahr) 3—4 sehend geborene Junge. Der erste Wurf manchmal schon Ende Januar oder Februar. In Todesangst „klagt" der Hase, gibt er quäkende, jämmerliche Töne von sich. Bekannt ist seine Furchtsamkeit, doch verteidigt die Häsin ihre Jungen tapfer gegen Feinde (Krähen usw.). Auch die „Rammler" halten tapfer im Kampf mit Nebenbuhlern Stand. Kann Winters im Wald, Obstgarten, durch „Schneiden" und „Schälen" schädlich werden. Im Felde fällt der Schaden nicht so sehr ins Gewicht. Dagegen stellt der Feldhase einen nicht unbedeutender wirtschaftlicher Faktor dar. Werden doch zirka $4^1/_2$ Millionen pro Jahr in Deutschland erlegt. Der Winterpelz wertet 50 Pfg. Außer dem Menschen hat er zahllose andere Feinde.

Ordnung: *Ungulata*, Huftiere.

Meist pflanzenfressende, doch auch allesfressende, größere und große Säuger. Zehengänger. Beine zur schnellen Fortbewegung auf dem Erdboden eingerichtet. Hierher fast alle Nutztiere des Menschen.

Untergattung: **Artiodactyla non ruminantia, Nichtwiederkäuende Paarhufer.**

Familie: Suidæ, Schweine.

In Europa nur eine Gattung.

Gattung: Sus, Schwein.

Plumpe, mittelgroße Säuger mit großem, langem, spitz zulaufendem Kopf (Rüssel) und kurzem Hals. Füße mit 2 Haupt- und 2 Afterzehen. Letztere berühren den Boden nur wenig. Ohren mittelgroß. Augen klein. Schwanz lang, dünn, mit Endquaste. Behaarung borstig. Eckzähne (besonders die unteren) ragen weit aus dem Maul. Sie wachsen ständig weiter. Backenzähne mit Höckern. Gebiß mit 44 Zähnen.

Sus scrofa L., Wildschwein. Behaarung schwärzlichbraun, gelblich untermischt. Von der Stirn nach dem Rücken ein Kamm längerer Haare. Ohren gut behaart, länger als ein Drittel des Kopfs. Eckzähne (Hauer, Gewehre!) des Unter- und Oberkiefers, weit aus dem Maul ragend, nach oben gerichtet. Beim ♂ größer als beim ♀. Jugendkleid graubräunlich, auf den Körperseiten mit je zwei ockergelben Streifen, die sich rückwärts in Flecke auflösen. Länge 1,50 m. Bewohnte ursprünglich den größten Teil von Mitteleuropa. In kultivierten Gegenden mehr und mehr ausgerottet oder zurückgedrängt. Seit Jahrhunderten in Irland und England verschwunden. Auch Vorderasien, Nordafrika. Sus scrofa sardous Strobel, eine kleinere Form von Sardinien, die sich durch Schädel- und Zahnmerkmale einer malaiischen Art nähert, resp. einen Übergang zu derselben bildet.

Das Wildschwein („Schwarzwild") bewohnt, meist rottenweise, Wälder, die genügend Versteck, Gelegenheit zum „Suhlen" und auskömmlicher Nahrung (angrenzende Äcker und Felder) bieten. Nahrung ähnlich der des Hausschweins, alles Genießbare aus dem Tier- und Pflanzenreich — Wurzeln, Bucheln, Eicheln, Pilze, Beeren, Insekten, Larven, Mäuse, Schlangen, junge Vögel, Gelege, frischgesetztes oder schwaches, überwältigtes Wild, usw. Paarungs- (Rausch-) zeit im November (bis Februar). Nach 16—20 Wochen „frischt" die Bache (♀) 4—12 „Frischlinge" (meist im April oder Mai). Gehör und Geruchssinn hoch entwickelt, nicht so das Gesicht. Durch Umwühlen („Brechen") des Bodens und Zertreten der Feldfrüchte kann es sehr schädlich werden. Durch Vertilgen waldschädlicher Insekten und deren Larven, von Mäusen usw. nützend, wenn auch den Schaden nicht deckend. Bestand in Deutschland (am meisten noch im Rheinland) stark zurückgegangen, da es keine Schonzeit genießt.

Unterordnung: Artiodactyla ruminantia, Wiederkäuer.

Familie: Cervidæ, Hirsche.

♂, seltener ♀, mit aus Knochenmasse gebildetem (innen nicht hohlem) Geweih, welches alljährlich „abgeworfen" wird, und sich vom „Rosenstock" aus allmählich wieder ersetzt. Während des Wachstums weich, blutreich und mit samtiger, behaarter Haut überzogen.

Gattung: Cervus L., Edelhirsch.

♂ mit im Querschnitt rundem Geweih. Beim erwachsenen ♂ stark verzweigt. Wedel halb so lang als das Ohr. Obere Eckzähne vorhanden. Gebiß mit 34 Zähnen.

Cervus elaphus L., Rothirsch. Decke oberseits rotbraun, im Winter graulichbraun, mit hellem, rostfarbigen Spiegel (Hinterseite der Keulen, Umgebung der Schwanzwurzel). Erwachsener Hirsch (♂) mit starker Halsmähne. Geweih des älteren ♂ mit Augensproß, Eissproß, Mittelsproß und am Ende der Stange mit einer aus übereinanderstehenden Gabeln gebildeteten Krone. Die Kälber mit rötlich gelbbraunem, weiß getupftem Jugend- (Sommer-) kleid. Länge durchschnittlich 2,30 m. Schwanz 15 cm. Höhe 1,40 m. Ganz Europa mit Ausnahme des hohen Nordens und einen Teil von Asien. In England und in der Schweiz nicht mehr in freier Wildbahn. C. elaphus atlanticus Lönnberg. Er ist kleiner, sommers hellgelbbraun, grau überlaufen mit grauen Beinen. Der hellere Spiegel schwarz umrandet. Westnorwegen. C. elaphus scoticus Lönnberg, ebenfalls eine kleinere (Insel-) Form mit schwarzgerandetem Spiegel, aus Schottland. C. elaphus ger-

manicus Desmarest. Groß, mit dunklerer Decke, starker Halsmähne und starkem Geweih. Deutschland. (Matschie hat noch balticus, albicus, rhenanus und bajovaricus weiter unterschieden.) C. elaphus corsicanus Erxleben, kleiner als der Mitteleuropäer und gedrungen gebaut. Decke braun. Sardinien und Korsika.

Das Rotwild lebt in Ebenen und Gebirgen, soweit zusammenhängende ruhige Waldungen vorhanden. Eigentlich Standwild, doch sehr empfindlich gegen Störungen. Junge ♂♂ und ♀♀ leben in Rudeln, ältere ♂♂ — außerhalb der Brunftzeit (diese gegen Ende September, und einige Wochen dauernd) — meist einzeln. Während der Brunft „schreien", „orgeln" die ♂♂ tiefdröhnend. Ernsthafte Kämpfe (die manchmal mit dem Tod des schwächeren Gegners enden) zwischen den ♂♂. Nach zirka 7½ Monaten Tragzeit (meist Ende Mai, Anfang Juni) 1 (—2) Kälbchen. Tritt Abends zur Äsung aus. Kann Verwüstungen auf Äckern und Feldern anrichten, schädigt den Wald durch „Verbeißen" und „Schälen" (erst seit 100 Jahren bekannt, denn ehemals bot der „Wald" die natürliche Nahrung, die heute der „Forst" nicht mehr bietet). Entrindet junge Bäume durch „Fegen" und „Schlagen".

Cervus maral Ogilby, Kaspischer Hirsch. Größer als elaphus, gedrungener, mit dickerem Hals. Kopf gestreckter. Decke im Sommer rostrot, oft mit gelblichen Flecken. Winterpelz schiefergelbgrau. Schulter, Schenkel, Unterseite fast schwarz. Spiegel dunkelgelb, schwarz umrandet. Geweih mit meist längerem Eis- als Augenspross. Zahl der Enden meist geringer als bei elaphus. Krim (Südhänge des Tschatyr-Dagh), Kaukasus, Nordpersien und Kleinasien, östliches Kaspigebiet. (Karpathen?)

Gattung: Dama Frisch, Damhirsch.

Arten, mit auch im Alter weißer Fleckzeichnung der Decke. Wedel länger als das Ohr. Geweih an der Wurzel drehrund, gegen das Ende schaufelförmig. Selten obere Eckzähne. Gebiß mit 32—34 Zähnen.

Dama dama (L.), Damhirsch. Decke oben fahlroströtlich (mit schwarzem Rückenstreif), im Sommer mit weißen Flecken. An Hals, Kopf ins Bräunliche übergehend. Flanken, Beine rostrot. Unterseite und Innenseite der Läufe gelblichweiß. Wedel lang, oben schwarz, unterseits weiß. Der helle Spiegel schwarz eingefaßt. Im Winter mehr grau. Flecken undeutlicher. Länge 1,35 m, Wedel 18 cm. Höhe 80 bis 90 cm. Ursprüngliche Heimat die Mittelmeerländer, wo es teils noch wild lebt (Spanien, Sardinien, Anatolien, Griechenland, Rhodos, Kleinasien, Algier, Tunis). Sonst als Parktier, manchmal in freier Wildbahn, in ganz Europa eingebürgert. Mehr Bewohner der Ebenen und vorzugsweise im Laubwald, der mit Wiesen und Feldern wechselt. Tritt früh Abends zur Äsung (ähnlich der des Rotwilds, oder gleich) aus. „Schält", wenn auch geringer als Rotwild und wird dadurch schädlich. Reißt die Rinde nicht in Streifen ab, sondern knabbert sie weg. Im allgemeinen bleibt der Schaden, den es in Wald und Flur anrichtet, hinter dem des Rotwilds zurück. Brunft im Oktober und November, zu welcher Zeit sich die alten Hirsche zu den Tieren und jüngeren Hirschen tun. ♂♂ kämpfen heftig um die ♀♀. Brunftschrei ein unschönes, rauhes Rülpsen. Nach 8 Monaten werden 1—2 (3) Kälbchen, die den Eltern ziemlich ähnlich sehen, geboren. Als Parkwild allgemein bekannt und beliebt wegen seiner Vertrautheit. In freier Wildbahn scheu und heimlich. Hat weniger als Rot- und Rehwild unter Nasen- und Rachenbremsen zu leiden. Im Richmond-Park bei London erkrankten und starben 1886—87 an Tollwut 264 Stück.

Gattung: Alce Frisch, Elch.

Nase behaart, nur eine kleine schwielige Stelle nackt. Oberlippe überhängend. Kehle mit verlängerten Haaren (Bart). Wedel sehr kurz. Geweih kurz, breit, dicht oberhalb der Rose abgeflacht. Gebiß mit 32 Zähnen. Ohne obere Eckzähne.

Alce alces (L.), Elch. Vorn höher gestellt als hinten. Hochläufig. Hals kurz, in der Kehlgegend mit (beim ♂ größeren, beim ♀ kleineren) behaarten Fleischzapfen. Ohren groß, breit.

Auge klein. Wedel sehr kurz. Die weit spreizbaren Hufe lang und spitz. Decke rötlichbraun bis schwärzlichbraun. Schnauze, Umgebung der Augen graubraun. Unterseite, Innenseite der Läufe und deren untere Hälfte grauweiß. Im Winter ist die Gesamtfärbung mehr graubraun. Das Kalb zeigt keine Fleckung. Das Geweih bildet je zwei breite Schaufeln, die am Außenrande mit längeren und kürzeren Zacken besetzt sind. Länge bis 3 m. Wedel 4 cm. Schulterhöhe bis 2 m. Nord- und Nordosteuropa und das nördliche Asien bis zum Amur. In Deutschland nur in Ostpreußen. Mehr und mehr durch die Zivilisation zurückgedrängt. Skandinavien, Finnland, Nordrußland. Das Elchwild bewohnt Moorgegenden, sumpfige Bruchwälder, die mit viel Laubholz bestanden sind. Hauptäsung sind Blätter, Zweige, Baumrinden. Daneben niedere Krautpflanzen (auch solche für andere Tiere giftige). An den Küsten auch Tange. Geht auch ins halbreife Getreide. Nie rudelweise. Starke Schaufler meist einsiedlerisch. Selbst in der Brunftzeit (September, Oktober) nicht in solchen Mengen wie Rotwild zusammen. ♂ mit heiser plärrendem Brunftgeschrei. Nach neunmonatlicher Tragzeit (Ende April bis Mitte Juni) werden 1—2 (3) Kälbchen gesetzt. Schwimmt vorzüglich. Bewegt sich auf schwammig-morrigem Untergrund dank seiner weitspreizbaren, langen Hufe leicht und sicher vorwärts. Geruch- und Gehörsinn ausgezeichnet (wittert den Menschen auf 500—1000 m). Gesicht schwach entwickelt. Seine Hege leider mit „rationeller" Waldwirtschaft unvereinbar.

Gattung: Rangifer Frisch, Ren.

Hirschähnlich, doch plumper. ♂ ♀ mit Geweih, welches an der Wurzel im Querschnitt rundlich, an der Spitze flächenhaft ausgebreitet ist. Nur ein schmaler Rand der Oberlippe vorne nackt. Afterklauen berühren den Boden. Schalen weit spreizbar. Altes ♂ mit oberen Eckzähnen. Gebiß mit 32—34 Zähnen.

Rangifer tarandus (L.), Ren. Niedrig gestellt, Schulter niedriger als das Kreuz. Sommers schwärzlichbraun, fast schwarz auf dem Rücken. Halsmähne und Unterseite heller. Im Winter mehr weiß in der Färbung. Am oberen Schalenrand ein heller Haarstreif. Wedel oberseits grau, unterseits weiß. Spiegel klein, weiß. Länge bis 2 m, Wedellänge 13 cm. Die dünnen, im Querschnitt rundlichen Geweihstangen sind bogenförmig nach außen mit der Spitze nach vorn gerichtet. Augen- und Eissprossen nach vorn gerichtet, vielendig oder schaufelförmig mit Zacken. Bis zu 50 Enden. Die ♀ tragen ein schwächeres Geweih. Nördliches Norwegen (im schwedischen Lappland seit 50 Jahren ausgestorben). Das zahme Ren scheint von dieser Form abzustammen. R. tarandus fennicus Lönnberg, größer als vorige Form, unterscheidet sich noch durch Schädel- und Zahnmerkmale. Geweih weniger stark nach vorn gebogen. Finnland, Halbinsel Kola, Karelien. (Soll mehr in den Wäldern als in den Tundren leben).

Rangifer spitzbergensis Andersen. Klein. Geweih schwächer und kürzer als bei voriger Art. Weiters durch Schädelmerkmale — Nasenbeine — gut gekennzeichnet. Spitzbergen. Dem Barren-Ground Karibu nahe stehend.

Das Wildren lebt rudel- oder herdenweise, unstet und viel wandernd. Bewohnt Tundren, zieht sich auch bei Kälte und Fliegenplage nach dem Walde. Äsung: hauptsächlich die auch in Deutschland häufige Renflechte (Cladonia rangiferina Hoffm.), auch niedere Krautpflanzen, Riedgräser und sogar — Lemminge. Brunft Ende September, Oktober. Wie bei andern Cerviden geht diese Zeit nicht ohne heftige Kämpfe der ♂♂ untereinander vorüber. Die Hirsche werfen nach der Brunft ihr Geweih ab; die weiblichen Rener nach dem Setzen der (1—2) Kälbchen, im April oder Mai. Wegen rücksichtsloser Verfolgung mehr und mehr schwindend.

Gattung: Capreolus Frisch, Reh.

♂ mit Geweih (Gehörn), beim ♀ selten. Gehörn ohne Augensproß, meist dreisprossig. Wedel verkümmert. Eckzähne selten vorhanden. Gebiß mit 32—34 Zähnen.

Capreolus capreolus (L.). Decke im Sommer rotgelb, unterseits blasser. Kopf graumeliert. Spiegel gelblichweiß. Im Winter ist die Decke dichter, gelblich graubraun. Spiegel fast

reinweiß. Schwarze Binde von der Nase zur Oberlippe. Schwärzlinge sind sehr verbreitet, so in Hannover. Auch weiße und geschechte Rehe nicht allzu selten. Länge 1 m bis 1,25 m. Schulterhöhe zirka 70 cm. Über fast ganz Europa und einen Teil Asiens verbreitet. Die Rehe aus Transsylvanien sind von Matschie als C. transsylvanicus beschrieben worden. Im Südosten Rußlands durch folgende Art ersetzt.

Capreolus pygargus (Pall.). Größer als vorige Art. Lauscher kürzer, breiter, stärker behaart. Wedel entwickelter. Gehörn größer, bis 40 cm hoch. Länge zirka 145 cm. Schulterhöhe bis 85 cm. Ostrußland, Sibirien, Nordkaukasus, Turkestan.

Das Rehwild bewohnt mit Vorliebe Auwälder, Gehölze mit angrenzendem Ackerland und Wiesen, lichte Schläge und ähnliche Orte. Meist in kleinen „Sprüngen", winters auch in größerer Anzahl zusammen. Alte ♂ einsiedlerisch. Brunft Mitte Juli, August, zu welcher Zeit der Bock wild und kampflustig ist. Die 2 (—3) weißfleckigen Kälbchen werden erst im Mai gesetzt. Zwischen Ende August bis Dezember tritt nämlich eine Verlangsamung in der Entwicklung des befruchteten Eies ein, erst nach dieser Zeit geht die Entwicklung wieder lebhaft von statten. Äsung: grüne Pflanzen aller Art, die es im Wald und auf den Feldern aufsucht. Winters auch Triebe, Knospen usw. Meist tagsüber in Dickungen, tritt erst gegen die Dämmerung zur Äsung aus. Der geringe Schaden, den es in Feldern (Klee, Raps) anrichtet, wird reichlich durch seinen Nutzen aufgewogen. Jährlich werden zirka $^1/_4$ Million Rehe in Deutschland erlegt.

Familie: Bovidæ, Rinderartige.

Größere und große Wiederkäuer mit meist bei beiden Geschlechtern vorhandenen Hörnern, die nicht gewechselt oder abgeworfen werden. Diese sind ein Produkt der Epidermis (hornige Sustanz!), innen hohl und sitzen auf Fortsätzen des Stirnbeins (Stirnzapfens) auf.

Gattung: Saiga Gray.

Eine Art. Gehörn meist nur beim ♂ vorhanden. Nase stark aufgetrieben, rüsselförmig. Gebiß mit 30 Zähnen.

Saiga tatarica (L.), Saiga-Antilope. Decke oberseits hellbräunlichgelb, mit dunklerem Rücken, an Kopf, Seiten blasser. Unterseite des Halses bis zur Brust, Innenseite der Läufe, Unterseite rein weiß. Winterpelz sehr lang und hell werdend. Gehörn drehrund, geringelt, lyraförmig, wachsgelb. Nase häutig-knorpelig aufgetrieben und über die Unterlippe vorragend. Länge 1,30 m. Südostrußland (östlich vom Don in den Kirgisensteppen bis in den Ural hinein), Turkestan, Südsibirien. Die Saiga ist ein echtes – scheues – Kind der einsamen Steppe. Unempfindlich für die sengende Sommersonne, den harten Winter ihrer Heimat. Äsung: krautige Pflanzen, mit Vorliebe die Salzpflanzen der Salzsteppe. Brunftzeit: Ende November, während der die alten Böcke sich heftig befehden. Im Mai werden 1—2, anfangs sehr hilflose Kälbchen geboren. Wo die Rudel sich ungestört fühlen, treten sie im Spätherbst Wanderungen südwärts an und kehren im Frühling auf die alten Plätze zurück. Geruchs- und Gehörsinn scheinen vorzüglich entwickelt, nicht so daß Gesicht. Dank sinnloser Verfolgung wohl bald aus Europas Fauna gestrichen. Ehemals (Diluvium) bis zum atlantischen Ozean verbreitet.

Gattung: Rupicapra Frisch, Gemse.

Hörner angelförmig, nach rückwärts gekrümmt, an der Basis geringelt, mit schwachen Längsriefen. Sie stehen dicht hinter den Augenhöhlen. ♂ und ♀ gehörnt. Hautdrüsen hinter den Hörnern. Gebiß mit 32 Zähnen.

Rupicapra rupicapra (L.), Gemse. Die schwarzen Hörner an der Basis im Querschnitt rund, bis 30 cm lang. Behaarung im Sommer dünn, anliegend. Oberseits bräunlichgelb, nach unten und an den Beinen braunschwarz werdend. Rückenmitte mit schmalem dunklen Streif. Wedel oben dunkelbraun, unterseits fahl gelbbräunlich. Schwarzes Band über die Augengegend. Im Winter ist die Beharrung länger und dichter, dunkler, einfarbig

schwarzbraun, mit hellerer, etwas gelblicher Unterseite. Gesamtlänge bis 120 cm. Wedel 8 cm. Schulterhöhe bis 75 cm. Alpen, Pyrenäen, Zentralkarpathen, Kaukasus, Hochgebirge der Balkanhalbinsel.

Rupicapra ornata Neumann. Behaarung braun, isabell gemischt. Isabellfarbiger ovaler Fleck auf Nase und Zügel. Vorderhals, Kehle — auf der Brust spitz auslaufend — ebenfalls isabellfarbig. Das dunkle Augenband nach den Halsseiten verlaufend und dort den isabellfarbigen Fleck umziehend. Kleiner als vorige. Südliches Italien (Abruzzen).

Die Gemse lebt in Rudeln (die alten Böcke vielfach allein) in der obern Waldgrenze des Hochgebirgs. Zieht winters auch in tiefere Lagen. Wo nicht verfolgt in der Waldregion lieber, als im höherliegenden nackten Gestein. Ausgesprochenes Tagtier, das die Nacht in Dickungen und Schlupfwinkeln verschläft und frühmorgens und nachmittags seiner Äsung (Alpenkräuter, Gräser — winters auch Knospen, Zweige, Rinden, Flechten usw.) nachgeht. Brunftzeit: Ende Oktober bis in den Dezember hinein. Kämpfe zwischen den Böcken. Stimme: ein grunzendes Blöken. Im Mai werden 1 (—2) Kälbchen gesetzt. Geruchs- und Gehörsinn ausgezeichnet, weniger das Gesicht. Sicher kletternd auch an den steilsten Wänden. Während der Eiszeit über ganz Europa verbreitet.

Gattung: Capra L., Wildziege.

Mittlere Säugergröße. Gedrungener Bau mit stämmigen Läufen. Gehörn der Geißen gering, bei den Böcken rückwärts geschwungen, an der Innenseite meistens abgeplattet, bei der Gruppe der Steinböcke mit vierseitiger Basis, bei den Wildziegen dreikantig oder zweikantig oval. mit Ausnahme des Alpensteinbockes mit langem Barte. Gebiß mit 32 Zähnen.

Capra ægagrus Gmel., Bezoarziege. Ausgewachsener Bock etwa 1,50 m Höhe, am Widerrist 95 cm. Starker Bart, auch bei der Ziege. Färbung rostbraungelb, am Halse und gegen den Bauch hin, heller. Um Brust und Hals ein kummetförmiger, scharf abgegrenzter schwarzbrauner Streifen, der als Aalstreifen sich fortsetzt. Innen- und Hinterseite der Schenkel weiß. Gehörn, auf dreieckiger Basis, rückwärts abgerundet, flach, gegen die Spitze zu fast zweischneidig, Vorderseite zu einer Kante ausgezogen, auf der die angeblichen Jahresansätze als Buckel sich erheben. Spitzen des Gehörnes nach innen gebogen. Der von Alex. Florstedt im Taurus erbeutete Weltrekordbock hat eine Länge des Gehörnes von 1,25 cm. Verbreitungsgebiet: Hochgebirge von Mittel-, West- und Kleinasien, Kaukasus, insbesondere Daghestan. C. ægagrus cretensis Brisson, Kretaziege. Nächststehende Abart der vorigen. Im Wuchse geringer als die Stammform. Gehörn schwächer und mit nur wenigen großen Buckeln. Kleid im Grundtone etwas gelblicher als die festländische Stammform. Heimat: Weiße Berge von West-Kreta. C. ægagrus picta (Erhard), Kykladenziege. Schwächste und zierlichste der Inselspielarten. Gehörn: bildet gerade aufsteigend ein regelmäßiges Kreissegment, an der Hinterseite stumpfwinklig abgerundet, vorn kantig mit starken aber flachen und undeutlich verlaufenden Wülsten, äußerste Spitzen etwas auswärts gerichtet. Heimat: Insel Erimomilos, wohin wahrscheinlich vor 500 Jahren aus Kreta eingeführt. C. ægagrus dorcas Reichenow, Sporadenziege. Vorzüglich beschrieben von Knoteck. Färbung intensiv gelbrot, im Alter gelbbraun. Haupt bis auf die braunen Wangenteile schwarz, desgleichen Bart, Aalstrich, Wedel, Halskummet und Vorderseite der Läufe. Letztere mit nackten Knieschwielen. Unter- und Innenseite der Läufe ockergelb. Gehörn: mit der scharfgewellten Vorderkante nach innen schief gestellt, seitlich zusammengedrückt, dreht sich bei halber Höhe im Bogen nach hinten und außen, wobei die Vorderkante eine Dreivierteldrehung macht. Auslage nach Knoteck bei sechsjährigem Bock 67 cm, Länge 63 cm. Umfang an der Basis 18 cm. Heimat: Ostküste der Insel Joura.

Das Bezoarwild lebt in Familien und Rudeln (alte ♂ meist einzeln) im schwer zugänglichen Felsgeklüft ihrer Bergheimat. Zieht sich im Winter in talwärts gelegene Wälder. Brunftzeit: in Asien wie auf Kreta im November, auf Erimomilos im August, auf der Insel Joura im Juni. Die Satzzeit (1—2 [3] Kitzchen) fällt in den April, Mai. (Auf Erimomilos und Joura in den Januar und November.) Äsung: Saftige und dürre Pflanzen — Stachelkräuter, Gräser, Knospen und Zweige. Wohl in der Hauptsache Stammvater der

Hausziege, der die Bezoarziege Eigenwilligkeit, Kühnheit, Sprung- und Kletterfähigkeit vererbt hat.

Capra ibex L., Alpensteinbock. Ibschen der Schweizer. Größe: 1,40 m bis 1,60 m lang; 0,83 m bis 0,88 m hoch. Gewicht eines starken Bockes nach Girtanner 100 kg. Geiß bedeutend schwächer. Färbung: Winter dunkel, Sommer fahlgelb. Brust dunkler. Rücken braun, teilweise grau bis rötlich. Kopfseiten und Kinn heller, mehr gelblich. Läufe oben heller, unten dunkler, aber nicht schwarz. Sommerkleid straff anliegend. Winterkleid rauh mit viel Grundwolle, wegen der fehlenden Haarspitzen am Rücken struppigpelzig, am Kamme starke Verlängerung. Bart fehlt. Nur im Winterhaar ein Büschel etwa 3—4 cm längerer Grannen unter dem Kinn. Gehörn: Querschnitt der Gehörnscheiden zusammengedrückt viereckig. Vorderfläche mit vorspringenden Querleisten zu Knoten verdickt. Richtung der Vorderfläche direkt nach vorn gekehrt, von der Wurzel an mit schwacher seitlicher Ausbiegung und schwacher Wölbung nach hinten und außen, um dann gegen die leicht einwärts gekehrten Spitzen sich wieder ein wenig zu nähern. Neben dieser typischen Form erwähnt Girtanner Gehörne ohne jede seitliche Ausbiegung, dagegen mit stärkerer Krümmung, auch zuweilen solche mit etwas nach außen gedrehten Hornscheiden. Länge des Gehörnes 77 cm (Jagdschloß Sarre) bis 93 cm (Girtanner), Basalumfang 20—25 cm. Verbreitungsgebiet: Grajische Alpen und benachbarte Gebiete der Schweiz und Savoyens. Das Alpensteinwild bewohnt rudelweise (alte ♂ meist einsiedlerisch) die wildesten Felsgeklüfte seiner Heimat und hier mit Vorliebe die Schattenseite der Berge. Winters geht es tiefer im Gebirge hinab. Böcke lieben höhere Lagen als Geißen und Junge. Brunft: Januar, zu welcher Zeit die alten Böcke die Geißen aufsuchen und sich untereinander heftige Kämpfe liefern. Ende Juni, Juli setzt die Ziege 1—2 Zicklein. Ungestört geht es in Vormittags- und Nachmittagsstunden seiner Äsung (Alpenkräutern, Gräsern, Knospen, Blättern, Zweigen usw.) nach. Stimme: ein gedehntes Pfeifen. Äugt und vernimmt ausgezeichnet. Geruchssinn weniger ausgebildet. Im Klettern, Springen unübertroffen. Vorsichtig und überlegend in seinem ganzen Gebaren. Gesamtbestand etwa rund 4000 Stück.

Capra pyrenaica Schinz, Bergsteinbock. Cabramontes der Spanier. Größe des Alpensteinbockes. Färbung im Sommer hellbraun, Nasenrücken, Stirn und Hinterkopf dunkler. Nacken, Schulter und vorderer Rückenteil sowie die Vorderseite der Läufe schwarz. Oberlippe, Backen, Innenfläche der Schenkel hellgrau, Bauch weiß. Im Winter herrscht dunkeles bis schwärzliches Graubraun vor. Mäßig langer Kinnbart. Gehörn: Basis zusammengedrückt viereckig, nach außen abgerundet. Hornscheiden an der Wurzel dicht zusammenstehend, die breite innere Fläche etwas hohl, die äußere stark gewölbt. Am ersten Drittel scharfe Wendung nach außen, so daß die Scheiden weit auseinander stehen, vom letzten Drittel ab wieder einwärts gebogen, so daß Lyraform mit leichter Schraubung der Gehörnkanten entsteht. Wachstumsringe nur mit schwacher Gliederung der Wülste. Heimat: Pyrenäen. C. pyrenaica hispanica Schimper, der Sierra Nevada. Ebenso wie C. pyrenaica victoriæ aus der Sierra de Gredos nur Spielart von C. pyrenaica. Nur Gehörn und Körper kleiner und Färbung etwas heller als beim Bergsteinbocke der Pyrenäen.

Das Bergsteinwild bewohnt in mehr minder starken Rudeln (♂ und ♀ getrennt) seine heimatlichen Hochgebirge, und zwar die Böcke — hart gegen noch so strenge Kälte und hohen Schnee — die höchsten Felswildnisse, die Geißen und Kitze mehr die darunterliegenden, nach Süden offenen Partien. Die Geißen kommen im Winter auch tiefer ins Tal. Äsung: Gräser, Alpenpflanzen, gerne die Blüten der Ginsterarten. Zur Brunftzeit (Anfang November) gesellen sich die Böcke zu den Ziegen, und liefern sich untereinander die üblichen, teils sehr ernsthaften Kämpfe. Ende April, Mai setzt die Ziege das eine Kitzchen. Das Bergsteinwild hat es nur seinen scharfen Sinnen (besonders Gesicht und Gehör) und seiner verwegenen Kletterfähigkeit zu danken, daß es trotz der steten Verfolgung noch nicht ausgerottet ist. Allerdings wird es kaum mehr Herden geben, wie sie R. Brehm noch sah (z. B. 135 Böcke zusammen).

Capra severtzowi Menzb., Westlicher Kaukasus-Steinbock. Sehr groß. Höchste Höhe am Widerrist über 1 m. Färbung rötlichgrau. Stirn dunkelbraun mit krausem wirbelndem Haar. Wolle um die Lichter herum fuchsrot, an den schwarzen nackten Nasenteilen rötlich-



Gehörne europäischer Capra-Arten.

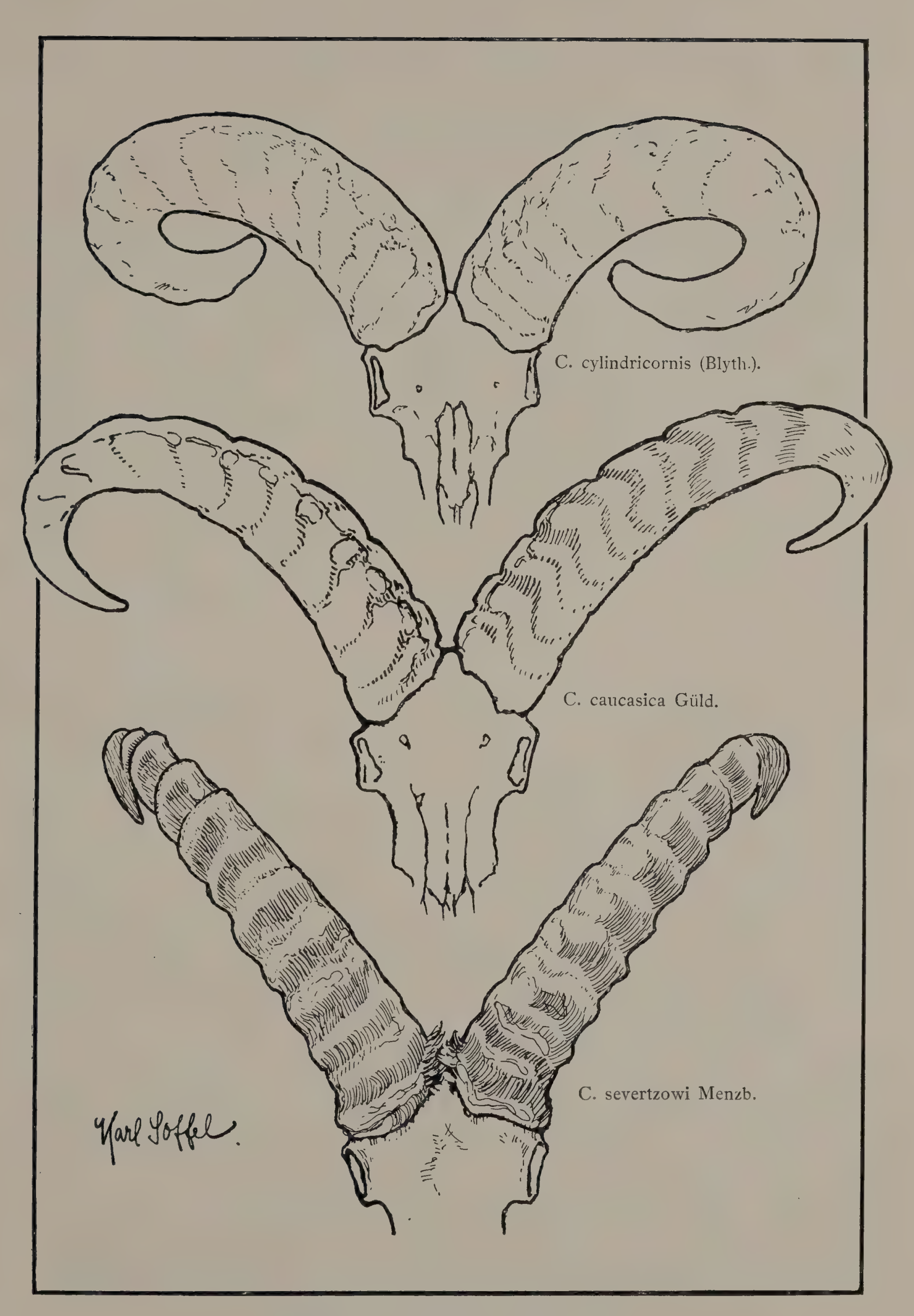
braun, um die nackten schwarzen Lippen herum schmutzigweiß. Geöhre klein, außen fuchsig, innen weiß. Bauch und Weichen schmutzigweiß. Auf der Brust Streifen von dunkelrotbrauner Wolle. Läufe dunkler, über den Schalen fast schwarz. Bart oft bis 18 cm lang, doch wie bei C. caucasica an alten Böcken zuweilen kurz. Winterkleid dunkler, mehr graubraun bis kastanienbraun. Gehörn: Basis vierseitig, stark abgerundet, oft fast bis zur Kreisform, Basisumfang 30 cm. Länge bis 87 cm. Abstand zwischen den Gehörnscheiden sehr gering, oft nur 1 cm. Auslage bis zu 85 cm. Sichelförmig in einer Ebene gebogen, Richtung erst nach außen, dann rückwärts, dann nach unten und außen. Verbreitungsgebiet: Westlicher Kaukasus bis zum Elbrus.

Capra dinniki Satunin. Spielart der vorigen. Anscheinend Bastardform von C. severtzowi und C. caucasica, zwischen deren Verbreitungsgebiete das von C. dinniki liegt. Gehörn dick und kurz. Länge bis 66 cm (Dinnik), Basisumfang $31^1/_2$ cm. Große Querwülste, die C. severtzowi fehlen, den Knoten des Alpensteinbockes ähnlich, durch tiefe Furchen getrennt, deren Breite nahezu der der Knoten entspricht. Biegung der Hornscheide nicht ganz in einer Ebene, vielmehr am Zapfen nur leicht nach außen, vom Ende des Zapfens ab stärker nach außen, in den Spitzen nur wenig nach außen gerichtet.

Capra caucasica Güldenstaedt, Kaukasischer Steinbock. Adsche der Tscherkessen. Höhe des Bockes am Widerrist 1 m. Kurze Läufe. Körper walzenförmig. Kleid bei Bock und Geiß sehr verschieden Sommerhaar des Bockes eintönig isabellfarben bis schmutzig weißlich mit schwach rötlichem Schimmer ohne geringste Zeichnung am Rückgrate. Vorderläufe bis zum Knie hellbraun, von da aufwärts dunkelbraun. Hinterläufe heller. Um das Weidloch herum ein 12 cm breiter weißlicher Spiegel. Bart dunkel rötlichbraun mit ausgeglichenen Spitzen, bei Jungböcken bis 16 cm lang; bei alten kürzer, zuweilen rückwärts gewandt und an der Haut anliegend. Kopf graubraun, das massive Geäse dunkel. Winterkleid dunkler mit leichter Schattierung auf dem Kreuze. Am Unterleibe vor der Brunftrute ein Brunftfleck, wie beim Hirsche. Grundwolle sehr weich und seidig. Geißen und junge Böcke im Sommerkleide rostbraun, wie Rotwild, Unterseite fast weiß. Im Winter anstatt des Hirschrot ein schmutziges Graubraun. Das Kitz trägt ein rotgraues, am Rücken etwas dunkleres Wollkleid ohne Grannen. Gehörn bei der Geiß 20 cm lang. Beim Bocke bis 90 cm Gesamtlänge, Umfang an der Basis nur 2—3 cm voneinander entfernt. Hornscheiden stehn auf 30—35 cm langen spitzigen nach rückwärts gebogenen Stirnzapfen, deren poröse äußere Knochensubstanz festen Kern hat. Aufwärts vom Zapfen krümmt sich das Gehörn nach hinten und neigt sich dann in schöner Bogenlinie abwärts. Spitzen sichelförmig gekrümmt. Von Schraubendrehung, wie beim Bezoarbocke, keine Spur. Verbreitungsgebiet: Mittlerer Kaukasus, östlich vom Elbrus.

Die Lebensweise dieses Steinwilds, wie auch der andern kaukasischen Steinwildarten wird sich in vielen Punkten nicht allzusehr von der des Alpensteinbocks unterscheiden. Die Brunftzeit fällt in den Januar, das Setzen des einen (seltener 2) Kitzchens in die Mitte des Juni. Von den hoch entwickelten Sinnen soll der Geruchssinn obenan stehen. Pfeifen bei Gefahr oder wenn beunruhigt. Wütende Böcke lassen ein Schnauben hören. Äsung: Alpenkräuter, Zweige, Blätter, Flechten usw. Tränken sich gern an Salzquellen, nehmen Salzlecken an. Feinde: Wölfe, Luchse, Panter, Bären. Die Kitze werden auch vom großen Federraubzeug geschlagen. Doch dezimiert der Mensch (Hirten, die neuerdings mit modernen Waffen schießen) ungleich mehr den Bestand, der rapid zurückgeht, trotz des Russ. Gesetzes, das dem Steinwild eine Schonzeit vom 14. März bis 28. Juli gönnt.

Capra cylindricornis (Blyth.), Ostkaukasischer Steinbock. Übergangsform zu den Schafen. Höhe am Widerrist bis 97 cm (Satunin), Gewicht bis 96 kg. Färbung rötlichbraun bis kastanienbraun. Aalstreifen. Wedel mit dunklem Haar besetzt, seitlich und unten schmutzigweiß. An Weichen und Innenseite Wolle auch schmutzigweiß. Brust unten dunkelbraun. Vorderseite der Läufe dunkelbraun, an den Schalen fast schwarz. Sommerkleid in der Zeichnung fast ebenso, nur lichter im Tone. Bart des Bockes breit, aus 9—10 cm langen, groben graubraunen Haaren bestehend. Gehörn: richtet sich erst nach oben und außen, dann nach hinten und schließlich nach innen und oben oder sogar wie eine Widderschnecke in der Spitze nach vorn. Hornscheiden an den Enden mehr abgeflacht mit zwei breiten Oberflächen, die eine leicht konvex, die andere rinnenförmig konkav, und zwei schmale



Gehörne europäischer Capra=Arten.

konvexe. Wachstumsrunzeln gehen wellenförmig, an der Spitze dichte, feine Rillen bildend. Wülste treten nicht hervor.

Gattung: Ovis L., Schaf.

Hörner (Schnecken) groß, spiralig, ohne Knoten. Kein Kehlbart. Hufe von der Seite gesehen dreieckig. Keine Muffel. Gebiß mit 32 Zähnen.

Ovis musimon (Pall.), Muffel. Hörner von der Basis an auseinanderlaufend, sichelförmig, in mehr als einem Halbkreis gebogen. Innere Fläche tief ausgehöhlt. Spitzen nach vorn, unten, innen gerichtet. ♀ meist ohne Gehörn. Decke oberseits rötlichbraun, am Kopf graubraun, Geäse, Drossel, Unterleib, Innenseite der Läufe weiß. Auf den Flanken (mehr minder deutlich) ein grauer oder weißer Sattel. Im Winter dunkler (bis kastanienbraun), Kopf, Nacken, Drossel, Brust, Flankenband, Teil am Widerrist, Fleck oberhalb der Keulen, hinter dem Sattel, Seiten der Vorderläufe, Vorder- und innere Seite der Hinterläufe schwarz. Sattel im Winter heller weiß. Spiegel weiß. Wedel braun. ♀ einfarbiger. Gesamtlänge 1,20 cm. Höhe 70 cm. Heimat: Gebirge von Korsika und Sardinien. Wetterhartes Waldtier. In Korsika auf den kieferbestandenen Hochflächen und den Macchien. Meidet kahlfelsiges Gebiet. Rudel zur Brunftzeit am stärksten, vom Wildschaf geführt. Außerhalb dieser leben die Böcke einsam. Brunftzeit in Sardinien Ende August — Oktober, in Korsika, Ende September — Dezember. Heftige Kämpfe der Böcke. Nach fünf Monaten setzt das Schaf ein einziges Lamm, welches sofort auf den Läufen steht. Tritt abends zur Äsung (harte Gräser, Heide, Ginster, Laub, Fichtenspitzen, Eicheln, Bucheln usw.) aus. Wird den Kulturen, und in Feldern kaum schädlich. Heimliches Wild, dessen Wechsel unzuverlässig. Äugt vorzüglich. In seiner Heimat durch rücksichtslose Verfolgung von Bock und beschlagem Schaf seinem Untergang nahe. Vielfach auf europäischem Festland eingebürgert. In Deutschland im Harz, in der Göhrde, Taunus.

Gattung: Bison H. Smith.

Schwer und massig gebaute Wiederkäuer mit hohem Widerrist und dickem Hals und Wamme. Muffel groß, nackt. Schwanz lang mit Endquaste. Hörner glatt, drehrund. Gebiß mit 32 Zähnen.

Bison bonasus (L.), Wisent. Einfarbig kastanienbraun. Endquaste des Schwanzes schwarz. Haar auf Stirn, Hinterkopf, Nacken, Kinn, Brust kraus, zottige Mähne bildend. ♀ mit geringeren Hörnern und Mähne. Hörner drehrund, nach außen und vorn, dann in die Höhe gebogen, mit den Spitzen einander genähert. Länge bis 3,50 m, Höhe am Widerrist 1,90 m. Nur noch gehegt (zirka 700 Stück) im Kaiserlichen (1150 qkm großen) Walde von Bjelowesch (Gouvernement Grodno, Rußland) und in wenigen Exemplaren in Parks von Privatbesitzern.

Bison caucasicus Hilzheimer, durch Schädelkennzeichen von voriger Art unterschieden (Form des Tränenbeins nähert sich der von B. americanus), die Spitzen der Hörner weiter voneinander entfernt. Bildet durch seine Kennzeichen einen Übergang vom europäischen Wisent zum amerikanischen Bison. Bewohnt in geringer Menge den westlichen Kaukasus. Dort durch Gesetze geschützt.

Der Wisent ist ein ausgesprochenes Waldtier (geht im Kaukasus bis in Höhen von 2000 m). Zu 10 und 20 Köpfen zusammenlebend, alte Stiere außerhalb der Brunftzeit meist einzeln. Äsung: Waldpflanzen, Rinden, Zweige, Laub. Brunftzeit im Juli, während welcher die ♂♂ sich heftig befehden. Nach 9 Monaten (aber nur alle 2–3 Jahre) kalben die Kühe. Je ein Kalb. Geht trotz des Schutzes (unbefugter Abschuß wird in Rußland mit einer Geldbuße von 500 Rubel bestraft) langsam durch Inzucht zu Grunde.

Ordnung: *Cetacea*, Waltiere.

Fischähnliche, im Wasser lebende Säuger. Schwanzflosse horizontal liegend. Haut nackt. Nasenöffnung oben auf dem Kopf befindlich.

Unterordnung: **Odontoceti, Zahnwale.**

Keine Barten, meist mit kegelförmigen Zähnen. Nasenlöcher enden in gemeinsamer Öffnung.

Familie: Delphinidæ, echte Delphine.

Rückenflosse gut entwickelt.

Gattung: Tursiops Gervais.

Schnabel mäßig verlängert, weniger von der Stirne abgesetzt als bei der Gattung Delphinus. Rücken- und Brustflosse sichelförmig. Gebiß mit 84—100 Zähnen. Zähne stark, mit glatter Krone, in jedem Kiefer 21—25 Paare.

Tursiops truncatus (Montagu). Großer Tümmler. Rückenflosse (etwas hinter der Körpermitte) und Brustflossen gebogen. Oberseits tiefschwarz mit schmalem, hellem (♂ hellgrau, ♀ weiß) Bauchstreif. Doch ohne scharfe Trennungslinie zwischen den beiden Farben. Über dem Auge ein rundlicher, grauer Fleck. Unterkiefer vorstehend. Auge hinter dem Mundwinkel. Länge bis 3,10 m. Bewohnt das nördliche Eismeer, Atlantischen Ozean, südlich bis zum Mittelmeer, Schwarzes Meer. Häufig in der Nordsee, seltener Ostsee. Streicht auch in den Flüssen aufwärts. T. truncatus obtusus (Schlegel) ist etwas gedrungener gebaut, mit höherer, nicht so stark nach hinten geschweifter Rückenflosse. Sonst noch durch Schädel und Zahnmerkmale unterschieden. Nordseeküsten, Atlantischer Ozean.

Der Große Tümmler lebt in großen Gesellschaften. Beweglich, überschlägt sich im Spiel (Tümmler) häufig.

Tursiops parvimanus Van Beneden. Kleiner als voriger. Durch Skelettmerkmale (Brustbein) unterschieden. Adriatisches Meer.

Gattung: Steno Gray.

Rostrum am Schädel seitlich zusammengedrückt. Schnabel von der Stirne abgesetzt. Flossen sichelförmig. Gebiß mit 80—140 (142) Zähnen mit rauhen Kronen.

Steno frontatus (Cuv.), Langschnauziger Delphin. Oberseite, Flanken rußschwarz. Am Bauche fleischrötlich. Auge über und hinter dem Mundwinkel. Kopf klein. Hals verlängert. Stirne allmählicher ansteigend als bei D. delphis. Länge 2,50 m. Atlantischer Ozean. An den Küsten Frankreichs und Belgiens gestrandet. Scheint Kosmopolit zu sein.

Steno santonicus (Lesson). Oberseits tiefschwarz, unterseits atlasweiß. Körper spindelförmig, Augen dicht am Mundwinkel. Rückenflosse zurückgebogen, etwas hinter der Körpermitte. Länge 1,84 m. Atlantischer Ozean (ein Exemplar an der Mündung der Charente gefangen). Gebiß mit 142 Zähnen.

Gattung: Delphinus L.

Schnabel lang, scharf von der Stirne abgesetzt. Brustflossen mittelgroß, schmal, sichelförmig. Gaumen jederseits mit tiefen Furchen. Gebiß mit 160—206 kleinen Zähnen.

Delphinus delphis L., Delphin. In der Farbe veränderlich. Meist oberseits schwarz, an den Seiten grau, auf der Unterseite weiß. Mit dunkler, oft unterbrochener Flankenbinde. Schnauze dreimal so lang, als an der Basis breit. Pupille herzförmig. Länge 2,50 m. Es sind von Fischer (nach Lafont) viele Formen aufgestellt worden. D. delphis fusus mit breitem fahlrotem Seitenfleck vom Auge bis zur Rückenflosse. Ein gelblicher Streif vom Unterkiefer zur Brustflosse. D. delphis souverbyanus, bei dem der gelbliche Fleck schmaler ist, und von silberweißer Linie gekreuzt wird. D. delphis variegatus mit schwarzem Schrägband von der Rückenflosse bis zur Schwanzwurzel. Mit schmälerem, schwarzen Band unter dem vorigen. D. delphis balteatus. Voriger Form ähnlich. Nur ein — weniger deutliches — Band. D. delphis moschatus mit großem grauen Seitenfleck und weniger deutlich gebändert. D. delphis mediterraneus Loche mit schwarzem Rücken und

weißer Unterseite. Langes schwarzes Band vom Auge zur Schwanzwurzel, zwei schmale, schwarze Linien laufen vom Auge zur Schnauze und zur Brustflosse. Atlantischer Ozean in allen seinen Teilen (bis ins Schwarze Meer). D. delphis major Gray. Große Form, die nur durch zwei Schädel bekannt geworden ist. Atlantischer Ozean.

Der Delphin lebt — beweglich und spiellustig — in großen Vereinen, begleitet oft die Schiffe. Nahrung: Fische, Krebstiere usw. Pro Jahr wird ein Junges geboren. Nicht planmäßig vom Menschen verfolgt, obwohl sein Speck hin und wieder zu Tran gesotten wird.

Gattung: Prodelphinus Gervais.

Schnauze verlängert, deutlich von der Stirne abgesetzt. Gaumen ohne Seitenfurchen. Gebiß mit 120—200 kleinen, spitzen Zähnen.

Prodelphinus euphrosyne (Gray). Oberseite, Unterkiefer, Augenumgebung schwarz, Unterseite weiß. Vom Auge geht, bis hinter die Aftergegend, ein schwarzes, oberseits weißgesäumtes Band. Ein zweites schwarzes Band vom Auge zur Brustflosse. Ein schwarzes Querband, vom Flankenband ausgehend, kreuzt vor der Aftergegend den Leib. Die schwarzen Brustflossen vorn weißgesäumt. Etwas über 2 m lang. Gebiß mit 180—184 Zähnen. Atlantischer Ozean. Auch in der Nordsee und in den Flußmündungen.

Prodelphinus dubius (Cuv.). In der Färbung variabel. Oberseite, Flossen dunkel. Flanken heller, Unterseite weiß. Seiten mit engstehenden Flecken, von denen die kleinsten sternförmig sind. Brust- und Rückenflossen gefleckt. Man kennt folgende Varietäten: 1. Oberseits grünlichgrau, unterseits weiß — deutlich gegen die Rückenfarbe abgesetzt Mit dunkler Linie von der Schnauze zur Brustflosse. Unter dieser, dunkle Linien und Flecke. 2. Rückenflosse hoch und spitz. Oberseite schwarz Flanken mit kleinen weißen Flecken. Flanken unten dunkelgrau, ein Band bildend. Gebiß mit 150 Zähnen. Länge 1,87 m. Bewohnt den Atlantischen Ozean, Küsten Frankreichs.

Gattung: Lagenorhynchus, Gray.

Schnabel kurz, nicht deutlich von der Stirn abgesetzt. Gebiß mit 104—140 kleinen Zähnen.

Lagenorhynchus acutus Gray. Gedrungen, spindelförmig, Schnauze kurz, an den Seiten von der Stirne abgesetzt. Brustflossen an der Basis breit, am Ende spitz. Rückenflosse groß, stark nach hinten gebogen. Schwanzflosse groß. Oberseite, Flossen schwarz. Kopf-, Körperseiten grau. Unter der Rückenflosse ein kurzes, gelblichweißes Band zwischen dem Schwarz der Oberseite und dem Grau der Seiten. Obere Schwanzseiten gelblichgrau. Unter dem weißen Seitenband zieht eine schwarze Linie zur Schwanzflosse. Ein anderes schwarzes Band von der Brustflosse zum schwarzumrandeten Auge. Unterseite weiß. Länge 2,51 m. Nördlicher Atlantischer Ozean. Gefangen an den Küsten von Schottland, Faröern, Orkaden, Norwegen, Holland.

Lagenorhynchus albirostris Gray., Weißschnauziger Delphin. Gedrungener als vorige Form. Schnauze stumpf, gelblichweiß. Brustflossen breiter. Oberseite, Flossen schwarz, Seiten dunkelgrau, Unterseite weiß. An den Seiten längliche, weißliche Flecken. Unterseite der Schwanzflosse graulich. Länge 1,50 m. Gebiß mit 104 Zähnen. Nordeuropäische Meere. Wurde bei Kiel und Rügen gefangen. Lebensweise wenig erforscht. Fische sollen seine hauptsächlichste Nahrung sein.

Gattung: Phocæna Cuv.

Kleine Formen, Kopf konisch, Schnauze stumpf, Rückenflosse dreieckig, weniger hoch als an der Basis lang, etwas nach hinten gebogen. Brustflossen mittelgroß, oval. Gebiß mit 100 Zähnen.

Phocæna phocæna (L.), Kleiner Braunfisch. Kopf klein, gewölbt, Schnauze nicht von der Stirne abgesetzt. Mundspalte klein, Brustflossen doppelt so lang als breit, länglichoval, tief angesetzt. Rückenflosse dreieckig, schwach nach hinten gebogen. Oberseite schwarz (schwach violett und grünlich schillernd), an den Seiten ins Graue, auf der Unterseite ins

Weiße übergehend. Flossen schwarz. Länge 1,60 m. Atlantischer Ozean, Mittelmeer. An den Küsten, und geht auch in den Flüssen hoch. Selbst in Paris gefangen worden.

Phocæna relicta Abel. Rückenflosse nicht nach hinten gebogen, mit gestutzter Spitze. Hinter der Rückenflosse oberseits und unterseits gekielt. Durch Schädel- und Zahnmerkmale von voriger Art, der sonst ähnlich, unterschieden. Gebiß mit 104 Zähnen. Länge 1,37 m. Schwarzes Meer, Küsten der Krim.

Wie alle Delphine meist in großer Zahl zusammen lebend. Nahrung wie die des gemeinen Delphins. Ein Junges nach zirka 6 (10?) monatlicher Tragzeit. Begleitet Schiffe auf der Fahrt.

Gattung: Grampus Gray.

Körper schlank. Kopf rund ohne Schnabel. Brustflossen lang, dünn, sichelförmig, spitz, tief am Körper angesetzt. Rückenflosse groß, hoch. Oberkiefer immer ohne Zähne. Unterkiefer mit (6—) 14 starken konischen Zähnen.

Grampus griseus (Cuv.), Langflossiger Delphin. Oberseits bläulichschwarzgrau oder grau, nach rückwärts ins Schwarze übergehend. Oberlippe, Wangen, Unterseite weiß. Nicht scharf von der Rückenfarbe getrennt. Flanken mit hellen durcheinanderlaufenden Linien. Länge 3,25 m. Atlantischer Ozean, Mittelmeer. Einmal bei Büsum (Holst.) gefangen. G. griseus rissoanus (Desmarest) eine unsichere Form aus dem Mittelmeer. Mit weniger Zähnen, gestreckterer Gestalt und weiter vorn ansetzenden Brustflossen. Länge 3 m.

Gattung: Globicephalus Lesson.

Kopf rund, ohne Schnabel. Lippen wulstig, nach unten geöffnet. Brustflossen sehr lang und schmal. Rückenflosse niedrig, stark nach rückwärts gebogen. Auge klein. Gebiß mit 28 bis 44 großen Zähnen.

Globicephalus melas (Traill.), Grindwal. schwarz mit herzförmigem, weißen Fleck zwischen den Brustflossen, der sich als schmales Band bis zum After fortsetzt. Länge 6—7 m. Brustflossen 1,67 m. Kosmopolit. Atlantischer Ozean, Mittelmeer. Die Grindwale leben in teils sehr großen Scharen zusammen. Sollen einem Führer folgen und teilen, falls dieser strandet, dann oft sein Schicksal. Erscheinen oft in riesiger Zahl an den Küsten der Faröer und werden dort massenhaft gefangen. Fortpflanzung an keine bestimmte Zeit gebunden. Nahrung: hauptsächlich Tintenfische.

Gattung: Pseudorca Reinhardt.

Körper schlank. Maul bis unter das Auge gespalten. Lippen nicht wulstig. Brustflossen klein, schmal, sichelförmig. Rückenflosse klein, zurückgebogen. Gebiß mit 36 großen Zähnen.

Pseudorca crassidens (Owen). Schwarz. Blasser Fleck an der Seite, mit weißlicher Mittellinie der Unterseite. Länge 5—6 m. Kosmopolit. Atlantischer Ozean, Mittelmeer. In der Kieler Bucht sind 1861 mehr als 100 Exemplare beobachtet worden.

Gattung: Orcinus Fitzinger.

Kopf kegelförmig, abgeplattet, ohne Schnabel. Körper gedrungen, Brustflossen sehr breit, oval. Rückenflosse sehr groß, etwas nach hinten gebogen. Schwanzflosse breit. Gebiß mit 40—48 starken Zähnen.

Orcinus orca (Fabr.), Schwertwal. Oberseite und Flossen blauschwarz. Unterseite gelblichweiß, deutlich abgesetzt. Die weiße Farbe geht bis unters Auge. An den Flanken mit großem weißlichem Fleck. Hinter dem Auge ein länglicher weißer Fleck. Rückenflosse des ♂ größer als die des ♀ (1,26 m lang). Gesamtlänge bis 7 m. Bewohnt die nördlichen Teile des Atlantischen und Stillen Ozeans und das Nördliche Eismeer. Öfters in der Nord- und Ostsee. O. orca duhameli (Lacépède) mit weniger hoher Rückenflosse und etwas

andrer, einförmigerer Zeichnung ist bekannt geworden von der Küste Frankreichs. O. orca eschrichti (Steenstrup) durch weißen, dreieckigen Fleck, der hinter der Brustflosse mit dem Weiß der Unterseite verbunden ist, gekennzeichnet. Kleiner als der Typus. Atlantischer Ozean.

Gewandter, rasch schwimmender Räuber, der sich nicht mit Fischen als Nahrung genug sein läßt. Jagt Robben und Wale. Überwältigt durch stetes Angreifen und Verletzen sogar große Wale. Eschricht entnahm dem Magen eines 5 m langen Schwertfisches 13 kleine Tümmler und 14 Robben, eine weitere Robbe fand er im Rachen.

Gattung: Delphinapterus Lacépède.

Kopf rund, ohne Schnabel, vom Körper durch leichte Einschnürung (Hals) getrennt. Ohne Rückenflosse. Brustflossen kurz, in der Mitte breit, zugespitzt. Gebiß mit 36 ungleichgroßen Zähnen.

Delphinapterus leucas (Pall.), Weißwal. Körper vollkommen weiß. Kopf rund. Ohne Rückenflosse. Länge 5—7 m. Nördliches Eismeer, geht auch hoch die Ströme hinauf. In kleinen Gesellschaften lebend. Nahrung: Fische, Krebstiere usw. Die beiden Jungen werden im Juni, Juli (bei Grönland April, Mai) geboren. Wird teils des Speckes (Tran) und der Haut (Leder) halber gefangen.

Gattung: Monodon L.

Kopf kurz, rund. Brustflossen kurz und breit. Rückenflosse rudimentär, als niedriger Kamm. Zwei gedrehte gerade (Stoß-)Zähne im Oberkiefer. Beim ♀ rudimentär, beim ♂ (meist der linke) sehr entwickelt, bis zu ein Drittel der Körpergröße. Selten beide entwickelt. Gebiß mit 2 Zähnen.

Monodon monoceros L., Narwal. Auge weit vom Mundwinkel entfernt. Junge oben schwärzlichgrau, unten weißlich, dunkel gefleckt. Länge bis 7 m. Bewohnt die nördlichsten Meere. Kommt im Winter an die europäischen Küsten. Wurde schon in Hamburg gefangen. Gesellig, wie die meisten Familienangehörigen. Nahrung in der Hauptsache aus weichen Seetieren bestehend, doch fand man auch Glattrochen in seinem Magen. Ziehen bei Eintritt strenger Kälte (manchmal zu Tausenden) nach südlicheren Meeresgegenden. Bewegungen rasch und kräftig. Friedfertig gegen andere Wale und ihresgleichen, solange nicht die Liebe im Spiel ist. Die Stoßzähne der ♂ (Einhörner!!) spielten in der früheren Medizin eine große Rolle.

Familie: Physeteridæ, Pottwale.

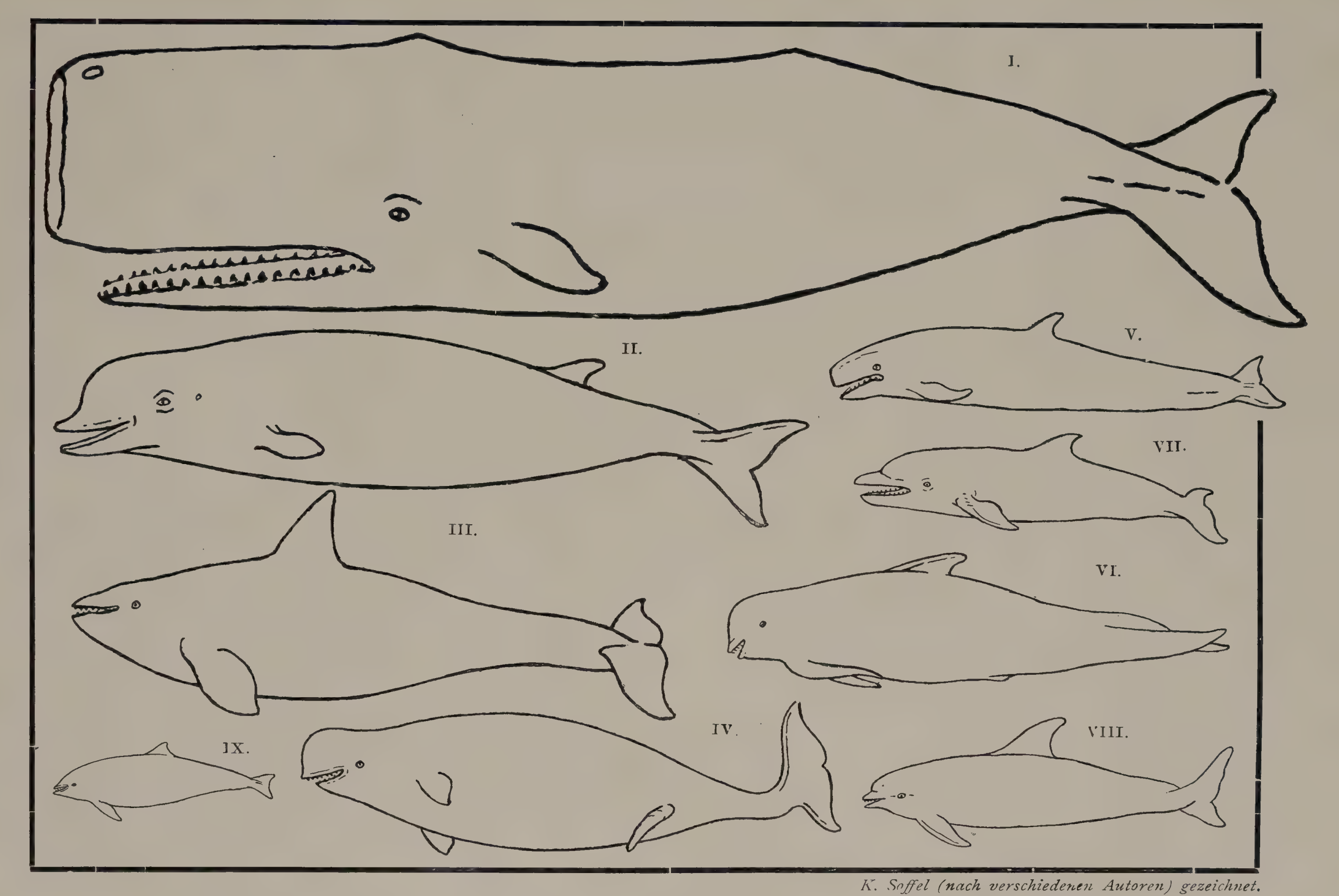
Zähne nur im Unterkiefer.

Unterfamilie: Physeterinae.

Gattung: Physeter L.

Kopf riesig groß, vorn gerade abgestutzt. Unterkiefer schmal, kürzer als der Oberkiefer. Brustflossen klein, oval, hinter dem Auge stehend. Rückenflosse angedeutet als flacher Höcker. Im Unterkiefer 40—54 Zähne.

Physeter macrocephalus L., Pottwal. Oberseits schwarz, unten weiß oder graulich. Kopf von über ein Drittel Körperlänge. In der Verdickung der Schnauze befindet sich ein leichtflüssiges Fett (Walrat). Auge klein, über dem Mundwinkel. Nasenloch links von der Mittellinie des Kopfes. Bei geschlossenem Maul ist der Unterkiefer verdeckt. Zähne nur im Unterkiefer, die in Vertiefungen des Oberkiefers passen. ♂ 18—20 m lang, ♀ kleiner. Kosmopolit. Atlantischer Ozean. Verirrt sich manchmal bis in die Nordsee. Lebt in großen Herden (bis 100 Stück) unter Führung eines alten ♂. Soll sich hauptsächlich von Kopffüßlern (Tintenfischen usw.) nähren. Weibchen mit saugenden Jungen fand man fast zu



Zahnwale. Im gleichen Maßstabe ca. 1 zu 100 (VII, VIII, IX ca. 1 zu 50) verkleinert.

I. Physeter macrocephalus L. II. Hyperoodon rostratus (Müller). III. Orcinus orca (Fabr.). IV. Delphinapterus leucas (Pall.). V. Pseudorca crassidens (Owen). VI. Globicephalus melas (Traill.). VII. Delphinus delphis L. VIII. Lagenorhynchus acutus Gray. IX. Phocaena phocena (L.).

allen Jahreszeiten. Bewegungen rasch und ausdauernd. Mutig — verwundete Exemplare haben im wilden Ansturm schon Fangschiffe in den Grund gebohrt, Boote zerschlagen und zerbissen.

Gattung: Kogia Gray.

Kopf klein, kurz, durch halsartige Einschnürung vom Körper abgesetzt. Unterkiefer von der Schnauze weit überragt. Körper spindelförmig. Brustflossen oval, spitz. Rückenflosse groß, nach hinten geschweift. Oberkieferzähne rudimentär, oder fehlend. 20—26 Zähnen.

Kogia breviceps (Blainville). Oberseite, Flossen, Schwanz schwarz, Unterseite und Schnauzenspitze weiß. Beide Farben an den Seiten in gerader Linie scharf getrennt. 6—7 m lang. In allen Meeren. Ein Exemplar in Europa (Küste von Kap Finisterre) gestrandet.

Unterfamilie: Hyperoodontinae.

Gattung: Hyperoodon Lacépède.

Stirne stark gewölbt, Schnauze schnabelförmig ausgezogen. Brustflossen klein, oval. Rückenflosse weit nach hinten gestellt, länglich, klein. Nur 4 Zähne, jederseits im Unterkiefer 2, von denen der hintere viel kleiner ist.

Hyperoodon rostratus (Müller), Dögling. Kehle mit 2 Furchen. Grauschwarz oder bräunlichschwarz. Unterseite heller. Junge hellbräunlichgelb. Schnabel und Stirne im Alter weiß. 2 Paar Zähne im Unterkiefer. Länge 7,50—10 m. Bewohnt den nördlichen Atlantischen Ozean, die nördlichen europäischen Meere. Im Winter an den Küsten von Frankreich, Norwegen, Holland, England. Selten im Mittelmeer. Strandete in der Kieler Bucht, bei Greifswald usw. Nährt sich von Tintenfischen, Holothurien, Fischen.

Gattung: Ziphius Cuv.

Kopf nur schwach gewölbt, Schnabel kurz, wenig von der Stirne abgesetzt. Brustflossen klein oval. Rückenflosse klein, weit nach hinten gestellt. Unterkiefer überragt den Oberkiefer 1 Paar Zähne im Unterkiefer. Die übrigen Zähne rudimentär, im Zahnfleisch versteckt

Ziphius cavirostris Cuv. Oberseits stahlgrau, unterseits weißlich. Am ganzen Körper unregelmäßig mit hellen Linien durchzogen. Länge 6—7 m. Bewohnt alle Meere. Atlantischer Ozean, Mittelmeer.

Gattung: Mesoplodon Gervais.

Kopf klein, in einen Schnabel verlängert. Unterkiefer überragt den Oberkiefer und ist breiter als dieser. Rückenflosse klein, weit nach hinten gestellt. Brustflossen klein, oval. Im Unterkiefer des ♂ ein Paar Zähne, die aus dem Maul herausstehen. Gebiß mit 10 meist hinfälligen Zähnen.

Mesoplodon bidens (Sowerby). Sehr schlank. Schwarz, mit etwas hellerer Unterseite. Seiten mit länglichen Streifen. ♂ mit zwei aus dem Maul wachsenden Zähnen. Länge 5—6 m. Atlantischer Ozean, Mittelmeer. Auch in der Nordsee.

Unterordnung: Mystacoceti, Bartenwale.

Nur in der ersten Entwicklung mit hinfälligen Zähnen. Später mit Barten (gefransten Hornplatten im Oberkiefer). Nasenlöcher münden in zwei Öffnungen.

Familie: Balænidæ.

Gattung: Balænoptera Lacépède.

Zähne durch Barten (im Oberkiefer) ersetzt. Kopf lang mit kurzen Barten. Atemlöcher dicht beieinander. An Kehle und Leib Längsfurchen. Brustflossen mittelgroß, Rückenflosse klein, weit nach hinten gestellt. Lange und schlanke Wale.



K. Soffel (nach verschiedenen Autoren) gezeichnet.

Bartenwale im gleichen Verhältnis ca. 1 zu 200 verkleinert.

I. Balaenoptera musculus (L.). II. Balænoptera physalus (L.). III. Balænoptera borealis Less. IV. Balænoptera acuto-rostrata Lacépède. V. Balæna mysticetus L. VI. Balæna glacialis Bonn. VII. Megaptera longimana (Rud.).

Balænoptera acuto-rostrata Lacépède, Zwergwal. Oberseits graubraun, unterseits weiß. Brustflossen groß, graubraun mit hellem Querband und solcher Unterseite. Rückenflosse sichelförmig. Eine kaum merkliche Einsenkung über den Augen bezeichnet die Halsgegend. Barten kurz, gelblichweiß. Länge 7 (—10) m. Atlantischer Ozean. Öfters an deutschen Küsten gestrandet. Folgt den Heringszügen, nährt sich von Fischen, Kopffüßern. Bei der Verfolgung seiner Beute manchmal so gierig, daß er auf den Strand aufläuft. Das eine (selten zwei) Junge, wird mit einer Größe von 2,50 m im November geboren.

Balænoptera borealis Less., Seiwal. Oberseits dunkel graubraun oder blaugrau. Unterseite mehr weniger weißlich. Die ovalen, mittelgroßen Brustflossen graubraun, unterseits weiß. Rückenflosse hoch, sichelförmig. Kopf im Verhältnis kleiner als bei voriger Art, mit erkennbarer Halseinsenkung. Barten schwarz, mit weißen Fransen. Länge 14 (—17) m. Bewohnt das Nördliche Eismeer, Atlantischen Ozean, seltener im Süden. Soll sich hauptsächlich von Copepoden (Ruderfüßer, kleine Krebstiere) nähren.

Balænoptera physalus (L.), Finnwal. Oberseits schwarz (graubraun bis sepia). Unterseite weiß. Die kleinen, ovalen Brustflossen grau mit weißem Vorderrand und Unterseite. Barten schiefergrau, geadert, mit hellen Fransen. Kopf im Verhältnis klein, mit Einsenkung in der Halsgegend. Rückenflosse nicht hoch, weit hinten angesetzt. Länge 20—23 m. Bewohnt das Nördliche Eismeer, Atlantischen Ozean, Mittelmeer (Dardanellen!). Nährt sich von Fischen, Krebstieren. Copula anscheinend zu Anfang des Jahres.

Balænoptera musculus (L.), Blauwal. Oberseite hellblaugrau, Unterseite hellgraubraun mit hellen Flecken. Brustflossen graublau mit weißem Ende und Unterseite. Rückenflosse sehr klein, grauweiß. Barten schwarz, mit schwarzen Fransen. Keine Halseinsenkung. Brustflossen länglich, schmal. Länge bis 30 m. Nördliches Eismeer, Atlantischer Ozean. Bei Sylt strandete 1881 ein Blauwal. Nährt sich hauptsächlich von Schizopoden (kleinen Krebstieren). Copula scheint an keine bestimmte Zeit gebunden zu sein. Seit die Glattwale so wenig geworden sind, wird dem Blauwal und seinen nächsten Verwandten intensiver nachgestellt als früher. Doch ist der Wert eines gefangenen Exemplars nicht entfernt so groß als bei einem Grönland- oder Nordkaper-Wal.

Gattung: Megaptera Gray.

Körper dick, kurz. Kopf groß, breit, abgeplattet. Brustflossen sehr lang, in der Mitte des Körpers angesetzt, mit welligem Vorderrand. Bauch- und Kehlfurchen vorhanden.

Megaptera longimana (Rudolphi), Buckelwal. Kopf von ein Drittel Körperlänge. Oberseite tiefschwarz. Unterseite weiß. Bauchfurchen tief, innen rosig oder rot gefärbt. Rückenflosse höckerförmig, niedrig. Brustflossen lang, schmal, am Vorderronde gewellt, schwarz, weiß gesäumt. Barten schwarz. Kiefer mit rundlichen Höckern. Die Haut des Buckelwals ist immer mit Parasiten (Walfischpocken) besetzt. Länge bis 15 m. Bewohnt fast alle Meere. Atlantischer, Stiller Ozean. Ein Exemplar strandete 1824 an der Elbemündung. Streift weit in den Meeren umher. Nährt sich hauptsächlich von kleinen Krebstieren (Schizopoden). Spiellustig, troß seiner Größe. Das eine (selten 2) Junge wird mit zirka 5 m Länge geboren. Wurfzeit fällt wahrscheinlich ins Frühjahr.

Gattung: Balæna L.

Kopf ungeheuer groß, zusammengedrückt. Bis zu ein Drittel Körperlänge. Oberkiefer mit sehr langen (bis 4 m) Barten. Keine Rückenflosse. Brustflossen kurz, rund. Schwanzflosse groß. Kehle und Bauch ohne Falten.

Balæna glacialis Bonn., Nordkaper. Kopf von ein Viertel Körperlänge. Mundwinkel unter dem Auge liegend. Schwarz, Barten (bis 2 m lang) schwärzlich. Oberkiefer kürzer als der Unterkiefer. Länge bis 16 m. Nördlicher Atlantischer Ozean bis zum Mittelmeer (1877 ein Exemplar gefangen). Dem Golfstrom folgend, bis zu den Küsten Nordamerikas. Nördlich bis zur Bäreninsel. Lebt zu zwei und drei Köpfen zusammen und nährt sich von kleinen Krebstieren und Mollusken. Lebhafter und angriffslustiger als der Grönlandwal. Ziemlich ausgerottet.

Balæna mysticetus L., Grönlandwal. Kopf von ein Drittel Körperlänge. Körper gedrungen. Mundwinkel vor dem Auge liegend. Schwarz, mit heller Färbung am Unterkiefer und der Genitalgegend. Barten (bis 4 m lang) schwarz, 300 jederseits. Länge bis 20 m. Nördliches Eismeer. 1805 ein Exemplar bei Helgoland gestrandet. Lebt in kleinen Gesellschaften. Man hat auch Hunderte von wandernden Grönlandwalen zusammengesehen. Da er wenig angriffslustig, ist seine Jagd leichter und nicht so gefährlich. Nährt sich von kleinen Schnecken und Krebstieren. Copula fällt in die Sommermonate, der Wurf in den März oder April. Ehedem viel gejagt, jetzt lohnt der Fang nicht mehr, da er bedeutend an Zahl abgenommen, respektive fast ausgerottet ist. Der Wert eines gefangenen Exemplars war ein sehr großer, allein die Barten repräsentierten einen solchen von zirka 40,000 Mark.

Gesamt-Register der Reihe Säugetiere.

45 *

U.

V.

W.

X.

Z.

